

# ZEITSCHRIFT FÜR ETHNOLOGIE

---

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte



Zweiundsechzigster Jahrgang  
1930

---

Mit 27 Abbildungen auf Tafeln  
sowie 169 Abbildungen und Karten im Text

---

BERLIN  
JULIUS SPRINGER  
1931





# I. Abhandlungen und Vorträge.

## Kunst und Religion der Mayavölker II.

### Die Copaner Denkmäler.

Von

E. P. Dieseldorff, Coban (Guatemala).

Die Mayadenkmäler sind die amerikanische Sphinx. Als ich in Copan war, zog es mich jeden Tag unwiderstehlich zu den großen Standbildern, die fast hypnotisch wirken, und in deren Betrachtung man versinkt, ohne zu wissen warum und ohne der Lösung näher zu kommen. Wenn ich auch glaube, in langjähriger Arbeit einen Teil der Fragen über Copan richtig gelöst zu haben, so muß ich doch zugeben, daß auch andere Resultate möglich sind, weil die Schlüsse meistens auf weit ausgeholten Kombinationen beruhen.

Bei meiner Arbeit hat mir die mustergültige Wiedergabe der Mayadenkmäler in Alfred P. Maudslays „*Biologia centrali americana*“ als Unterlage gedient; für die Ausrechnung der Daten benutzte ich „*The inscriptions at Copan*“, das Monumentalwerk von Sylvanus G. Morley, außerdem die eingehenden Berechnungen von Herbert S. Spinden in „*The reduction of Mayan dates*“ und die unentbehrlichen, grundlegenden „*Gesammelten Abhandlungen*“ von Eduard Seler. Besonders wichtig sind die Arbeiten von John E. Teeple, welche durch sein letztes Werk: „*Maya Astronomy*“, gekrönt werden. Die Bilder von Copan sind mir freundlicher Weise von Dr. Alfred P. Maudslay zur Verfügung gestellt worden. Ich beziehe mich öfters auf mein erstes Buch: „*Kunst und Religion der Mayavölker*“ (Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 57, 1925). Die Klischees sind in mustergültiger Weise durch die Bauersche Gießerei, Frankfurt am Main, ausgeführt, und die Retusche durch den dort beschäftigten Herrn Kilian Raab.

Copan, die wichtigste Kult- und Wallfahrtsstätte der Mayas von Honduras, Guatemala und Salvador, war hauptsächlich der Beobachtung und Anbetung von Sonne, Abendstern und Morgenstern gewidmet.

Da die elementaren Grundlagen der Maya-Zeiteinteilung bekannt sind, übergehe ich sie und beleuchte zunächst die astronomischen Zahlen.

Abkürzungen: J. = Jahr zu 365 d; TJ. = Tropisches Jahr zu 365,242 d; MJ. = Mayajahr, Schema oder vager Durchschnittsumlauf eines Planeten; SDJ. = Synodisches Jahr oder genauer Durchschnittsumlauf eines Planeten; d = Tag; MD. = Mayatag.

(MJ) Schema:	(SDJ) genaue Umlaufzeit:	Korrekturen:
Erde 365	365,242	+ 0,242
Venus 584	583,923	— 0,077
Mars 780	779,933	— 0,067
Merkur 115	115,55	+ 0,55
Jupiter 400	398,88	— 1,12
Saturn ?	378,09	—
Mond	29,53	—

## Die Tageszählung.

$18980 \text{ d} = 1 \text{ Kalenderring} = 52 \times 365 \text{ d} = \text{ein halber Venuszyklus.}$

$$365 \text{ d} = 1 \text{ Jahr} = 1 \text{ Haab} = 1 \text{ vages Jahr.}$$

### Die Venus Rechnung.

$$151\,840\text{ d} = 4\text{ Venuszyklen} = 416\text{ Sonnen MJ} = 260\text{ Venus MJ} \\ = 194.67\text{ Mars MJ.}$$
$$113880 \text{ d} = 3 \text{ Venuszyklen} = 312 \text{ Sonnen MJ} = 195 \text{ Venus MJ} \\ = 146 \text{ Mars MJ.}$$
$$37960 \text{ d} = 1 \text{ Venuszyklus} = 104 \text{ Sonnen MJ} = 65 \text{ Venus MJ} = 13 \text{ Solvenus}$$
$$2920 \text{ d} = 1 \text{ Solvenus} = 8 \text{ Sonnen MJ} = 5 \text{ Venus MJ.}$$

Die Venus- und Marskorrektur am Ende von 416 Jahren:

260 Venus MJ  $\times 0,077 = 20,02$  d; 194,67 Mars MJ  $\times 0,067 = 13,04$  d.

## Die Zeiteinteilung.

$1872000 \text{ d} = 13 \text{ Baktun} = 1 \text{ Baktunring}$ , die größte Periode der Mayas.

144 000 d = 1 Baktun, geschrieben 1. 0. 0. 0. 0.

7 200 d = 1 Katun,               ,,               1. 0. 0. 0.

$$360 \text{ d} = 1 \text{ Tun}, \quad \text{,,} \quad 1.0.0.$$

20 d = 1 Uinal,                   ,,                   1. 0.

$$1 \text{ d} = 1 \text{ Kin}, \quad \text{,,} \quad 1 \text{ d} = 1 \text{ Kin},$$

3600 d 1 Lahuntun, „ 10. 0. 0.

1800 d =	1 Hotun,	5. 0. 0.
----------	----------	----------

260 d = 1 Tzolkin, (aztekisch Tonalamatl.)

Die Stellung in der Gruppierung gibt den Zeitwert an, welcher mit der dort stehenden Zahl zu multiplizieren ist.

Der Baktun von 144000 d war die höchste Einheit, dann folgte der Katun von 7200 d als zweithöchste, dann der Tun von 360 d als dritthöchste, dann der Uinal von 20 d als vierthöchste und endlich Kin, der Tag, als niedrigste Stelle.

0 Pop, der Anfangstag des Jahres, kehrt stets nach 365 Tagen wieder. Das Jahr war eingeteilt in 18 Monate zu 20 Tagen, wozu am Schluß 5 Schmerzentage (Uayeb) kamen, welche dem Teufel (Guayeyab oder Mam) geweiht waren. Um einen Tag zu spezifizieren, gaben die Mayas nicht nur seine Stellung im Jahr an, sondern auch seine Lage im Tzolkin. Dieser bestand aus 260 d und wurde eingeteilt in 20 sogenannte Wochen zu 13 d. Ein Tag führte demgemäß vier Bezeichnungen: Position 1. seine Zahl in der Woche, Position 2. den Tagesnamen, Position 3. seine Zahl im Monat, Position 4. den Monatsnamen. Ein so bezeichneter Tag konnte erst nach 52 Jahren wiederkehren. Durch diese vierfache Bezeichnung konnte der Eingeweihte die Lage des Tages leicht ermitteln, aber nicht der gewöhnliche Mann.



Die Tendenz alles geheim zu halten und zu verschleiern, ist bei den Mayas stark ausgeprägt. Die wichtigsten Daten sind nicht einmal niedergeschrieben, aber sie konnten rechnerisch durch den Priester gefunden werden.

Die Vorteile des Dezimalsystems sind den Mayas wohl zum Bewußtsein gekommen, denn sie besaßen als Bilderschrift die Zahlen 1 bis 10 in Form von Götterköpfen. Einige derselben sind festgestellt: 3 = Mars, 4 = Sonne, 5 = Guayeyab; die anderen sind wahrscheinlich: 1 = Erde, 8 = Mond, 9 = Jupiter, 10 = Venus während der unteren Konjunktion; denn, da sie dann unsichtbar ist, wird sie als Schädel dargestellt. Diese, von der Venus herrührende Knochenzeichnung, wird am Unterkiefer der anderen Götterköpfe angebracht, um dadurch ihren Wert um 10 zu erhöhen. Die Götter für 2, 6 und 7 sind unbekannt, da jedoch Merkur auch vertreten sein dürfte, wird einer der Köpfe ihm gehören.

An Stelle des Dezimalsystems wurde die Zwanzigerreihe angewandt; alle Zeitwerte, die Woche ausgenommen, lassen sich durch 20 teilen. Diese Art Zählung dürfte bei vielen Völkern die ursprüngliche gewesen sein, weil man dazu Finger und Zehen benutzen konnte. Reste von ihr finden sich in *soixante-dix*, *quatre-vingt* und *quatre-vingt-dix*. Die Zahlen der Kekchi-Indianer Guatemalas, die zur Mayagruppe gehören, haben eigene Worte von 1 bis 10; von 11 bis 19 kehren dieselben wieder in Verbindung mit 10; 20 heißt ein Tabak, weil die Tabakblätter zu 20 gebündelt werden; 21 heißt eins auf 40, womit man sagen wollte: ein Tag auf dem Weg nach der nächsten Einheit, denn gleich nach der Ankunft der Spanier schrieben sie z. B. anstatt 11. Januar „11 Tage auf dem Weg des Monats Januar“. Die Zahlen erhöhen sich stets um 20 bis auf 400, eine neue Einheit, die auf 400 Maiskolben beruht, und von dort ab immer um das Zwanzigfache. Diese Schriftart und die Zählweise der Mayas waren so gewählt, um die Übersicht und das Rechnen zu erleichtern.

Die **Kalenderfrage** haben die Mayas auf einfache, aber überaus praktische Weise gelöst, besser als alle anderen Völker, woraus ihre geistige Größe klar bewiesen ist. Sie hatten nämlich zwei Kalender, einen, in dem jeder Tag weiterrechnet und einen anderen, der sich der Sonne anpaßt. Der erstere, den ich die Tageszählung nenne, ist der von den Priestern gebrauchte, in welchem alle Daten liegen, die auf den Denkmälern und Codices niedergeschrieben sind. Der zweite, den ich die Sonnenrechnung nenne, ist der populäre Kalender, bei dem jeder Tag und Monat wieder auf dieselbe Jahreszeit fiel. Beide Rechnungen fingen an einem Tage 4 Ahau 8 Cumhu an, der nach der Korrelation von Spinden auf den Tag 14. Oktober 3373 v. Chr. fiel. In beiden Kalendern besteht das Jahr aus 365 Tagen, welches  $\frac{1}{4}$  d zu kurz ist im Vergleich zu dem Umlauf der Erde, der 365,242 Tage beträgt. Daher fiel nach vier Jahren in der Tagesrechnung der Tag, welcher die Lage des 4 Ahau 8 Cumhu einnahm, nicht mehr auf den 14. Oktober, sondern auf den 13. Oktober 3369 v. Chr. Nach 100 Jahren fiel er auf den 20. Sept. 3273 v. Chr. und nach 1508 Jahren, nachdem dieser Tag ein Jahr rückwärts durchwandert war, fiel er wieder auf den 14. Oktober, im Jahre 1865 v. Chr. Im Laufe der Zeiten durchwanderte so der 4 Ahau 8 Cumhu und alle anderen Tage des Kalenders mit ihm, zweimal das Jahr. Das zweite Zusammenfallen des 14. Oktober trat demnach im Jahre 357 v. Chr. ein, und ein drittes Vorkommen wäre am 14. Oktober 1151 n. Chr. eingetreten, aber an diesem Tage war nach Spindens Korrelation die Mayakultur bereits untergegangen.

Bei dieser Tageszählung wurde der erste Tag als Null gerechnet, und erst der zweite Tag erhielt die Zahl Eins. Die Mayas haben daher die Tage erst gerechnet, nachdem sie abgelaufen waren und nur volle verfllossene



Tage berücksichtigt, so daß jeden Morgen die Reihe um einen Tag vermehrt wurde, einerlei, ob es ein gewöhnlicher oder ein Schalttag war.

Die zweite Rechnung war die des Sonnenjahres, denn in ihr lagen die Tage in genauer Abstimmung mit den Aufgängen der Sonne. Wenn im Kalender ca. 13 Jahre verflossen waren, wurden immer 3 Schalttage eingeschoben. Wenn aber ca. 256 Jahre voll waren, wurden immer 2 Extraschalttage, zusammen also 5 Tage, eingeschaltet. Diese Tage wurden jedoch in der Sonnenrechnung nicht mitgerechnet. Von allen Daten, die wir kennen, liegt mit Sicherheit nur ein einziges im Sonnenjahr, nämlich 9. 14. 19. 8. 0. Diese weittragende Entdeckung wurde durch Dr. Teeple in seinem Werk: *Maya Astronomy*, Carnegie Institution, Washington 1930 bekannt gegeben. Das Sonnendatum wurde hier niedergeschrieben, weil am Tage 9. 15. 0. 0. 0. der Tageszählung der dreiviertel Abschnitt ihres aus 13. 0. 0. 0. 0. bestehenden Millenniums zu Ende ging. Aus der Differenz zwischen beiden Daten ergibt sich die Anzahl der im Sonnenjahr verflossenen Schalttage, welche 200 d ausmachen; zu diesen müssen noch die zwei Jahre (730 d) hinzugerechnet werden, welche der Kalender rückläufig durchschritten hatte, so daß am Tage 9. 15. 0. 0. 0. (1404000 MD) 930 Schalttage vom Beginn der Mayaära an verflossen waren. Aus diesen Zahlen läßt sich die Länge feststellen, welche die Mayas für das tropische Jahr gefunden haben, und die für diesen Tag 365,2418 beträgt, denn  $\frac{930}{1404000} = \frac{0,2418}{365}$ . Hätten die Mayas

einen Schalttag mehr gerechnet, dann wäre die Länge zu groß geworden, denn  $\frac{931}{1404000} = \frac{0,2423}{365}$ .

Man erkennt hieraus, daß die Mayas eine Methode besessen haben müssen, welche es ihnen ermöglichte, genau die Länge des tropischen Jahres festzustellen. Während Stele A Copan die Anzahl Schalttage indirekt angibt, findet sich auf der zu ihr gehörigen benachbarten Stele B das Schaltsystem ausgedrückt, nach welchem die Schalttage eingefügt worden sind, worauf ich später zurückkomme.

Der Regent dieser Schaltung war der Alligator, denn auf Stele A. ist als Einführungshieroglyphe ein Alligatorkopf gewählt. Es gibt nun in Copan einen Alligatoraltar, auf dem merkwürdigerweise dieses Tier mit gebundenen Füßen dargestellt ist. Es ist wahrscheinlich, daß hierdurch das Aufhören der Schalttage ausgedrückt ist.

Die Mayas zählten in der Sonnenrechnung die Schalttage nicht mit, welche als tot, verbrannt oder vom Alligator unter Wasser gezogen galten. Es ist auf den zugehörigen Altären Abb. 6, 8, 11, 21 die Sonne tot dargestellt oder der gefesselte Schlangennadler als Repräsentant der stillstehenden Sonnenrechnung. Die Mayas befürchteten, daß, so wie die Sonnenrechnung stillstände, auch die Sonne selbst still stehen, und der Untergang der Welt eintreten könnte. Auf der letzten Seite des Dresdener Mayacodex, auf der die Welt durch eine Sintflut untergeht, fallen aus dem Rachen des Alligators Wasserströme auf die Erde. Die großen Blutopfer, die eigene Blutentziehung, das Auslöschen des Feuers und noch viele andere Qualen erbitterten das Volk derart, daß am Tage 9. 16. 12. 5. 17. Copan mit der Feier dieser Schalttage aufhörte. Auf dem zugehörigen Tempel 11 ist daher auf einer Seite ein Kopf dargestellt, der nichts anderes als die Schaltrechnung repräsentieren kann und von einer toten Maske bedeckt ist, während auf der anderen Seite die Schlange als Zeit mit dem Zeichen der Erde dargestellt ist. Diese letztere ist die Tagesrechnung.

Der Tag 9. 16. 12. 5. 17. war daher der Tag der Revolution in Copan, bei welcher die furchtbaren Schalttage aufhörten und damit auch die Macht



der Priester und die der Götter. Dieser Wandel beschränkte sich aber nur auf Copan, denn in den Siedlungen der anderen Mayastämme, im nahen Quiriguá und im Petengebiet trat keine Änderung in den Opfern und der Ausübung des Glaubens ein.

Das **Tropische Jahr** haben die Copaner Astronomen als 365,242 d festgestellt. Dieses war das der Allgemeinheit bekannte, populäre Jahr, nach welchem das Vorbereiten, Brennen und Säen des Maisfeldes geschah. Landa gibt an, daß der erste Tag des Jahres, welcher im 16. Jahrhundert „1 Pop“ genannt wurde, stets auf den 16. Juli julianischer Rechnung fiel; dies kann aber nur eintreten, wenn Schalttage hinzugefügt wurden. Auch wird angegeben, daß die Mayas nach einer Reihe von Jahren den „Monat Pop in Ordnung brachten“, d. h. die Schalttage berücksichtigten, damit der Anfang des tropischen Jahres wieder in dieselbe Jahreszeit fiel. In den Büchern des Chilam Balaam von Chumayel steht, daß die Schaltung beim Ahau 13 geschah; hiermit können nur die Abschnitte von 13 Tun und 13 Katun gemeint sein, die sich als die zwei Schaltperioden erwiesen haben.

Die **Mond-Supplementärserie** ist meist dem Einführungsdatum hinzugefügt und zwar derart, daß sie zwischen Tag (Position 1, 2) und Monat (Position 3, 4) eingeschaltet ist. Sie besteht aus 6—8 Hieroglyphen. Durch die scharfsinnigen Arbeiten von Morley und Teeple ist festgestellt worden, daß sicher drei von ihnen, wahrscheinlich auch weitere vier, auf den Mond Bezug haben. Die ersteren geben an, wieviel Tage der Mond alt ist, und wieviel Monde im Mondhalbjahr verfließen sind. Dies besteht aus sechs Mondumläufen ( $6 \times 29,53059 \text{ d} = 177,18354 \text{ d}$ ), welche Periode im Cod. Dresd. S. 51—58 für die Finsternisrechnung dient. Da die Mondumläufe nicht in kurzen Abständen mit den Zeiteinteilungen zusammenfallen, beruht die Wichtigkeit des Mondes auf seinem Zusammenhang mit den Finsternissen und als Zeitmesser für das tropische Jahr. Die letzte Hieroglyphe dieser Serie wurde durch J. Eric Thompson erklärt (Glyph „G“ of the lunar series. Amer. Anthropologist Vol. 31, II. 1929). Sie kommt in neunfacher Verschiedenheit vor und wechselt jeden Tag, so daß sie in Verbindung tritt mit neun Beschützern, in denen die „Neun Herren der Nacht“ vermutet werden.

Der **Saros**, die Periode der Finsternisse, ist auf den Copaner Stelen von 9. 9. 0. 0. 0. bis 9. 13. 10. 0. 0. angegeben, aber später nicht mehr, so daß man annehmen kann, daß am letzten Datum die Gesetze der Finsternisse richtig festlagen. Im Einklang hiermit ist im Dresdener Mayacodex der Tag 9. 16. 4. 10. 8. als Ausgang der Finsternistabelle gewählt. Leider sind die Tage, an denen die Finsternisse eintraten, entweder nicht niedergeschrieben, oder von uns noch nicht erkannt. Sollte dies gelingen, dann wäre es leicht, die Korrelation, d. h. die Übereinstimmung der Mayazeit mit der unsrigen mit Sicherheit festzustellen, aber die Wahrscheinlichkeit ist gering, weil in den Inschriften nicht die Daten der tatsächlichen Ereignisse angegeben sind, sondern die astronomischen Regeln und das Zusammenfallen der Umlaufzeiten mit anderen Abschnitten.

Die **astronomischen Grundzahlen**. Die Mayas hatten bei ihren Berechnungen mit dem großen Nachteil zu kämpfen, daß sie keine Bruchrechnung kannten. Die Planetenumläufe betragen jedoch nicht volle Tage, sondern eine Anzahl Tage und den Bruchteil eines Tages. Man half sich dadurch, daß nur die vollen Tage des Durchschnittsumlaufs gerechnet wurden.

Demgemäß mußte für jedes Gestirn: Sonne, Venus, Mars, Merkur und Jupiter noch eine besondere Rechnung geführt werden über die Differenzen, welche zwischen dem Schema und den heliakischen Aufgängen entstanden. Bei Sonne und Merkur mußten dem Schema Schalttage hinzu-



gefügt, bei Venus, Mars und Jupiter Tage fortgelassen werden. Die Daten der Copaner Denkmäler, welche sich auf Planetenaufgänge beziehen, sind die der schematischen Rechnung, aus der dann durch Addition oder Subtraktion der Korrekturtage der wirkliche Aufgang gefunden werden konnte. Hierbei konnten die Priester dann auch noch die Unterschiede berücksichtigen, welche bei jedem Planetenaufgang eintraten, denn die Umläufe sind nicht gleich lang.

Die Durchschnittsumläufe von Venus und Mars machen beinahe volle Tage aus, so daß eine Korrektur der Venus- und Marsrechnung erst nach vielen Jahren nötig wurde; dies dürfte auch der Grund gewesen sein, weshalb die Mayas diese Planetenumläufe zu ihrer Zeitmessung benutzten.

Ferner machten sie die wichtige Beobachtung, daß Sonne und Venus sich in ihrem schematischen Umlauf zueinander verhalten wie 8 zu 5, denn 2920 d besteht aus 8 Sonnen MJ und zugleich 5 Venus MJ. Dieser Zeitabschnitt, welchen ich Solvenus nenne, bildet im Dresdener Mayacodex die Grundzahl des Kalenders. Die nächsthöchste Zahl 37960 d ist so gebildet, damit darin die Sonnen- und Venusrechnung restlos aufgehen; sie enthält 13 Solvenus: ich nenne sie einen Venuszyklus. Dieser besteht demgemäß aus 104 ( $13 \times 8$ ) Sonnen MJ = 65 ( $13 \times 5$ ) Venus MJ und enthält zwei Kalenderringe von 52 Sonnen MJ.

Die Zahl 13, aus Sonnen- und Venuslänge entstanden, war heilig, denn 13 Tage sind eine Woche, 13 Uinal sind ein Tzolkin, und 13 Tun ist die Zeit, in der sowohl 6 Mars MJ wie auch 18 Tzolkin enthalten sind. 13 Katun sind 120 Mars MJ und zugleich 209 Jupiter MJ, und 13 Baktun sind ihr Millenium. In den Mythen der Kekchi Indianer kommt die Zahl 13 oft vor. Wenn der Indianer den Maisgott Tzultacá anfleht, daß dieser sein Maisfeld vor Tierschaden schütze, so bittet er ihn, daß er die Waldtiere hinter 13 Bergketten bringen möge, so weit, daß sie das Maisfeld verschonen; bei Beschwörungen werden 13 Tzultacás angerufen, als Personifikation von 13 Bergketten und 13 Wasserläufen. Das Fasten erfordert während 13 Tagen das Fortlassen von Salz und rotem Pfeffer und eine 13tägige eheliche Enthaltsamkeit.

Im Dresdener Mayacodex sind außer einem Venuszyklus noch 2, 3 und 4 solcher Zeitabschnitte niedergeschrieben. In 3 Venuszyklen gehen die Mars MJ. ohne Rest auf; am Ende des 4. Venuszyklus beträgt die Differenz zwischen dem Schema und dem ersten Aufgang des Morgensterns 20 Tage und dem des Mars, 13 Tage; es sind dann 260 Venus MJ vergangen.

Die Mayas wurden außerdem darauf aufmerksam, daß das Mars MJ aus  $3 \times 260$  d besteht. Die Marsgesichter sind zu erkennen durch 3 Knöpfe oder Doppelkreise. Die besondere Eignung des Mars MJ für die Rechnung besteht darin, daß bereits 6 Mars MJ auf ein Tun- und ein Tzolkinende fallen, denn  $6 \times 780 \text{ d} = 13 \times 360 \text{ d} = 18 \times 260 \text{ d}$ .

Sonne, Venus und Mars bilden somit die Grundpfeiler der Zeitrechnung der Mayas und ihrer an die Sterne gerichteten Anbetung. Diesem Dreigestirn war der herrliche Tempel 22 zu Copan geweiht. Er diente außerdem der Verehrung des auf Sonne, Venus und Tzolkin beruhenden Jahrhundert von 104 MJ, dem doppelten Kalenderring, dem auch das wichtigste Denkmal der Mexikaner, der aztekische Kalenderstein, geweiht war.

Da alle bisher entzifferten Inschriften der Denkmäler nur astronomischen und kalendarischen Inhalt haben, so ergibt sich, daß die Umläufe der Gestirne für die Mayas besonders wichtig waren. Wir wissen nicht, was der Endzweck dieser Beobachtungen gewesen ist, ob sie verflossene oder zukünftige Ereignisse betrafen, oder ob die Mayas damit Orakelsprüche und Astrologie verbanden. Vielleicht hatten sie den Zweck eine Formel für die Voraussage des Wetters zu finden, über den Eintritt der Regenzeit, welcher



für das Gedeihen des Maises bestimmend ist. Gerade wie es bei uns auch Anhänger der Ansicht gibt, daß die Stellung der Planeten einen Einfluß auf die Witterung hat, ähnlich wie es der Mond auf Ebbe und Flut hat, so könnten auch die Mayapriester in dem Stand der Planeten den Grund für das sehr wechselnde Wetter gesehen und daher so großen Wert auf den Stand der Planeten und des Mondes gelegt haben.

Das Leben des Indianers hängt in erster Linie vom Gedeihen des Maises ab, und dieses wiederum von der Wahl des Tages, an dem das abgeschlagene Buschwerk gebrannt wird, weil gleich hinterher gepflanzt werden muß. Es ist selbstverständlich, daß die Priester um Rat gefragt wurden, an welchem Tag das Brennen geschehen solle, und es ist sicher, daß diese daher nach Regeln für die Witterungsvoraussage suchten. Wenn dann die Regen nicht eintraten, und die Saat verdorrte, mußten die Priester nochmals helfen und den Regen herbeilocken, aus welchem Grund sie auch den Titel „Ahpulhaab“, d. h. Regenbringer führten. (Morley S. 507.) Als im Jahre 1536 in Yucatan die Maisfelder verdorrten, zogen die Priester mit Jungfrauen und dem Besten, was sie sonst noch besaßen, nach Chichenitza, um alles in das dortige Wasserloch hineinzuwerfen als Opfer für den Feuergott, welcher darin wohnen sollte. Sie hofften, daß ihn die freiwillig dargebrachten Opfer besänftigen, und somit die Regen eintreten würden.

Was nun die Rechenkunst der Mayas betrifft, so wissen wir nicht, wie weit sie es darin gebracht haben, aber das Fehlen eines einfachen Rechenzeichens, wie wir es in den arabischen Zahlen besitzen, läßt vermuten, daß sie weder schwierigere Multiplikation noch Division ausführen konnten, sondern ihre Berechnungen durch Addition und Subtraktion vornahmen. Sie werden zum Zählen Maiskörner benutzt haben, wie dies noch der heutige Indianer tut.

Für die Berechnung der Planetenumläufe war es daher wichtig, die Rechnung möglichst zu vereinfachen und sie mit den immer wiederkehrenden Zeitwerten Haab, Tun und Tzolkin zu kombinieren. Diese Zeitlängen konnten dann bei der Ausrechnung unberücksichtigt bleiben, weil in ihnen volle Umläufe enthalten waren; es war dann nur noch nötig, die Schalttage und das Fortschreiten des Gestirns während der Resttage in Betracht zu ziehen. Die Mayas haben daher folgende Kombinationen gesucht und benutzt:

Zusammenfallen des Jahres „Haab“ (365 d) mit:

Venus	$65 \times 584 = 104 \times 365 = 37960 \text{ d} = 5. 5. 8. 0.$
Mars	$73 \times 780 = 156 \times 365 = 56940 \text{ d} = 7. 18. 3. 0.$
Jupiter	$73 \times 400 = 80 \times 365 = 29200 \text{ d} = 4. 1. 2. 0.$
Merkur	$73 \times 115 = 23 \times 365 = 8395 \text{ d} = 1. 3. 5. 15.$

Zusammenfallen des Tun (360 d) mit:

Jahr	$72 \times 365 = 73 \times 360 = 26280 \text{ d} = 3. 13. 0. 0.$
Venus	$45 \times 584 = 73 \times 360 = 26280 \text{ d} = 3. 13. 0. 0.$
Saros	$45 \times 584 = 4 \times 6570 = 26280 \text{ d} = 3. 13. 0. 0.$
Mars	$6 \times 780 = 13 \times 360 = 4680 \text{ d} = 13. 0. 0.$
Jupiter	$9 \times 400 = 10 \times 360 = 3600 \text{ d} = 10. 0. 0.$
Merkur	$72 \times 115 = 23 \times 360 = 8280 \text{ d} = 1. 3. 0. 0.$

Man sieht, daß der Wert der Tunrechnung darauf beruht, daß Uinal und Kin als Endzahlen „Null“ haben. Damit dies in die astronomischen Berechnungen hineinpaßte, hat man, wie schon erwähnt, den ersten Tag nicht Eins, sondern Null genannt. Erst in späterer Zeit, als die astronomischen Beobachtungen an Wichtigkeit verloren, gab man dem ersten Tag die Zahl Eins.

## Zusammenfallen des Tzolkin (260 d) mit:

Jahr	$52 \times 365$	$= 73 \times 260$	$= 18980 \text{ d} = 2. 12. 13. 0.$
Venus	$65 \times 584$	$= 146 \times 260$	$= 37960 \text{ d} = 5. 5. 8. 0.$
Mars	$6 \times 780$	$= 18 \times 260$	$= 4680 \text{ d} = 13. 0. 0.$
Tun	$13 \times 360$	$= 18 \times 260$	$= 4680 \text{ d} = 13. 0. 0.$
Jupiter	$13 \times 400$	$= 20 \times 260$	$= 5200 \text{ d} = 14. 8. 0.$
Merkur	$52 \times 115$	$= 23 \times 260$	$= 5980 \text{ d} = 16. 11. 0.$
Merkur	$9 \times 115,55$	$= 4 \times 260$	$= 1040 \text{ d} = 2. 16. 0.$

## Zusammenfallen des Hotun, Lahuntun und Katun mit:

Jahr	$360 \times 365$	$= 365 \times 360$	$= 131400 \text{ d} = 18. 5. 0. 0.$
Venus	$225 \times 584$	$= 365 \times 360$	$= 131400 \text{ d} = 18. 5. 0. 0.$
Mars	$30 \times 780$	$= 65 \times 360$	$= 23400 \text{ d} = 3. 5. 0. 0.$
Jupiter	$9 \times 400$	$= 10 \times 360$	$= 3600 \text{ d} = 10. 0. 0.$
Merkur	$720 \times 115$	$= 230 \times 360$	$= 82800 \text{ d} = 11. 10. 0. 0.$
Mond	$1341 \times 29,5302$	$= 110 \times 360$	$= 39600 \text{ d} = 5. 10. 0. 0.$
Sonne	$1440 \times 365$	$= 1460 \times 360$	$= 525600 \text{ d} = 3. 13. 0. 0. 0.$
Venus	$900 \times 584$	$= 1460 \times 360$	$= 525600 \text{ d} = 3. 13. 0. 0. 0.$
Mars	$120 \times 780$	$= 260 \times 360$	$= 93600 \text{ d} = 13. 0. 0. 0.$
Jupiter	$18 \times 400$	$= 20 \times 360$	$= 7200 \text{ d} = 1. 0. 0. 0.$
Merkur	$1440 \times 115$	$= 460 \times 360$	$= 165600 \text{ d} = 1. 3. 0. 0. 0.$
Mond	$2682 \times 29,5302$	$= 220 \times 360$	$= 79200 \text{ d} = 11. 0. 0. 0.$

Wenn diese rechnerisch gefundenen Zahlen in den Inschriften angetroffen werden, beziehen sie sich auf die betreffenden schematischen Werte. Demnach ergibt sich:

- 1 Kalenderring = 18980 d hat Bezug auf Sonne und Venus.
- 13 Tun = 4680 d hat Bezug auf Mars und auf Schaltungen im TJ.
- 13 Katun = 93600 d hat Bezug auf Mars und auf Schaltungen im TJ.
- 1 Lahuntun = 3600 d hat Bezug auf Jupiter.
- 1 Katun = 7200 d hat Bezug auf Jupiter.
- 23 Haab = 8395 d hat Bezug auf Merkur.
- 1 Tzolkin = 260 d hat Bezug auf Abendstern oder auf die Differenz zwischen 52 MJ und 52 Tun, oder auf  $52 \times 5$  Guayeyabtage.

Die Korrektur der Planetenumläufe bot keine Schwierigkeit, da man nur folgende Schaltungen zu wissen brauchte:

13 Venus	MJ. = 1. 1. 1. 12.	benötigen 1 d Ausfall, ergibt 1. 1. 1. 11.
30 Mars	MJ. = 3. 5. 0. 0.	„ 2 d „ „ 3. 4. 17. 18.
18 Jupiter	MJ. = 1. 0. 0. 0.	„ 20 d „ „ 19. 17. 0.
25 Jupiter	MJ. = 1. 7. 14. 0.	„ 28 d „ „ 1. 7. 12. 12.
20 Merkur	MJ. = 6. 7. 0.	„ 11 d Einschaltg. „ 6. 7. 11.
73 Merkur	MJ. = 1. 3. 5. 15.	„ 40 d „ „ 1. 3. 7. 15.

Die Feststellung des tropischen Jahres durch die Mondumläufe (nach Teeple), laut Stele A:

$$\text{Mond } 235 \times 29,5319 = 19 \times 365,263 = 6940 \text{ d} = 19. 5. 0.$$

Da 6940 Tage nicht genau gleich 235 Mondumläufen ist, so ist die sich ergebende Bruchzahl zu hoch. Das Gleiche ergibt sich aber auch beim TJ, und da der eine Unterschied genau so groß ist wie der andere, heben sie sich auf. Wenn man die wirklichen Mondumläufe errechnete, kam man genau auf die richtige Jahreslänge, denn (nach Teeple)



$$\text{Mond } 235 \times 29,5302 = 19 \times 365,242 = 6939,6 \text{ d} = 19. 5. 0.$$

$$\text{Ferner lt. Teeple: } 149 \times 29,5302 = 4400 \text{ d} = 12. 4. 0.$$

Die Mondumläufe korrespondieren daher mit dem tropischen Jahr, aber der Mond eignet sich nicht zur Jahreskorrektur. Diese konnte am besten dadurch geschehen, daß man immer nach sechs schematischen Marsumläufen 3 Tage einschaltete, immer nach 120 Umläufen zwei weitere Tage und nach 2400 Umläufen einen Tag. Es würden sich dann folgende Verhältnisse ergeben:

Die Korrektur des tropischen Jahres durch Mars, laut Stele B:

$$\begin{array}{llll} 6 \times 780 = & 4680 \text{ d} = & 13. 0. 0. & \text{jedesmal 3 d einschalten,} \\ 120 \times 780 = & 93600 \text{ d} = & 13. 0. 0. 0. & \text{jedesmal 2 d einschalten,} \\ 2400 \times 780 = & 1872000 \text{ d} = & 13. 0. 0. 0. 0. & 1 \text{ d einschalten.} \end{array}$$

Diese Korrektur bedingt im Laufe von 13 Baktun das Einschalten von 1241 Tagen, woraus sich die Länge des tropischen Jahres als 365,242 d ergibt, denn  $\frac{1241}{1872000} = \frac{0,242}{365}$ .

Der Tzolkin oder Tonalamatl, das Zeitmaß von 260 d, dürfte aus folgenden Gründen entstanden sein: Für die Priester war es nötig, jeden Tag derartig zu kennzeichnen, daß sie selbst seine Lage im Kalenderring leicht feststellen konnten, aber nicht der gewöhnliche Mann. Deshalb fügten sie zu den 365 Tagen ein anderes, kleineres Maß hinzu, den Tzolkin, welcher sich öfters erneuerte als das MJ.

Zum Tzolkin wählte man 260 Tage, weil sich diese Zahl besonders hierfür eignet. Sie bildet den Rest zwischen MJ und Tun nach Ablauf von 52 Jahren. Die Regentschaft des Abendsterns von seinem Erscheinen bis zu dem des Morgensterns dauert ungefähr 260 Tage. Die Schmerzenstage, welche dem Teufel (Guayeyab) geweiht waren, betragen in einem Kalenderring 260 Tage. Bei Ablauf der großen Sonnen-Venusperiode von 416 MJ = 260 Venus MJ ergeben sich folgende Differenzen: Der Venusaufgang ist 20 Tage hinter dem Venusschema zurückgeblieben, und der Marsaufgang 13 Tage hinter dem Marsschema. Die erste Zahl bildet einen Monat, die zweite eine Woche, und  $20 \times 13$  den Tzolkin. Drei Tzolkin sind ein Mars MJ und sechs Mars MJ sind 13 Tun oder 18 Tzolkin. H. Ludendorff hat in seinen beiden wertvollen Berichten „Über die Reduktion der Mayadatierungen auf unsere Zeitrechnung“ und „Über die Entstehung der Tzolkinperiode im Kalender der Maya“ (Preuß. Akademie der Wissenschaften 1930) grundlegende Betrachtungen darüber angestellt, daß der doppelte Tzolkin sich gut für die Berechnungen der Finsternisse verwenden läßt, und daß diese Periode einer ähnlichen Korrektur bedarf, wie die der Venus gegenüber dem Schema.

Die **Korrelation**, die Frage, auf welchen Tag unserer Zeitrechnung irgendein Mayatag fällt, ist noch umstritten. Ludendorff, welcher als Astronom hierfür kompetent ist, schließt sich der Theorie Spindens an, die daher als richtig gelten kann. Hiernach ist der julianische Tag zu errechnen, wenn man zu der Mayazahl 489384 d hinzuzählt.

Daraus ergibt sich folgende Feststellung:

Anfang der Mayaära: 13. 0. 0. 0. 0.	4 Ahau 8 Cumhu	14. Okt. 3373 v. Chr.
Leidener Platte: 8. 14. 3. 1. 12.	1 Eb 0 Yaxkin	17. Nov. 60 n. Chr.
Glanzperiode Copan: 9. 15. 0. 0. 0.	4 Ahau 13 Yax	22. Okt. 471 n. Chr.
Neuer Feuertag Copan: 9. 16. 12. 5. 17.	6 Caban 10 Mol	2. Sept. 503 n. Chr.



Die vorliegende Arbeit ist die Folge eines Berichtes über den aztekischen Kalenderstein an den 23. Amerikanistenkongreß.

Der **aztekische Kalenderstein**, (Abb. 1) das hauptsächlichste Denkmal der Mexikaner, ist durch Hermann Beyer in seinem in Mexiko erschienenen Buch „El Calendario Azteca“ ausführlich besprochen worden. Auf diesem Monument befindet sich in der Mitte das runde Antlitz des Sonnengottes, welcher blutfordernd die Zunge ausstreckt, als Notschrei für das Weiterbestehen der Welt. Das Sonnenbild ist eingerahmt von dem Zeichen Vier Olin, dem Tage, an dem man befürchtete, daß die Sonne sterben und der Weltuntergang durch Erdbeben eintreten würde. Um diesen Kreis herum liegen verschiedene Ringe, zuerst die zwanzig Tage des aztekischen Kalenders, welche dem Stein seinen Namen gegeben haben; dann folgt ein Ring, in welchem vierzigmal eine Hieroglyphe wiederkehrt, die man Quincunx nennt, und die aus fünf Kreisen besteht, einer in der Mitte und vier in den Ecken; weiter ein Ring von Adlerfedern, die auf allen Blutschalen als typische Verzierung angebracht sind, und ferner ein Ring, welcher Blut darstellt. Das Ganze wird eingerahmt durch zwei Feuerschlangen, welche die Peripherie bilden.

In seiner mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis ausgeführten Abhandlung erklärt Beyer, daß der Kalenderstein ein Quauhxicalli, d. h. eine Blutschale für die Sonne sei. Dagegen sehe ich heute in ihm ein Altarbild, welches die Periode von 104 Jahren darstellt, an deren Ende, wie bei der Wiederkehr von 52 Jahren, jegliches Feuer ausgelöscht werden mußte, weil der Weltuntergang befürchtet wurde. Das Denkmal drückt zugleich die Forderung aus, daß der Sonne Menschenopfer gebracht werden müssen, um die drohende Katastrophe zu vermeiden. Meine Erklärung beruht darauf, daß ich hier den Quincunx als das Sonnenjahr von 365 Tagen erkenne.

Der Quincunx bedeutet je nach den zugehörigen Darstellungen die Periode oder Umlaufszeit eines Planeten, und zwar, wenn nichts anderes aus dem Zusammenhang hervorgeht, die Umlaufszeit der Venus, von einem heliakischen Erscheinen derselben bis zum andern. Beyer dagegen sieht, wie seine Vorgänger, im Quincunx nur den allgemeinen Begriff „Edelstein“; Seler erklärt ihn als Hieroglyphe des Venusgottes, weil der Quincunx in den aztekischen Handschriften oft im Gesicht dieses Gottes vorkommt.

In den Handschriften und auf den Steindenkmälern der Mayas erscheint der Quincunx oft und verschiedenartig, aus welchem Grunde die Erklärung „Schmuck“, „Venusgott“ oder „gelb“ nicht richtig sein kann. Als ich alle Vorkommnisse zusammentrug, um hieraus den Sinn zu finden, fiel mir besonders auf, daß der Quincunx ein wichtiger Teil der Hieroglyphe des ersten Monats Pop ist. Pop ist Matte, und da der Begriff „Anfang“ am besten durch den Beginn eines Mattengeflechts, d. h. zwei umeinander gelegte Halme, ausgedrückt werden kann, paßt das Bild gut für den Anfangsmonat. In der Hieroglyphe des Monats Pop finden sich demgemäß zwei umeinander gelegte Binsenhalme als Anfang und der Quincunx als Sonnenperiode, zusammen: Anfang des Jahres.

Auch kommt der Quincunx in der Hieroglyphe des Monats Kayab vor, welche in Diego de Landa aus einem Backenzahn und dem Kopf einer Schnappschildkröte besteht. Da der Backenzahn in den Mayassprachen „Ka“ heißt, mußte ich annehmen, daß die Silben von Kayab durch zwei Gegenstände ausgedrückt sind, deren phonetischer Wert *ka* und *yab* ist; demgemäß müßte die Schnappschildkröte den Wert *yab* haben. Die Landa'sche Zeichnung hat im Ohr undeutliche Striche, die aber im Auge des Monats Kayab auf Stele „C“ Copan und Stele „A“ Quiriguá als der Quincunx erkennbar sind. *Yab*, *chiab*, *hab*, *haab* ist aber ein und dasselbe und bedeutet „Jahr“. Das Wort *yab* begegnet uns in diesem Sinne in dem Namen des

Teufels Guayeyab, was „Vater des Jahres“ bedeutet. Dieser ist der Gott „N“ der Codices, ein alter Mann, der auf dem Kopf den Tun = 360 Tage trägt; aber auf der Copaner Stele A und Quiriguá Maudslay Pl. 7 trägt er an Stelle des Tuns den Quincunx. Ernst Förstemann, unser größter Mayaforscher, errechnete den Wert des Quincunx zu 584 Tagen (ein Venusumlauf), was zutrifft (Weltall, Jg. IV, Heft 19 u. Jg. VI, Heft 2). Wenn der Quincunx auf einem Denkmal wiederkehrt, das einem bestimmten Gestirn geweiht ist, bedeutet er den Umlauf dieses Himmelskörpers und daher auf dem Calendario azteca das Sonnenjahr von 365 Tagen. Als ich auf diesem Altarbild nach dem Kalenderring von 52 Quincunxes suchte, fand ich, daß 40 sichtbar und 12 verhüllt sind, weil auf ihnen andere Ornamente, die Nasen der Feuerschlangen und die vier Sonnen- oder Jahreszwiebel liegen. Der Künstler weist also geradezu darauf hin, daß die Quincunxkette weiterläuft, denn einzelne Segmente sind nur teilweise sichtbar. Auch auf Mayadenkmälern kommt es vor, daß ein Ornament das andere bedeckt, und dieses dadurch unterbrochen wird, z. B. beim Kreuztempel 1 von Palenque (s. Maudslay IV Pl. 76), wo die Periodenkette, welche in zwei Schlangenrachen endet, einmal vor und zweimal hinter dem Kreuz vorübergeführt ist.

Der Quincunx kommt auf dem Kalenderstein außerdem unter dem Kopf des Sonnengottes zweimal vor. Da 52 Jahre nicht mit dem Venusumlauf zusammenfallen, sondern erst die doppelte Zeit ( $104 \times 365 \text{ d} = 65 \times 584 \text{ d}$ ), so hatten erst 104 Jahre die größere Wichtigkeit und Heiligkeit. Dementsprechend deute ich den zweimaligen Quincunx als Verdoppelung von 52 Jahren, so daß der Kalenderstein die Periode von 104 Jahren darstellt. Im Codex Dresd. wird die Zeitverdoppelung ebenfalls dadurch ausgedrückt, daß eine Hieroglyphe zweimal geschrieben ist (s. Förstemann, Kommentar zur Dresdner Mayahandschrift S. 53). Da auf dem Kalenderstein zwei Feuerschlangen dargestellt sind, bedeutet jede von ihnen 52 Jahre.

**La piedra del teocali.** Inzwischen ist nun ein aztekisches Steindenkmal bekannt geworden, welches im Regierungspalast zu Mexiko eingemauert war. Über dieses wichtige Denkmal hat Alfonso Caso in seinem in Mexiko erschienenen Buch „La piedra del teocalli“ geschrieben. Es stellt eine Pyramide im Kleinen dar mit der Treppe, welche zu der oberen Plattform hinaufführt, auf der der Tempel steht; als Vorderwand des Tempels dient ein Altarbild (Abb. 2), eine Nachbildung der Sonnenscheibe, fast so, wie wir sie auf dem Kalenderstein finden. Zu beiden Seiten derselben stehen die Götter Uitzilopochtli und Tezcatlipoca in Verbindung mit dem Zeichen „Feuer und Wasser“, welches den Krieg bedeutet, der zur Beschaffung von Menschenopfern nötig ist. Freilich kann dieses Zeichen auch Bezug haben auf den Kampf, welchen die Sonne täglich mit den Sternen führt, die sie jeden Morgen überwindet, und von denen sie wieder jeden Abend besiegt wird. Dieses Sonnenbild kann nicht horizontal als Altar für Menschenopfer gedient haben, sondern war vertikal an der Tempelwand angebracht, damit Priester und Volk es stets vor Augen hatten und an die Lehren des Kultes erinnert wurden. Diese bestanden in der Forderung Krieg zu führen, um für Blutopfer zu sorgen, aus denen die Sonne für ihren täglichen Kampf mit den Sternen neue Kräfte schöpfen könnte. Demgemäß dürfte auch der aztekische Kalenderstein als Altarbild gedient haben. Andererseits ist es wahrscheinlich, daß die *piedra del teocalli*, d. h. die Tempelminiatur im ganzen als Altar gedient hat für die ungeheuren Menschenopfer, welche bei der Einweihung des Tempels in Mexiko stattfanden und zwanzigtausend betragen haben sollen.

Auf beiden Seiten dieses Denkmals sind die Daten „1 Steinmesser“ und „1 Tod“ eingemeißelt, welche den zwei oben erwähnten Göttern ge-



weicht waren und 52 Tage von einander entfernt liegen. Bei der Wichtigkeit der Zahl 52 als Kalenderring ist es naheliegend, sie nicht mit Tagen, sondern mit Jahren in Verbindung zu bringen, um so mehr, als sich diese Art Rechnung auch auf den Binsenbündeln der Azteken und ebenfalls im Haupttempel von Copan findet, nur daß bei diesem die dort angebrachten Tage eine Differenz von 104 aufweisen. Der Ausdruck eines Abstandes von 52 oder 104 Tagen auf einem bedeutenden Denkmal kann keinen Sinn haben; man muß in diesen Daten einen Hinweis auf Jahre sehen.

Ich habe in dieser Besprechung der aztekischen Sonnenbilder den Weg gezeigt, wie ich zu der Erklärung der Copaner Denkmäler gekommen bin.

Meine Forschungen über Copan wurden angeregt durch einen dreiwöchentlichen Aufenthalt, den ich auf Einladung von Dr. Alfred P. Maudslayi mit ihm im Frühjahr 1894 in diesen herrlichen Ruinenort verbrachte, dessen Rätsel mich seither in ihrem Bann gehalten haben.

### Voraussetzungen über die Mayadenkmäler.

In Copan kommt als Hauptfigur der Stelen I, B und F und als drachentragender Gott des Tempels 22 ein männlicher Gott vor. Dieser kann mit Sicherheit als Venus identifiziert werden, denn auf Stele I beläuft sich die Rechnung auf 10 Venusjahre, und im Tempel 22 kommt die Venushieroglyphe dreimal auf dem Drachen vor. Dieser Gott ist auch auf Stele 8 Naranjo (Abb. 4) dargestellt und dort durch die Hieroglyphe der Venus gekennzeichnet. Das schematische Venusjahr ist im Cod. Dresd. stets mit dem schematischen Sonnenjahr zu einem Zeitabschnitt vereinigt, an dem beide zusammenfallen, und dieser ist im Tempel 22 dargestellt. Als Tonidol kommt der bärtige Gott verhältnismäßig selten vor (Fig. 1—3). Dagegen findet sich in zahllosen Exemplaren und in den verschiedensten Typen vom nördlichen Südamerika bis in den Norden von Mexiko das Bild des jugendlichen Gottes, dessen Gesichtsschnitt weiblich ist. Diesen hat Schellhas „E“ genannt und als Maisgott identifiziert. In meinem Buch „Kunst und Religion der Mayavölker I“ habe ich dies weiter ausgeführt, indem ich ihm den Namen Tzultacá gab, unter welchem ihn die bei der Entwicklung der Mayakultur so wichtigen Kekchi Indianer heute noch verehren. Auf den Stelen A und H Copan, deren Hauptfigur dieser Gott ist, sind Daten ausgedrückt, welche 260 Tage vor den Daten der Stelen liegen, auf denen sich der bärtige Gott befindet, woraus ich schließe, daß er den Abendstern bedeutet. Allerdings kommt derselbe Kopf auch als Mond vor, jedoch ist er dann mit einem hornartigen Ansatz versehen. — Daher muß man annehmen, daß die Mayas für den Morgen- und Abendstern zwei verschiedene Gestalten gehabt haben, und ich glaube, daß die Erklärung des jugendlichen weiblichen Gottes als Abendstern richtig ist, um so mehr als er auf dem runden Altar von Quiriguá und auf den Tikaler Holztafeln mit den Hieroglyphen der Venus geschmückt ist. Es liegt freilich auch die Möglichkeit vor, daß er die Erde darstellt, weil er in der Bilderschrift das Abbild der Zahl Eins ist, die hier und da mit dem Zeichen der Erde versehen ist. Gegen diese Erklärung spricht nur der Abstand von 260 Tagen vor dem Datum des Morgensterns und die Wiederkehr nach dem Ablauf eines Kalenderrings.

Der Mond wird bei den Mayas als Jaguar gedacht und kommt ebenso wie der Kopf der Sonne in nächster Nähe des Tempels 22 vor. Der Jaguar ist außerdem zweimal um das Sonnengesicht des Altar F gebunden.

Einer eigenartigen Darstellung eines Gottes begegnen wir im Tempel 22 (Abb. 25), denn hier ist die Venus mit dem Gott mit der langen Nase zu einer Gestalt zusammengefügt. Beide Götter kommen in ähnlicher Weise auch auf Stele B vor. Auf dieser ist durch das Anbringen von zwei Vogelköpfen, welche den Wert eines Tun haben, die Identität des langnasigen



Gottes als Mars einwandfrei festgestellt. Es sind daher Morgenstern und Mars zu einer Figur vereinigt. Hierdurch ist es möglich die Zweifel über die Identität des bärtigen Gottes B und F auszuschalten und ihn als Morgensterngott festzulegen. Die Stele D bietet keine Schwierigkeit, denn dort



Fig. 1. Museum für Völkerkunde, Berlin

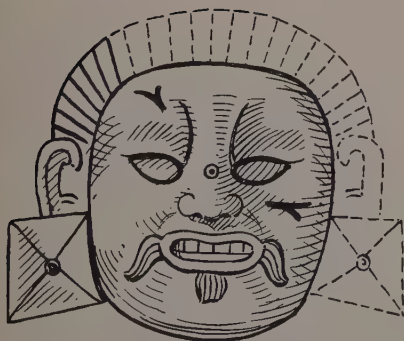


Fig. 2.



Fig. 3.

Fig. 2 u. 3. Sammlung Dieseldorff.  
Tonköpfe des Morgensterngottes aus der Alta Verapaz.

ist durch das reiche Haar und den löwenartigen Gesichtsausdruck der Sonnengott leicht zu erkennen, um so mehr als an den Seiten die siebente und neunte Feuerperiode ausgedrückt sind, welche in Palenque beim Sonnenschild vorkommen. Schwierigkeiten machte zuerst die Erklärung von drei Punkten, welche auf der Doppelnase des Mars liegen, und die auf drei Tzolkin hinzuweisen scheinen, welche den Marsumlauf ausmachen.

Durch die Resultate, die sich aus Altar D sowie aus den Stelen B Copan und A Quiriguá und der Südseite der großen Schildkröte ergeben, geht klar hervor, daß es sich hier um Schalttage im Jahr von 365 d handelt.

Eine wertvolle Aufklärung brachten die Daten des Altar U, welche die Umlaufzeiten der Gestirne enthalten, gerade in den Abständen, die durch das Zusammenfallen mit der Jahres-, Tun- und Tzolkinrechnung im Anfang dieser Schrift angegeben sind.

Die meisten Mayadenkmäler fangen mit der Einführungshieroglyphe und dem Initialdatum an, welches auf die bekannte Mayaart ausgedrückt ist durch fünf Zahlen, eine unter der anderen, geschrieben in ein- oder zweifacher Reihe, deren Werte aus der Zeiteinteilung ersichtlich sind.

Wenn daher auf der Nephritplatte, welche im Museum zu Leiden aufbewahrt wird, das Datum 8. 14. 3. 1. 12. steht, und wir diesen Tag finden wollen, so führen wir folgende Rechnung aus:

$$\begin{array}{rcl} 8 \times 144\,000 & = & 1\,152\,000 \\ 14 \times 7\,200 & = & 100\,800 \\ 3 \times 360 & = & 1\,080 \\ 1 \times 20 & = & 20 \\ 12 \times 1 & = & 12 \end{array}$$

und erhalten somit:

---


$$1\,253\,912 \text{ MD.}$$

Ich versuchte nun festzustellen, ob zwischen den ein halbes Jahrtausend zurückliegenden ältesten Inschriften und den Copaner Daten ein Zusammenhang bestände, indem ich zu den Daten der ersteren die Dauer von Kalenderringen hinzufügte. Das älteste Mayadatum der Nephrit Statuette aus San Andres Tuxtla 8. 6. 2. 4. 17. ergab kein Resultat, wohl aber der Tag der Leidener Platte.

Die **Leidener Nephritplatte** (Abb. 5). Dieses Schmuckstück der Mayas wurde, wie in den Verhandlungen des zweiten Amerikanisten-Kongresses 1877 berichtet ist, nach Angaben des holländischen Ingenieurs M. S. A. van Braam, welcher in den Diensten der „Guatemala Company“ stand, bei Kanalarbeiten am Flusse Grazioso, nahe bei San Felipe gefunden. Irrtümlicherweise steht dabei „an der Grenze zwischen Britisch Honduras und Guatemala“, was zu falschen Schlüssen Anlaß gegeben hat. Dr. Spinden glaubt, daß es sich um einen Ort handelt, der in Guatemala nahe an der Grenze der Republik Honduras liegt, wo es auch einen Fluß gibt, welcher Grazioso genannt wird. Es ist wahrscheinlich, daß man damals den Motaguafluß schiffbar machen wollte und oberhalb der Mündung einen Kanal nach dem Graziosofluß grub, um die versandete Barre zu umgehen. Die Platte wurde in der Erde in größerer Tiefe gefunden, zusammen mit anderen Gegenständen aus Nephrit und einem Glöckchen aus Kupfer. Da Kupfer aber erst in späterer Zeit bekannt wurde, können diese Dinge nicht an dem gleichen Tage vergraben worden sein, der auf der Platte niedergeschrieben ist, sondern viel später. Aus dem Fundort darf daher nicht geschlossen werden, daß daselbst in frühester Zeit eine Mayaniederlassung bestanden hat.

Auf der Vorderseite (Abb. 5a) ist mit sicheren Linien in das harte Material eine komplizierte Gestalt eingeschnitten, so daß wir daraus auf eine damals bereits viele Jahrhunderte dauernde Entwicklung der Kunst und Technik schließen können. Die verschiedenen Götterköpfe und Hieroglyphen zeigen dieselbe Vollkommenheit, wie die Denkmäler der reifsten Kunstepoche von Copan. Man könnte fast glauben, daß dieses wichtige Schmuckstück aus der Mayablütezeit stammt, wenn es nicht folgende Merkmale aufwiese, welche für die Anfertigung vierhundert Jahre früher sprechen. Das Zeichen für Baktun nimmt den Platz

des Katun ein und umgekehrt. Seler glaubt, daß hier ein Irrtum vorliegt, allein ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen, denn ein solches Kleinod wurde erst nach reiflicher Überlegung und nach genauen Vorlagen angefertigt. Ich sehe in dieser Umstellung der Zeitwerte den Beweis, daß sie damals noch nicht endgültig festlagen und später geändert worden sind. Daß diese Platte alt ist, geht daraus hervor, daß beide dort dargestellten Götter denselben mehr weiblichen Gesichtsausdruck haben; später wird Morgenstern männlich, Abendstern weiblich dargestellt. Auch spricht eine gewisse Verschiedenheit in der Zeichnung der Hieroglyphen dafür, daß sie nicht der Glanzperiode angehören. Die Zeitwerte haben einen nach oben und rückwärts gebogenen Haarschopf. Dies hat seinen Sinn, denn dieselbe Eigentümlichkeit hat auch ein roh gearbeitetes Nephritidol meiner Sammlung, welches aus der Umgegend (Livingston) stammt. Die Biegung nach rückwärts wird sonst nur auf Räucherschalen der pazifischen Küste von Guatemala angetroffen, für welches Gebiet sie charakteristisch ist. Auf diesen Schalen ist der Kopf des Feuergottes Mam dargestellt, und ich nehme daher an, daß die Biegung eine Flamme ausdrücken soll. Die Figur der Vorderseite der Nephritplatte erinnert lebhaft an Stele A Copan, jedoch mit dem Unterschied, daß hier vor der Nase Bläschen gezeichnet sind, die auch an der obersten Hieroglyphe der Platte und an anderen Köpfen vorkommen. Der Sinn dieser Bläschen ist nicht bekannt; möglicherweise ist dadurch der erste Hauch, der Anfang einer neuen Periode, ausgedrückt.

Der Gott hält gegen die Brust eine zweiköpfige Schlange, welche auch im Tempel 22 von Copan dargestellt ist, nur daß hier aus dem offenen Schlangenhals zwei Götter herauskommen. Von diesen ist der linke durch den Schlangenzahn als Sonnengott kenntlich, der rechte dagegen erinnert an den jungen Gott E und dürfte daher Venus sein. Merkwürdigerweise trägt der Sonnengott das Zeichen der Venus und umgekehrt der junge Gott das Zeichen Tag oder Sonne. Von beiden Köpfen lodern Flammen empor und drücken damit aus, daß dieser Tag der Beginn eines neuen Zeitabschnittes, einer Sonnen-Venus-Feuerperiode ist. Als Kopfschmuck hat der Gott einen Pumakopf, welches Tier die Sonne verkörpert. Darüber erscheint ein Clown mit zweihörniger Zipfelmütze, eine Figur, die sonst nirgends vorkommt. Hinter dem Puma ist umgekehrt der Kopf angebracht, welcher als Katun und Tun Verwendung findet. Von ihm gehen zweimal die gekreuzten Stäbe aus, in denen ich den Wert von je 52 Jahren erkenne; diese Zeichnung findet sich auch auf dem Gürtel, sowie auf dessen vorne herabhängendem Ex—ende und auf dem einen Fußgelenk. Es läßt sich nicht klar erkennen, ob die Figur männlich oder weiblich ist, aber die aufrechte, man möchte fast sagen, trutzige Haltung weist auf das erstere hin. Das Auffälligste ist jedoch eine Figur, welche hinter der Göttergestalt auf dem Boden liegt und als besiegt gilt, denn Hände und Haar sind zusammengebunden. Sie trägt auf dem Kopf eine Adlerkralle, die wir sonst nur aus aztekischen Codices kennen, und welche Seler als Eigentümlichkeit der Erdgöttinnen und als Ausdruck einer Fülle von Lebensmitteln erklärt hat. In Copan kommt diese Kralle nur einmal undeutlich auf dem Altar T vor.

Das ganze Bild der Nephritplatte dürfte den Sieg der Venus als Morgenstern über den am Boden liegenden Abendstern ausdrücken, wodurch eine neue fruchtbare Lebensperiode gesichert erschien. Das Schmuckstück selbst ist weiter nichts als die Reproduktion einer Stele, wie sie beim Abschnitt eines Hotun, Lahuntun, Katun oder Kalenderring errichtet wurde. Aus der Darstellung geht hervor, daß an der Zeichnung sowohl die Mayas im Süden wie die im Norden mitgewirkt haben. Jeder Ort hat seine Eigenart, Schluß und Anfang einer Periode zum Ausdruck zu bringen; in Copan geschah dies durch einen Stab, welchen die Götter gegen die Brust halten,



und an dessen Enden sich Schlangenköpfe befinden. In Quiriguá bedeckt die Maske der toten Sonne die eine Hand, während die andere den jungen Gott K (das junge Leben) hält, dessen Körper mit einer Schlange verwachsen ist, welche Federn (Tage) im Rachen hält.

In Palenque findet sich häufig die letzte Darstellung allein, ohne die von der Sonnenmaske bedeckte Hand.

Im nördlichen Guatemala, dem Peten- und Rio de la Pasiongebiet steht die Hauptfigur vor oder auf einer anderen, die am Boden liegt; wir finden dies in Naranjo, Yaxhá, Tikal, Seibal und Cancuen. Auf der Leidener Platte sind die Copaner und die Petener Eigenart kombiniert: der Schlangenstein und die auf dem Boden liegende Figur. Es ist dies ein Beweis, daß beide Mayagruppen zusammen die Zeichnung ausgearbeitet haben, und daher mehrere Mayastämme daran beteiligt gewesen sind. Zugleich ergibt sich, daß an diesem frühen Datum bereits die kompliziertesten Religions-, Kunst- und Zahlenbegriffe festlagen, und daß daher der Anfang der Mayakultur viel weiter zurückreicht als nur bis 7. 0. 0. 0. MD., wie einige Forscher bisher annahmen.

Für die Erklärung der Leidener Platte dient Stele 8 Naranjo (Abb. 4), deren Initialdatum 9. 18. 10. 0. 0. ist (Maler, Peabody Mus. Memoirs IV. Pl. 23). Hier ist ein männlicher Gott dargestellt, welcher über dem Tierohr die Hieroglyphe der Venus trägt. Er hat hier einen Bart, ähnlich wie auf den Stelen B und F Copan, die ich als Morgenstern erkannt habe, und steht auf einer Gestalt, die durch das vorn zusammengebundene Haar als gefangen gekennzeichnet ist. Die Erklärung der Leidener Platte, daß es sich um den Sieg des Morgensterns über den Abendstern handelt, wird hierdurch bestätigt.

Auf der Rückseite der Leidener Platte (Abb. 5b) ist, wenn wir die Anordnung der Zahlen untereinander als ausschlaggebend für ihren Zeitwert betrachten, das Datum 8. 14. 3. 1. 12. klar ausgedrückt, welcher Tag nach der Ausrechnung „Eins Eb“, „Null Yaxkin“ ist. „Eins Eb“ ist groß hingeschrieben, aber „Null Yaxkin“ fehlt. Von den acht, dem Tage folgenden Hieroglyphen, ist nur A 1 sicher lesbar, denn es ist das Zeichen, welches in der Folge der „Neun Herren der Nacht“ die Null repräsentiert. A 2 ist die Kombination von Quincunx und Sonne, die wir auch als Ohr des Initialzeichens finden, und in der ich die Vereinigung von Sonne und Venusumlauf vermute. Sie ist hier mit dem Zeichen *yax* = grün oder neu in Verbindung gebracht, das sich auch als 9b unter den Hieroglyphen der Copaner Stele D befindet.

Zusammenhang der Leidener Platte mit Copan. Wenn wir zu ihrem Datum, 1253912 Md, die größte Zeitspanne hinzuzählen, welche im Dresdener Mayacodex beim Sonnen-Venskalkender vorkommt und 416 Jahre = 151840 d beträgt, dann erreichen wir 1405752 MD, auf Mayaart 9. 15. 4. 15. 12. geschrieben. Dieser Tag ist in Copan nirgends zu finden, aber wohl der Tag 1405800 MD = 9. 15. 5. 0. 0., welcher 48 Tage später liegt, dabei aber auf das Ende eines Hotun fällt, bei welchen Abschnitten es üblich war Denkmäler zu errichten. Der letztere Tag ist auf der Rückseite der Stele D ausgedrückt und liegt demnach 416 Jahre und 48 Tage später als das Datum der Leidener Platte. Der richtige Tag 9. 15. 4. 15. 12. ist also auf Stele D garnicht angegeben, woraus hervorgeht, daß die Mayapriester ihre wichtigsten Daten mit Erfolg verheimlichten, so daß nur die Eingeweihten, die Hohenpriester, den Zusammenhang wußten oder ihn aus anderen Inschriften errechnen konnten. Es ist daher ein glücklicher Zufall, daß dieses, für die Erklärung von Copan so wichtige Schmuckstück in ein Museum gelangte und nicht, wie so viele andere Dokumente und Funde, dem Fanatismus oder dem Unverstand zum Opfer gefallen ist.

Aus dem Datum dieser Platte kann man den Feuertag von Copan und die zurückliegenden Feuertage errechnen nach folgender Tabelle:

Lage der Feuerperioden gemäß der Leidener Platte

416 Jahre = 260 Venus MJ = 151840 d = 1. 1. 1. 14. 0. (Cod. Dresd. 24).

Feuerperiodenbeginn 0. 5. 8. 15. 12. = 39 192 MD

0-tes Feuerperiodenende 1. 6. 10. 11. 12. = 191 032 MD

7-tes „ 8. 14. 3. 1. 12. = 1 253 912 MD

8-tes „ 9. 15. 4. 15. 12. = 1 405 752 MD

Hierzu muß bemerkt werden, daß wir über die vor dem 7. Feuerperiodenende liegenden Daten nichts wissen, und ebensowenig die Anfangszahl von 39192 Tagen erklären können, denn selbst wenn eine Feuerperiode von 104 MJ abgezogen wird, bleibt noch ein Rest von 1232 Tagen.

Die Mayas suchten das Datum der Stele D zu verschleiern, indem sie es nicht wie gewöhnlich durch Punkte und Striche ausdrückten, sondern dazu Tiere und Götter verwendeten: für den Baktun, Katun und Tun verschiedene Vögel, für den Uinal den Frosch und für die Zahlenwerte die am Anfang erwähnte Bilderschrift.

Das Datum des neuen Feuertages ist, wie gesagt, nicht auf Stele D ausgedrückt; wenn man jedoch zum Tag der Stele A den Wert hinzuzählt, der in der Hieroglyphe 22a (3 Venusumläufe) ausgedrückt ist, erreicht man den verschwiegenen Feuertag.

Stele A 9. 15. 0. 0. 0. = 1404000 MD

Hieroglyphe 22a = 3 Venus MJ hinzu 4. 15. 12. = 1752 d

Verschwiegener Feuertag 9. 15. 4. 15. 12. = 1405752 MD

Wenn man ferner zum verschwiegenen Feuertag 3 Venusumläufe weniger 4 Tage hinzuzählt, erreicht man ein Datum des Altars R, welcher die untere Konjunktion der Venus darstellt.

Verschwiegener Feuertag 9. 15. 4. 15. 12. = 1405752 MD

zuzügl. 3 Venus MJ, weniger 4 d 4. 15. 8. = 1748 d

Altar R: 9. 15. 9. 13. 0. = 1408500 MD

**Die Sonnenstele D von Copan** (Abb. 6). Sie steht allein auf der Nordseite der großen Plaza und beherrscht die anderen Stelen, welche an beiden Seiten aufgestellt sind. Der Eindruck der Hauptfigur leidet darunter, daß infolge von Baumschlag die Nase fehlt. Das reiche Haupthaar und der lange Kinnbart verleihen dem Kopf ein löwenähnliches Gepräge. Das Gesicht, von dem nur die herausquellenden Augen zu sehen sind, wird von einer Maske bedeckt, welche den Sonnengott darstellt. Die Augen dürften dem Venusgott gehören, denn Sonne und Venus müssen zusammen auftreten, da ihre kombinierten Umläufe den doppelten Kalenderring bilden. Die gleiche Zusammenstellung findet sich auf Stele 11 von Yaxchilan (Maler Usumacintla Valley II. Pl. 74).

Auf dem Stab, welchen der Gott gegen die Brust drückt, steht das Zeichen Pop (Anfang). Um die Figur herum winden sich vier doppelköpfige Schlangen, zwei oben und zwei unten. Die unteren Schlangen verlaufen in der Mitte der Stele in einen Schlangenschwanz, an dessen Ende an Stelle des üblichen Schlangenkopfes der tote Kopf des Gottes K angebracht ist. Eine so geartete Schlange kommt auch auf der Basler Holztafel von Tikal vor und bedeutet den Anfang oder Nullpunkt einer Feuer- oder Rechenperiode. Wir haben also hier 4 Doppelschlangen, welche insgesamt 416 Jahre ausdrücken. Demnach hat eine doppelköpfige Schlange den Wert von 104 Jahren, was für die Erklärung des Tempels 22 wichtig ist. Die 2 Null-



punkte beziehen sich auf Anfang und Ende der Feuerperiode 8. Im Zusammenhang hiermit stehen die zwei Köpfe des Gottes K, welche auf der Ost- und Westseite der Stele mit den Zahlen 7 und 9 kombiniert sind. Sie drücken Vergangenheit und Zukunft aus, so daß die Stele D selbst die Feuerperiode 8 darstellt. Auf dem Kopfe des Gottes K 7 ist der Quincunx angebracht, so daß diese Hieroglyphe „Feuerperiode 7“ bedeutet und sich daher auf den Tag bezieht, der auf der Leidener Platte niedergeschrieben ist. Dementsprechend würde K 9 den Tag 9. 15. 4. 15. 12. darstellen, den Nullpunkt oder Anfang der „Feuerperiode 9“. Die Köpfe des Gottes K 7 und 9 haben mit dem Sonnenkult in enger Beziehung gestanden, denn sie finden sich an prominenter Stelle an den Seiten des herrlichen Sonnenschildes im Sonnentempel zu Palenque. Spinden und Teeple sind der Ansicht, daß sie Baktun 7 und 9 bedeuten, aber diese Erklärung paßt hier nicht, weil Stele D gegen Ende des Baktun 9 errichtet worden ist; das Vorkommen in Palenque bestätigt die Erklärung, daß sie die Sonne darstellt. Die vier Doppelschlangen führen an den Enden, wo sie lebendig gezeichnet sind, den Gott K im Rachen, einer der 4 Formen des Lebensgottes Cuculcan, welcher sowohl als Schlange, Vogel, wie auch als Mann und als Kind vorkommt, je nachdem er die Feuerrechnung, den Tun, das Leben oder einen Periodenanfang repräsentiert. Die Götter K halten viermal ein Kienholz-bündel in der Hand, welches auch im Tempel 11 und auf den Altären D und Q wiederkehrt und heute noch allgemein zum Feueranmachen benutzt wird. Es wird dadurch ausgedrückt, daß das Feuer und die Rechnung während 416 Jahren viermal erneuert wurde. Die Fackel an der Stirn des Gottes K drückt den hohen Zeitwert von 104 Jahren aus.

Die Rückseite der Stele D (Abb. 7). Das Datum 9. 15. 5. 0. 0. ist in Bilderschrift geschrieben, welche wichtige Aufschlüsse gibt und folgendermaßen zu lesen ist:

Die oberste Hieroglyphe links ist das Einführungszeichen.

1 a = 9;	der Vogel	1 b = 1 Baktun,	zusammen	9 Baktun
2 a = 15;	der Vogel	2 b = 1 Katun,	„	15 Katun
3 a = 5;	der Tukan	3 b = 1 Tun	„	5 Tun
4 a = 0;	der Frosch	4 b = 1 Uinal,	„	0 Uinal
5 a = 0;	die Figur	5 b = 1 Kin,	„	0 Kin
6 a = 10;	die Figur	6 b = der Tag Ahau	„	10 Ahau
7 a, b repräsentiert Null in der Reihe der „9 Herren der Nacht“.				
8 a = 8;		8 b = der Monat Chen, zusammen 8 Chen.		
9 a hält das Feuerschild, 9 b trägt Yax (neu), zusammen neues Feuer.				
10 a ist unbekannt; 10 b der Lebensgott Cuculcan trägt das Schild 9.				
11 a eine Frau wird von 11 b = Gott N, der aus dem Erdloch heraus-				
sieht, an den Haaren geschüttelt. (Erdbeben?)				

Der Tunwert (Hieroglyphe 3) ist dargestellt durch einen toten Vogel mit langem Schnabel, worin ich den Tukan (Pfefferfresser) erkenne. Diese Erklärung wird bestätigt durch die Bilderschriften von Quiriguá. Höchst wichtig ist, daß derselbe Vogelkopf auf Stele B (Abb. 13) vorkommt, und daß man ihn nunmehr dort als Tun erklären kann.

Die Werte von Uinal und Kin (Hieroglyphen 4 und 5) haben den mit Augen geschmückten Kragen des Todesgottes umgelegt, und der Kinwert trägt einen Knochen an der Stirn. Hieraus folgt das wichtige Ergebnis, daß Todesembleme den Nullpunkt eines Zeitabschnittes bedeuten. Denselben Kragen tragen auch die seitlichen Figuren der Stele H und die Himmelsgötter des Tempel 22, welche daher als Null zu erklären sind.

Der Altar von Stele D (Abb. 6 und 8) stellt zwei Extraschalttage im Sonnenjahr dar. Er besteht aus zwei Gesichtern, welche zusammengehören,

weil sie beide an Stelle von Ohren dieselben Knochen haben. Das südliche Gesicht ist die tote Sonne, welche oft in Quiriguá wiederkehrt, wo sie als ein Schild die linke Hand der Götter zudeckt (s. Abb. 20). Jeder, der sich um die Erklärung der Monumente bemüht hat, vermutete wohl zuerst darin Sonnenfinsternisse; dies kann jedoch nicht stimmen, weil die Denkmäler in einem Abstand von 5 Tun wiederkehren, die Sonnenfinsternisse dagegen in viel größeren Zeiträumen. Altar D, Nordseite (Abb. 8) und Stele B Rückseite (Abb. 16) geben jedoch die Erklärung hierfür, auf welche ich später zurückkomme. Das Gesicht der Südseite (Abb. 6) hat die Sonne in den Augen und ist daher der Sonnengott, welcher jedoch tot ist, denn die Nase ist die eines Schädels, die Zähne liegen bloß, und der Unterkiefer hat Knochenzeichnung. Das Mittelfeld der Ohren bilden Federn, welche man durch Vergleich mit dem Auge des Marstieres (Abb. 11) als Augen oder Tage erkennt. Das Gesicht der Nordseite hat als Mittelfeld der Ohren das Zeichen akbal = Nacht. Auf diesem liegen gespaltenes Kienholz, welches zum Anzünden dient, und zwei Augen, die jedoch durch die Retusche in Knöpfe umgewandelt sind. Die Nordseite stellt dasselbe Gesicht dar, das auf Stele B angetroffen wird (Abb. 16) und Mars ist. Beide haben Doppelnase, oder eine auf der Nase liegende Schnecke, wie es auch die Schlangen haben, und wie es der Marskopf im Tempel 22 zeigt (Abb. 26). Auf den Marsköpfen liegen Knöpfe oder Doppelkreise, welche Schalttage bedeuten. Diese werden, wie wir später erkennen, nach 6 Mars MJ und 120 Mars MJ fällig; bei dem ersten Abschnitt wurden immer 3 Tage und bei dem zweiten Vorkommen immer zwei Tage eingeschaltet, so daß bei 120 Mars MJ 5 Schalttage verrechnet wurden. Dies ist im Auge der Nordseite durch fünf Punkte ausgedrückt, was auch beim Marsgott des Tempels 22 der Fall ist, und wodurch der Tag genau festlag, so daß es nicht nötig war, ihn hinzuschreiben, da er erst nach ca. 256 Jahren wiederkehrte. Es können daher sowohl Altar D, wie Tempel 22 als zu 9. 15. 0. 0. 0. gehörig erkannt werden, weil an diesem Datum 5 Schalttage fällig waren.

Teeple hat in seinem vorher erwähnten Werk über die wichtige Tatsache berichtet, daß auf Stele A Copan ein Hauptdatum der Tageszählung angegeben ist und zugleich seine Lage im tropischen Jahr.

Diese Art Angabe findet sich in Copan nur einmal, und nur deshalb, weil das Hauptdatum auf das Ende des dritten Viertels des Milleniums fällt. Es war an diesem Zeitpunkt wichtig die Lage in der Jahreszeit festzuhalten. Durch die Angabe dieser zwei Daten konnte errechnet werden, wieviel Schalttage seit Beginn der Mayaära verflossen waren, woraus sich die Länge des tropischen Jahres ergibt.

**Die Schaltung.** Es waren zwei Rechnungen in Gebrauch, die Tageszählung und die Sonnenrechnung. Die erste, von Teeple das vage Jahr genannt, läuft täglich einen Tag weiter und kümmert sich nicht um Schalttage. Diese Rechnung ist eingeteilt in Jahre zu 365 Tagen. Dadurch, daß das Sonnenjahr aber ca.  $\frac{1}{4}$  Tag größer ist, bleibt der Endtag des Jahres jedes 4. Jahr einen Tag hinter der Jahreszeit zurück. Der 31. Dezember würde demnach nach 4 Jahren auf den 30. Dezember fallen, nach 104 Jahren auf den 6. Dezember und nach 1508 Jahren wäre er wieder am 31. Dezember angelangt, nur daß ein Jahr zu 365 d. ausgefallen ist.

Die Sonnenzählung bleibt dagegen während jedes Schalttages einen Tag stehen; dadurch paßt sie sich der Sonne an, und die Tage fallen stets genau in die ihnen zukommende Jahreszeit.

Die Schalttage galten bei den Mayas als verbrannt oder tot. Das erste ist ausgedrückt auf der Südseite der großen Schildkröte von Quiriguá (Abb. 21). Dort liegen horizontal auf dem großen Gesicht zwei Köpfe des



Regenten der Schalttage, des Mars, und von ihnen gehen Flammen aus, in denen die Schalttage in Schildern mit drei Punkten sichtbar sind. Die zweite Auffassung, daß die Tage tot sind, ist ausgedrückt auf der Südseite des Altars D, denn das Monumentalgesicht ist das der toten Sonne (Abb. 6). Die Schaltung wurde, wie anfangs schon erwähnt, und wie die Einführungshieroglyphe der Stele A zeigt, als Alligator dargestellt. Ein Alligatoraltar war zur Zeit von Stephens hinter der Stele B noch vorhanden. Die Schalttage stehen in Verbindung mit der Schildkröte, deren Rückenzeichnung auf Altar N (s. Abb. 11) vorkommt. Ebenfalls liegt ein Schildkrötenaltar in der Nähe der Stele B.

Dadurch, daß in der Tageszählung die Schalttage mitgerechnet werden, gibt sie die genaue Zahl der verflossenen Tage an, wohingegen die Sonnenzählung die Tageszahl abzüglich der Schalttage feststellt. Wenn man daher die Anzahl der verflossenen Schalttage wissen will, muß man zu der Differenz beider Zählungen noch die vollen Jahre hinzurechnen, welche in der Sonnenzählung verflossen sind. Dies waren am Tage der Stele A: 9. 15. 0. 0. 0. 2 Jahre zu 365 d und 200 d Differenz, zusammen 930 d. Wenn bis 9. 15. 0. 0. 0. = 1404000 MD 930 Schalttage gerechnet worden sind, so war das tropische Jahr = 365,2418 d lang, denn  $\frac{930}{1404000} = \frac{0,2418}{365}$ . Die

Länge des Jahres war aber so genau, daß sie mit einem Schalttag mehr zu groß ausgefallen wäre, denn  $\frac{931}{1404000} = \frac{0,2423}{365}$ . Die Mayas haben daher die Länge des tropischen Jahres auf den Tag genau erkannt.

Nun haben die Priester sicher die als verbrannt oder tot geltenden Tage als besonders gefährvoll angesehen und daher dann die Götter durch jegliche Opfer zu besänftigen versucht. Es ist anzunehmen, daß um die Tage des wichtigen Zeitabschnittes 9. 15. 0. 0. 0. die Opfer besonders groß waren. Dieses Schaltsystem wurde am Tage 9. 16. 12. 5. 17. abgesetzt, denn Stele 8 gibt die Anzahl Tage eines Katuns an, vermehrt um die Tage, welche die Sonne fortgeschritten war. Dazu paßt auch die Erklärung des Alligators als Schaltung, weil auf Altar T, der auf denselben Tag fällt, dieses Tier gefesselt dargestellt ist, und daß auf Altar Q die rechte Hand der Figur der neuen Zeitrechnung von einem Schild bedeckt ist, auf welchem der Alligatorkopf erscheint. Altar U (Abb. 22) zeigt die lebende Sonne und das Zeichen Ahau in den Augen, welches Herr oder Fürst bedeutet und somit den Titel Kinich Ahau ausdrückt, welcher dem Sonnengott Xbalamké zukommt; auch kann der Tag Ahau „Ende“ bedeuten, wenn Imix als „Anfang“ gilt. Altar U zeigt außerdem Mars und Venus im Schlangenschwanz sitzend, was sowohl Geburt wie Tod ausdrücken kann; es erscheint daher wahrscheinlich, daß Altar U besagt, daß die alte, auf Mars und Venus beruhende Schaltmethode aufgegeben wurde, weil das Volk gegen die Blutopfer der Schalttage revoltierte. Im Anschluß hieran mag nun Krieg zwischen zwei Parteien entstanden sein, namentlich wenn schlechte Maisernten hinzukamen, und die Hungersnot auf das Aufgeben der Opfer zurückgeführt werden konnte. Wenn dann noch ein starkes Erdbeben eintrat, ist es durchaus verständlich, daß die Bewohner den Ort fluchtartig verließen und nichts mitnahmen, weil sie den Fluch der Götter fürchteten. Nur so ist es zu erklären, daß das fruchtbare Land um die Tempelanlagen herum viele Jahre unbenutzt geblieben ist, und daß dort große Bäume wachsen konnten. Da, wie ich schon oben ausgeführt habe, die Denkmäler durch Baumschlag beschädigt wurden, so findet hierdurch meine Hypothese einen weiteren Beweis (Abb. 3, 6, 17, 18). In Quiriguá erregen diese Beschädigungen kein Befremden, denn dieser Ort befindet sich im tropischen Urwaldgebiet des

breiten, fruchtbaren Motaguatal, wo für den Anbau von Mais große Gebiete zur Verfügung standen. In Copan liegen die Verhältnisse jedoch anders, denn es ist ein fruchtbares kleines Tal inmitten eines unfruchtbaren Distriktes, und die Nichtbenutzung eines solchen Talgrundes während Jahrhunderte kann daher nur auf einem Fluch beruhen, der die zahlreichen in der Nähe wohnenden Indianer von der Bebauung abgehalten hat.

Auf dem Untersatz der Idole von Chajcar (Dieseldorff I. Abb. 19) ist eine Schaltung ausgedrückt. Die ersten Hieroglyphen auf dem linken Fuß sind die Tage Imix und Ik, welche im Kalender aufeinander folgen. Unter dem zweiten sind 3 Punkte mit schraffierten Linien angebracht. Eine solche Schraffierung kommt im Gesicht des aztekischen Feuergottes Xiuhtecutli vor und gilt als schwarz, weil alles Verkohlte schwarz aussieht. Daher liegen zwischen dem Tag Imix und Ik drei schwarze Tage d. h. verbrannte Schalttage. Auf der berühmten Vase von San Agustin Acasaguastlan hat der Sonnengott, welcher im Rachen der Feuerschlange erscheint, drei schraffierte Kreise auf der Backe, während zwei Tränen den Augen entströmen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Darstellung auch auf die Schalttage Bezug hat.

Die Stele A (Abb. 12). Von allen in Copan befindlichen Stelen ist diese die lieblichste. Sie ist identisch mit der Figur, welche am häufigsten in ganz Mexiko und Zentral-Amerika angetroffen wird, entweder vollplastisch als tönernes Idol, oder aber erhaben, eingekratzt oder gemalt auf Tongefäßen. In Dieseldorff I habe ich sie zusammengestellt und gezeigt, daß dieser Gott identisch ist mit dem „E“, welchen Schellhas als Maisgott erkannt hat, wobei er sich auf den Codex Troano stützte. Dort ist die Maisaat dargestellt; zuerst wird das Buschwerk ausgerissen, dann sehen wir laublose Bäume, es folgt das Anzünden des „E“ als Wald, und schließlich geschieht die Aussaat durch den Gott mit der langen Nase, welcher später Wasser über das aufkeimende Maiskorn ausschüttet. Der Maisgott als Personifikation des Maises sitzt auf dem Zeichen der Erde und wird von Raupen angefressen, von Vögeln verfolgt und von Dachsen und Füchsen ausgegraben, wie es in der Natur vorkommt. Die Schellhas'sche Erklärung ist daher gut begründet.

Andererseits kommt Gott E auf dem runden Altar von Quiriguá und auf den Holztafeln von Tikal mit der Hieroglyphe der Venus versehen vor und ist daher dort direkt als Venusgott gekennzeichnet. Dieser Widerspruch läßt sich nur so erklären, wenn wir annehmen, daß der Maisgott zugleich auch Venus darstellt. Einen Hinweis dafür finden wir darin, daß die Mayas beim Aufbruch zur Jagd dem Morgenstern als Eigentümer der Waldtiere opfern, und die zur Mayagruppe gehörenden Kekchis dabei den Maisgott anrufen. Die nordamerikanischen Skidi Pawnees sehen in dem Erscheinen des Morgensterns die Gewähr, daß das Leben weiterbesteht und von neuem für die Beschaffung der Lebensmittel gesorgt ist. Als charakteristische Darstellung der Venus als Gott der Lebensmittel und als die Verkörperung des Maiskolbens möchte ich daher sowohl die Stele A von Copan, die Hauptfigur der Leidener Platte, sowie die als Tzultacá bezeichneten Gestalten meines vorher zitierten Buches ansehen. Der hierauf vorkommende Gott erinnert an Buddha und ist der Ausdruck des Schönsten und Besten, was sich der Indianer vorstellen konnte: d. h. eine gute Maisernte und den Venusstern als Himmelserscheinung, welche besonders in den Tropen wegen der kurzen Dämmerung herrlich ist. Da der Indianer die Sterne mit der menschlichen Tätigkeit in Verbindung brachte, ist es naheliegend, daß er den Morgenstern als Mann und den Abendstern als Frau auffaßte, weil in der Frühe die Männer als erste die Hütte verlassen um an die Feldarbeit zu gehen, während abends die Frauen als letzte draußen sind um Wasser zu holen.



Auf beiden Seiten der Plaza von Copan stehen paarweise je zwei Steindenkmäler, Mann und Frau; männlich sind die Morgensternstelen B und F, weiblich die Abendsternstelen A und H. Die letzteren haben ein Datum, welches 260 Tage vor dem Datum der ersteren liegt. Diese Differenz hat Bezug auf die Dauer des Abendsterns, welche im Codex Dresd. als 250 Tage, vermehrt um 8 Tage Unsichtbarkeit während der unteren Konjunktion, angegeben ist. Da jedoch die Inschriften von Copan einer früheren Zeit angehören als der genannte Codex, ist es durchaus möglich, daß man in Copan die Unsichtbarkeit ursprünglich als zehn Tage rechnete, wie es auch durch die Zahl Zehn der Bilderschrift wahrscheinlich wird.

Teeples hat außerdem die wichtige Entdeckung gemacht, daß das Datum der Westseite 9. 14. 19. 5. 0. darauf Bezug hat, daß es von 9. 14. 0. 0. 0. um 19. 5. 0. = 6940 d absteht, und daß in dieser Zeitspanne 235 Mondumläufe und zugleich 19 tropische Jahre enthalten sind. (Dies war der auch den Römern bekannte *Cyclus Metonicus*). Das Zusammenfallen von Mondumläufen und tropischem Jahr ist auch in einer Hieroglyphe ausgedrückt. Zu einem Katun von 7200 Tagen sind außer diesen 6940 d noch 260 d nötig, welche nur auf die Dauer des Abendsterns Bezug haben können. Stele A besagt daher, daß ein Katun aus 235 Mondumläufen und der Zeit des Abendsterns besteht; und daß 235 Mondumläufe 19 tropische Jahre sind. Die Teeplesche Erklärung für Stele A wird bestätigt durch die Zahlen der Stele C, welche von 9. 14. 0. 0. 0. bis 9. 14. 19. 5. 0. reichen und daher 19. 5. 0. umfassen: außerdem noch durch das Datum 9. 11. 19. 5. 0. der Stele I. (Maudslay Pl. 62/64).

Meine Ansicht, daß diese Stelen die Venus darstellen, wird gestützt durch die Daten auf Stele und Altar I, auf denen die Rechnung von 9. 12. 3. 14. 0. bis 9. 13. 0. 0. 0. reicht. Dies umfaßt 16. 4. 0. = 5840 d, welche 10 Venus MJ enthalten. Auf dieser Stele (Abb. 3) ist vorn Venus mit Schnurrbart als Morgenstern dargestellt, genau wie auf der Vorderfigur des Herkules Gottes des Temples 22. (Abb. 25/26.) In der Einführungshieroglyphe der Stele I befindet sich der Kopf des Sonnengottes. Hieroglyphe Maudslay 15 ist ein von einer Hand umfaßter Fisch, welcher das Ende eines Katuns ausdrückt. Darüber stehen rechts das Zeichen des Mondes und darunter die Stirn der Venus mit Flammen, welche die Hieroglyphe für 5 Venusumläufe bedeutet; darunter zwei Kreise mit Ik als Ausdruck der Verdoppelung oder  $2 \times 5$  Venusumläufen. Stele und Altar I bedeuten daher das Zusammenfallen von Mondumläufen und tropischem Jahr und zugleich der schematischen Venus- und Sonnenrechnung. Demgemäß enthält die Nordseite von Stele A die Lage des Hauptdatums 9. 15. 0. 0. 0. im tropischen Jahr, und die Westseite die Angabe, wie man zu dieser Rechnung kam. Ein Hinweis, daß diese 260 d auf die Venus Bezug haben, findet sich auf Stele C, wo bei dieser Differenz die Venushieroglyphe steht.

Das Beiwerk der Stelen A und B ist besonders sorgfältig ausgeführt und enthält komplizierte Einzelheiten, welche mit den Hauptfiguren in Verbindung stehen. Auf Stele A befindet sich oben neben dem Schädel links und rechts eine Schlange, welche ein ausgerissenes Auge verschlingt. Ausgerissene Augen kommen öfters vor; z. B. bei dem Bilderzeichen für 10 und 20. Im Cod. Dresd. S. 3 liegt auf dem Altar mit zwei Schlangenköpfen ein Mensch geopfert, dem der Zopilot ein Auge ausgerissen hat und im Schnabel hält. Altäre mit Schlangenköpfen wurden in Copan bei einem Zeitabschnitt von fünf Tun errichtet, so daß das ausgerissene Auge demgemäß auch auf Zeitabschnitte hinweist. — Der Altar R (Abb. 10) ist ein Schädel, auf dessen Ohr zwei Augen liegen. Auch auf Altar U (Abb. 22/23) kommen zwei Augen vor an den Enden des Tragbandes der Sonne, zusammen mit Tagesbüscheln. Dieses Tragband bildet auch die letzte Hieroglyphe von Stele I.

Auf den Flügeln der Fledermaus aus Chamá kommen Augen vor, und auf anderen Fledermäusen an gleicher Stelle gekreuzte Knochen, welche daher das gleiche bedeuten. — Da ein ausgerissenes Auge (s. Spinden S. 17) bei der Bilderzahl 20 vorkommt, d. h. am Ende eines Monats, drückt es das Ende eines Zeitabschnittes aus. Ausgerissene Augen sind daher auch am Kragen des Todesgottes angebracht, und dieser Schmuck wird von den Figuren getragen, welche die Zahl Null verkörpern.

Zwischen den Schlangen befindet sich ein Schädel, der mit den darunter befindlichen Rippen zusammenhängt. Da in den aztekischen Codices der Venusgott stets einen Schädel auf dem Rücken trägt, ist es nahelegend, die beiden auch hier in Zusammenhang zu bringen. Auf dem Schädel sind Sicheln angebracht, welche als Knochenzeichnung dienen. Zwischen ihnen kommt eine abgekürzte Feuerfeder vor, die den Aufgang der Venus bedeuten dürfte. Der Schädel würde daher die Unsichtbarkeit während der unteren Konjunktion darstellen.

An der Stele B (Abb. 13, 16, 18) ist an den Seiten der Hauptfigur sechsmal das Gesicht des Gottes mit der langen Nase nach unten angebracht, der sich demnach als Mars identifizieren läßt. Diese sechsköpfige Gruppe hängt zusammen mit dem doppelten Vogelkopf, den wir auf Stele D als Tunwert gefunden haben. Da außerdem das Gesicht des Gottes mit der langen Nase auf dem Augenlid sechs Tröpfchen zeigt, so kann diese Zusammenstellung nur ausdrücken, daß sechs Perioden gemeint sind, welche mit zwei Tunenden zusammenfallen. Dies können aber nur 6 Mars MJ sein, welche Zeit dadurch auffällt, weil darin 13 Tun oder 18 Tzolkin restlos aufgehen. Da 30 Marsumläufe auf ein Hotunende fallen  $30 \times 780 = 23\,400\text{ d} = 3.5.0.0.$ , können wir erwarten, daß nach Ablauf dieser Zeit Mars auf den entsprechenden Denkmälern gefunden werden muß. In Copan wurden am Tage 9. 18. 5. 0. 0. keine großen Steinbilder mehr angefertigt, dagegen aber noch in Quiriguá, wo an diesem Datum die große Schildkröte errichtet wurde. Die ganze Oberseite dieses herrlichen Denkmals (Abb. 20/21) ist ausgefüllt durch das monumentale Gesicht des Gottes mit der langen Nase nach unten, des Mars.

Nun hat aber das Marsgesicht noch eine andere Eigentümlichkeit, an der man es sofort erkennen kann; es sind darauf häufig drei Doppelkreise angebracht. Da der Marsumlauf drei Tzolkin enthält, dachte ich zuerst, daß diese ausgedrückt sind, doch ist der Sinn ein anderer. Da Mars mit der Zahl drei eng verknüpft ist, hat sein Kopf diesen Wert in der Bilderschrift.

Am Datum 9. 15. 0. 0. 0. (1 404 000 MD) waren 1800 Mars MJ verflossen, und diese Zeit erfordert, wie Stele A angibt, 930 Schalttage im tropischen Jahr. Das Anbringen von 6 Mars = 13. 0. 0. muß aber irgendwie die Gesetze der Schaltung ausdrücken. Da wir die Vorliebe der Mayas für die Zahl 13 kennen, werden sie diese Zahl auch für die Schaltung vorgezogen haben. Nun trifft es sich aber wunderbarerweise, daß die Schaltung genau stimmt, wenn man nach sechs Marsumläufen = 13. 0. 0. immer drei Schalttage, nach 120 Umläufen = 13. 0. 0. 0. immer zwei weitere Schalttage (zusammen 5 d) und nach 2400 Umläufen = 13. 0. 0. 0. 0. einen weiteren Schalttag (zusammen 6 d) einfügt. Wenn man die Vorderseite der Stele B betrachtet (Abb. 18), so wird man über dem Turban auf einer Scheibe drei Tage bemerken; auf dem Backenbart liegen zwei von Kreisen umgebene Tage und vorne als Ex herunterhängend das am Stufenzahn erkennbare Gesicht der Sonne, an deren Kinn ein eigentümlich geformter Tag (Schalttag) erscheint. Da diese Hinweise mit der errechneten Schaltung übereinstimmen, müssen wir sie so erklären, um so mehr, als diese Ausdrucksweise ganz zu den mysti-



schen Darstellungen dieser herrlichen Stele paßt, die neben der Stele A steht, welche auf die Zahl der Schalttage hinweist. Der Gott fällt außerdem auf durch die großen Ohren, welche nach der Erklärung eines Kekchihäuptlings diejenigen tragen durften, die weithin hören müssen; hier bis ans Ende der Mayazeit.

Am Ende der Mayazeit, 13. 0. 0. 0. 0. würden nach der Rechnung der Stele A Copan (9. 15. 0. 0. 0. benötigen 930 Schalttage) 1240 Schalttage abzuziehen sein, welche mit dem dann fälligen Tag 1241 Tage ergeben.  $13. 0. 0. 0. 0. = 1\,872\,000$  MD würden dann im tropischen Jahr die Lage des Tages 1 870 759 MD einnehmen. Die kleinere Zahl gibt die verflossenen Tage im abgerundeten Jahr an; die größere Zahl die Anzahl Tage im Sonnenjahr:

$$\begin{array}{r} 1870759 \quad 365 \\ 1872000 \quad = \quad 365,242 \end{array}$$

Die Mayas haben somit die genaue Länge des tropischen Jahres erkannt. In Copan kommen die drei Schalttage auch auf einem archaischen Altar vor, den Spinden in: A study of Maya Art. S. 161 abgebildet hat (Fig. 11) und der wohl für 9. 2. 0. 0. 0. errichtet war. Hier ist außerdem ein Adler, der Sonnenvogel, mit drei Schleifen um den Altar gebunden, als Ausdruck, daß drei Tage ausfallen. Die gleichen Berechnungen sind auf Stele A Quiriguá ausgedrückt.

Auf Stele A von Quiriguá (Abb. 19) hält ein Gott mit Kinnbart den Schlangenstab gegen die Brust. Aus dem Schlangenrachen quillt eine Flüssigkeit auf den Boden, welche an den Wasserstrom erinnert, den beim Weltuntergang im Cod. Dresd. S. 74 der Alligator ausspeit. Vgl. auch Dieseldorff I Abb. 172, wo der Venusgott in der Hand die Feuerfelder hält, von der dasselbe Wasser herabfließt. Als Kopfschmuck ist eine tierähnliche Fratze verwendet, an deren Seiten gekreuzte Stäbe oder Knochen befestigt sind. Zwischen diesen befinden sich sechs Blütenkelche, aus denen jedesmal drei Tropfen quillen, eine ähnliche Anordnung wie auf Stele B. Unter den Stäben ist beiderseits die Sonne angebracht, von der eine an die Nacht erinnernde Zeichnung herabhängt. Diese Kombination kommt auch im Cod. Dresd. S. 44 vor, doch ist ihre Deutung noch nicht gelungen. Auf den Stäben liegen zwei Köpfe, welche in Flammen enden. Auf einem von der Brust herabhängenden Schmuck liegt zwischen den Knien eine Scheibe mit drei Punkten, als Hinweis auf die drei Schalttage des tropischen Jahres. Am Ende des Ex hängt ein Tag, welcher so geformt ist, wie der an gleicher Stelle auf Stele B.

Die Daten der Stele A Quiriguá zeigen Differenzen von 3. 5. 0. 0. und 13. 0. 0. 0., welche Abschnitte  $5 \times 13$  Tun und  $20 \times 13$  Tun enthalten. Dies sind gerade die Perioden, an deren Ende Schalttage eingefügt werden müssen. Bei der ersteren sind fünfmal nach den entsprechenden Abschnitten drei Tage fällig, bei der letzteren sind außer  $20 \times 3$  noch zwei weitere Schalttage nötig, um die Tageszählung mit dem tropischen Jahr in Einklang zu bringen. Dann bedeuten die Köpfe mit Flammenansatz und der „Tau“-Zeichnung auf der Backe die zwei Extraschalttage. Da es sonst keinen Anhalt zur Erklärung des Gottes mit dem Kinnbart gibt, der in Quiriguá so oft vorkommt, ist es wichtig, daß wir ihn hier mit dem Morgensterngott der Stelen B und F von Copan identifizieren können. Eine weitere Parallele zu Stele B Copan und Stele A Quiriguá ist die zapotekische Steinplatte im National-Museum zu Mexiko. (Fig. 4).

Die Art, wie die Schaltung vorgenommen wurde, ist daher auf Stele B Copan erklärt. Wie bereits oben ausgeführt wurde, scheint es, daß sich die Mayas den Ausfall der Schalttage in der tropischen Rechnung so vorgestellt

haben, als wenn diese verbrannt würden. Einen Hinweis enthält die Nebajvase des Britischen Museums (Seler III, S. 718). Dort werden zwei Tage hinter der Figur der Venus verbrannt, und in den zugehörigen Hieroglyphen ist das Überschlucken von zwei Augen (Tagen) dargestellt. Auf der Chajcarvase (Dieseldorff I Abb. 171) übergibt der Venusgott dem Feuergott N eine Schale, auf welcher drei Tage liegen. Das Gefäß von Acasaguastlan stellt, wie schon oben erwähnt, den weinenden Sonnengott dar mit drei schraffierten Kreisen auf der Backe; ihm gegenüber befindet sich die Venus im Rachen der neuen Zeit. Auf der Minondovase sitzt auf drei schraffierten Tagen der Feuergott N. Das Untergestell der Chajcar Idole (Dieseldorff I Abb. 19) zeigt folgende Hieroglyphen: Erst kommt Imix auf dem linken Fuß, dann folgt Ik und darunter drei schraffierte Schalttage, dann der alt dargestellte Gott C, schließlich Schluß der Tage und Schluß der Sonne oder Westen. Auf dem rechten Fuß steht zuerst eine unbekannte Hieroglyphe, dann der wieder jung gewordene Gott C und endlich der Sonnengott als neue Zeitrechnung. Oben hält ein hingesunkener Gott (Morgenstern) den leeren Stab mit den zwei Schlangenköpfen der alten und der neuen Zeit, während auf der Schmalseite ein alter Gott (N?) einen Speer abwärts richtet, als Ausdruck, daß er als Feuergott (?) während der Schalttage die Welt bedroht, so wie er im Cod. Dresd. S. 74 als schwarzer Gott beim Weltuntergang vorkommt. Wenn daher auf der Nordseite des Altars D (Abb. 8) auf dem Zeichen der Nacht gespaltenes Kiefernholz liegt, und dabei links und rechts ein Tag, so ist es nicht zu gewagt, dies als Verbrennen oder als den Ausfall von zwei Extratagen in der Sonnenrechnung zu erklären. Auf die Schaltung dürfte auch das Vorkommen eines mehr als 256 Jahre betragenden Zeitmaßes beruhen, welches in Yucaten zweimal gefunden wird:

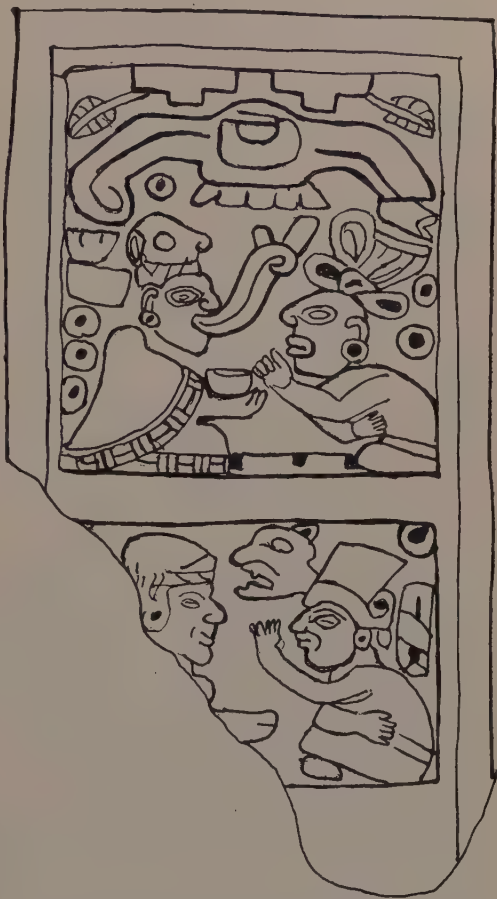


Fig. 4.  
Zapotekische Steinplatte im National-Museum  
zu Mexiko.

Tempel Holactun (Xcalumkin)

10. 9. 13. 0. 0.

13. 0. 0. 0.

11. 2. 13. 0. 0.

Palast Labna.

11. 8. 13. 0. 0.

13. 0. 0. 0.

12. 1. 13. 0. 0.



Die Vogelköpfe der Stele B haben zu der Auffassung geführt, daß der lange Schnabel ein Elefantenrüssel sein könne. Spinden kam der Wahrheit schon näher, als er ihn für den des Ara hielt. Der Vogelkopf ist jedoch der des Tukan (Pfefferfresser), welcher auf der Stele D den Tunwert repräsentiert und auf der Leidener Platte als Katun und Tun vorkommt. In meinem Buch I. S. 29 hält Gott N, Repräsentant der fünf Schmerzenstage, den Tukan, fest. Dieses Bild kann nunmehr als ein Jahr erklärt werden, da  $360 + 5 = 365$  d sind.

In der Mitte der Stele B (Abb. 18) ist oben nochmals ein Marskopf angebracht, der sich über den Scheitel der Stele hinweg mit dem stereotypen Monumentalgesicht eines weiteren Mars verbindet, welches die ganze Rückseite ausfüllt (Abb. 16). Man könnte nun glauben, daß die Hauptfigur der Stele B den Mars vorstellt, aber dann hätten Morgen- und Abendstern zusammen nur eine Gestalt, und Mars würde drei haben: die Monumentalgestalt, den Kopf mit der langen Nase und das Marstier, welches wir aus Cod. Dresd. S. 43—45 b kennen, und das in Copan als Altar N (Abb. 11) vorkommt. Das kann aber nicht möglich sein, auch kommt die Hauptfigur nochmals, einen Kalenderring später, auf Stele F vor; da dieser Zeitabschnitt nur mit der Sonnen- und Venusrechnung zusammenhängt, kann die Frontfigur nicht Mars, sondern nur Venus sein.

Das **Datum 9. 15. 0. 0. 0.** (1 404 000 MD) ist genau drei Viertel von dreizehn Baktun, welches das größte Zeitmaß der Mayas ist. Dieser Zusammenhang ist zweifellos den Priestern von Copan zum Bewußtsein gekommen und dürfte der Grund für die Herstellung aller Stelen, Tempel und Altäre, die auf diesen Tag fallen, gewesen sein. Da an diesem Termin fünf Schalttage fällig waren, lag der Gedanke an den Weltuntergang nahe und bot Anlaß zu großen Opfern. Damals wurden 1800 Mars MJ, 3900 Tun, 5400 Tzolkin, zugleich aber auch  $15 \times 13$  Katun beendet. Die Sonnen-Venusrechnung geht in dieser Anzahl von Tagen nicht restlos auf. Man muß daher annehmen, daß sie hier von neuem anfang, weil die Stelen H und F einen Kalenderring später errichtet wurden. Demnach hat 9. 14. 19. 5. 0. als neuer Anfang von Abendstern und Sonne, und 9. 15. 0. 0. 0. als Beginn der Morgenstern- und Marsrechnung gegolten. Da wir nun diese vier Himmelskörper im Tempel 22 antreffen, Sonne und Abendstern als Köpfe des Drachens, Mars und Morgenstern als die Herkulesfiguren, so kann Tempel 22, welcher nicht datiert ist, nur für die 260 d errichtet sein, welche zwischen obigen Daten liegen, zu welchem Schluß auch die Betrachtungen des Altars D führten.

**Stele C.** Stele C stellt vorn einen jugendlichen, dem Abendstern ähnlichen Gott dar, auf der Rückseite jedoch einen Gott mit üppigem Vollbart, einem Haarwuchs, der bei Indianern nicht angetroffen wird. Der bärtige Gott stellt einen Planeten vor, weil sein Bild auf dem Drachenleib des Tempels 22 vorkommt (Abb. 24 und 26), an einer Stelle, wo Sternschilder angebracht zu sein pflegen. Da die Bilderschrift als Zahl neun den Kopf eines bärtigen Gottes zeigt, und neun Jupiterumläufe ein Lahuntun sind, der hier als Zeitabschnitt vorkommt, ist es anzunehmen, daß der bärtige Gott der Stele C den Planeten Jupiter darstellt. (Die zugehörigen Daten sind am Schluß angegeben.)

Zwischen dem ersten und fünften Datum liegt 19. 5. 0. = 6940 d, worin die Gleichung 235 Monde = 19 tropischen Jahren enthalten ist. Auf Stele A war diese Epoche mit dem Abendstern zu einem Katun zusammengekettet; hier ist sie zerlegt in die Perioden der Finsternisse, des Merkur, Jupiter und Abendstern. Die 260 d können daher nicht auf die Differenz zwischen Jahr und Tun in einem Kalenderring Bezug haben. Die Erklärung, daß sie auf die Periode des Abendsterns hinweisen, wird hier gestützt dadurch, daß

hinter dem vierten Datum die Venushieroglyphe steht. Spinden vermutet in der Hauptfigur den Mond, wobei er sich auf den Kopf der Mondhieroglyphe und auf die Mondepoeche der Stele C beziehen kann, allein dann müßte der Mond mit dem Mais in Verbindung treten, wofür keine Anhaltspunkte gegeben sind. Die Tatsache, daß die Mayas den Morgenstern und den Mond durch die gleichen Köpfe, die des E, wiedergegeben haben, erschwert die Deutung, jedoch am Mondkopf kommt immer noch ein langes, an ein Horn erinnerndes Anhängsel vor, durch welches er erkannt werden kann.

Die Stelen 4 und C sind leider zerbrochen. In Maudslay sind nur die Hieroglyphen, aber nicht die Figuren wiedergegeben. Bei der großen Wichtigkeit, die diese Stelen haben, wäre es sehr erwünscht, daß dies nachgeholt wird.

Stele 4 enthält drei Daten, von denen I bis II 180 Jupiter MJ; I—III 30 Mars MJ bilden. Um festzustellen, was sich unter diesen Stelen befindet, habe ich 1894 das Fundament der Stele 4 ausgegraben. Als vorderer Stützstein war ein Altar verwendet worden (s. Maudslay Pl. 104), auf dem das Zusammenbinden von vier Göttern dargestellt ist; er war mit der Boden-seite nach oben gekehrt. Außerdem kam eine archaische wohlbeleibte Figur ohne Kopf zum Vorschein. Unter der Stele befand sich ein kreuzförmiges Gewölbe, in dem nur eine Seemuschel lag als Repräsentant der Null. Dies weist darauf hin, daß die Hieroglyphen am Tage 9. 15. 0. 0. 0. endeten, so daß ich mich nicht der Ansicht von Morley anschließe, der die Daten einen Kalenderring später enden läßt. Als meine Leute einen Stützstein lockerten, wand sich aus der Spalte eine äußerst giftige Schlange heraus, die dabei ihren Kopf dicht an meinem Fuß vorbeiführte und mich sicher gebissen hätte, wenn sie nicht von der Sonne geblendet worden wäre. Man sieht daraus, daß derartige Nachforschungen nicht ungefährlich sind.

Die Abendstern Stele H (Abb. 15) stellt vorne denselben Gott dar, wie auf Stele A, nur das er hier durch ein bis auf die Knöchel herabfallendes Jaguarfell, welches mit quadratischem Jadeitschmuck belegt ist, deutlich als Weib gekennzeichnet ist. Als Kopfschmuck dient hier die Sonne, kenntlich an den großen Augen und der typischen Haarkrone. Die auf den Seiten dieser Stele angebrachten Schlangen haben ein besonderes Merkmal; an ihrem Schwanzende sind Schalttage angebracht, als ob diese ausdrücken sollten, daß sie wieder eingeführt worden sind. Diese Stele genoß die größte Verehrung z. Zt. des Unterganges von Copan, denn um ihr Fundament herum wurden an der Oberfläche eine Reihe schöner Jadeitperlen gefunden, welche beim Verlassen als Opfer niedergelegt worden sind.

Die Rückseite von Stele H (Abb. 27) zeigt die Sonnenmaske, welche wir bereits auf Stele D antrafen, und von der leider auch hier die Nase fehlt. Die vier kleinen Punkte über der Stirn weisen auf die Sonne hin. Über dem Kopf erscheint die Feuerfeder, welche aus drei Elementen besteht: in der Mitte eine Feder, links eine Muschel und rechts das Tagesbündel, in welchem entweder das Popzeichen oder die gekreuzten Stäbe des Feuerwechsels zu sehen sind. Diese Kombination ist auf einer tönernen Platte aus Chipolem (Fig. 5) deutlich als Feuergarbe ausgebildet. Auf der Feuerfeder steht oft ein Vogel, wie es auch auf den Tikaler Holztafeln der Fall ist. Zur Klärung der Frage, was dieser Vogel bedeutet, bringe ich die Zeichnung einer Scherbe aus der Alta Verapaz (Fig. 6), welche diesen Vogel mit rundem, scheibenförmigem Leib darstellt, so daß es sich nur um Sonne oder Mond handeln kann. Von diesen zwei Möglichkeiten kommt allein die erstere in Betracht, weil der Vogel so aussieht, wie der Sonnengott. Die Stele H 9. 17. 12. 0. 0. liegt einen Kalenderring später als das Datum des Abendsterns, welches auf Stele A mit 9. 14. 19. 5. 0. angegeben ist. Wenn wir von dem letzten Datum einen Kalenderring zurückrechnen, erreichen



wir 9. 12. 6. 10. 0. Dies ist nicht auf der Stele I (Maudslay Pl. 63), auf welcher wir die Feuerfeder antreffen, angegeben, dafür aber 9. 11. 19. 5. 0., welches 3 Katun oder 54 Jupiter MJ vor dem Abendsterndatum der Stele A liegt. Die Rechnung dieser Stele reicht dann noch weiter bis zum Datum 9. 12. 3. 14. 0. Wir erkennen hieraus, daß die Daten der Feuerfeder nicht immer mit dem Kalenderring zusammenfielen, sondern daß eine Verschiebung darin

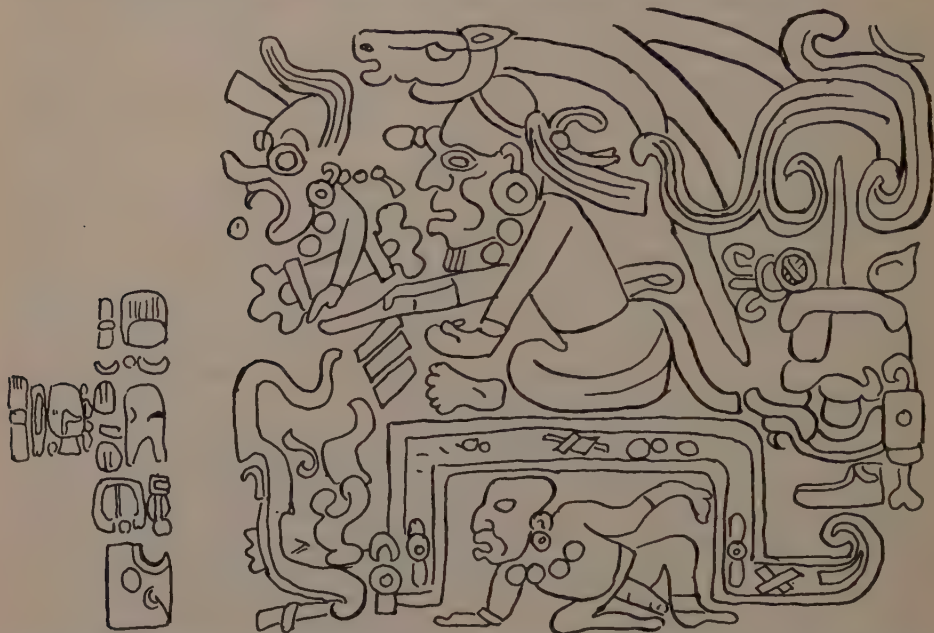


Fig. 5. Tonplatte aus Chipolem, Departement Alta Verapez, Republik Guatemala. Der kinnbärtige Morgensterngott ist gekennzeichnet durch den Rehkopf, weil er als Anführer der Sterne (Rehe) gilt, da er als letzter am Himmel erscheint. Auf der Hand hält er den jungen „K“ = Cuculcan (Lebensgott), welcher als Ausdruck des neuen Lebens in Quiriguá vorkommt (s. Abb. 20). Dieser trägt unter dem Arm den leeren Schlangentab, welcher den Übergang von einer Zeitrechnung in die andere ausdrückt (vgl. Dieseldorff I, Abb. 19). Die eckige Feuerschlange wird vom Gott N gehalten. Als Schwanzende dient der Kopf des toten Gottes „K“ mit der Feuerfeder (der neuen Zeitrechnung), von der eine Feuergarbe emporschlägt.

vorkam. Die Feuerfeder besagt, daß eine neue Zeitrechnung anfängt, dies ist auch durch die Muschel und das Tagesbündel ausgedrückt. Wenn die Priester den Stand der Gestirne an dem neuen Feuertag kannten, wurde die Berechnung der Planetenaufgänge dadurch erleichtert, daß sie nicht mehr weit zurückrechnen brauchten.

Das Feuerdatum der Stele D war 9. 15. 4. 15. 12.; da aber gerade drei Venusumläufe vorher ein höchst wichtiger Abschnitt in der Zeitrechnung der Mayas endete, drei Viertel des Milleniums, wurde die Rechnung um drei Venusumläufe zurückgelegt. Diese zweite Feuerrechnung 9. 15. 0. 0. 0. wurde jedoch nicht lange beibehalten, sondern am Tage 9. 16. 12. 5. 17. unterbrochen, woraus wir entnehmen müssen, daß dieser Tag entweder besondere Vorteile für die Weiterführung der Rechnung gehabt hat oder an ihm andere wichtige Ereignisse eintraten.

#### Abendsternrechnung:

Stele A	9. 14. 19. 5. 0. = 1 403 740 MD
ein Kalenderring	2. 12. 13. 0. = 18 980 d
Stele H	9. 17. 12. 0. 0. = 1 422 720 MD

Altar D ist quadratisch, was aus den Abbildungen nicht hervorgeht. Nasen und Ohren bilden die Ecken. Man kann daraus schließen, daß Feuer-schlangen mit rechtwinkliger Nase, wie sie auf Tempeln und auf Tongefäßen (s. Fig. 6) vorkommen, Schalttage bedeuten. Hieraus ergibt sich: Die erste Hieroglyphe von Fig. 6 ist ein Tag mit einem Schildkrötenkopf davor. Dieses Tier eignet sich gut als Bild für die Schalttage der Sonnenrechnung, weil es bewegungslos wie diese liegen bleiben kann. Diese Erklärung wird bestätigt durch die große Schildkröte von Quiriguá (Abb. 20 u. 21), auf welcher

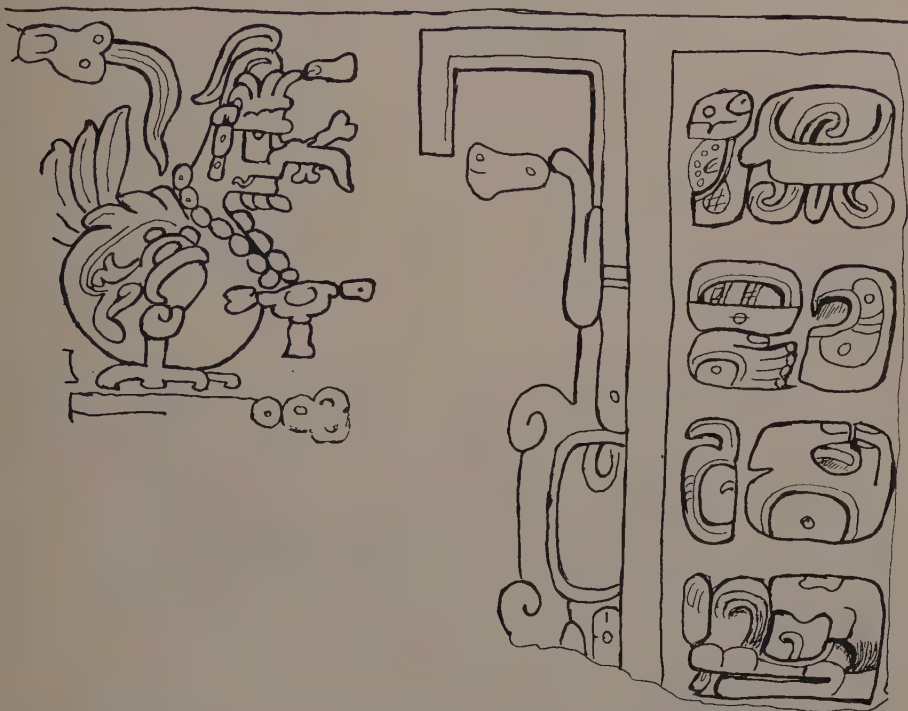


Fig. 6. Zeichnung auf einer Scherbe aus der Alta Verapaz. Der Vogel mit rundem Leib ist die neue Sonne (vgl. die Tikaler Holztafeln); rechts davon die eckige Feuer-schlange. Die erste Hieroglyphe zeigt links einen Schildkrötenkopf, rechts einen Tag und bedeutet fünf Schalttage; die zweite Hieroglyphe: Tun mit offener Hand und die Jaguarkralle der Schalttage; die dritte Hieroglyphe: Tagesschluß.

Schalttage durch Flammen ausgedrückt sind. Die erste Hieroglyphe von Fig. 6 bedeutet daher Schalttag.

Nun kommen in der Alta Verapaz öfters **dreifüßige Schalen** (Fig. 7) vor, auf denen dreimal eine Zeichnung wiederkehrt, die sich aus zwei Elementen zusammensetzt: einen Schildkrötenkopf wie auf Fig. 6, und der Einführungshieroglyphe der Inschriften. Diese Zeichnung kann daher erklärt werden als Schalttag der Sonnenrechnung bzw. die drei Schalttage, welche am Ende von 13. 0. 0. fällig werden. Diese Schilder werden durch Halbmonde unterbrochen, welche in drei Reihen ein langes Feld ausfüllen und in den aztekischen Handschriften Nachthimmel bedeuten. Die ganze Zeichnung gibt daher drei Schalttage und -Nächte wieder. Derartige Schalen haben sich öfters unter größeren Mengen von Tonscherben im Erdboden gefunden (z. B. in Petet bei Coban), so daß diese Scherbenhaufen als absichtliche Zerstörung von Tempel- und Hausgerät zu Ehren der Schalttage angesehen werden können.



Im Jahre 1889 grub ich zusammen mit Carl Sapper einen Hügel in Las Pacayas bei San Cristobal Verapaz aus. Im Zentrum befand sich ein gewaltiger flacher Stein über Mannesgröße, unter dem wir ein Grab vermuteten. Es lag aber nur eine dreifüßige Schale (s. Fig. 7) darunter, die mit Aschenresten angefüllt war und einem Stückchen Jadeit und daher als Opfergabe während der drei Schalttage angesehen werden konnte. Es ist wahrscheinlich, daß alle Gräber mit Steinplatten, welche in Copan und Umgebung gefunden werden, Opfer für die Schalttage enthalten, was für die Erklärung der Beigaben wichtig ist. Das große Grab, welches Galindo in der heiligsten Plaza vor Tempel 22 entdeckte, enthielt ca. 50 Gefäße, in denen sich in Kalk eingebettete Knochen befanden. Es ist daher als Opfergrab für 50 Personen anzusehen, welche am Tage 9. 15. 0. 0. 0. ihr Leben lassen mußten, um die Götter zu besänftigen und den Weltuntergang zu verhindern. Von diesem Massengrab aus geht der unterirdische

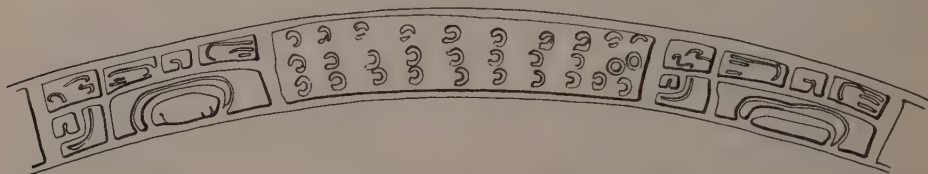


Fig. 7. Ornament einer dreifüßigen Schale. Diese Schalen kommen in der Alta Verapaz öfters vor, jedoch gelang es nur einmal eine vollständig erhaltene zu finden, die sich im Völkerkundemuseum Berlin befindet. Auf ihr sind zwei Ornamente angebracht: Halbmonde, welche den Nachthimmel bedeuten und eine Kombination von Schildkrötenkopf und der Einführungshieroglyphe der Steindenkmäler, welche die Schalttage der Sonnenrechnung ausdrücken soll. Da das ganze Ornament dreimal wiederholt ist, beziehen sich diese Schalen auf die drei Schalttage, welche nach ca. dreizehn Jahren in der Sonnenrechnung eingereiht wurden. Man befürchtete, daß die Sonne an diesen Tagen stillstehen und somit den Weltuntergang herbeiführen könne, da man ja auch in der Sonnenrechnung an Schalttagen einen Tag stehen blieb. An den Fundorten dieser Schalen findet man auch viele Reste von Hausgerät und Tempelgeschirr, die als Opfer zerstört wurden.

Gang unter den Tempelbauten hindurch nach dem Flusse zu, um dem Teufel (Guayeyab) einen Zugang zu den Opferresten zu verschaffen. Das Vorkommen der dreifüßigen Schale von Las Pacayas zeigt, daß in der Alta Verapaz dieselbe Schaltung angewendet wurde, wie in Copan.

Die Morgenstern-Stele F (Abb. 14) zeigt vorn dieselbe monumentale Gestalt wie B, ist aber einen Kalenderring später errichtet:

#### Morgensternrechnung:

Stele B	9. 15. 0. 0. 0. =	1 404 000 MD
ein Kalenderring	2. 12. 13. 0. =	18 980 d
Stele F	9. 17. 12. 13. 0.	1 422 980 MD.

Die Vorderfiguren der Stelen A und B, H und F, C und 4 gehören paarweise zusammen, wobei A, H und C weiblich, B und F männlich sind; nur bei 4 konnte es nicht festgestellt werden, da nirgends die Figur reproduziert ist. Die Enddaten der Stelen A, H und C liegen 260 Tage vor den Enddaten der anderen. Dieser Abschnitt, ein Tzolkin, kann sowohl auf die Herrschaft des Abendsterns Bezug haben, wie auf die Differenz, welche zwischen Jahr und Tun nach Ablauf von 52 Jahren besteht. Da nur auf A das Datum ausgeschrieben ist, kann man nicht wissen, ob die anderen Stelen auch auf dieselbe Zeit fallen, oder ob sie einen Kalenderring früher oder später errichtet worden sind. Spinden, welcher sich eingehend mit der

Frage der Entwicklung der Mayakunst befaßt hat, ist der Ansicht, daß A und B die früheren Stelen sind, und daß die anderen vier einen Kalender-ring später liegen. Meiner Ansicht nach fallen C und 4 auch auf die Daten von A und B, worauf ich bei der Besprechung der Stele 4 hingewiesen habe. Da gerade diese sechs Stelen für die Wissenschaft am bedeutungsvollsten sind, so ist es ein großer Verlust, daß C und 4 zerbrochen sind, und aus diesem Grunde nicht richtig wiedergegeben werden konnten. Die Republik Honduras würde den Dank der ganzen Welt ernten, wenn diese Stelen einem Museum übergeben würden, welches die Denkmäler wieder herstellen und Nachbildungen verteilen könnte. Dies wäre eine bessere Lösung, als die Stelen der Vernichtung preiszugeben, der sie durch Gewalt oder durch das Abbrennen des Buschwerks ausgesetzt sind.

**Stele J** (Abb. 17) zeigt auf der westlichen Seite einen stereotypen Kopf, welcher durch den stufenförmigen Zahn als Sonne oder Tag gekennzeichnet ist. Die Hieroglyphen erscheinen hier in Form eines geschlossenen Mattengeflechts, welches das Ende einer Periode anzeigt. Von der Stirn und Zunge tropft Blut, was durch Adlerfedern ausgedrückt wird, die nur auf Blutgefäßen angetroffen werden.

Vor Stele J steht ein Altar, dessen Form sich für Menschenopfer eignet; das darauf eingemeißelte, liegende Kreuz bedeutet den Feuerwechsel. Die Hieroglyphen enden mit einem Abschnitt von 6. 10. 0. 0., welcher 60 Marsumläufe enthält, an denen ein Extraschalttag abgezogen werden mußte, welcher wahrscheinlich durch das stereotype Sonnengesicht ausgedrückt ist. Hinzu kommt, daß Stirn, Augen und Mund rechteckig gebildet sind, ferner daß Stirn und Zahn den Umriß des „Tau“-Zeichens haben, was auf Stele A Quiriguá als Zeichen der Schalttage erkannt wurde.

Der Altar vor Stele N (Abb. 11) erinnert an den Schalttagaltar D. Es ist hier der durch das Stirnband kenntliche Sonnenkopf mit dem Marstier vereinigt. Dieses dem Tapir ähnliche Tier ist aus Cod. Dresd. S. 45 bekannt, wo es am Himmel hängt. Auf dem Altar N weist es durch die drei Doppelkreise auf Mars und Schaltung hin. Die Augen des Marstieres enthalten eine Feder, wie sie auch auf der Südseite des Altars B auf dem Knochen angebracht ist und dort schon als Tag erklärt wurde. Das Datum der Stele N fällt jedoch nicht auf die Periode, an denen Schaltungen nötig sind, so daß der Altar nicht mit der Stele N in Verbindung steht. Der lange Bart des Marstieres reicht bis auf die Krallen herab und erinnert an Wasser.

**Altar R.** (Abb. 10). Dieser Altar ist für die Erklärung der Copaner Denkmäler von großer Bedeutung. Er besteht aus einem Schädel, welcher bisher irrtümlicherweise als der des Todesgottes aufgefaßt wurde, aber den Venusumlauf und zugleich Venus während der unteren Konjunktion darstellt. Der erstere ist ausgedrückt durch den Quincunx, welcher unter der Nase und auf den Backenknochen vorkommt; das zweite ergibt sich aus den Daten. Daß der Altar mit der Venus zusammenhängt, geht aus den Hieroglyphen hervor, in denen groß das volle Venuszeichen steht und dann, weil er im Tempel 22 sowie auf Stele A vorkommt. Auf der Stirn sind 8 Kreise gezeichnet, welche auf die Unsichtbarkeit vor dem Aufgang des Morgensterns hindeuten. An der rechten Seite der Stirn sind drei kleine Löcher angebracht, welche ich auch auf Tonscheiben aus Chajcar angetroffen habe; sie scheinen auf die Umläufe des Gestirns hinzuweisen. An den Schläfen befinden sich Löcher, durch welche man Stöcke führte, um die Schädel aufzureihen. Aus der Anzahl der im Tempel aufgerichteten Schädel erkannten dann die Priester, wieviel Venusumläufe verflossen waren, da bei jedem Aufgang ein Affe oder möglicherweise ein Mensch geopfert wurde. Auf den Ohren liegen zwei Augen, welche mit den Enden von



Perioden in Verbindung stehen; aus den Ohrläppchen kommen zwei Baumwollkapseln heraus, die wir auch auf der Bilderzahl 10 antreffen. Zu beiden Seiten der Ohren liegt das aufrechtstehende Tagesbüschel, mit welchem im Tempel 22 die Hieroglyphenreihe beginnt.

Wenn man zum Tage 9. 15. 0. 0. sechs Venusumläufe weniger vier Tage hinzuzählt, so erreicht man den auf Altar R angegebenen Tag 9. 15. 9. 13. 0. (7 Ahau 3 Zip). Er würde daher die untere Konjunktion der Venus angeben, welche zwischen der alten und der neuen Feuerrechnung liegt. Außerdem ist auch der Tag 9. 16. 12. 5. 17. angegeben, an welchem die neue Feuerrechnung beginnt. Ähnliche Rechnungen finden sich auch auf Altar U.

Teepie verlegt das Datum 7 Ahau 3 Zip einen Kalenderring später, d. h. auf 9. 18. 2. 8. 0. und sieht darin die Angabe des tropischen Jahres. Diese Erklärung kann jedoch weder mit dem Venusbild in Einklang gebracht werden, noch mit dieser späten Zeit, zu der nur noch die gefiederten Schlangenaltdäre G 1 und G 2 errichtet worden sind.

Der Altar Q. (Abb. 9) ist eines der Denkmäler, welche das wichtige Datum 9. 16. 12. 5. 17. aufweisen, an dem die neue Zeitrechnung anfang. Wenn diese weitergeführt worden wäre, hätte sie nach einem Kalenderring das Datum 9. 19. 5. 0. 17. erreicht, aber zu dieser Zeit war Copan bereits verlassen, denn das letzte Datum lautet dort 9. 18. 10. 0. 0. Die Verhältnisse, welche am Datum 9. 16. 12. 5. 17. die Sonnenrechnung unterbrechen, kamen zu keiner dauernden Geltung, denn die alte Rechnung 9. 14. 19. 5. 0. und 9. 15. 0. 0. 0. wurde auf den Stelen H, und F, einen Kalenderring später weitergeführt.

Es ist interessant, daß der Altar Q nicht nur in seinem Datum, sondern auch in seinem Stil aus dem Rahmen der bisher besprochenen Denkmäler herausfällt. Während diese durchaus ein hierarchisches, abstrakt mystisches Gepräge tragen, weist der Altar Q einfache, fast möchte man sagen, naturalistische Darstellungen auf. Um den Altar herum sitzen 16 menschliche Gestalten, von denen 15 ein Kienholzbündel in der Hand halten, um das Feuer zu empfangen und dann weiterzugeben. Diese Darstellung ist die einzig humorvolle, die ich bei den Mayas kennen gelernt habe. Der Letzte in der Reihe (auf der Abb. an der linken Ecke) stößt die Mittelfigur, die das Feuerszepter hält und das Feuer verteilt, mit dem Finger an, damit er nicht ganz zuletzt drankomme.

Im Tempel 11, welcher für den gleichen Tag errichtet ist, sitzen in ähnlicher Weise unter der Schwelle zwanzig Figuren, wobei eine derselben das Kienholz an ein Schriftzeichen hält, welches ausgestrichen ist und das Ende der voraufgehenden Feuerzeit anzeigen dürfte. Zwei dieser Figuren sitzen auf den Hieroglyphen, welche mit den Zahlen 9 und 14 verbunden sind und sowohl im Tempel 22 Copan, als auch auf dem runden Venusaltar von Quiriguá angetroffen werden und daher auf wichtige Zeitabschnitte Bezug nehmen müssen.

Der Altar U (Abb. 22/23) zeigt vorn das Gesicht der Sonne mit der Sonnenhieroglyphe im Auge, welche wir bereits auf Altar D antrafen, nur daß sich hier in der Pupille das Zeichen Ahau befindet, welches der letzte Tag des Tzolkin ist, und in dem man daher gerne den Begriff „Ende“ sieht. Demgemäß ist auch das Stirntragband, welches der hier lebend dargestellte Sonnengott umgebunden hat, mit zwei Augen versehen, die auf Periodenschluß Bezug haben. Ahau bedeutet aber auch Fürst, und da der Titel des Sonnengottes Xbalamké, Sonnenfürst lautet, kann die Hieroglyphe im Auge auch darauf hinweisen. Xbalamké bedeutet auf Kekchi (Puma der Rehe), (Verfolger der Sterne) „*lix balam re li kej*“. An den Seiten dieses Monumentalgesichtes befinden sich zwei Figuren, deren Köpfe zerstört sind. Diese Beschädigung dürfte von den Anwohnern geschehen sein, weil in

unmittelbarer Nähe zwei Gehöfte liegen, wie die Abbildungen zeigen. Die Zerstörung der Göttergesichter ist ein großer Verlust, denn der rechts sitzende Gott ist Mars, gekennzeichnet durch seine drei Doppelkreise; der Linke ist demgemäß der Morgenstern, weil diese zwei zusammengehören. Die Hieroglyphen fangen auf dem Altar mit dem Datum der neuen Zeitrechnung 9. 16. 12. 5. 17. — 6 Caban 10 Mol an, dann folgen zwei Zeichen und weiter die Angabe, daß ein neuer Tag zwischen Himmel und Erde — wie ich annehme — abgezogen werden muß. Da wir diesen Tag auch auf dem Tempel 21 a antreffen, und die Hieroglyphentafeln durch die Zeichen der Venus unterbrochen werden, so könnte es sich um einen Tag handeln, der von der schematischen Venusrechnung abgezogen werden muß, um diese mit dem heliakischen Erscheinen des Morgensterns in Einklang zu bringen. Das Zurückweichen der Venus beträgt bei jedem Umlauf  $77/1000$  eines Tages, so daß nach 13 Umläufen ein Tag ausfallen muß. Wenn daher dieser zwischen Himmel und Erde erscheinende Tag die Korrektur der Venus bedeuten würde, so müßte er nach dreizehn Venusumläufen, d. h. nach  $7592 \text{ d} = 1. 1. 1. 12.$  wieder vorkommen. Diese Differenz kommt jedoch nicht vor. Die erwähnte Korrektur würde nun nicht allein die der Venus, sondern auch, wie Ludendorff in seinen vortrefflichen Nachforschungen bewiesen hat, die der Finsternisse betreffen. Weiter beziehen sich die Hieroglyphen auf den Tag 9. 15. 9. 0. 2. — 9 Ik, 10 Mol. Es folgt dann die Hieroglyphe des Gottes C, die leider zum Teil beschädigt ist; sie drückt aus, daß es sich hier um eine Merkurrechnung handelt. Das Datum liegt 8395 d vor 9. 16. 12. 5. 17. Die dazwischen liegende Spanne enthält 23 MJ, welcher Zeitabschnitt 73 Merkurumläufe zu 115 Tagen ausmacht und demnach der in der Einleitung errechnete Tag ist, an dem Sonne und Merkur zusammenfallen. Dann folgt 9. 15. 12. 5. 0. — 4 Ahau 13 Ceh, welches Datum 13 Tun nach dem des Abendsterns 9. 14. 19. 5. 0. liegt. Weiter das Morgensterndatum der alten Rechnung 9. 15. 0. 0. 0. — 4 Ahau 13 Yax und dazu 13 Tun, so daß sowohl sechs Marsumläufe zu der Abendsternrechnung, wie auch zu der Morgensternrechnung hinzugezählt sind. Es folgt dann das Datum 9. 15. 8. 10. 12. — 2 Eb 0 Pop, der Anfangstag des Jahres, in dem 9 Ik 10 Mol liegt. Da in ähnlicher Weise der Anfangstag des nächsten Jahres 3 Caban 0 Pop angegeben ist, muß man glauben, daß diese beiden Daten dazu bestimmt sind, den Aufgang der Sonne am Tage 9 Ik 10 Mol festzulegen. Von dem letzten Tage ab gelangt man mit den niedergeschriebenen 2. 13. 0. zum Tage 9. 15. 12. 5. 17., einen Katun vor dem neuen Feuerstage. Teeple glaubt, daß der Tag 3 Caban 0 Pop mit der Korrektur des tropischen Jahres zusammenhängt und legt daher den Tag 52 Jahre später. Wenn dies aber der Fall wäre, würde der Zusammenhang der Tage 3 Caban 0 Pop und 8 Caban 10 Mac verloren gehen, und die Spanne 2. 13. 0. ihren Sinn einbüßen. Ein Katun sind aber genau 18 Jupiterjahre. Nach 73 Merkur MJ und 18 Jupiter MJ wird die errechnete Planetenschaltung fällig, um das Schema wieder mit den Aufgängen in Einklang zu bringen; nach 6 Mars MJ müssen in der tropischen Jahresrechnung drei Tage eingeschaltet werden. Der Altar U enthält daher Angaben über eine Merkur-, Jupiter- und Marsperiode, von denen die ersten zwei von dem neuen Datum zurückgerechnet werden, und die letzte zu den Daten der alten Rechnung von Abendstern und Morgenstern hinzugezählt wird.

Unter den weiteren Zeichen befindet sich die Mondhieroglyphe, so daß auch diese Rechnung hier Berücksichtigung gefunden hat. Der neue Feuerstag beruht demnach auf Einschaltung von 73 Merkurjahren in die Venusjahre. Im Cod. Dresd. S. 48—50 kommt etwas Ähnliches vor, (s. Förstemann, Kommentar S. 110), denn dort sind zu 195 Venus MJ (113 880 d) 104 Merkur MJ (11 960 d) und 72 Mars MJ (9 360 d) hinzugerechnet,



und dadurch wird eine Summe von 135 200 Tagen erreicht, welche  $2 \times 260 \times 260$  d oder 520 Tzolkin ist.

Besonders fällt auf, daß die Daten auf die Zeitabschnitte fallen, an denen eine Korrektur fällig war, denn am Tage 9. 15. 0. 0. 0. waren im ganzen 5 Schalttage in der tropischen Jahresrechnung eingefügt worden. Am Tage 9. 16. 12. 5. 17. müßten zu der angegebenen Merkurrechnung 40 Tage hinzugezählt werden und zu der Jupiterrechnung 20 Tage, wie aus den Tabellen am Anfang hervorgeht. Ich nehme an, daß auf dem Altar U zum letzten Mal die Schaltung festgestellt wurde, dann aber aufhörte, und zugleich mit ihr die gefürchteten Opfer in Fortfall kamen.

Auf der Stele A, auf welcher die Lage des Tages 9. 15. 0. 0. 0. im tropischen Jahr angegeben ist, befindet sich in der Einführungshieroglyphe der Kopf des Alligators, woraus sich die Zusammengehörigkeit von Alligator und Schaltung ergibt. Zugleich möchte ich noch einmal daran erinnern, daß zu Zeiten von Stephens dort ein Alligatoraltar gestanden hat.

Der Altar T, welcher auf den Tag 9. 16. 12. 5. 17. Bezug hat, stellt einen gefesselten Alligator vor, welcher daher das Fesseln der Schaltung angibt. Es erscheint daher wahrscheinlich, daß an diesem Tage eine Erhebung der Copaner Einwohner stattfand, die durchsetzten, daß die Schalttage nicht mehr mit Blutopfern und Fastentagen verbunden würden. — Der Tag 9. 16. 12. 5. 17. kann daher als der Tag der Copaner Revolution oder Reformation angesehen werden.

Der **Haupttempel 22 von Copan** (Abb. 24—26). Morley und Spinden sagen, daß dieser Tempel zweifellos das schönste und mit den reichsten Skulpturen verzierte Gebäude von Copan, ja wohl des ganzen Mayadistriktes ist.

Als Maudslay diesen Tempel ausgrub, fand er, daß die Steine des Gewölbes noch fast in ihrer ursprünglichen Lage waren. Da dieses jedoch nicht durch den üblichen Mayabogen gebildet war, so muß es durch einen rechtwinkligen Unterbau aus Holz in seiner Lage gehalten worden sein. Der Raum unter dem Bogen war vom Schutt des Daches angefüllt, woraus sich ergibt, daß das Dach früher eingestürzt ist, als die Holzkonstruktion. Der Tempel ist daher durch ein Erdbeben zerstört worden, bei welchem die Dachsteine die hervortretenden Skulpturen beschädigt haben.

Das Tempelbild zerfällt ikonographisch in zwei Teile, der obere besteht aus einem Drachen und der andere aus zwei Göttern, welche den ersteren stützen und auf Schädeln sitzen.

Der Drache hat zwei Köpfe, die nach Osten und Westen gerichtet sind, er hat am Bauch die Schlangenzeichnung und besitzt zwei Füße, auf denen Scheiben angebracht sind, wie auch auf der Tikaler Doppelschlange. Diese Scheiben treten paarweise auf und erinnern an die Art, wie die Schalttage ausgedrückt werden. Der doppelköpfige Drache ist den zwei Feuerschlangen gleich zu achten, welche um die Peripherie des aztekischen Kalendersteins herum gelagert sind. Auf dem Kopf des nach Osten gerichteten Drachens befindet sich eine Feuerfeder. Durch den löwenähnlichen Haarschmuck, wie ihn auch Stele D zeigt, wird er als Sonne charakterisiert. Die Hieroglyphe der Venus kommt zweimal auf dem Knie des Drachens vor und dann noch einmal im Westen, wo sie sich aus der Ohrschmel des Drachenkopfes entwickelt, was auf den Abendstern hinweist, der im Westen aufgeht. Die Venushieroglyphe hat hier die schmetterlingsähnliche Auszackung, die auch im Kopfschmuck der Hauptfigur sowie auf dem linken westlichen Drachen angetroffen wird und Feuer bedeutet. Dieser doppelköpfige Drache ist der Feuerdrache und drückt 104 Jahre aus. Er ist identisch mit dem Doppeldrachen Cod. Dresd. 4/5, hinter welchem die Götter das Feuer erböhren. Auf dem Körper des Drachens sind sieben Figuren angebracht,

Götter, welche in einer Bandornamentik liegen oder stehen; ihre Gesichter sind leider zerstört, weshalb eine nähere Bestimmung nicht möglich ist. Die beiden Eckgestalten haben den Kragen des Todesgottes umgelegt und bedeuten daher den Nullpunkt, den Anfang einer Rechnung. Die rechte östliche Gestalt hat einen Knochen in der Hand und hält das rechte Bein hoch, welche Stellung sich sowohl auf farbigen Tongefäßen (s. Dieseldorff I, Abb. 67) wie auch auf Tongötzen (daselbst Abb. 20/21) öfters findet. Diese Tanzstellung dürfte den Aufgang des Morgensterns versinnbildlichen, denn der Indianer sagt heute noch: *La estrella de la mañana está brincando antes de la salida del sol* = Venus springt herum, bevor die Sonne aufgeht. Der Gott, welcher sich an zweiter Stelle links befindet, hat den Schlangenfuß, wie Uitzilopochtli auf der Piedra del teocalli (Abb. 2). Wenn wir die Drachen- und Schlangenbilder von Palenque und Quiriguá zum Vergleich heranziehen, so sehen wir, daß an dieser Stelle Sternbilder angebracht sind, und so erscheint es wahrscheinlich, daß auch diese sieben Figuren des Tempels 22. Gestirne darstellen.

In der unteren Partie des Tempels sitzen rechts und links zwei sich untereinander gleichende Götter, welche mit einer Hand den Drachen stützen und mit der anderen sich selbst aufrecht halten, um das schwere Gewicht tragen zu können.

Der Gott trägt auf der Brust einen ringförmigen Schmuck, dessen Konturen noch erhalten sind. Dieser ist bei den Azteken der spezifische Brustschmuck des Venusgottes und erinnert daran, daß die Venus mit dem Kalenderring zusammenhängt. Wenn er hier angetroffen wird, so kann der Träger als Venusgott identifiziert werden. Hinzu kommt, daß der Gott einen Schnurrbart trägt, der ihn als den Morgenstern erkennen läßt, wie er uns bereits auf der Figur der Stele I aufgefallen ist, wo die Rechnung zwei Solvenus betrug. Der Gott ist jung, muskulös und edel in Gesichtsschnitt und Körper; sein Rücken ist durch das große Gesicht eines anderen Gottes gebildet. Dieser hat eine lange, breite, nach unten gerichtete Nase, jedoch der Unterkiefer fehlt, Eigentümlichkeiten, die auch auf Stele B angetroffen werden, wo dieses Gesicht als Mars gedeutet wurde. Auf Stele B liegen auf seiner Nase drei Schalttage, welche hier aus einem Blumenkelch auf der Stirn herauskommen, ähnlich wie es Stele A Quiriguá ausdrückt. Die Darstellung gibt wie viele andere zu erkennen, welche bildreiche Ausdrucksweise die Mayas anwandten, und wie sehr Phantasie und Mythos dabei mitwirkten.

Die Affenschädel dienen den Venusgöttern als Sitz. Die kreisförmige Einkerbung der Stirn kennzeichnet sie als Affenschädel. Dieselbe Markierung kommt auch auf den drei Schädeln vor, welche die Hieroglyphenreihe unterbrechen und aus Platzmangel verkleinert sind. Die Affenzeichnung des Schädels ist charakteristisch für die Hieroglyphe der Venus. Die Schädel sind identisch mit denen, welche auf Stele A vorkommen und auf Altar R, unter dessen Hieroglyphen die der Venus in ganzer Gestalt wiederkehrt. Wenn die Venusgötter auf Schädeln sitzen, die fünfmal wiederholt sind, müssen wir daran denken, daß fünf Venusumläufe die Basis der Rechnung im Cod. Dresd. bilden. Außerdem findet sich der Quincunx deutlich auf dem Altar R, und seine Zugehörigkeit zur Venus hat bereits Seler erkannt und Förstemann mit 584 Tagen errechnet. Der Affenschädel bedeutet daher den Venusumlauf. Es ist wahrscheinlich, daß bei jedem Aufgang des Morgensterns ein Affe geopfert, und sein Schädel dann im Tempel aufgereiht wurde.

Im inneren Raum des Tempels 22 fand Maudslay Kohlenreste und zwei gleichartige steinerne Opferschalen, die mit dem Kopf eines Gottes geschmückt sind, der die Merkmale des Mars aufweist. Da er die aus sechs



Kreisen bestehende Cauaczeichnung über dem Auge trägt, welche die Marsköpfe der Stele B auf dem Augenlid haben (s. Abb. 13), ist dies ein Hinweis auf sechs Marsumläufe, 4680 d, in der sowohl die Tun- wie die Tzolkinrechnung ohne Rest aufgehen. Man muß daher annehmen, daß in einer Schale die Opfer für den Tun, in der anderen Schale die für den Tzolkin dargebracht worden sind. Hieraus geht hervor, daß die Mayas den Zeitabschnitten opferten und die Planeten nicht allein wegen ihres nächtlichen Feuers verehrten, sondern auch weil sie ihnen als Zeitmesser dienten.

An der Ostseite des Tempels 22 befindet sich ein niedriges Verließ, in dem etwa vierzig Menschen eingesperrt werden konnten. Es ist daher wahrscheinlich, daß in der Zeit von 9. 14. 19. 5. 0. bis 9. 15. 0. 0. 0. sowie bei jedem Venusaufgang und immer wenn der Weltuntergang befürchtet wurde, hier Menschen geopfert worden sind.

Sahagun berichtet von den Azteken, daß sie beim ersten Erscheinen des Morgensterns Menschen opferten vor einer im Tempelhof zu Mexiko aufgestellten dicken Säule, auf welcher dieser Stern gemalt war. Ihm war der Tag „eins Rohr“ = „*ce acatl*“ geweiht. Auch glaubte man, daß beim Aufgang des Morgensterns Quetzalcoatl als Gott den Thron bestieg. Dies bedeutet, wenn wir die Copaner Denkmäler dazu heranziehen, daß Gott K = Cuculcan, der Lebensgott, wieder in seine Funktion eintrat.

Leider ist in den alten Chroniken nichts über die Anschauung der Mayas hinsichtlich der Venus enthalten, was sehr bedauerlich ist, wenn wir die große, ihr geweihte Verehrung bedenken. In Copan scheint diese Anbetung besonders an den Abendstern gerichtet zu sein, in Quiriguá dagegen an den Gott mit Kinnbart, den Morgenstern. In Palenque sind die Tempel der Sonne geweiht; bei den Zapoteken treffen wir das Mondbild am Kopf der meisten Idole, und bei den Azteken stand die Sonne an erster Stelle. Die Inkas in Peru beteten die Sonne an, und ihre Vorgänger waren Mondanbeter. Dieser Unterschied in den religiösen Anschauungen hängt wohl vom Klima der Gegenden ab, in welchen sich die Niederlassungen befanden. Es ist klar, daß die Bewohner der kälteren Zone die Sonne verehren müssen, deren Wärme ihnen Lebenskraft gibt, während die der heißen Zone die Sonne weniger schätzen, weil unter ihren sengenden Strahlen alles erschlaft. Daher wird dort der Mond vorgezogen, dessen Licht in den erquickenden Nachtstunden erglänzt. Aus diesen Gegensätzen sind natürlich Kämpfe entstanden, ohne daß dabei der Sieg der einen oder anderen Partei eine Änderung in der Witterung bewirken konnte, worauf es in erster Linie ankam. Sobald sie sich von der Aussichtslosigkeit ihrer Opfer überzeugten, stellten sie die mühevollen Bauten ein, welche ihnen die Priesterkaste aufgebürdet hatte.

Es finden sich keine Angaben über den Tag, an welchem der Tempel 22 errichtet wurde, jedoch ist dies unnötig, denn bei der großen Wichtigkeit des Tages 9. 15. 0. 0. 0. kann der Tempel nur diesem Tag und den vor ihm liegenden 260 Tagen gewidmet gewesen sein. Auch finden wir hier die Feuerfeder angebracht, welche auf den Stelen A und B vermißt wurde. Diese Feder ist einen Kalenderring später auf Stele H angebracht und ungefähr einen Kalenderring früher auf Stele I.

Die Hieroglyphen des Tempels 22 (s. Maudslay). Aus den Erklärungen der Stelen und Altäre ergeben sich einige Hieroglyphendeutungen, die uns hier jedoch nicht helfen. Sie sind auch nur dann sicher, wenn sie zahlenmäßig bewiesen werden; wo dies nicht angängig ist, muß man sich mit Kombinationen begnügen.

Das erste und das letzte Schriftzeichen sind die Tage 5 lamat und 5 eb, welche 104 d voneinander entfernt liegen. Ich erwähnte bereits, daß es sich

hier wie in Mexiko um Jahre handeln dürfte, um 104 MJ, und nicht um 104 Tage.

2 a dürfte Feuerperiode (Feuer Katun) heißen. 3 a und 13 b stellen einen Vogel dar, welcher durch seine Federzeichnung als Adler charakterisiert und daher die Sonne ist. Da der nordische Adler in Guatemala nicht vorkommt, kann nur der Schlangennadler gemeint sein, der auch auf dem mexikanischen Wappen dargestellt ist und zwar bereits in aztekischer Zeit, wie auf der *piedra del teocalli* zu sehen ist. 3 a ist der Schlangennadler in Verbindung mit *imix*, dem Tage „eins“ des *tzolkin*, welcher auch Anfang oder Geburt bedeutet, was durch die eiförmige Form angedeutet ist; 13 b ist der Adler zusammen mit einem Knochen und umringt von Sternen, was den Tod der Sonne ausdrückt, denn die Sterne werden nur sichtbar, wenn das Sonnenlicht erlischt. Die beiden Zeichen bedeuten daher Anfang und Ende einer Sonnenperiode.

3 b, 10 a, 11 b sind der Kopf des Zopiloten (Aasgeier), welcher Cod. Dresd. 3 das Auge des Menschenopfers im Schnabel hält. In der Natur pickt er jedem sterbenden Tier die Augen aus. Bei 10 a erscheint dieser Vogel in Verbindung mit den Zeichen 4 und Sonnengott, was 4 Tage bedeutet. Wenn der Venusumlauf zu 584 Tagen gerechnet wird, dann hat man  $\frac{77}{1000}$  Tag zu viel genommen, weshalb bei 13 Venusumläufen der Aufgang des Morgensterns einen Tag früher als das Schema stattfindet. Bei 52 Venusumläufen beträgt dies 4 Tage und bei der 260sten Wiederholung 20 Tage. Aus den Maya- und mexikanischen Codices ergibt sich, daß die Venuskorrektur 4 Tage betrug; aber dies war bei 65 Umläufen zu gering, so daß man nach 260 Umläufen einmal acht Schalttage rechnen mußte. Wann diese Korrektur in Copan stattfand, steht nicht fest. Seler hat über die mexikanische Korrektur, Teeple über die des Codex Dresdensis berichtet. Es ist naheliegend auch 10 a mit dieser Korrektur in Zusammenhang zu bringen, woraus sich ergeben würde, daß der Zopilote die Korrektur bedeutet.

11a ist Ahau mit Schnurrbart und 4 Punkten um einen Mittelpunkt. Da hierunter die Zeichen Venus und Zopilote stehen und auf 12a und 12b die Zahl zwanzig vorkommt, und gerade diese Anzahl Tage zur Korrektur bei 260 Venusumläufen nötig ist, ist es naheliegend, 11 und 12 damit in Verbindung zu bringen.

7a, 9a und 9b stellen Bänder vor, mit Augen an den Enden. Diese sind einmal umgedreht und scheinen das Zusammenbringen der Endpunkte von zwei Rechnungen zu bedeuten, welche sich auf Venus, Erde, Mond und Sonne beziehen, die durch 9a und 9b ausgedrückt sind.

13a und 14a, 13a (9 Tierkopf) und 14a (14 Götterkopf) sind wichtige, aber noch ungedeutete Hieroglyphen, welche auch auf anderen Denkmälern zusammen vorkommen, auf dem runden Venusaltar L von Quiriguá, sowie als Sitz für zwei Götter im Tempel 11 und im Cod Dresd. 3.

15a bedeutet das Auslöschen des Feuers, 15b hängt auch mit Feuer zusammen, und 16a ist Nullpunkt des Feuers mit dem Kopf der Schildkröte und daher Schalttag.

Der Tempel selbst war derart gebaut, daß er verdunkelt werden konnte, so daß er zur Beobachtung der Gestirne auch während des Tages hätte dienen können. Vielleicht ließ man auch durch einen Spalt den Sonnenstrahl einfallen, um auf einer weißen Wand die Sonne zu beobachten, oder es war in der Decke des Innenraumes eine kleine Öffnung vorhanden, die zur Beobachtung der Sonnenhöhe diente. Es wird berichtet, daß die Azteken für Himmelsbeobachtungen Obsidianspiegel verwendeten, aber wir wissen nicht, wie diese benutzt worden sind. Der Tempel 22 war nach Süden offen, so daß die Drachenköpfe nach Osten und nach Westen gerichtet sind.



Der östliche weist auf die Geburt der Sonne hin, der westliche auf das Erscheinen des Abendsterns.

**Die Schlangen und Drachen.** Im Popol Vuh, dem Gemeindebuch der Quiché-Indianer, werden als Beherrscher des Lebens Xpiyacoc und Xmucané genannt. Vor vielen Jahren versuchte ich von Indianern aus Rabinal den Sinn dieser Namen zu erfahren, jedoch erfolglos, denn sie konnten nur Auskunft geben, daß diese Namen der heidnischen Zeit angehört hätten, und ihr Sinn unbekannt wäre. Brasseur de Bourbourg, der verdienstvolle Entdecker des Popol Vuh, war Pfarrer in Rabinal und daher eher in der Lage den Sinn zu finden; er erklärte sie als das „Gebärende“ und „Verschlingende“. Ich glaube, daß diese Namen zu den zwei Schlangen oder dem doppelköpfigen Drachen gehören, daß sie Zeitperioden darstellen, wie im Cod. Dresd., und daß die eckige Schlange oder gekreuzte Linien auf ihrem Leib Feuer und Schalttage bedeuten. Todesembleme weisen auf Periodenschluß hin, die gefiederte Schlange hat Bezug auf ein Hotunende, wie aus den Altären G 1, G 2 und G 3 hervorgeht. Die beiden Schlangenarten Feuer- und Federschlange kommen auf dem berühmten Gefäß von San Agustín Acasaguastlan vor und beziehen sich da-



Fig. 8. Zeichnung auf Töpfen aus der Alta Verapaz, welche einen abgeschrägten, runden Boden haben, so daß sie auf ein Korbgeflecht gesetzt werden mußten. Das Gesicht ist das der Schlange oder das der Sonne. Oben befindet sich ein Tagesring, von dem Flammen (Tage) nach den vier Richtungen ausgehen. Der obere Rand von Affenköpfen stellt Venusumläufe dar. Diese Urnen wurden bei den fünf Schalttagen im Tropischen Jahr verwendet, welche nach ca. 256 Jahren wiederkehren oder am Schluß von Kalenderringen.

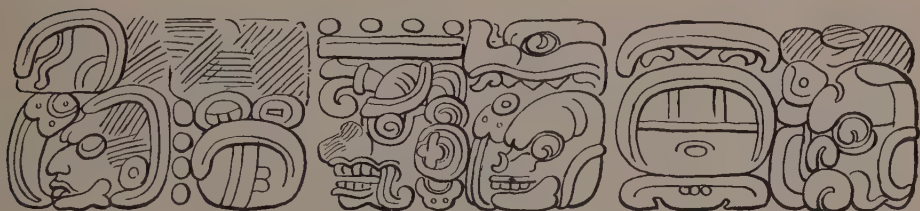
her auf Feuer- und Katunperioden; die in ihren Rachen befindlichen Götter sind Sonne und Venus.

Im Departement Alta Verapaz der Republik Guatemala und in Chamá werden öfters zylindrische Tongefäße gefunden, deren Boden schräg abge-

rundet ist, so daß man sie auf einen Geflechtring aufsetzen und diesen vor dem Altar aufhängen konnte. Zwei Ornamente kehren wieder: am Rand eine Reihe von Affenköpfen und auf der Ausbuchtung drei Plaketten, die einen Schlangenkopf oder die Sonne darstellen. Auf dem Gesicht erscheinen fünf gekreuzte Linien, welche auch beim Gott N vorkommen und somit dort auf die Schmerzens- oder Schalttage hinweisen. Über der Schlange ist der Tagesring angebracht, aus welchem nach allen Richtungen Flammen oder neue Tage ausströmen. Da die Affenköpfe als Venusumläufe erkannt sind, kann man schließen, daß diese Gefäße für Zeremonien am Schluß eines Kalenderringes gebraucht wurden, oder beim Abschnitt von 13. 0. 0. 0., wenn fünf Schalttage fällig waren (Fig. 8).

Wie ich bereits in der Einleitung erwähnte, ist sechsmal auf den frühen Copaner Stelen der Saros angegeben (s. Fig. 9); bei dem letzten Vorkommen auf Stele J heißt es: 4 Saros = 9 Solvenus oder 45 Venusumläufe. Diese Rechnung stimmt nicht genau, denn zu den Venusabschnitten müssen noch 60 Tage hinzugezählt werden.

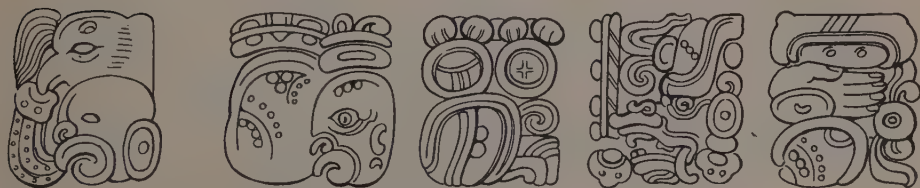
$$\begin{array}{r} 4 \text{ Saros zu } 6585 = 26340 \text{ d;} \quad 9 \text{ Solvenus zu } 2920 = 26280 \text{ d} \\ + \quad 60 \text{ d} \\ \hline 26340 \text{ d.} \end{array}$$



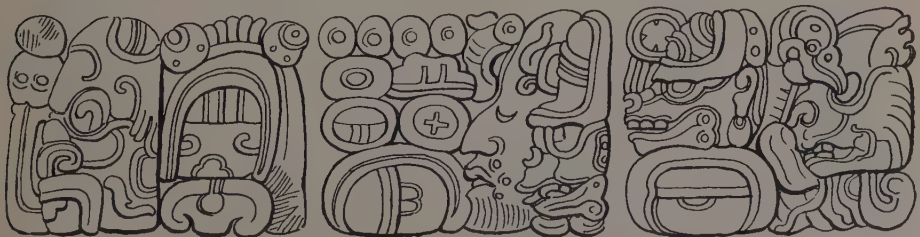
a) Stele 7. Copan Maudslay Pl. 108. 9. 9. 0. 0. 0.



b) Altar der Stele E. Maudslay Pl. 14. 9. 9. 5. 0. 0.

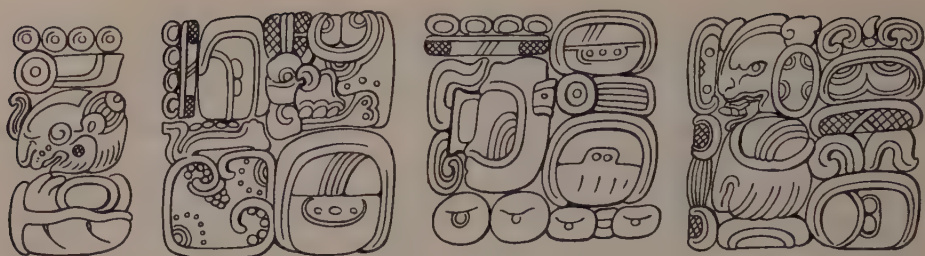


c) Stele P. Maudslayi Pl. 89. 9. 9. 10. 0. 0.

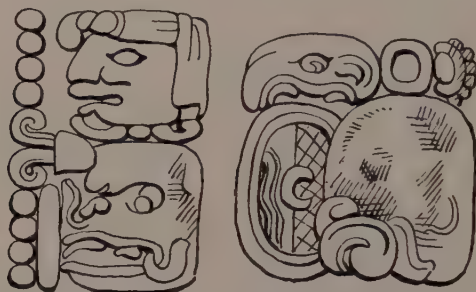


d) Stele 2. Copan, Maudslay Pl. 102. 9. 10. 15. 0. 0.





e) Stele I. Maudslay Pl. 65. 9. 13. 0. 0. 0.



f) Stele J. Copan Maudslay Pl. 72. 9. 13. 10. 0. 0.

Fig. 9. Die Darstellungen des Sarosgleichnisses auf den Copaner Stelen.

Ich wurde auf diese Kombination aufmerksam durch Seite 45 des Cod. Borgia, Fig. 10 (Seler I, S. 667). Daß hier der Saros, die Epoche der Finsternisse, dargestellt ist, geht daraus hervor, daß der Jahresring, welchen die vier Venusgötter umgelegt haben, einen Ausschnitt hat, was in den aztekischen Codices Finsternisse bedeutet. Daher hängt der Saros mit der Venus zusammen, insofern als die Finsternisse die gleiche Korrektur benötigen wie das Venusschema (s. Ludendorff).

Fig. 10. Codex Borgia S. 45. Darstellung der Gleichung 4 Saros =  $9 \times 5$  Venusumläufe.

Das wichtigste Problem nicht nur für Copan allein, sondern für das Verstehen aller amerikanischen Religionen, mit Ausnahme der ganz südlichen und ganz nördlichen, ist die Deutung des jugendlichen Gottes, dessen Bild überall vorkommt, aber am vollkommensten auf Stele A Copan. Eine andere Stele wurde in Teotihuacan, der Hauptkultstätte der Tolteken, auf der Tempelpyramide gefunden und kam als Diosa del agua ins Museum zu Mexiko (Dieseldorff I, Abb. 66). Sie gibt diesen Gott in toltekischer Auffassung wieder, schmucklos und streng, wie dies dem ärmlichen Vegetationsbild des mexikanischen Hochlandes entspricht. — Schellhas hat ihn als E bezeichnet, und, aufbauend auf den Codex Troano, als Maisgott erkannt; in meinem ersten Buch habe ich ihn mit dem Tzultacá, dem Maisgott der heutigen Kekchi-Indianer, identifiziert, welcher als Personifikation der Erdoberfläche gilt. Aus Abb. 11 daselbst ersieht man den gütigen Charakter des Gottes, seine Jugend und Schönheit aus Abb. 68. In Chamá werden die Gefäße, auf denen er vorkommt, immer zusammen gefunden mit denen des Gottes N, welcher der Teufel, Guayeyab und Herrscher der Schmerzenstage ist. Daraus ergibt sich, daß der jugendliche Gott mit dem Anfang der lebenskräftigen 360 Tage des MJ zusammenhängt. Demgemäß repräsentiert der Kopf des N in der Bilderschrift die Zahl Fünf, und der des jungen Gottes die Zahl Eins. Hier und da wird die Eins auch mit der Erde kombiniert, s. Spinden, *Reduction of Mayan Dates*, S. 17, wo das Zeichen Erde an der Zahl Elf angebracht ist.

Die Differenzierung des Abend- und Morgensterns. Die Venusperiode von 584 Tagen ist im Cod. Dresd. zerlegt in: 236 d Sichtbarkeit des Morgensterns, 90 d Unsichtbarkeit während der oberen Konjunktion, 250 d Sichtbarkeit des Abendsterns und 8 d Unsichtbarkeit während der unteren Konjunktion. Auf den Stelen A und C finden sich Daten, welche 260 Tage Abstand haben. Dieselbe Differenz besteht zwischen dem Enddatum von A und C, H und F, C und 4. Diese auffällige Wiederholung von 260 Tagen (ein Tzolkin) dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Herrschaft des Abendsterns Bezug haben, welche freilich im Cod. Dresd. vom heliakischen Anfang des Abendsterns bis zu dem des Morgensterns nur 258 Tage beträgt. Die Priester von Copan haben wahrscheinlich zu jener frühen Zeit die Dauer des Abendsterns zu 260 Tagen gerechnet, d. h. die Dunkelheitsperiode zu 10 d, was glaubhaft wird, weil Venus als Schädel in der Bilderschrift die Zahl 10 vertritt. Daß der junge Gott Venus ist, geht aus der Ähnlichkeit mit dem runden Altar von Quiriguá und den an den Tempel 22 erinnernden Holztafeln von Tikal hervor, auf welchen der Gott durch das Zeichen der Venus identifiziert ist. Wenn Stele A die Venus darstellt, kann sie nur Abendstern sein. Dann wäre das Datum 9. 15. 0. 0. 0. der schematische Anfang des Morgensterns, was mit Altar R übereinstimmt, welcher die Venus während der Unsichtbarkeit bei der unteren Konjunktion darstellt. Nicht unerwähnt muß bleiben, daß 260 Tage gerade die Anzahl ausmachen ( $52 \times 5$ ), welche dem Teufel Uayeyab (N) während eines Kalenderringes gehören, aber nichts weist darauf hin, daß die Schmerzenstage hiermit gemeint sind. Ebenfalls muß erwähnt werden, daß die Differenz zwischen Haab und Tun während eines Kalenderringes 260 d ausmacht, aber auch diese Erklärung paßt hier nicht. Die weiblichen Stelen A und H wären demgemäß der Abendstern und die männlichen B und F der Morgenstern.

Stele 8. Auf Stele 8 wird ein Datum angegeben, welches einen Katun und fünf Tage nach 9. 16. 12. 5. 17. liegt. Diese Spanne ist gerade ein Katun vermehrt um die fünf Schalttage, welche hier das tropische Jahr erfordert. Man muß daher annehmen, daß die auf Stele B so deutlich ausgedrückte Minusschaltung des tropischen Jahres abgesetzt, und nur die Tageszählung



weitergeführt wurde. Diese Änderung bedeutete ein Schwinden der Priestermacht, und tritt uns auf Stele 8 entgegen, denn auf ihr ist kein Gott mehr dargestellt. Es findet sich hier nur noch eine Muschel mit dem Popzeichen und dem Zeichen der Schalttage, welches Nullpunkt und Anfang der Schaltung ausdrückt. Die Stele ist nur auf zwei Seiten bearbeitet und stand auf einer anderen Plaza. Gerade diese wichtige Stele wurde, wie Morley berichtet, vor wenigen Jahren von den Einwohnern von Copan zerschlagen und als Baustein für eine Friedhofsmauer verwendet. Wenn diese Zerstörung auch nur durch die Unwissenheit der Eingeborenen geschah, welche den Wert dieser Denkmäler nicht ermessen können, bildet sie doch eine Anklage gegen alle, in deren Machtbezirk sich diese Denkmäler befinden, daß sie nicht die genügenden Schritte unternommen haben, um sie zu schützen. Die Mayadenkmäler sind die Zeugen einer großartigen untergegangenen Kultur und somit wichtige Dokumente für die Entwicklung des menschlichen Geistes. Pflicht ist es, sie zu erhalten!

#### Die Abstände zwischen den Daten und ihre Erklärung.

##### Stele und Altar I (Abb. 3).

I.	9. 11. 19. 5. 0.	10 Ahau	13 Ceh
II.	9. 11. 19. 15. 8.	10 Lamat	16 Zotz
III.	9. 12. 3. 14. 0.	5 Ahau	8 Uo
IV.	9. 12. 5. 0. 0.	3 Ahau	3 Yaxkin
V.	9. 12. 19. 17. 11.	12 Chuen	19 Pop
VI.	9. 13. 0. 0. 0.	8 Ahau	8 Uo
9. 11. 0. 0. 0. bis I. 19. 5. 0. = 235 Mond = 19 TJ			
III bis VI Differenz 16. 4. 0. = 10 Venus MJ = 16 Haab.			

Die Rechnung bezieht sich demnach auf tropische und schematische Jahre.

##### Stele C (zerbrochen).

I.	9. 14. 0. 0. 0.	6 Ahau	13 Muan.
II.	9. 14. 6. 7. 0.	5 Ahau	18 Uo
III.	9. 14. 9. 5. 0.	5 Ahau	8 Cumhu.
IV.	9. 14. 18. 10. 0.	4 Ahau	18 Uo
V.	9. 14. 19. 5. 0.	4 Ahau	18 Muan
I. bis V.	Differenz 19. 5. 0. =	235 Mond	= 19 TJ
I. bis II.	„ 6. 7. 0. =	20 Merkur	MJ
II. bis III.	„ 2. 16. 0. =	2 dopp. Tzolkin	= 9 Merkurumläufe
III. bis V.	„ 10. 0. 0. =	9 Jupiter	MJ
IV. bis V.	„ 13. 0. =	Abendsternperiode.	

Hinter IV. erscheint die Hieroglyphe der Venus. Der doppelte Tzolkin ist ein Finsternismaß.

##### Stele 4 (zerbrochen).

I.	9. 8. 15. 0. 0.	10 Ahau	8 Tzec.
II.	9. 14. 15. 0. 0.	11 Ahau	18 Zac.
III.	9. 15. 0. 0. 0.	4 Ahau	13 Yax.
I. bis II.	Differenz 6. 0. 0. 0. =	180 Jupiter	MJ
I. bis III.	„ 6. 5. 0. 0. =	30 Mars	MJ.

##### Stele A (Abb. 12).

I.	9. 14. 19. 5. 0.	4 Ahau	18 Muan
II.	9. 14. 19. 8. 0.	12 Ahau	18 Cumhu
III.	9. 15. 0. 0. 0.	4 Ahau	13 Yax.

- I. 9. 14. 0. 0. 0. bis 9. 14. 19. 5. 0. s. Stele C: I bis V.  
 I. bis III. Differenz. 13. 0. s. Stele C: IV bis V.  
 II. gibt die Lage im TJ von III. an.

## Stele B (Abb. 13).

System der Minusschaltung des tropischen Jahres: bei 13. 0. 0. drei Tage einschalten; bei 13. 0. 0. 0. zwei Tage einschalten; bei 13. 0. 0. 0. 0. einen Tag einschalten.

## Stele H (Abb. 15).

9. 17. 12. 0. 0. 4 Ahau 18 Muan liegt einen Kalenderring nach Stele A.

## Stele F (Abb. 14).

9. 17. 12. 13. 0. 4 Ahau 13 Yax liegt einen Kalenderring nach Stele B.

## Altar U (Abb. 22/23).

I.	9. 14. 19. 5. 0.	4 Ahau	18 Muan
II.	9. 15. 0. 0. 0.	4 Ahau	13 Yax
III.	9. 15. 8. 10. 12.	2 Eb	0 Pop
IV.	9. 15. 9. 0. 2.	9 Ik	10 Mol
V.	9. 15. 9. 10. 17.	3 Caban	0 Pop
VI.	9. 15. 12. 5. 0.	4 Ahau	13 Ceh
VII.	9. 15. 12. 5. 7.	11 Manik	0 Mac.
VIII.	9. 15. 12. 5. 17.	8 Caban	10 Mac
IX.	9. 16. 12. 5. 17.	6 Caban	10 Mol.

I. bis II. Differenz: 13. 0. Abendstern Periode.  
 II. Morgenstern und Mars. 2 d Schaltung.  
 III. Anfang des Haab,  
 in dem IV. liegt.

IV. bis IX. Differenz: 1. 3. 5. 15. 73 Merkur MJ. Schaltung von Merkur.

V. Schluß des Haab, in dem IV. liegt.

I. bis VI. Differenz: 13. 0. 0. 6 Mars MJ. Schaltung für TJ

VIII. bis IX. Differenz: 1. 0. 0. 0. 18 Jupiter MJ. Schaltung von Jupiter.

## Stele 8 (Maudslay Pl. 109a).

Nur Hieroglyphen. In der Mitte eine Muschel (Null).

Pop (Anfang). Ein Kreis mit zwei kleinen Kreisen (Schalttag) bedeutet zusammen: Nullpunkt des Anfangs der Schalttage in der Pluschaltrechnung.

I. 9. 16. 12. 5. 17. 6 Caban 10 Mol.

II. 9. 17. 12. 6. 2. 9 Ik 15 Zip.

I. bis II. Differenz: 1. 0. 0. 5. = 1 Katun und 5 Schalttage in der Pluschaltung des tropischen Jahres.

Die Resultate dieser Arbeit können folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen dem Dresdener Mayacodex und den Inschriften und Darstellungen der Mayadenkmäler, denn die Perioden und Rechnungen des ersteren kommen auch auf den letzteren vor.

Als heilige Perioden galten:

- 104 MJ, welche auf Sonne und Venus beruhen;
- 52 MJ, der Kalenderring;



- c) die Marsperiode von 6 Umläufen oder 13 Tun, welche sowohl mit der Tun- wie mit der Tzolkinrechnung zusammenfällt und zur Berechnung der Schalttage des tropischen Jahres diente;
- d) die Jupiterperiode von 9 Umläufen oder 10 Tun, ihre Verdoppelung (Katun) und ihre Hälfte (Hotun).

Der erhabenste Tempel von Copan ist der Periode von 104 Jahren geweiht.

Die Stelen von Copan sind erkannt als Personifizierung von Sonne, Abendstern und Morgenstern.

Die Altäre von Copan nehmen Bezug auf die Sonne, die Schalttage, die neue Rechnung und die Venus während ihrer Unsichtbarkeit.

Schlangen repräsentieren Zeitperioden.

Der Affenschädel ist die Venus während der unteren Konjunktion und zugleich ein Venusumlauf.

Todesembleme bedeuten den Nullpunkt eines Zeitabschnittes, d. h. den Anfang einer neuen Periode.

Mars ist durch das Ornament von drei Doppelkreisen kenntlich.

Der Vogel mit dem langen Schnäbel, der Tukan, bedeutet den Tun.

Der Saros ist durch die Zahlen 4 und 9 in den Hieroglyphen ausgedrückt.

Die Schaltung des tropischen Jahres geschah durch Einschaltung von drei Tagen immer bei einem Abschnitt von 13. 0. 0., von weiteren zwei Tagen bei 13. 0. 0. 0. und einem weiteren Tag bei 13. 0. 0. 0. 0. in der Sonnenrechnung, welche getrennt von der Tageszählung geführt wurde.

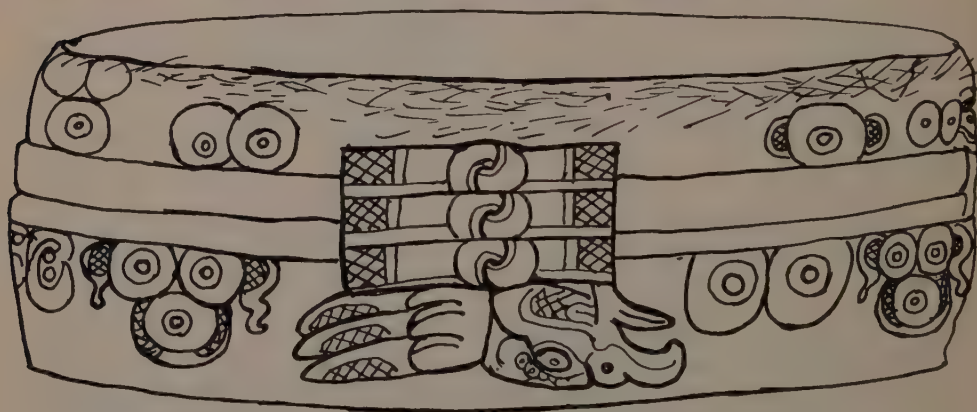


Fig. 11. Der archaische Altar 14 von Copan. 9.2.0.0.0.

Zigarre; Wort und Sache<sup>1)</sup>.

Von

Günther Stahl, Berlin.

## Inhalt.

Einleitung	Seite
I. Abschnitt: Tabakrauchrollen im vorkolumbischen Amerika . . . . .	47
II. Abschnitt: Einführung der Rauchrolle in Europa . . . . .	74
III. Abschnitt: Herkunft und Ableitungen des Wortes Zigarre . . . . .	77
IV. Abschnitt: Einführung des Wortes Zigarre für die Rauchrolle . . . . .	86
Anhang: Anfänge der Zigarrenfabrikation in Deutschland . . . . .	93
Schluß . . . . .	95
Abbildungsverzeichnis . . . . .	98
Literaturverzeichnis . . . . .	99

## Einleitung.

Die Tabakpflanze wird heutzutage von dem größten Teil der Wissenschaft als ursprünglich amerikanisches Gewächs angesehen, das in vorkolumbischer Zeit in den außereuropäischen Kontinenten unbekannt war. Allerdings wird vereinzelt auch das Gegenteil behauptet. Friedrich Ratzel hat in seiner „Völkerkunde“ und in seiner „Anthropogeographie“ auch schon auf diese Tatsache hingewiesen. Obgleich einige sehr ernste Botaniker den amerikanischen Ursprung des Tabaks bezweifeln, kann dieser nach der Ansicht vieler anderer nach den vorliegenden Ergebnissen der heutigen Wissenschaft nicht geleugnet werden, zumal sich bis jetzt noch keine überzeugende Argumente haben beibringen lassen, die den Bestand dieser Kulturpflanze in Europa oder Asien vor der Zeit des Kolumbus beweisen. Berthold Laufer („Tobacco and its use in Africa“. Field Mus.

<sup>1)</sup> Dank allen denen, die mit Rat und Tat bei dieser Arbeit mitgewirkt haben. — Vor allem Herrn Professor Dr. Konrad Theodor Preuß, Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin, und Herrn Professor Dr. Walter Krickeberg, Kustos am Museum für Völkerkunde, Berlin, für ihre fachmännischen Unterweisungen; Herrn Professor Dr. Hermann Beyer, Tulane University, New Orleans, U.S.A., für die mir während seines vorübergehenden Aufenthaltes in Deutschland in privater Unterredung gütigst erteilten Aufklärungen bezüglich der Maya-Dokumente. Ferner sei an dieser Stelle Dank abgestattet den Herren Hans Dinesen, Direktor der Firma Abraham Dürninger & Co., Herrnhut i. Sa., Joseph Feinhals, Chef der Firma Joseph Feinhals, Köln, Dr. Sigvald Linné, Riksmuseum Stockholm, Dr. E. H. Snethlage, Museum für Völkerkunde, Berlin, Herr Robert Cudell, Leiter des Tabakmuseums der Firma Haus Neuburg, G. m. b. H., Zigarettenfabrik, Köln, Herr W. Fischer in Firma Havana Handelsgesellschaft von Barsdorf, Fischer & Co., G. m. b. H., Hamburg, Herr Bruno Jacubeit, Syndikus des Reichsverbandes Deutscher Zigarrenhersteller e. V. (R.D.Z.), Berlin, sowie die Herren Adolf und Willi Blau in Firma Brüder Blau, Berlin, ermöglichten mir die Einsicht in einige tabakologische Schriften, die ohne ihre lebenswürdige Unterstützung nicht hätten berücksichtigt werden können. Herr Feldhaus jr. gestattete die Benutzung einiger Daten aus der überaus reichhaltigen Sammlung des Instituts für Quellenforschungen in Berlin-Neutempelhof. Herrn Professor M. Heydrich, Kustos am Staatlichen Museum für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden, dessen Sammlungsbeständen die Abbildung 27 entnommen werden durfte, bin ich ebenfalls für seine freundlichst erteilten Angaben bezüglich dieses Gegenstandes zu herzlichem Dank verpflichtet. Herrn Dr. Hans Findeisen, dem derzeitigen Redakteur dieser Zeitschrift, danke ich für seine redaktionellen Bemühungen und Fräulein Martha Hensel, Bibliothekarin am Museum für Völkerkunde, Berlin, sei auch an dieser Stelle für ihre aufopfernde Hilfsbereitschaft bei der Beschaffung des Quellenmaterials nochmals herzlichst gedankt.



of Nat. Hist. Anthropol. Leaflet, 29, S. 3f), der die Frage nach dem Ursprung und die Entwicklung der Rauchpfeife von der Geschichte und Verbreitung der Tabakpflanze als botanische Spezies trennt, erklärt ebenfalls Amerika als das Heimatland des Tabaks.

Es ist eine unwiderlegbare Tatsache, daß keine andere Pflanze das wirtschaftliche und kulturelle Leben der gesamten Menschheit so weitgehend beeinflußt hat wie gerade die Tabakpflanze. Die wirtschaftliche Bedeutung des Tabaks hat sich in allen Ländern, besonders aber in Deutschland, wo er das ertragreichste Steuerobjekt geworden ist (s. Grass), im Laufe der Zeit von kleinsten Anfängen heraus zu gewaltigsten Ausmaßen entwickelt. Die kulturellen Auswirkungen, die das indianische Kraut auf die Kulturenationen der alten Welt ausgelöst hat, dokumentieren sich nicht zum geringsten Teil in der Kunst, Malerei und Belletristik (vgl. Hoffmann von Fallersleben, „Der Tabak in der deutschen Literatur“. Weimarisches Jahrbuch für Deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Bd. 2. Hannover 1855, S. 243—260. — Vgl. Stahl, G. „Das Hohelied des Tabakrauchens“. Berliner Tabakpost. Nr. 52, 3. Jahrg. Dez. 1927, S. 824ff. — Marx Möller, „Die Lyrik der Raucher“. Die Woche, Berlin 1913, Nr. 26. — Anonymus, „Auserlesene Ergötzlichkeiten vom Tabak“ nebst H. E. Kestners „Recht des Tabaks“. Leipzig 1715. — Über die Bedeutung des Tabaks für die Besiedlung der Neuen Welt vgl. O. Peschel, „Völkerkunde“. 2. Aufl. Leipzig 1875, S. 219. — Feinhals, „Der Tabak in Kunst und Kultur. Köln 1911), sodann aber auch in der wissenschaftlichen Fachliteratur. Dieses tabakologische Schrifttum hat bereits Ausmaße angenommen, die es heute schon fast zur Unmöglichkeit machen, es in seiner Gesamtheit zu übersehen. Erschwerend kommt hinzu, daß manches wichtige Werk nur sehr schwer oder überhaupt nicht mehr zugänglich ist. Verfasser hat diesen Nachteil bei der Suchenach ca. 70 Werken selbst zu spüren bekommen.

Trotz dieser überaus großen Tabakliteratur (mehrere Bibliographien sind bereits erschienen. Besonders verdienen hervorgehoben zu werden: Bragge, „Bibliotheca Nicotiana, a Catalogue of books about Tobacco“. Birmingham 1880. — Ders. „Catalogue of books relating to tobacco, 1882. — Schranka, „Bibliographie der tabakologischen Literatur mit einem Vorwort über die Tabakologie als Wissenschaft, ihre Beziehungen zu anderen Disziplinen und die bisherigen Anläufe zu tabakologischen Bibliotheken. Ersch. in: Fachliche Mitteilungen der Österreichischen Tabakregie, Jahrg. 1919/20, S. 9ff. Beste, vorläufig nur die mit den Buchstaben A—C anfangenden Autoren enthaltende Zusammenstellung) gibt es aber bis heute noch kein den Gesamtkomplex umfassendes Geschichtswerk oder Handbuch über die Tabakpflanze und ihre Verwendung. (Einzelne zwar gute und auch in historischer Beziehung brauchbare zusammenfassende Arbeiten, z. B. von Tiedemann, Comes, Wolf u. a. sind im ganzen doch zu knapp gehalten und außerdem heute in einzelnen Teilen veraltet). Mitbestimmend für diesen Zustand mag wohl die Tatsache sein, daß immer noch eine Anzahl von Einzelheiten unserer Materie völlig im Dunkeln liegen.

In der vorliegenden Abhandlung soll versucht werden, einige der bisher unaufgeklärten Fakta klarzulegen. Im ersten Abschnitt werden die altmexikanischen Darstellungen der Tabakrauchrollen in Verbindung mit denjenigen der südamerikanischen Indianer einer näheren Betrachtung unterzogen, um im Anschluß daran zu einer allgemeinen Begriffsbestimmung der Zigarre zu gelangen. Nach der Festlegung einer Definition der Zigarre (als Sache) wird im zweiten Abschnitt die Einführung der ersten in Europa benutzten Rauchrollen behandelt und diese insbesondere daraufhin geprüft, ob sie als Zigarren in unserem Sinne angesehen werden können oder nicht. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich dann mit der Herkunft

des Wortes Zigarre, die, wie sich herausstellen wird, bisher keineswegs so klar vor uns lag wie es allem Anschein nach angenommen wurde. Im vierten und letzten Abschnitt wird die Einführung und Verwendung dieses Wortes für die Sache beschrieben, indem diejenigen Literaturstellen kurz wiedergegeben werden, in denen das Wort in irgendeiner Form vorkommt.

## I.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sitte des Tabakrauchens in Amerika ihren Ursprung hat. Auf diese Tatsache kann nicht oft genug hingewiesen werden, da bis in die allerletzte Zeit hinein immer wieder Versuche unternommen wurden, das Gegenteil zu beweisen<sup>1</sup>). Das Wort Tabak kommt zweifellos aus dem Westindischen und bedeutete in der Taino-sprache (Tab. nicht maleiisch, wie E. Huber, Umschau 1929, sagt) die aus Cogiobablättern (Tabak) bestehende Rauchrolle (tabaco) sowie die Tätigkeit des Einziehens des Rauches (tabaco machen), also die Tätigkeit (Handlung) und die Sache (Rolle)<sup>2</sup>). Weniger Klarheit besteht bezüglich des Wortes Zigarre. Bevor die Lösung der Herkunftsfrage auf rein linguistischem Wege unternommen wird, sollte eine genaue Begriffsbestimmung der mit diesem Wort bezeichneten Sache vorliegen. Wir haben aber bis heute in der Praxis noch keine ausreichende Definition, und auch in der Ethnologie lag bis vor kurzem über den indianischen Gegenstand, den wir mit Zigarre bezeichnen, eine solche nicht vor. Hinsichtlich der Verhältnisse der Indianer Südamerikas faßte ich das Ergebnis meiner früheren diesbezüglichen Untersuchungen wie folgt zusammen: „Die Zigarre der Naturvölker ist die Form des Rauchgenusses, bei welcher einige trockene Tabakblätter von einem beliebigen anderen Blatt, das spiralförmig herumgewickelt und am Mundende befestigt wird, als Deckblatt zusammengehalten werden<sup>3</sup>)“.

Die grundlegende Bedeutung einer klaren Begriffsbestimmung wird uns bewußt bei Betrachtung der mittelamerikanischen Rauchrollen. Walter Lehmann meint, daß es sich bei den bekannten auf dem Rücken liegenden Rauchern im Codex Troano<sup>4</sup>) pl. XXXIV\* um Zigarrenraucher handelt. (Abb. 1). Lehmann sagt: „Drei auf der «Erde» (durch caban-Hieroglyphen angedeutet) liegende Zigarrenraucher sind — einzig in

<sup>1</sup>) Weiteres hierüber hat Verf. in einer Arbeit im *Anthropos* (= A.), „Zur Frage des Ursprungs des Tabakrauchens“, die voraussichtlich im Jahrgang 1931 erscheinen wird, ausgeführt.

<sup>2</sup>) Stahl, Günther, „Der Tabak im Leben südamerikanischer Völker“, *Zeitschrift für Ethnologie* (= Z. f. E.), 1925, Heft 1—2, S. 81ff. Ders. „Zur Frage des Ursprungs des Tabakrauchens“. A., a. a. O. — Ältere Autoren, die das Wort von der Insel Tabago oder von der neuspanischen Provinz Tabasko herleiteten, sind längst widerlegt worden. Hellwald, Friedrich von, „Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch“. 2. Aufl. Stuttgart 1877, Bd. 1., S. 283. — Friderici, Georg, „Hilfswörterbuch für den Amerikanisten“, in: *Studien über Amerika und Spanien*, Extra Serie Nr. 2, Halle a. S. 1926, S. 89. — Ernst, A., „On the Etymology of the word Tobacco.“ *American Anthropologist*. Vol. II. Washington 1889. S. 133ff.

<sup>3</sup>) Stahl, G., Z. f. E., S. 99—101.

<sup>4</sup>) Brasseur de Bourbourg, „Manuscrit Troano. Etudes sur le système graphique et la langue des Mayas“, T. 1. Paris 1869. — Reproduziert bei Richter, Elise, „Zigarre und andere Rauchwörter“. *Atti del XXII. Congresso Internazionale Degli Americanisti* (= I. A. C.), Roma, 1926, T. 2. Rom 1928, S. 302, Abb. 2. — Ferner bei Dunhill, Alfred, „The Pipe Book“. London 1924, S. 30, Fig. 16. — Ebenfalls bei Feinhals, Joseph, „Die illustrierte Feinhals-Zigarre“. Köln, 69. Jahrgang, Nr. 95, Mai 1930, S. 7. — McGuire, Joseph D., „Pipes and smoking customs of the american aborigines, based on material in the U. S. National Museum“. *Annual Report of the Smithsonian Institution* (A. R. Sm. I.) 1897 (Bd. 1, Washington 1899) S. 372, Fig. 3. (Der erste der drei Raucher, links vom Beschauer).



ihrer Art — dargestellt im Cod. Troano pl. XXXIV\*. Die erste Figur (rechts vom Beschauer) scheint eine Art junger Maisgott zu sein; er faßt elegant die brennende Zigarre mit der Rechten. Die mittlere Figur ist eine Todesgestalt, die letzte, dritte Figur ist ein alter Gott mit zahnlosem Unterkiefer und einem affenartigen Kopfe<sup>1)</sup>. Ungeachtet der Charakteristiken dieser drei Gestalten soll zu der Angabe Lehmanns, daß es sich bei diesen Figuren der Maya-Handschrift um Zigarrenraucher handelt, ergänzend hinzugefügt werden, daß von anderer Seite, so z. B. von McGuire, die Rauchrolle dieser drei auf dem Rücken liegenden Raucher ganz eindeutig als röhrenförmige Rauchpfeife gedeutet wurde<sup>2)</sup>. Tatsächlich ist es m. E. vorläufig ganz unmöglich, einer dieser beiden gegenteiligen Anschauungen den Vorzug zu geben. Für die Lösung dieses Problems konnten auch die zu den Bildern gehörigen Hieroglyphen bisher nichts beitragen, da diese irgendwelche Beziehungen zu den Raucherdarstellungen

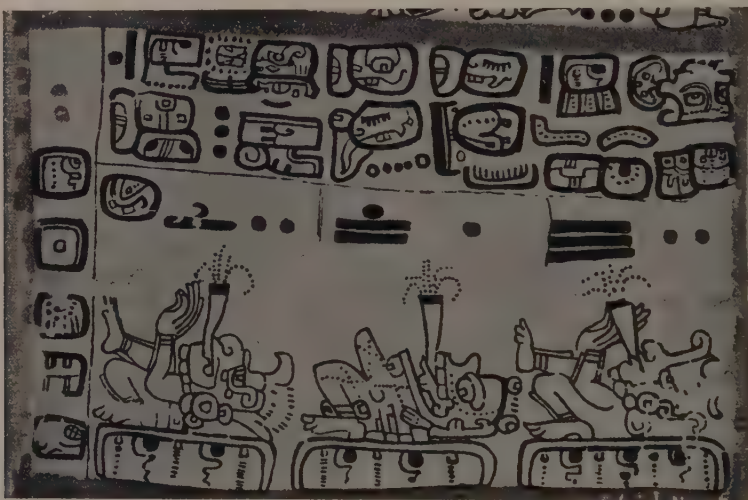


Abb. 1. Codex Troano, Pl. XXXIV\*. Maya-Rauchrollen.

nur wenig erkennen lassen. (Siehe Anm. 4; S. 49f.) Nach Paul Schellhas<sup>3)</sup>, der allerdings die Möglichkeit, daß es sich bei den drei Figuren um Zigarrenraucher handeln könne, zugibt, ist es sogar fraglich, ob es sich nicht um Feuerblasende handele. (?).

Auch bezüglich der anderen in der Handschrift enthaltenen Figuren, Cod. Tro 27\*b, 26\*b, 25\*b, die ein ganz ähnliches Instrument im Munde halten wie es Cod. Tro 34\*b aufweist, mag es nach Schellhas dahingestellt bleiben, „ob sie Zigarren rauchen oder aus einem Rohr irgendein sym-

<sup>1)</sup> Lehmann, Walter, briefliche Mitteilung an Elise Richter; enthalten bei Richter, a. a. O. S. 303. — Als Zigarren wurden die Rollen in Cod. Tro. XXXIV\* auch gedeutet von Cyrus Thomas, „A study of the Manuscript Troano“. Contributions to North American Ethnology. Vol. 5. Washington 1882, S. 134, Fig. 14. Ebenso von Joseph Feinhals, a. a. O. Beide geben die Abb. aus Cod. Tro. pl. XXXIV\*. Elise Richter, a. a. O., hält in Anlehnung an Lehmann die drei Figuren ebenfalls für Zigarrenraucher.

<sup>2)</sup> McGuire, a. a. O. S. 371. „Its similarity to the primitive conical pipe is, however, so striking as to impress one with the idea that this figure, wherever encountered, is intended for a pipe.“

<sup>3)</sup> „Die Madrider Mayahandschrift“. Z. f. E. Jahrg. 1929, H. 1—3. Berlin 1930, S. 27.

bolisch-mythologisches Feuer blasen<sup>1)</sup>“. (Abb. 2, 3, 4). McGuire<sup>2)</sup> und Dunhill<sup>3)</sup> sehen diese Rauchrollen ebenfalls wieder als röhrenförmige Rauchpfeifen an. Eduard Seler beschreibt Cod. Tro. Blatt 26\*b, 25\*b und 34\*b



Abb. 2.  
Codex Troano, Pl. XXVII\*.  
Maya Rauchrolle.

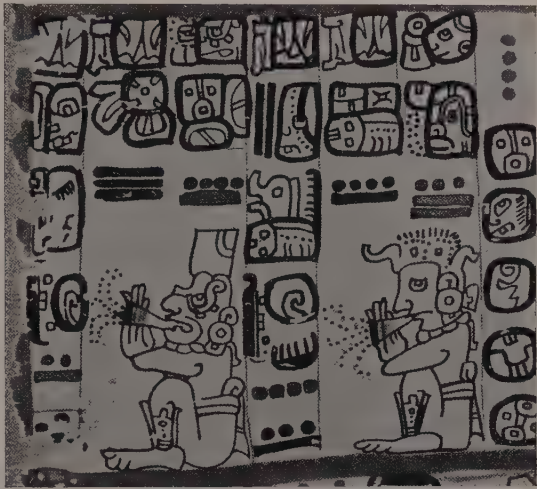


Abb. 3. Codex Troano, Pl. XXVI\*.  
Maya-Rauchrolle.



Abb. 4. Codex Troano, Pl. XXV\*.  
Maya-Rauchrolle.

als „Tabakrauchen, bzw. das Blasen aus dem Rohre<sup>4)</sup>“. Er scheint aber die Rolle für eine Zigarre gehalten zu haben.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Schellhas, Paul, a. a. O. S. 19. Vgl. S. 27. — Cod. Tro. pl. XXVI\* wird auch von Cyrus Thomas, „Aids to the study of the Maya Codices“, 6. Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1884—1885, Washington 1888, S. 363, Fig. 386, abgebildet. Er nennt ihn, gestützt auf Schellhas, „The God with the old man's face“. Auch Dunhill, a. a. O. S. 24 bildet diesen in Fig. 14 ab. — Cod. Tro. pl. XXV\* auch bei Tozzer, A comp. study, S. 143, Fig. 49; usw.

<sup>2)</sup> a. a. O. <sup>3)</sup> a. a. O. S. 24, Fig. 13, 14.

<sup>4)</sup> Seler, Eduard, „Gesammelte Abhandlungen zur Amerikanischen Sprach- und Altertumskunde“. Bd. I, Berlin 1902, Nr. 6. „Die Tageszeichen der aztekischen und



Neben diesen Darstellungen der Rauchrolle<sup>1)</sup> in der Maya-Handschrift befinden sich solche auch auf einigen Reliefs aus Palenque.

Die bekannteste Reliefdarstellung eines Mayamannes ist diejenige, die Stephens zuerst an dem sog. Kreuztempel entdeckt und in seinem prächtigen Werk „Incidents of travel in Central America, Chiapas, and Yucatan“<sup>2)</sup> abgebildet hat. (Abb. 5). Nach Cyrus Thomas<sup>3)</sup>, Joseph Feinhals<sup>4)</sup>, Walter Lehmann<sup>5)</sup> und Ampère<sup>6)</sup> handelt es sich hier um einen Zigarrenraucher. McGuire<sup>7)</sup>, Dunhill<sup>8)</sup>, Charnay<sup>9)</sup> u. a. halten diese Rauchrolle für eine

der Maya-Handschriften und ihre Gottheiten“. S. 463. (Erstdruck in Z. f. E. Bd. 20, 1888, S. 10—97). Vgl. E. Seler, „Zur mexikanischen Chronologie, mit besonderer Berücksichtigung des zapotekischen Kalenders“. Z. f. E. Bd. 23, 1891, S. 130. (dgl. in Gesammelte Abhandlg. Nr. 8, S. 551). Cod. Tro. 25\* b nach Seler das Bild des Tabak rauchenden Himmelsgottes. „Nach einer noch heute in Yucatan lebendigen Anschauung sind die Balam, die Götter der vier Himmelsrichtungen oder der vier Winde, große Raucher, und die Sternschnuppen nichts anderes, als die brennenden Stummel der Riesenzigarren, welche diese Wesen vom Himmel herniederwerfen. Und wenn es blitzt und donnert, so schlagen die Balam Feuer, um ihre Zigarren anzuzünden (nach Brinton, Folklore Journal, Vol. 1). Die Figur 72 zeigt das Element des Steins und das Element des Herabkommens aus der Höhe. Der bezeichnete Volksglaube erklärt daher in einfacher Weise diese sonderbaren Bilder und die Hieroglyphen, welche diese Bilder begleiten. An einer anderen Stelle, Cod. Tro. 26\* b, ist der Raucher im Text durch die Hieroglyphe der Figur 37 bezeichnet. Dieselbe ist entweder als ‚der Nächtliche‘ zu übersetzen (vgl. die Hieroglyphe akbal) oder als ‚der Rote‘, ‚der Chac‘. Denn das Element akbal habe ich an verschiedenen Stellen (z. B. Codex Cortes 20d) als stellvertretend für Fig. 20 Chac, ‚roth‘, angetroffen“. — Vgl. die prächtige Arbeit von Hermann Beyer, „The Analysis of the Maya Hieroglyphs“. Int. Arch. f. Ethn. Bd. XXXI, 1930, S. 12, 14 und Abb.

1) Ich benutze das Wort „Rauchrolle“ immer dort, wo es unentschieden ist, ob der Gegenstand eine Zigarre oder eine röhrenförmige Rauchpfeife darstellt. Immer aber handelt es sich bei der Rauchrolle um Tabakrauchen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Tabak zuweilen mit anderen Kräutern gemischt wurde. — Über röhrenförmige Rauchpfeifen bei den Indianern Südamerikas vgl. Stahl, G., Z. f. E., a. a. O. S. 105f. Abb. 7—10. Abb. 19, 20.

2) Vol. 2. London 1841, S. 353, Nr. 1; und S. 354 Abb. — Ebenso i. d. Deutsch. Ausg. nach der 12. engl., Leipzig 1854, Taf. VII, Fig. 26a u. S. 482. — Weitere Abbildungen dieses Reliefs befinden sich bei: Lord Kingsborough, „Antiquities of Mexico“ usw. Vol. 4, London 1831, T. 3, Nr. 39. II. 40. — Holden, Edward, S., „Studies in Central American picture-writing“. Ann. Rep. of the Bureau of Ethnology, 1879—1880, Washington 1881, S. 234, Fig. 57, Fig. 59. — Maudslay, A. P., „Archaeology“ in: Biologia Centrali-Americana von Godman u. Salvin, Vol. 4, London 1896—1899, pl. 70, pl. 72. — McGuire, a. a. O. Taf. S. 361, nach Holden. — Dunhill, a. a. O. S. 23, Fig. 12. — Feinhals, a. a. O. S. 7; u. a. — Die Reproduktion bei Kingsborough weicht so von derjenigen Stephens ab, daß man geneigt sein könnte, jene als eine zweite Darstellung zu erklären. Offenbar liegt aber nur eine Ungenauigkeit des Zeichners von Kingsborough vor, der an die Genauigkeit eines F. Catherwood, der mit Stephens zusammengearbeitet hat, nicht im entferntesten heranreicht. Endgültige Resultate wird deshalb, wegen der Ungenauigkeit jeder Reproduktion, nur derjenige erlangen können, dem es vergönnt ist, die Originale zu studieren. Dieses gilt sowohl für die Reliëtdarstellung als auch für die Abbildungen in der Handschrift. — Ein Abklatsch dieses Reliefs befindet sich im Museum für Völkerkunde in Berlin.

3) Bei McGuire, a. a. O. S. 371.

4) A. a. O.

5) A. a. O.

6) Ampère, J. J., „Promenade en Amérique, Etats-Unis, Cuba, Mexique“. Paris 1855, S. 265f. „On voit deux hommes offrant a une sorte de croix la fumée d'un cigare“.

7) A. a. O. S. 364, vergleicht den Mayapriester mit dem der heutigen Moki, der in ganz ähnlicher Weise eine röhrenförmige Rauchpfeife bei einem Zeremonialtanz in derselben Stellung raucht, wie der auf dem Relief dargestellte Mayapriester. „This appears to be the type of the most primitive pipe found in America and the one which is distributed over a greater geographical area than any other found on the continent, and is, in fact, the only type which appears common to the whole country“.

8) A. a. O. S. 23. vgl. Abb. Fig. 12.

9) Bei Brasseur de Bourbourg, „Recherches sur les ruines de Palenqué et sur les origines de la civilisation du Mexique“. Paris, o. J. S. 26, Anm. 1. Nach Char-

röhrenförmige Rauchpfeife. Der Letztere hat den Palenqueraucher folgendermaßen beschrieben: „un vieillard paraissant souffler dans un instrument bizarre, corne de guerre ou calumet, instrument qu'on retrouve dans les bas-reliefs de la chambre écroulée du palais du cirque a Chichen Itza; il a sur la tête, au-dessous de la coiffure symbolique, une couronne de laurier (?)“<sup>1</sup>.

Nun besteht aber nicht nur wegen der Art der Rauchrolle verschiedene Meinung, indem die einen sie als Zigarre, die anderen als Pfeife deuten, sondern es wird auch der Tätigkeit des Palenquepriesters als solcher eine vom Tabakrauchen ganz abweichende Bedeutung zugewiesen. Auf das Feuerblasen (Schellhas) und das „Blasen aus dem Rohre“ (E. Seler) wurde schon hingewiesen. Edward S. Holden, der, wie auch andere Mayaforscher, in der Figur den Gott Tlaloc zu erkennen glaubt, bemerkt, daß dieser Wind von seinem Munde bläst<sup>2</sup>). Charles Rau („The Palenque Tablet in the United States National Museum, Washington, D. C. Smithsonian Contributions to knowledge, 331, S. 18 in Bd. 22, Washington City 1880) hält die Rolle für eine Art „Wind-

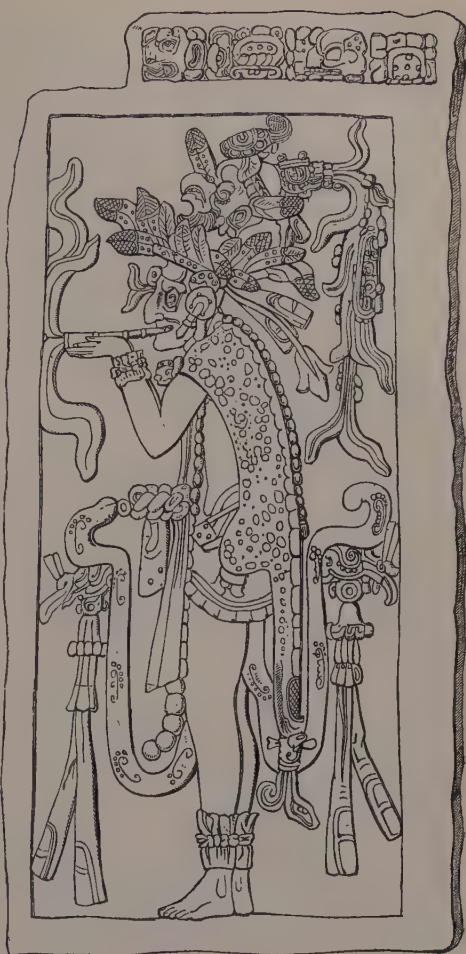


Abb. 5. Tabakrauchender Mayamann.  
Nach Stephens.

„nay, D., „Cités et Ruines Américaines“, Paris 1863, S. 413f. — Charney, M., „Un voyage au Yucatan“ in Le Tour du Monde, 1862, 1. Sem. Paris u. London 1862, Bd. 5, S. 337ff. Beschreibung des Reliefs. Ich finde allerdings bei Charnay Désiré, „The ancient Cities of the new-world“, London 1887, S. 217, vgl. Abb., folgende Angabe über die beiden Figuren des Reliefs: „The cross on the altar justifies our seeing in this gorgeously-attired young man another personification of the god of rain, of spring, of verdure and water, symbolised by the fishes and the stork's head, attributes which are found also on the basement of the Tlaloc of Tacubaya. The other slab represents an old man, clothed in a tiger's skin, blowing out air, with a serpent round his waist, whose tail curls up behind and coils in front, the wellascertained attributes of Quetzalcoatl, god of wisdom. Tlaloc and Quetzalcoatl are often seen side by side; and we shall meet them in the Temple of the Cross, when we shall be in a position to advance with some show of truth that the same was dedicated to both deities“, Cit. Sahagun, „Hist. General de las Cosas de la Nueva España“, lib. I, Kap. V und lib. II, Kap. I.

<sup>1</sup>) Vielleicht kann der Kopfschmuck tatsächlich als Blattschmuck gedeutet werden. Dann ist es doch aber näherliegender an Tabakblätter zu denken. Die Tatsache, daß in Mittelamerika gerade der kleinblättrige Tabak *Nicotiana rustica* gebaut wurde (N. rustica in Mexiko heimisch, n. Warburg, S. 189) in Verbindung damit, daß ein Raucher dargestellt ist, scheint doch sehr dafür zu sprechen. Be-  
weise gibt es allerdings nicht für diese Annahme. Herr Professor Hermann Beyer erklärte mir in einer privaten Unterredung, daß er mit guten Gründen den



Instrument“, „the end of which he has placed in his mouth, as in the act of blowing it. The tube is straight, consisting of several pieces united by rings, and from its lower extremity proceed three leaves, or rather feathers, since these people had a marked predilection for such ornaments.“ Auch nach Charnay (a. a. O. vgl. Anm. 9, S. 51) ist der alte Mann dargestellt: „blowing out air“. E. P. Dieseldorff erklärt den Raucher für den Gott Mam. Der böse Gott, der „indianische Teufel“, sonst auch im Erdinnern an Stricken gefesselt, bläst hier „als Türhüter des Eingangs zum Kreuztempel“ die Flöte, „als Hinweis auf das Erdrollen<sup>1)</sup>“.

Für die Ansicht, daß die Gestalt auf dem Relief Tabak raucht, spricht doch wohl der Umstand, daß die Regengötter leidenschaftliche Raucher gewesen sein sollen<sup>2)</sup>. Eine Parallele finden wir bei den Karayáindianern Südamerikas, bei denen der Zauberpriester Tabak opfert, wenn Regen herbeigewünscht wird<sup>3)</sup>.

Trotz der sich widersprechenden Ansichten über diesen Gegenstand kann es m. E. heute als gesichert gelten, daß es sich bei den in den Kodizes sowie auf den Steinaltertümern dargestellten Rollen um Tabakrauchrollen handelt. Die nächste Frage ist nur die, ob es sich um Zigarren, Rauchpfeifen oder vielleicht um beides handelt. Wie oben gezeigt wurde, gehen die Meinungen auch hierüber sehr auseinander. Ich möchte besonders hervorheben, daß die Rauchrolle auf dem Relief aus Palenque Verschiedenheiten gegenüber denjenigen, die im Codex Troano abgebildet sind, aufweist. Bei der Reliefdarstellung sehen wir breitere Quer- und schmalere Längsstreifen an der Außenseite der Rolle sich befinden. Die Rollen der Handschrift haben dieses Merkmal nicht; dafür sind bei diesen die äußersten Brandenden dunkel ausgemalt. Vielleicht kann die Streifung der Rolle auf dem Relief als spiralenförmige Deckblattumwicklung gedeutet werden (Kriterium der Zigarre, vgl. unten) und vielleicht sollte in der Handschrift durch die Dunkelmarkierung der mit Tabak gefüllte Pfeifenkopf wiedergegeben werden? Allerdings muß ich hier darauf hinweisen, daß uns bis jetzt kein einziges Exemplar einer röhrenförmigen Rauchpfeife von den Mayas überliefert ist. Da mir aber bisher aus der, die Mayaforschung betreffenden, Literatur keine bessere Lösung bekannt ist, glaubte ich mich dafür berechtigt zu halten, meine Vermutung hier niederzulegen.

Kopfschmuck für einen Federschmuck halte. Herr Professor Beyer, dessen anerkanntes autoritatives Wissen hier natürlich maßgebend ist, belehrte mich allerdings dahingehend, daß die Mayaforschung heutzutage noch bei vielen Dingen keine endgültigen Schlüsse ziehen könne und also auch bei dem Kopfschmuck des Rauchers auf dem „Altar“ in Palenque beide Ansichten vorläufig ihre Berechtigung haben.

<sup>2)</sup> Holden, Edward S. „Studies in Central American Picture-writing“. Ann. Report of the Bureau of Ethnol. 1879—1880. Washington 1881, S. 234, Fig. 59; Adoratorio Fig. 57. Vgl. McGuire, a. a. O. S. 364. — Über Tlaloc und Chac vgl. auch allgemeine Angaben bei Seler. (Cod. Fejérváry-Mayer. — Cod. Vaticanus Nr. 3773. — Cod. Borgia, u. Register.)

<sup>1)</sup> Dieseldorff, E. P. „Kunst und Religion der Maya-Völker im alten und heutigen Mittelamerika“. Berlin 1926, S. 35. Abb. Taf. 33, Nr. 173. — Da Tlaloc auch als der Gott des Paradieses [?] bezeichnet wurde (Henne-Am Rhyn, Otto, „Das Jenseits“, Leipzig 1881, S. 51), wäre Mam demnach sein Gegenpart.

<sup>2)</sup> Tozzer, Alfred, M. „A comparative study of the Mayas and the Lacandones“. Archaeological Institute of America. Report of the Fellow in American Archaeology, 1902—1905. New York 1907, S. 155. — Vgl. Brinton, Daniel, G. „The folk-lore of Yucatan“. S. A. aus: Folk-lore Journal, vol. 1., P. 8, August 1883, S. 9. „The Balams are great smokers, and it is a general belief among the Indians that the shooting stars are nothing else than the stumps of the huge cigars thrown down the sky by these giant beings“.

<sup>3)</sup> Stahl, G. „Der Tabak im Leben südamerikanischer Völker“ a. a. O. S. 126.

Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, daß die Reliefdarstellungen nicht ohne weiteres mit den Bildern in den Handschriften identifiziert werden dürfen. Auf die Schwierigkeit, Handschriften mit den Darstellungen der Steindenkmäler, der Reliefs an den Tempeln und Palästen und den Stelen zu vergleichen, hat bereits der berühmte deutsche Mayaforscher Paul Schellhas<sup>1)</sup> eindeutig hingewiesen. Da die Technik beider Arten jeweils eine völlig andere ist und demgemäß auch die Darstellungsweise, wird ein Vergleich so ungemein erschwert. Daß auch die nebenstehenden Hieroglyphen keine Aufschlüsse zu geben vermögen, wurde schon erwähnt. Angesichts der ganzen Sachlage halte ich dafür, die Frage, ob Zigarre oder Rauchpfeife zur Darstellung gebracht wurde, vorläufig noch offen zu lassen<sup>2)</sup>.

Eduard Seler bildet vier Pfeiler aus Palenque von dem Palacio, Ostgebäude, Ostfront (Haus A nach Maudslay; a. a. O. vol. 4. pl. 8 b, c; pl. 9 a, b; pl. 10 und 11) ab, auf denen vier Gestalten sich befinden. Er beschreibt diese folgendermaßen: „In der einen Hand hält die Figur einen Stab, in der anderen einen mit Federn besetzten Beutel, wohl eine Räucherwerkstasche. Der Stab trägt an seiner Spitze den weit geöffneten Rachen eines Ah bolon tz'acab<sup>3)</sup>, des Gottes mit der aufgebogenen Nase, des Gottes des Wassers und der Fruchtbarkeit. Mitten in die Stirn dieser Maske ist anscheinend eine Axtklinge eingesetzt, von deren Ende aber ein paar rauchwolken — oder flammenartige Gebilde<sup>4)</sup> ausgehen“ (Abb. 6). Etwas später beschreibt Seler (S. 29 Abb. 17 S. 25) eine Figur vom Westgebäude (Haus D, Maudslay),

<sup>1)</sup> „Der Ursprung der Mayahandschriften“. Z. f. E. Jahrg. 1926, H. 1—2, Berlin 1926, S. 13.

<sup>2)</sup> Karl Weule hat das Problem nicht gekannt. Er schreibt: „In Mittelamerika fanden die Entdecker nur die Zigarre vor; mit dem Gegenstand selbst haben wir auch den Namen übernommen“. „Leitfaden der Völkerkunde“. Leipzig u. Wien, 1912, S. 108. Vgl. S. 48.

<sup>3)</sup> „Auf den Skulpturen von Copan und Palenque ist dieser Gott überaus häufig dargestellt“ (Abb. 41—47) . . . „Der von der Stirn vorspringende Körper mit den beiden Flammenzungen fehlt nie. Auf seiner Fläche sieht man häufig zwei gekreuzte Stäbe, die von Dieseldorff als Feuerbohrer erklärt werden, die aber vielleicht astronomische Bedeutung haben.“ Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde.“ Bd. 1, Nr. 18; „Die Venusperiode in den Bilderschriften der Codex-Borgia-Gruppe.“ (Erstdruck in: Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. Z. f. E. XXX, S. 346—383) S. 650; vgl. Abb. 47. Nach Förstemann: Sturmgottheit. Nach Dieseldorff Kukulcan. — Im Cod. Tro. 26 ist er die Schlange, auf der der Chac, der Regengott, reitet. Auch bei dem Raucher auf dem Relief in Palenque befindet sich die Schlange. — Quetzalcouatl oder Kukulcan d. h. Quetzal-feder-Schlange, von dem die Mexikaner wie die Jucateken erzählen, daß von ihm die Zivilisation ausgegangen sei. Seler, a. a. O. Nr. 19, „Quetzalcouatl-Kukulcan in Yucatan“ (Erstdruck in: Z. f. E. XXX, 1898, S. 377—410) S. 668.

<sup>4)</sup> Es läßt sich streiten, ob diese Gebilde als Flammen gedeutet werden müssen. Allerdings bezeichnet auch der berühmte Maya-Forscher Hermann Beyer eine ganz ähnliche Hieroglyphe als Flamme („The Analysis of the Maya Hieroglyphs“, a. a. O. S. 10f. u. Fig. 125). — Eduard Seler spricht bezüglich dieses Gegenstandes von „rauchwolken- oder flammenartige(n) Gebilde(n)“. Er gibt also die Möglichkeit zu, daß es sich hier um Rauch handeln könne. Es wurde oben schon erwähnt, daß Charles Rau das Gebilde am äußeren Ende der Rolle des Palenque-Priesters als Blätter oder Federn bezeichnet. Außerdem sind Flammen vielfach auch in ganz anderer Weise dargestellt worden (s. Preuß). — Vgl. z. B. Cod. Tro. Cort. Pl. 29 unten. Auch Morley, Sylvanus, Griswold, „An introduction to the study of the Maya Hieroglyphs“. Bureau of Am. Ethn. Bulletin 57. Washington 1915. — Fewkes, Walter, „A study of certain figures in a Maya Codex“. American Anthropologist, vol. 7. Nr. 3, Washington 1895, Pl. II, Abb. 19. — L. Stephens, „Reiseerlebnisse in Zentralamerika, Chiapas und Yucatan“. Nach der 12. Aufl. ins Deutsche übers. von Eduard Hoepfner, a. a. O. Taf. 26, bildet ebenfalls den Mann mit dem Stab ab. Ebenso die engl. Ausg. London 1854, S. 420, Taf. 47. Dgl. London 1841, Vol. 2, S. 311.



die nach seiner Meinung mit der Persönlichkeit, die auf den Pfeilern der Ostseite des Ostgebäudes abgebildet ist, identisch zu sein scheint. „Aber,“ fährt er fort, „die Figur hält nicht den langen Stab mit der eingesetzten (brennenden?) Axtklinge, sondern, wie es scheint, eine wirkliche Axt, mit kurzem handgerechten Stiele, bei der nur die Schneide eine merkwürdige dreigeklappte, an die Zeichnung einer Blumenkrone erinnernde Gestalt hat<sup>1)</sup>“. Augenscheinlich sind Seler schon selber Zweifel aufgetaucht, ob die vier Figuren der Ostfront des Ostgebäudes eine „(brennende) Axt“ tragen, von der „rauchwolken- oder flammenartige Gebilde“ ausgehen. Abgesehen davon, daß Flammen auch eine Kleinigkeit anders dargestellt wurden (vgl. oben Anm. 4; S. 53), wird von ihm die „eingesetzte (brennende?) Axtklinge“ dieser Vier der „wirkliche(n) Axt mit kurzem handgerechten Stiele“, welche die Figur des Westgebäudes (Seler, Abb. 17) trägt, zweifelnd gegenübergestellt. Wenn man die vier nach Eduard Seler sog. brennenden? Äxte des Ostgebäudes nun mit der von Stephens entdeckten Räucherdarstellung auf dem „Adoratorio or Altar. Casa Nr. 3“ (Incidents of travel in central America, Chiapas and Yucatan, a. a. O. vol. 2. S. 354 u. S. 353 Nr. 1) vergleicht, (Abb. 5) dann wird, nach dem was oben darüber ausgeführt wurde, die Möglichkeit zugegeben werden, daß wir es nicht mit brennenden Äxten, sondern mit Tabakrauchrollen zu tun haben könnten. Die Tatsache, daß diese Rauchrollen sozusagen durch einen Stab hindurchgesteckt sind, erscheint weniger verwunderlich, wenn zum Vergleich an die Gabel der Tukanoin Indianer in Südamerika gedacht wird, die allerdings eine Zigarre in diesen Halter hineinklemmen<sup>2)</sup>. (Abb. 7). Außerdem kann auch die Räucher-



Abb. 6. Tabakrauchrolle Palenque, Palacio.  
Nach Seler.

sache, daß diese Rauchrollen sozusagen durch einen Stab hindurchgesteckt sind, erscheint weniger verwunderlich, wenn zum Vergleich an die Gabel der Tukanoin Indianer in Südamerika gedacht wird, die allerdings eine Zigarre in diesen Halter hineinklemmen<sup>2)</sup>. (Abb. 7). Außerdem kann auch die Räucher-

<sup>1)</sup> Seler, Eduard, „Beobachtungen und Studien in den Ruinen von Palenque“. Abhandl. der königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1915. Phil. Hist. Klasse. Nr. 5. Berlin 1915, S. 18ff., Abb. 6 u. 7; 8 u. 9. — Vgl. Kingsborough, a. a. O. Bd. 4, T. 3, Nr. 34. II, 27. Hier ist kein Rohr zu erkennen; Rohr und Rauchgebilde sind ein Ganzes. — Spinden, H. J., „A study of Maya Art. Its subject matter and historical development“. Peabody Museum of American Arch. and Ethnol. Cambridge Mass. 1913, vol. 6, S. 52. Fig. 50 ohne Rauch (Tzendales); Fig. 51 mit Rauch (Palenque). Vgl. ebenda S. 57, Fig. 62 (Yaxchilan); S. 66, Fig. 80 (Copan, the long nosed God); S. 197, Fig. 232 (Stele, Tzendales). Fig. 50 ist ein Teil davon. — S. 32ff., S. 37 Serpentinformen.

<sup>2)</sup> Stahl, G., Z. f. E., a. a. O. S. 104, Abb. 5 u. 6.

werktasche auf Tabakrolle hindeuten. In dieser Tasche mag neben anderen Kräutern, die ja bekanntlich mit dem Tabak vermischt wurden, auch Tabak enthalten gewesen sein. Ferner wird aber gesagt, daß der Stab an seinem Ende die Maske des Gottes des Wassers und der Fruchtbarkeit trägt. Nun wurden aber, wie schon erwähnt, die Regengötter als leidenschaftliche Raucher vorgestellt. Auch dieses Moment ist geeignet, meine Vermutung, daß die vier Gestalten nicht brennende? Axtklingen sondern Rauchrollen tragen, zu stützen.

Es fragt sich nun, was die Raucherdarstellungen in den Kodizes und auf den Steinmonumenten zu bedeuten haben, welchen Zwecken das Rauchen des Tabaks wohl dienen mag. Während bei den Azteken das Tabakrauchen einmal als religiöse Handlung, sodann aber auch im alltäglichen Leben als profaner Genuß ausgeübt wurde, kam diese Sitte bei den Maya wohl nur als kultischer Faktor in Betracht<sup>1)</sup>. Offenbar haben wir es hier mit einer religiösen Handlung zu tun. Die Deutung des Gottes auf dem Relief als Tlaloc scheint eine weitere Erklärung zuzulassen. Da die jukatekische Kultur ganz auf Bodenbau aufgebaut und die Hauptkulturpflanze der Mais war, dessen Ernteerträge für das Leben der Bevölkerung von ausschlaggebender Bedeutung wurden, so ist es verständlich, daß man einen Gott schuf, der Sonnenschein und Regen, die Hauptbedingungen der Maiskultur, in seiner Gewalt hatte, um durch wechselseitiges Ineinandergreifen dieser beiden Faktoren gute Ernten zu erzielen. Der Regengott raucht deshalb, um die Wolken zu vertreiben, damit die Sonne ihre fruchtbare Wirkung ausüben kann. Die Regengötter können aber andererseits durch den Tabakrauch auch künstlich Wolken erzeugen. Und wo Wolken sind, da ist auch Regen. „Die Lacandonindianer stecken ihren Idolen Zigarren in den Mund, weil sie glauben, daß sie gerne rauchen. Sie halten die Wolken, welche sich an den Felsen bilden, die am Fluß entlang ziehen, für den Rauch der schmökenden Tzultacás<sup>2)</sup>.“



Abb. 7. Zigarre in Zigarrenhalter eingeklemmt. Tukano-Indianer, Südamerika. Orig. im Museum für Völkerkunde, Berlin.

<sup>1)</sup> Auch in Südamerika diente der Tabak zeremoniellen sowie rein profanen Zwecken. Stahl, G., Z. f. E. a. a. O. S. 121ff. u. S. 131. — Vgl. Henne am Rhyn, Otto, „Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung“, wohlfeile Ausg. Bd. 1. Königsberg 1892, S. 347: „Er (der Tabak) hat zwar seine arabische Mythe, aber seine Heimat ist ausschließlich Amerika, wo er den Indianern als Opfer zu Ehren ihrer Götter und zum Vergnügen diente.“

<sup>2)</sup> Dieseldorff, E. P., a. a. O. S. 20. — Die Lacandones sind die direkten Abkommen der alten Mayas und huldigen noch heute wie damals ihren Regen-Mais-



Auch Seler erklärt Tlaloc den Regengott als Erzeuger der Vegetation<sup>1)</sup>. Zum Schluß sei noch nachgetragen was dieser bedeutende Forscher über das Tabakrauchen anführt. „Das Tabakrauchen, so sagt er, hat natürlich eine mythologische Bedeutung. Nach den wertvollen Mitteilungen des Lic. von Tihosuco, die uns Brinton in seiner im Folk-lore Journal Vol. I veröffentlichten Abhandlung über Volksglauben in Yucatan zugänglich gemacht hat, sind die Balam (d. h. die Götter der vier Himmelsrichtungen oder der vier Winde, die gleichzeitig die Hüter des Dorfes und der Gemarkung sind) große Raucher, und nach allgemeinem Volksglauben sind die Sternschnuppen nichts anderes, als die brennenden Stummel der Riesenzigarren, die diese Wesen vom Himmel herunterwerfen. Ein Indianer sah einen Balam in seinem Kornfelde. Dieser zog eine riesige Zigarre aus seiner Tasche, und mit Kiesel und Stahl schlug er Feuer. Aber die Funken, die er schlug, waren Blitzstrahlen und das Klopfen gegen den Stein ertönte wie schrecklicher, die Erde erschütternder Donner<sup>2)</sup>“.

Im Gegensatz zu den im vorigen behandelten mexikanischen Völkern im weiteren Sinne (Mayavölker) liegen über die Rauchrollen der Mexikaner im engeren Sinne (Nauavölker), insbesondere der Azteken, zahlreiche Beschreibungen und Deutungen vor. Nach Walter Krickeberg und Max Schmidt<sup>3)</sup> rauchten die alten Mexikaner Zigarren, bei denen „das Deckblatt durch einen Rohrstengel vertreten wurde“. Beuchat<sup>4)</sup> sagt: „le Tabac était fumé soit dans la pipe, soit mélangé à du liquidambar, sous forme de cigare“. Nach Alexander von Humboldt<sup>5)</sup> und Heinrich Berghaus<sup>6)</sup> rollte man in Mexiko „die trockenen Blätter des Yetl zu Zigarren und steckte dieselben in Röhren von Silber, Holz oder Röhrigt“. Alfred Dunhill<sup>7)</sup> sagt: „tobacco was rolled up into a maize leaf for smoking,

göttern. Thompson, J. Eric. „The civilisation of the Mayas“ Field Mus. of Nat. Hist., Anthropol. Leaflet, 25. Chicago 1927, S. 70.

<sup>1)</sup> Seler, Eduard, Ges. Abhandl. Bd. 2. Berlin 1904, Nr. 5. S. 982, 989.

<sup>2)</sup> Ders. Ebenda, Bd. 1, Berlin 1902, Nr. 6. „Die Tageszeichen der aztekischen und der Maya-Handschriften und ihre Gottheiten“. S. 464. (Erstdruck in: Z. f. E. XX, 1888, S. 10—97). — Ders. „Zur mexikanischen Chronologie“, Z. f. E. a. a. O., S. 130.

<sup>3)</sup> „Völkerkunde“. Berlin, 1924, S. 77. Vgl. Krickeberg, Walter, Amerika. In G. Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. I, 2. Aufl. Stuttgart 1922, S. 180. — Vgl. Müller, Friedrich, „Allgemeine Ethnographie“. Wien 1873, S. 260.

<sup>4)</sup> „Manuel d'Archéologie Américaine“. Paris, 1912, S. 377. Von den Guetar Costa Ricas führt er eine Stelle aus Oviedo an, die das Zigarrenrauchen illustriert (S. 537). Über Mischung s. Brinton, D. C. „Nagualism. A study in native American Folk-lore and History“, Philadelphia, 1894, S. 9. — Über die Zigarre bei den Eingeborenen Costa Ricas siehe Bancroft a. a. O. I, S. 775. „Tobacco is much used by the Istmulians; the natives of Costa Rica roll the leaf up in the form of a cigar, and tie it with grass threads; they inhale the smoke and, retaining it for a short time, pass it out through the mouth and nostrils“. — Ebenda S. 776 zit. Wafer's bekannte Beschreibung der Zigarre bei den Eingeborenen von Panamá. — Vgl. Oviedo, édit. Ternaux Compans, „Moeurs et coutumes des habitants de la province de Cueba ou Panama“. Paris 1840, S. 138. — Desgl. „Histoire de Nicaragua“, S. 211. Aus dem sehr sorgfältig angebauten Tabak wurden 6 Zoll lange und fingerdicke Rollen, die in der Landessprache Ympaquete hießen, gemacht. Sie wurden an dem einen Ende angezündet, während man durch das andere Ende den Rauch einsog, und durch den Mund und die Nase ausblies.

<sup>5)</sup> „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien.“ Ges. Werke, Bd. X, T. II. Stuttgart o. J. S. 97. — Desgl. Waitz, Theodor, „Anthropologie der Naturvölker“, Bd. IV, Leipzig 1864, S. 98.

<sup>6)</sup> „Allgemeine Länder und Völkerkunde“. Stuttgart, 1837—1844, Bd. 3, S. 257. — Schouw, J. F., „Die Erde, die Pflanzen und der Mensch“. A. d. Dänischen von H. Zeise. Leipzig, 1851, S. 263. Zigarrenrauchen der Vornehmen des mexican. Hofes. — Leuchs, Joh. Carl, „Vollständige Tabak-Kunde, oder wissenschaftlich-praktische Anleitung zur Bereitung des Rauch- und Schnupftabaks und der Cigarren“. Nürnberg 1830, S. 3.

<sup>7)</sup> „The Pipe Book“, a. a. O. S. 30 u. 31.

and it is an obvious and natural transition from such practices to insert the rolled-up tobacco into a tube of some sorte, when a cooler and more complete smoke is possible“. . . aber er fährt dann fort „to call these first tubular pipes cigar-holders althougth they resemble the latter in pattern, would be incorrect, for the tobacco leaf was merely loosely rolled, for insertion, or was cut up and mixed with other substances“. Nach Bancroft<sup>1)</sup> rauchten die Azteken „pipes or rather smoking canes“. An anderer Stelle nennt er die mexikanischen Rauchrollen „paper, reed, or maiz-leaf cigarettes called pocyetl“ und gleich darauf auch „cigars“<sup>2)</sup>. Don Justo Zaragoza<sup>3)</sup> bemerkt: „y tienen unas cañas, llenos los canutos de tabaco, que llaman picietl, muy molido, y cal y otras rayzes y liquidambar, que allá llaman jochiocoçotl, y hacen de todo esto una masa y della yuchen los canutos de la caña, la qual llaman poquietl, y quemando la punta desta caña, y metiendo en la boca el cabo della, y chupándola, le sacan un humo que no huele mal“. Gomara<sup>4)</sup> berichtet von dem Rauchen aus zusammengerollten Blättern oder aus schön verzierten Schilfrohren. Bernal Diaz del Castillo<sup>5)</sup> beschreibt, wie Montezuma II. nach der Mahlzeit Tabak raucht. „Tambien le ponian en la mesa tres cañutos muy pintados y dorados, y dentro traian liquidambar, rebuelto con unas yervas que se dize tabaco, y quando acauaba de comer, despues que le auian cantado, y bailado, y alçada la mesa, tomaua el humo de uno de aquellos cañutos, y mui poco, y con ello se dormia“. Ferner teilt Castillo mit, daß auf dem Markt in Mexico-City feilgeboten wurden „canutos de olores con liquidambar, llenos de tabaco“<sup>6)</sup>. Rehfuës, der Übersetzer und Herausgeber der „Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo“, sagt: „man rollte die trockenen Blätter zu Zigarren zusammen und steckte sie in Röhren von Silber, Holz oder Schilf, oft mischte man Harz von dem Liquidambar styraciflua u. a. aromatische Stoffe darunter<sup>7)</sup>. Clavigero<sup>8)</sup> äußert sich über die Rauchrollen folgendermaßen: „per fumare mettevano dentro una doccia, o canaletto de ligno, o di canna, o d'altra più nobile materia, la foglia del tabacco colla ragia del liquidambra, e con altre erbe calde, ed odorose“.

<sup>1)</sup> „History of Mexico.“ New York 1914. S. 78.

<sup>2)</sup> Bancroft, H. H., „The native races“ usw. Bd. II. S. 287.

<sup>3)</sup> „Noticias historicas de la Nueva España.“ Madrid 1878, Kap. I, S. 10.

<sup>4)</sup> Francisco Lopez de, „Historia de las conquistas de Hernando Cortés“. Publ. de Bustamante. T. I, Mexico 1826, S. 143. — Ders. „Historia general de las Indias“. 1554. Zit. Tiedemann, a. a. O., S. 12.

<sup>5)</sup> „Historia verdadera de la conquista de la Nueva-España.“ Madrid 1632. Kap. LXXXXI.

<sup>6)</sup> Ders. ebenda, Kap. LXXXXII. — Vgl. Übers. v. Yourdanet, 2. Ausg. Paris 1877, S. 239. — Dsgl. Ausg. v. Genaro Garcia. Hakluyt Society, Ser. II, Nr. 24. London 1908—1912, S. 72.

<sup>7)</sup> Bonn 1838, Bd. II, 4. Buch, Kap. 13, S. 69 Anmerkung.

<sup>8)</sup> „Storia antica del Messico.“ Cesena 1780, T. II, Buch VII, § 69, S. 227. — Ders. Ebenda, Buch V, § 2, S. 270: „Fornito il pranzo prendeva del tabacco mischiato col liquidambra in una pippa, o sia canna vagamente inverniciata, e con quel fumo si conciliava il [Montezuma II. genannt Xocojotzin] sonno.“ — Dsgl. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1789, T. I, S. 303. — Verschiedene Rauchrollen werden auch bei Ferrario, „Il costuma antico e moderno di tutti i popoli“, 1834, XII, S. 357, erwähnt. — Von Clavigero (a. a. O. T. II, Buch VII, § 69, S. 227; und Deutsche Ausg. a. a. O., Bd. I, S. 594) stammt auch die Angabe, daß die alten Mexikaner beim Rauchen die Nasenlöcher mit einer Hand zuhielten, um einen größeren Genuß des Rauches zu haben. „Ricevano il fumo strignendo il canaletto colla bocca, e turandosi le narici colle dita, acciocchè più agevolmente trapelasse col fiato insino al pulmone.“ — Vgl. Alexander von Humboldt, „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien“. Gesammelte Werke, Bd. X, T. II, Stuttgart o. J. S. 97. — Bancroft, „The native races“, a. a. O., S. 287. — Bastian, „Die Culturländer des Alten America“, Bd. II, Berlin 1878, S. 700. — Rehfuës, a. a. O., S. 69f. Anmerkung.



Die im vorigen aufgeführten Beschreibungen nehmen, wie mir scheint, alle auf ein und denselben Gegenstand Bezug. Die cañas de humo sind auch bei Bernardino de Sahagun an sehr vielen Stellen erwähnt<sup>1)</sup>. Eine ausführlichere Schilderung der „cañutos de humo“ befindet sich im 10. Buch seines Geschichtswerkes. Dort heißt es: „El que vende cañutos para chupar humo<sup>2)</sup>, primero corta las cañas y las desnuda ó monda de las ojas limpiándolas muy bien, y muele el carbon bien molido, con el cual siendo mojado emborra los cañutos, y despues algunos los pinta, y otros los hace dorados; algunos de estos son llanos que no llevan pintura, y muy largos, bien embarrados con el carbon molido, ó bien emblanquecidos con la greda que les echan ensima del carbon, ó muy relucientes con el oro conque los doran; otros hay que tienen pintura encubierta que no se vé, sino cuando se van gastando con el fuego: otros están jaspeados, y otros hay donde están pintadas flores, pescados, águilas & c.: unos se hacen para venderlos en el tianguiz, los cuales son comunes y mal hechos, y se les cal facilmente el carbon conque están embarrados. Hay muchas maneras de estos cañutos, y se hacen de muchas y diversas especies de yerbas olorosas, molidas y mezcladas, unos con otras conque los tupen muy bien de rosas, de especies aromáticas, del betún llamado chapuputli, y de hongos de rosa llamada poiomatli y de otras“<sup>3)</sup>.

Die in den Quellen enthaltenen Angaben, welche die mexikanische Tabakrauchrolle mit unverbrennbaren schön verzierten Röhren aus dem verschiedensten Material in Verbindung bringen, lassen drei Möglichkeiten in bezug auf die Art der Rauchrolle zu. Es handelt sich entweder um röhrenförmige Rauchpfeifen, in welche Tabakblätter hineingetan wurden, um in Zigarrenspitzen hineingesteckte Zigarren oder um Zigarren, in deren Mundstück eine Röhre hineingesteckt wurde, resp. um ein Rohr, um welches die Tabakblätter herumgerollt wurden, in der Weise, daß am Mundende ein Teil der Röhre herausragte. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die beiden erstgenannten Möglichkeiten mit einiger Sicherheit aus unserer Betrachtung ausgeschaltet werden können und daß es sich bei der mexikanischen Rauchrolle um die letztgenannte Art gehandelt hat. Meine Ansicht bestätigt auch das Wort acayetl, welches mit „Tabak am Rohr“ zu übersetzen ist. Ferner zeigen die mexikanischen Abbildungen, daß aus der dickeren Tabakrolle das dünnere Rohr am Mundende herausragt. Man benutzte im alten Mexiko offenbar Zigarren in der Form, wie sie noch heute als Stroh- oder Posenzigarren unter dem Namen Virginiazigarren im Handel sind. Es ist also nicht richtig oder mindestens irreführend, wenn man z. B. wie Eduard Seler die Ausdrücke Rohr, Tabaksrohr, vergoldetes Rohr, mit Substanzen gefüllte Rohre und Zigarre für ein und denselben Gegenstand, nämlich für die mexikanische Zigarre, benutzt<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Vergleiche die folgenden Fußnoten.

<sup>2)</sup> „Ya no se usan para chupar, solo para zahumerios de altares en la quaresma. Para las fiestas de Dolores se venden en el portal de las flores de Mexico, y algunos ce confeccionan de muy esquisitos aromas, mezclados y remolidos con el carbon, llámanles Pebetes.“ Sahagun, Ann. a.

<sup>3)</sup> Sahagun, R. P. Fr. Bernardino de, „Historia general de las cosas de Nueva España“. Herausgeg. v. C. M. de Bustamente. Mexico 1829—1830. T. III, Buch X, Kap. 24, S. 62f.

<sup>4)</sup> Seler, Eduard, „Gesammelte Abhandlungen“. A. a. O. Bd. II, S. 543. — „Acayetl (Mexik.) mit Tabak gefülltes Rohr, Zigarre.“ Seler, Register zu Gesammelte Abhandlungen. — Alexander von Humboldt, „Vues des Cordillères“ usw. Paris 1810, S. 88, sagt: „l'auteur du Codex anonymus (Cod. Vaticanus) dit que „le souverain est figuré ayant dans une main des fleurs, et dans l'autre un jonc au bout duquel est fixé un cylindre de résine odoriférante“. — Mit dieser Beschreibung war Humboldt auf dem richtigen Wege zur Lösung des Problems.

Die Zigarre hatte im alten Mexiko beachtenswerte Bedeutung erlangt. Dabei wurde sie häufig in Verbindung mit der Flöte und mit Blumen benutzt und abgebildet (Abb. 8—11). Sahagun berichtet über das am 27. April veranstaltete Toxacatlfeſt, bei welchem ein makellos gewachsener und mit allen Vorzügen behafteter junger Mann, der ganz besonderen Vorschriften genügen mußte, um würdig befunden zu werden, das Abbild des Tezcatlipoca darzustellen, eine besondere Rolle spielt. Unter anderem



Abb. 8. Zigarrenraucher mit Blumen; Flöte blasend. Codex Florentino. Mexiko. Sahagun.



Abb. 9. Zigarrenraucher. Mexiko. Codex Florentino. Sahagun.

mußte er Sorge tragen. „daß er die Flöte blasen lerne . . . und daß er mit der Flöte zusammenhalten könne seine Blumen und seine Zigarren, daß er während des Blasens an der Zigarre saugen und an den Blumen



Abb. 10. Zigarre und Blumen. Mexiko. Codex Florentino. Sahagun.



Abb. 11. Zigarre und Blumen. Mexiko. Codex Florentino. Sahagun.

riechen könne. Denn immer zusammen mußte er haben Blumen und Zigarren, wenn er seines Weges ging“<sup>1)</sup> (Abb. 12). Auch als Opfergabe wurden „flores y cañas de humo que llaman yietl“<sup>2)</sup> dargebracht.

<sup>1)</sup> Sahagun (Bustamente), a. a. O. T. I, Buch 2, Kap. 24, S. 101: „y tomar y traer las cañas de humo y las flores segun que se acostumbra entre los principales y palaciegos; enseñábanle asimismo á ir chupando el humo, y oliendo las flores, andando como se acostumbra entre los principales, y entre gente de corte“. — Vgl. Sahagun, „Histoire generale des choses de la Nouvelle-Espagne“. Übers. v. Jourdanet und Remi Simeon, Paris 1880, S. 97. — Seler, „Einige Kapitel aus dem Geschichtswerk des Fray Bernardino de Sahagun“. A. d. Aztekischen übers. Stuttgart 1927, S. 95. Dazu Abb. S. 264. — Das Blumenbukett hatte verschiedene Formen. Je nach Verdienst erhielt man ein bestimmtes Bukett. Sahagun bei Jourdanet und Simeon, a. a. O., 9. Buch, Kap. 8, S. 369.

<sup>2)</sup> Sahagun (Bustamente), a. a. O. T. I, Buch I, Kap. 17, S. 26. — Ebenda, T. II, Buch IX, Kap. 8, S. 568. — Landa, Diego de „„Relation des choses de Yuca-



Ferner erfahren wir, daß „Xochitl, yetl yneixcauil, Blumen und Tabak (Tabakrohr, Zigarre)“, die auch beim Tanze in der Hand getragen wurden, als ein besonderes Vorrecht der Fürsten und Könige galten<sup>1)</sup>. Im Codex Vaticanus 3738 ist König Montecuhcomatzin mit beiden Attributen abgebildet (Abb. 13). Auch im Codex Florentino finden wir viele dergleichen Bilder (Abb. 8—11, 12, 16, 17, 24). Der

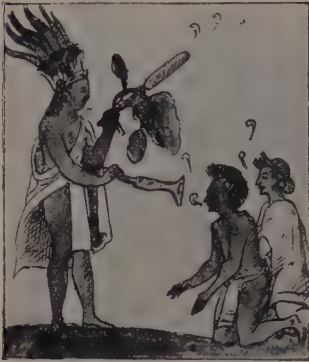


Abb. 12. Flöte, Zigarre und Blumen beim Toxacatl-Fest. Nach Seler.



Abb. 13. König Montecuhcomatzin Codex Vaticanus 3738.

tan, (Relacion de las cosas de Yucatan)“. Text Span. u. Franz. übers. v. Jean Genet, Paris 1928, § 26, S. 184: „tras esto ivan los demas ayudadores del sacerdote con un manojo de flores y un humazo que los Indios usan chupar; y amayavan con cada uno dellos nueve nezes a cada mochacho, y despues davanle a oler las flores y a chupar el humazo“. — Vgl. Note 20. — Genet sowie Brasseur de Bourbourg, Edit. Paris 1864, S. 153f., übersetzen humazo mit Pfeife (pipe). — Yietl oder yetl-Tabak; Sahagun (Jourdanet und Simeon), a. a. O. Buch I, Kap. 17, S. 36 Anm. 3. — Nach Seler, Ges. Abh. a. a. O. Bd. II, S. 84 ist yetl oder picietl (Mexik.) Tabak. Iyetl oder picietl (Mexik.) Tabak, von den Zaubern (naualli) gebraucht, um ihre Zauberkraft zu erhöhen. — Gomara, a. a. O. T. I, Kap. 70, S. 143, sagt: „un tecomatillo con tabaco, que llaman piciete“. — Nach Molina, „Vocabulario de la lengua Mexicana“, Leipzig 1880, S. 82a ist „Picietl, yerua como veleno, que es medicinal“. — Vgl. dazu Hernandez de Toledo; Quauhyetl. Zit. Tiedemann, a. a. O. S. 16. — Torquemada, „De la monarquia indiana“, 1723, T. I, S. 266; picietl. — Ebenso Herrera. — Sahagun (Bustamente), a. a. O. T. I, Buch I, Kap. 19, S. 31, nennt „flores y acayietl: Eran unos cannutos de sahumerio de yerbas olorosas que quemaban“. — Nach Jourdanet und Simeon, a. a. O. S. 40, Anm. 2, acayietl = acayetl, „plante aromatique que les Indiens déposaient sur les tombeaux et faisaient brûler; de acatl, roseau, et yetl, tabac“. — Nach Molina, a. a. O. S. 1a, „acayetl, caña de çahumerio“. — Clavigero, a. a. O. T. II, Buch VI, § 39, S. 97, sagt: „certe canelle pleine di materie aromatique, ch'essi appellavano Acayetl“ (Grabbeigabe). — Nach Seler, a. a. O. acayetl (Mexik.) mit Tabak gefülltes Rohr, Zigarre. — Ders. Yetl, Tabakrohr, Zigarre. — Nach Bancroft, „The native races“, a. a. O. Bd. II, S. 287, wurden bei den Nahuas drei Arten Tabak verwandt. „The yetl, signifying tobacco in general, obtained from a large leaved plant, the picietl, from a small but stronger species, and quauyetl, a less esteemed kind known later on as wild tobacco. Clavigero asserts that the p'cyetl and quauyetl were the only species known among the Mexicans. It was generally smoked after dinner in the form of paper, reed, or maize-leaf cigarettes called pocyetl, „smoking tobacco“, or acayetl, „tobacco reed“, the leaf being mixed in a paste, says Veytia, with xochiocotzotl, liquid amber, aromatic herbs, and pulverized charcoal, so as to keep smouldering when once lighted, and shed a perfume. The picyetl tobacco was smoked later in the day, without admixture, and somewhat in the shape of cigars.“

<sup>1)</sup> Sahagun (Bustamente), a. a. O. T. II, Buch 8, Kap. 9, S. 290 sagt: „tam-bien solian los señores en los areitos traer flores en la mano, juntamente con una

Atlas von Boban<sup>1)</sup> zeigt das Portrait zweier Personen, die in der üblichen Weise Blumen und Rauchrolle (acayetl = Zigarre) in der Hand tragen (Abb. 14, 15).

Zigarrenrauchen war aber nicht das ausschließliche Recht der Adelsklasse. Wer wohlhabend genug war konnte sich zu jeder Zeit Zigarren



Abb. 14. Zigarre und Blumen.  
Mexiko. Nach Boban.



Abb. 15. Zigarre und Blumen.  
Mexiko. Nach Boban.

kaufen. Sahagun berichtet, daß auf dem Markt in Mexiko ständig an bestimmter Stelle Rauchrollen zum Verkauf bereit lagen und zwar in ver-



Abb. 16. Zigarre und Aschebecher.  
Mexiko. Codex Florentino. Sahagun.

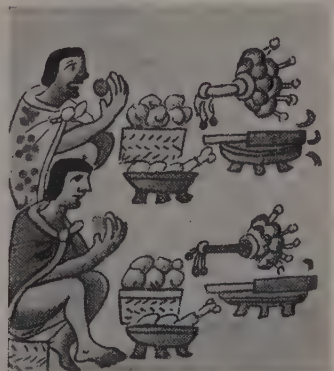


Abb. 17. Zigarren und Aschebecher  
Mexiko. Codex Florentino. Sahagun.

caña de humo que iban chupando“. Ebenda, Kap. 34, S. 322: „tambien les presentaban cañas de humo de muchas maneras de flores muy preciosas“. Vgl. Anm. 1; S. 59. — Seler, Ges. Abh. a. a. O. Bd. II, S. 543 und Register. Abb. 47, S. 537, nach Cod. Vat. A, Montecuhcomatzin.

<sup>1)</sup> Boban, Eugène, „Documents pour servir à l'histoire du Mexique. Catalogue raisonné de la collection E. Eugène Goupil. (Auc. Coll. I. M. A. Aubin), Atlas, Paris 1891, Pl. Nr. 66 u. Pl. Nr. 68.



schiedenartigen Ausführungen. Soll wohl heißen, daß die Röhrenmundstücke verschiedenartig ausgeführt waren.

Ich darf hinzufügen, daß Sahagun auch bestimmte Schalen erwähnt, auf die man die Zigarren hinauflegte<sup>1)</sup>. Diese Schalen erfüllten also den selben Zweck wie unsere heutigen Aschebecher (Abb. 16, 17 u. 19).

Die Zigarren spielten eine besondere Rolle auch bei den Festlichkeiten, die u. a. gewöhnlich nach dem Abschluß einer erfolgreichen Reiseunternehmung von den in Mexiko hochgeachteten Kaufleuten veranstaltet wurden und bei denen neben den Hauptvertretern der Kaufmannschaft

auch die Fürsten teilnahmen<sup>2)</sup>. Aber auch bei Hochzeiten und dem unserer Taufe ähnlichen Feste<sup>3)</sup> und anderen Gelegenheiten wurden Zigarren ge-



Abb. 18. Zigarren, gebündelt. Mexiko. Codex Florentino. Sahagun.



Abb. 19. Zigarren gebündelt und Aschebecher. Mexiko. Codex Florentino Sahagun.

reicht. Schließlich benutzten die alten Mexikaner ihre Rauchrollen auch bei der Totenfeier der verstorbenen Fürsten, indem einer figürlichen Nachbildung des Verstorbenen in eine Hand ein Strauß Blumen, in die andere eine Zigarre (das vergoldete Rohr, mittels dessen man den Rauch — von Tabak und anderen wohlriechenden Sachen — schlürfte)<sup>4)</sup> gelegt wurde.

Als Ergänzung sei noch hinzugefügt, daß die Zigarren auch in Bündel zu zwanzig Stück gebündelt wurden (Abb. 18, 19<sup>5)</sup>).

Den vorigen Betrachtungen wird ein weiterer Gesichtspunkt seitens einiger amerikanischer Gelehrter hinzugetragen. Diese bezeichnen eine bestimmte Form der mexikanischen Rauchrolle als Zigarette. Ralph Linton<sup>6)</sup> sagt: „The central Americans and Mexicans were predominantly cigarette smokers, although some of the anciant Mexicans also used pipes“. Auch

<sup>1)</sup> „Tambien estaban por su orden los que venden cañas de humo de muchas maneras, y tambien aqui se vende xuchiococotl, y los platos para poner las cañas cuando se queman“. Sahagun (Bustamente), a. a. O. Buch 8, Kap. 36, T. II, S. 325. — Vgl. Ebenda, Buch 9, Kap. 8, S. 365.

<sup>2)</sup> Sahagun (Bustamente), a. a. O., T. I, Buch 1, Kap. 19, S. 31. — Desgl. T. II, Buch 9, Kap. 10, S. 370 u. Kap. 13, S. 380.

<sup>3)</sup> Ders., a. a. O., T. 1, Buch 2, Appendix, S. 228. — Buch 6, Kap. 23. — Bei Schwangerschaft s. Buch 6, Kap. 24. — Taufe Buch 4, Kap. 36. — Ärmere Leute gaben weniger kostbare Blumen und Rauchrollen, die schon benutzt waren. Buch 4, Kap. 37.

<sup>4)</sup> Seler, Ges. Abh., a. a. O., Bd. II, S. 749. — Seler beschreibt dortselbst S. 755 die Abbildung (37) eines Monumentes von Huitzuc, Ostseite, bei der möglicherweise ebenfalls Zigarren dargestellt sind. Er sagt: „Unter dem großen Ballen mit der Habe des Toten ist in Abb. 37 ein Bündel unten und oben in Knöpfen endender Stäbe abgebildet, aus dem ein ähnlicheres schmäleres Bündel emporragt, und das weiter unten von einer königlichen Türkismosaikstirnbinde umgürtet ist. Das könnten brennbare Zweige, Fackeln oder mit wohlriechenden Substanzen gefüllte Rohre (acayotl) sein, die hier als Träger der königlichen Stirnbinde, des Xiuhuitzotli, die auch zum Kriegerschmucke gehörte, dienen.“ — Über gebündelte Zigarren siehe oben und Anm. 5; sowie Abb. 18 u. 19.

<sup>5)</sup> Sahagun, a. a. O. T. I, Buch 4, Kap. 21, S. 318. „Tambien ofrecian cañas de humo en manojos de veinte en veinte.“

<sup>6)</sup> „Use of Tobacco among North American Indians“. Field Mus. of Nat. Hist. Chicago. Anthropology Leaflet, Nr. 15, 1924, S. 8. S. 9.

nach I. Alden Mason<sup>1)</sup> und Berthold Laufer<sup>2)</sup> sollen die Mexikaner Zigaretten geraucht haben. Mason sagt: „Mexico and Central America and some parts of northern South America were the regions in which the cigarette was the favored form of smoking tobacco, crushed tobacco leaves being rolled in a wrapper of corn-husk or bark cloth“. Nach Linton: „the aboriginal cigarette was made with a cornhusk wrapper and contained much less tobacco than the modern commercial variety“. Mason gibt außerdem folgende entwicklungsgeschichtliche Darstellung der verschiedenen Rauchrollen, die aber von ihm ausdrücklich als nicht geschichtlich gesichert angesehen wird. „It is a tempting evolutionary scheme to suggest that the earliest method of tobacco use was in the form of a cigar, — crushed tobacco leaves rolled in a large tobacco leaf. The next step was to the cigarette, in which the tobacco was rolled in a better wrapper, of a corn-husk or bark cloth. This led naturally to the tubular pipe, at first made of a hollow reed and then of pottery or stone. From this, finally, by a turn in the bowl which permitted the pipe to be held more horizontally, evolved the modern „elbow“ pipe. Nevertheless, while this is a rational scheme, it must be admitted that there is no evidence that it is an historical one<sup>3)</sup>.“

Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß es m. E. sich schwerlich wird feststellen lassen, ob die Rauchpfeife sich aus der Zigarre entwickelt hat. Bekanntlich neigen auch Theodor Koch-Grünberg<sup>4)</sup> und E. Nordenskiöld<sup>5)</sup> zu der Ansicht, daß die Zigarre am Anfang der Entwicklung gestanden habe, und daß sich dann aus dieser Form die röhrenförmige Rauchpfeife ableiten lasse, die sozusagen eine Zigarre mit unverbrennbaren festem Deckblatt darstelle. Obgleich diese Ansicht von zwei so bedeutenden Autoritäten ausgesprochen wurde, wagte ich die Richtigkeit dieser Schlußfolgerungen in einer früheren Arbeit (Z. f. E. 1925) doch zu bezweifeln indem ich, diese Frage vorläufig offen lassend, darauf hinwies, daß für beide Elemente ebensogut ein selbständiger Ausgangspunkt angenommen werden könnte<sup>6)</sup>. In dieser Ansicht werde ich nun bestärkt durch die jüngst erschienene schöne Abhandlung von Birket Smith in den „Ethnologischen Studien“ der neugegründeten Leipziger Gesellschaft für Völkerkunde<sup>7)</sup>. Hier wird in

<sup>1)</sup> „Use of tobacco in Mexico and South America.“ Field Mus. of Nat. Hist. Anthr. Leaflet. Nr. 16. Chicago 1924, S. 5.

<sup>2)</sup> „Introduction of Tobacco into Europe“. Field Mus. of Nat. Hist. Anthr. Leaflet. Nr. 19, Chicago, 1924, S. 56. — Vgl. Lewis, Albert B., Leaflet Nr. 17, Chicago 1924; Dieser bezeichnet die Rauchrolle (New-Guinea) als Zigarette; Die röhrenförmige Pfeife (Bambusrohr) als Halter. — Auch Cyrus Thomas, Mound Explorations, 12. Ann. Rep. of the Bureau of Ethnology, S. 687, spricht schon von der Zigarette, „in the form of paper, reed, or maize-leaf“; pocyetl. — Georg Buschan, „Die Sitten der Völker“, Bd. 3, Stuttgart o. J., benutzt die Worte Zigarre und Zigarette ohne Unterschied. S. 193 wird unter Hinweis auf Abb. 230 (S. 204), die einen Tukanoindianer vom Uaupé beim Rauchen darstellt, und die dem Werke Koch-Grünbergs „Zwei Jahre unter den Indianern“, Bd. 1, Berlin 1909, S. 281 (Abb. 159) entnommen ist, gesagt: „geraucht wird der Tabak entweder in Form von großen, mit Maisblatt umhüllten ‚Zigaretten‘, die häufig mit einer Gabel als Stützvorrichtung (Abb. 230) gehandhabt werden, oder in Pfeifen aus Holz oder Ton“. Unter die verwiesene Abbildung (230, S. 204) fügt Buschan aber als Erläuterung hinzu: „Als Halter für die große ‚Zigarre‘ dient eine schön geschnitzte Holzgabel ... „Die Zauberdoktoren gebrauchen solche ‚Riesenzigarren‘ auch bei Krankenheilung.“ Koch-Grünberg, a. a. O. S. 281, Abb. 159 bezeichnet diese Rauchrolle ausschließlich als „große Zigarre“.

<sup>3)</sup> Mason, a. a. O., S. 1—2. <sup>4)</sup> Globus, Bd. 83. 1903. S. 117.

<sup>5)</sup> Globus, Bd. 93. 1908, S. 295.

<sup>6)</sup> Stahl, G., Z. f. E., a. a. O. S. 107f.

<sup>7)</sup> Birket Smith, Kaj, „Drinking tube and tobacco pipe in North America“. Ethnologische Studien, Leipzig 1929, S. 29ff. — Die Trinkröhre ist nach Birket Smith in Amerika (Eskimo) ein sehr altes Kulturelement. Sie hat eine weite Verbreitung. Sie wird vielfach auch von den Medizinmännern benutzt, die dann aus



eindrucksvoller Weise auf Grund vorliegenden Tatsachenmaterials nachgewiesen, daß die röhrenförmige Rauchpfeife sich aus dem Saugrohr zum Trinken von Flüssigkeiten entwickelt hat. Allerdings sind die Ausführungen des dänischen Forschers von K. Th. Preuß skeptisch beurteilt worden (Rezension im Bähler-Archiv, Bd. 14, H. 1, 1930, S. 32f.). Diese Ableitung Birket Smiths stimmt übrigens überein mit der im Jahre 1857 von Fermond gegebenen Erklärung des Wortes Pfeife (pipe). Der französische Forscher sagt: „Ce dont on est plus certain, c'est que le mot pipe tire son origine du mot pipa, employé par les chrétiens du Bas-Empire pour désigner un tube de métal à l'aide duquel, communiant sous les deux espèces, ils humaient le vin dans le calice, au lieu d'y boire, comme on l'avait fait avant eux. 'Pipa ad surgendum vinum de calice'<sup>1)</sup>“.



Abb. 20. Zigarre. Mexiko.  
Codex Florentino. Sahagun.

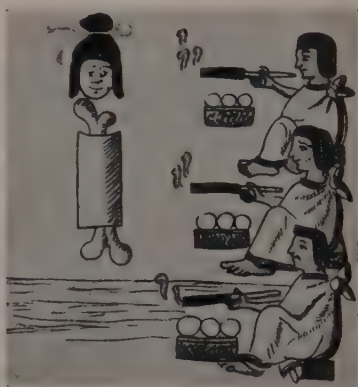


Abb. 21. Zigarren. Mexiko.  
Codex Florentino. Sahagun.

Nach Mason besteht die indianische Zigarre aus Tabakeinlage und Tabakdeckblatt, während die Zigarett eine andersartige Umhüllung aufweist. Ich hatte gezeigt, daß die Art des Umhüllungsblattes als Kriterium der indianischen Zigarre, die übrigens in den meisten Fällen kein Tabakdeckblatt hat, nicht in Betracht kommen kann, daß vielmehr an Stelle dieses rein äußerlichen Unterscheidungsmerkmals die Herstellungsmethode der Rauchrolle berücksichtigt werden muß, um zu einem gesicherten Ergebnis zu gelangen. Wir finden dann, daß bei der ursprünglichen Zigarre, genau wie bei dem heutigen Produkt, das Umhüllungsblatt (Deckblatt) spiralenförmig um die Tabakeinlage herumgewickelt wird. Auch bei der Zigarett spielt die Art des Hüllblatts keine Rolle. Es gibt Zigaretten mit Sumatra-(Tabak)-Deckblatt<sup>2)</sup>. Bei der Zigarett ist das Umhüllungsblatt,

demselben Instrument auch Tabak rauchen (Californien). „It seems most natural to me to regard the oldest tubular pipe simply as the sucking tube of the medicine-men, as is still the case among the above mentioned tribes in California and Mexico“. Nachdem dann gesagt wird, daß die Pfeife eine eigene Entwicklung durchmachte, fährt Birket Smith fort: „The cigar, on the other hand, is a local type of which the centre of distribution is probably the Amazon area“ (S. 39). Hiernach scheint der dänische Forscher die Zigarre auch als eine Form anzusehen, die nichts mit der Pfeife zu tun hat. Jedenfalls beweist er durch seine Abhandlung, daß die Pfeife nicht aus der Zigarre hervorgegangen zu sein braucht, sondern daß es andere Möglichkeiten gibt. — Auch die Entstehung der winkelförmigen Pfeife aus dem Erdofen-Rauchen (Lippert, Kulturgeschichte, I, S. 127) ist m. E. nicht beweisbar.

<sup>1)</sup> Fermond, Ch. „Monographie du Tabac“, Paris 1857, S. 249.

<sup>2)</sup> Laurent, F. „La régie des tabacs en Autriche-Hongrie et en Italie“. Mémorial des manufactures de l'Etat. Tabacs-Allumettes. T. 3, 2. Lieferung, Paris 1901, S. 310. — Vgl. unten S. 66, lit. 2, 3, 8, 9.

welches ebenfalls aus sehr verschiedenartigem Material bestehen kann, in allen Fällen geradlinig (hülsenartig) um den Tabak herumgelegt. Aus der Machart der Zigarette ergibt sich, daß diese im Gegensatz zur Zigarre von beiden Enden aus angeraucht werden kann, ohne daß das Hüllblatt sich abwickelt.

Dieses Unterscheidungsmerkmal, welches bisher nicht angewandt wurde, wird auch von den oben genannten amerikanischen Gelehrten nicht berücksichtigt. Deshalb kann ihre Beschreibung der amerikanischen Zigarette nicht als allgemeingültig angesehen werden. Da das von mir hervorgehobene Kriterium von den Forschungsreisenden bisher überhaupt noch nie berücksichtigt werden konnte, ist es heute ganz unmöglich, aus ihren Beschreibungen zu ersehen, was wir als Zigarre und welche Form wir als Zigarette bei den amerikanischen Urbewohnern anzusprechen haben. Deshalb hatte ich mich schon früher dazu entschlossen, die Zigarette als indische Rauchform vorläufig überhaupt aus der Betrachtung auszuschalten. Das gleiche gilt vorläufig für die Cigarillos.

Auch in der nichtethnologischen tabakologischen Literatur ist eine große Verwirrung bezüglich dieser Rauchformen zu konstatieren. Aus diesem Grunde ist man auch in jenen Kreisen bisher zu keiner einwandfreien Begriffsbestimmung gekommen.

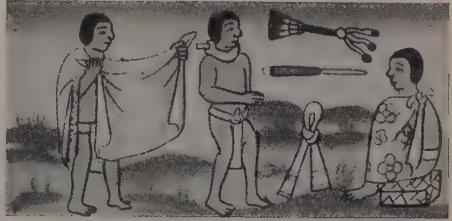


Abb. 22. Zigarre. Mexiko.  
Codex Florentino. Sahagun.



Abb. 23. Zigarren. Mexiko.  
Codex Florentino. Sahagun.

Rauchen bestimmtes, röhrenförmig gewundenes Stück Papier, oder Tabaksblatt, worin sich eine Einlage von Tabak befindet“. Wie wer-

Einigkeit besteht nur darüber, daß die auf Guanahani zuerst entdeckten Raucher Zigarren geraucht hätten. „Als Colombo am 12. Oktober 1492 auf der Insel Guanahani landete, sah er die Ureinwohner Rauchwolken aus Mund und Nase ausstoßen, die sie aus einem trocknen, in Maisblätter gewickelten und glimmenden Kraute zogen. Sie nannten diese Zigarren Tabaco<sup>1)</sup>“.

Im übrigen weichen die Ansichten über die Rauchrollen sehr voneinander ab. Wenigstens hat man sich bemüht, den Begriff Zigarette festzulegen. Nennich<sup>2)</sup> gab folgende Definition: „Das spanische Wort Cigarro bedeutet ein zum

<sup>1)</sup> Klemm, Gustav. „Allgemeine Culturwissenschaft“, Bd. 2, 1855, S. 363. — Friderici, G., a. a. O. S. 89, hält die Rolle für eine Zigarette oder Zigarillo. — Columbus selbst hat die rauchenden Indianer wohl nicht gesehen. Seine Kenntnis beruht auf Mitteilung zweier Spanier, die er als Kundschafter in das Innere des Landes sandte. Navarette, M. F., „Die Reisen des Christof Columbus 1492—1504“. Übers. von Fr. Pr. Leipzig 1890, S. 38f.

<sup>2)</sup> Philipp Andreas. „Beiträge zur Cigarrenkunde“. A. d. Journ. f. Fabriken, Manufakturen, Handlung, Kunst und Mode besonders abgedruckt. Leipzig bei Joh. Fr. Gleditsch, 1808, S. 8.



den weiter unten noch zeigen, daß das spanische Wort cigarro in den Kolonien ursprünglich nicht als Bezeichnung der Zigarre diente, welche in Mittelamerika Puro heißt, sondern für die Zigarette angewandt wurde. Nemnich beschreibt also die Zigarette genau in meinem Sinne, indem er nicht die Art des Umhüllungsblattes, das aus Papier oder Tabak bestehen kann, sondern die röhrenförmige, (hülsenartige) Umwindung hervorhebt.

Hermbstädt<sup>1)</sup> definiert den Begriff Zigarette richtig; er kennt den Unterschied von Cigarro und Puro aber nicht. „Mit dem Worte Cigarro bezeichnet man in der spanischen Sprache ein zum Rauchen bestimmtes



Abb. 24. Zigarre. Mexiko.  
Codex Florentino. Sahagun.

röhrenförmig gewundenes Stück Papier oder auch ein Tabaksblatt, in welchem sich eine Ausfüllung mit Tabaksblättern befindet, die den Stoff zum Rauchen bilden und welche deshalb bloß dazu dienen, vom ersten, oder dem Deckblatt, eingeschlagen zu werden.“

Ein neuerer Autor äußert sich über die Schwierigkeit, eine genaue Definition für den Begriff Zigarette zu geben folgendermaßen: „Eine genaue, erschöpfende

Definition für den Begriff ‚Zigarette‘ zu geben, ist ziemlich schwer. In einer Eingabe des Verbandes deutscher Zigarettenfabriken und -fabrikanten anlässlich der Vorberatungen zum Entwurf des Deutschen Zigarettensteuergesetzes<sup>2)</sup>, die dem Reichstag im April 1906 überreicht wurde, war darauf hingewiesen worden, daß der Begriff ‚Zigarette‘ überhaupt nicht genau definiert und deshalb auch für eine Sonderbesteuerung der Zigaretten keine feste Basis geschaffen werden könne. Um dies zu beweisen, hatte man der Eingabe neun Muster beigelegt, bei denen zum Teil tatsächlich zweifelhaft war, ob sie unter Gattung ‚Zigaretten‘ zu rechnen seien oder nicht. Es handelte sich hierbei um die nachstehend ihrer Herstellungsweise nach beschriebenen Fabrikate:

1. Türkischer Tabak wird fein geschnitten und in bestimmten Mengen mit einem besonders präparierten, leicht brennenden und möglichst wenig Eigengeruch aufweisenden Papier eingehüllt. Dies ist die Normal-Zigarette.
2. Feingeschnittener türkischer Tabak wird mit sog. Aplexhülle umgeben, diese weist kein Papier mehr auf, besteht vielmehr zu 80 % aus Tabakmasse und zu 20 % aus Zellulose.
3. Feingeschnittener türkischer Tabak wird mit Sumatra-Deckblatt umgeben; Fabrikate dieser Art werden von den Zigarrenhändlern als ‚türkische Zigaretten ohne Papier‘ in den Handel gebracht.
4. Feingeschnittener deutscher Tabak wird mit Papierhülle umgeben.
5. Feingeschnittener amerikanischer Tabak erhält einen Maisblattumschlag.

<sup>1)</sup> Sigism. Fr. „Gründliche Anleitung zur Kultur der Tabakpflanzen u. der Fabrikation des Rauch- und Schnupftabaks“ usw. Berlin, 1822, S. 320.

<sup>2)</sup> Wilhelm Cuno, „Zigarettensteuergesetz vom 3. Juni 1906“. Guttentagsche Sammlung Deutscher Reichsgesetze, Nr. 78, Berlin 1906, S. 3 Anm. 4 zu § 1 sagt: „Eine Begriffsbestimmung der Zigarette ist im Gesetz nicht enthalten.“ Das gleiche gilt für die Zigarre.

6. Feing geschnittener türkischer Tabak wird in Zigarettenform gepreßt; derartige Fabrikate werden im Handel als ‚Zigaromas‘ bezeichnet.
7. Langsträhniger türkischer Tabak wird mit Papierumhüllung versehen.
8. Langsträhniger türkischer Tabak wird mit Tabakumhüllung versehen.
9. Feing geschnittener amerikanischer Tabak erhält eine Tabakumhüllung. Fabrikate dieser Art, die den Namen ‚Zigarillos‘ führen, gibt es in jeder Größe, bis sie ganz allmählich in die Zigarre übergehen.“ [?]

Schließlich kam folgende verschrobene Bestimmung in dem Gesetz zustande: „Der Zigarettensteuer unterliegen alle zum unmittelbaren Rauchgenuß geeigneten Tabakerzeugnisse von der Form der Zigarette<sup>1)</sup>, die ein Deckblatt oder Umblatt aus Papier haben oder aus feing geschnittenem Tabak hergestellt sind, in letzterem Falle ohne Rücksicht auf den Stoff, aus dem das Deckblatt oder die Hülse besteht und ohne Rücksicht darauf, ob neben dem Deckblatt noch ein Umblatt vorhanden ist oder nicht<sup>2)</sup>. Hiermit ist im Grunde nichts erklärt, da dasjenige, was erklärt werden



Abb. 25. Röhrenförmige Rauchpfeifen aus Knochen, Rohr, Holz und Ton. Südamerika. Originale im Museum für Völkerkunde, Berlin.

soll, als bekannt vorausgesetzt wird: „Tabakerzeugnisse von der Form der Zigarette“<sup>3)</sup>. Auch für den Gesetzgeber ist die Art der Umhüllung irrelevant (lit. 2, 3, 8, 9, Tab. Deck.); hätte er die Art der Herstellung berücksichtigt, wie ich es vorschlage, dann hätte er kurz sagen können: Zigaretten haben eine gradlinige röhrenförmige Umhüllung (Hülse), Zigarren haben ein spiralenförmig umwickeltes Deckblatt, (wobei zu berücksichtigen ist, daß heutzutage! die Zigarre im allgemeinen ein Tabakdeckblatt aufweist, während die Zigarette meist eine Papierhülle hat).

Auch die Beschreibung der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm<sup>4)</sup>: „Cigarre, f. tabaci folia in tubulum convoluta, nach franz. cigarre f., span. cigarro m.“ ist unvollständig.

Wir müssen noch einmal auf die umstrittenen Darstellungen der Maya-Rauchrolle zurückgreifen, um ein weiteres wichtiges Argument zu beachten. Es handelt sich um den Hinweis, daß durch die Rückenlage der drei Raucher (Abb. im Cod. Troano) das Herausfallen des Tabaks verhindert werden sollte. Falls diese Angabe den Tatsachen entspricht, müßten die Rauchrollen wohl als Pfeifen (Abb. 25) gedeutet werden, da die Zigarre

<sup>1)</sup> Cuno, W. a. a. O. S. 63. Ausführungsbestimmungen § 5.

<sup>2)</sup> Bormann, Kurt, „Die Zigarettenfabrikation. Eine technisch-wirtschaftliche Studie“, Leipzig, 1912, S. 1. Vgl. Das Tabaksteuergesetz vom 12. September 1919, 8. April 1922, Ausführungsbestimmungen § 6, 1. Herausg. von Jacubeit (Bruno)-Pilger (Geh. R.).

<sup>3)</sup> Ders. Ebenda, S. 2.

<sup>4)</sup> Deutsches Wörterbuch, Bd. 2, Leipzig 1860, Sp. 627.



(Zigarette) auf jeden Fall ein festes Gebilde darstellt, das eine besondere Haltung beim Rauchen nicht verlangt. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist es jedenfalls, daß eine ähnliche Sitte von südamerikanischen Indianern berichtet wird. Bei den Sirionó sind „die Tonpfeifen etwa zehn Zentimeter lang, sie erweitern sich kegelförmig und sind nicht nach oben gebogen. Der Rauchende muß den Kopf in den Nacken legen, um den Tabak aus dem Pfeifenkopf nicht zu verlieren“<sup>1)</sup>).

Um in dieser schwierigen Frage einigermaßen Klarheit zu erlangen, ist es ratsam, einmal die verschiedenen Herstellungsmethoden bei den südamerikanischen Indianern, den wahrscheinlichen Erfindern der Zigarre, zu betrachten. Bisher sind drei Arten der indianischen Herstellungsmethoden für Rauchrollen aus der vorliegenden Literatur entnommen worden: 1. „Sie wickelten Tabakblätter zusammen und steckten sie in ein festes Rohr, wie es Jean de Lery schildert, 2. die Tabakblätter wurden trichterförmig gewickelt und ein Palmblatt herumgelegt, 3. aus Maishülsen oder irgendeinem anderen Blatt wurden Trichter oder Tüten vorbereitet, deren die Männer stets einen Vorrat am Halse hängen hatten; dann stopfte man die Tabakblätter ganz oder gestückelt in den Trichter“<sup>2)</sup>. Es fragt sich nun, ob diese drei Formen sämtlich als Zigarren bezeichnet werden dürfen, was nach obigen Ausführungen zweifelhaft erscheint. Zu 1. gebe ich die Originalbeschreibung von Jean de Lery<sup>3)</sup>: „j'observai qu'eux prenaient souvent une canne de bois, longue de quatre à cinq pieds au bout de laquelle il y avait de l'herbe de Petun seiche et allumée“. Hierzu vergleiche Jacob le Moyne<sup>4)</sup>: „sie haben auch ein Kraut, welches die Floridaner Ubauoc heißen, die Brasilianer nennen es Petum, die Spanier Tabaco. Dieses Krauts Blätter rechtschaffen getrocknet, legen sie auf einen Teil einer Röhre, da sie am weitesten ist, wenn diese Blätter angezündet, nehmen sie die Röhren, da sie am engsten ist, in den Mund, und ziehen also den Rauch dadurch so stark in sich, daß er jenen zum Munde und Nasenlöchern wiederum herausgehet.“ Aus Lerys Beschreibung lassen sich keine sicheren Schlußfolgerungen ziehen. Tatsächlich stecken die Jivaroin Indianer ihre großen Zigarren in ein langes Rohr, wenn sie rauchen wollen<sup>5)</sup>. Es handelt sich hier um eine Zigarre, die in eine Zigarrenspitze hineingesteckt ist, also um zwei an sich selbständige Dinge. Dies läßt sich aber aus Lerys Angaben nicht ersehen. Er wird eine Rauchpfeife im Auge gehabt haben. Bei Le Moyne ist bestimmt eine Röhrenpfeife beschrieben; die Tabakblätter befinden sich im weiteren Teil der Röhre, der enge Teil dient als Mundstück. Solche Rauchpfeifen in gerader Röhrenform kommen in Südamerika häufig vor. (Abb. 25.)

Zu 2. findet sich bei Jean de Lery<sup>6)</sup>: „ils en prennent quatre ou cinq feuilles, lesquelles ils enveloppent dans une autre grande feuille d'arbre en façon de cornet d'espace. Cela fait mettâs le feu par le petit bout, puis le mettans ainsi un peu allumé dans leur bouche, ils en tirent la fumée“.

<sup>1)</sup> Nach einem von Max Schmidt in Z. f. E. 60. Jhg. 1928, H. 4 6, S. 294 zum Abdruck gebrachten Manuskript des Studienassessors Eduard Radwan aus La Paz „Einiges über die Sirionos“.

<sup>2)</sup> Richter, Elise, a. a. O., S. 299.

<sup>3)</sup> Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil, autrement dite Amérique, 1578. S. 276. Vgl. Ausgabe v. Gaffarel, nouv. Edit. T. 2. Paris, 1880, S. 71.

<sup>4)</sup> Genannt Morges: „Wahrhaftige Abconterfaytung der Wilden in Amerika, so daselbst erstlichen lebendiger Weise abgerissen, jetzt aber in Kupfer gestochen, und an den Tag gegeben durch Dietrich von Bry“, Frankfurt a. M. 1603, Tafel 20. Die Zitate sind nicht in der alten Schreibweise wiedergegeben; der Sinn wurde nirgends verändert.

<sup>5)</sup> Stahl, G., Z. f. E. a. a. O., S. 128. — Nach Métraux (S. 116) beschreibt Lery eine Rauchpfeife.

<sup>6)</sup> Ausgabe v. 1578, a. a. O., S. 212. Vgl. De Bry, 3. Buch, S. 180.

Zweifellos haben wir es hier mit einer Zigarre zu tun. (Abb. 26.) Die Angabe Lerys, daß die Tüte (cornet) am kleinen Ende angezündet wurde, bestätigt dieses. Im Gegensatz zur Rauchpfeife, wo der enge Teil als Mundstück dient (vgl. Le Moyne), ist das breitere Ende der großen Indianerzigarre in Südamerika das Mundstück. Hier ist auch die Befestigung des Deckblattes mit einem Bastfaden angebracht<sup>1)</sup>. Las Casas beschrieb diese Art im Jahre 1527.

Zu 3. hat ebenfalls de Lery eine Beschreibung geliefert<sup>2)</sup>: „car parce que cela leur fait distiller les humeurs superflues du cerveau, vous ne verriez



Abb. 26. Zigarrenrauchen bei einem Kriegstanz der Tupi-Indianer. Ostbrasilien.  
Nach Jean de Lery.

guères nos Brésiliés sans avoir chacun un cornet de cette herbe pendu au col.“ Es fragt sich nun, ob dieses cornet als selbständige Sache, als Zigarrenhalter, aufgefaßt werden kann. Von einer Zigarre kann wohl kaum gesprochen werden. Aber auch die Bedeutung einer Zigarrenspitze scheint das cornet nicht gehabt zu haben. Die Tabakblätter wurden gestückelt in den Trichter gestopft (in die breite Öffnung; Kriterium für Pfeife). Ferner befindet sich nur im äußersten Ende der Röhre Rauchtobak. Die Angabe, daß die Männer stets einen Vorrat dieser cornets am Halse zu hängen hatten (nach Richter), deutet darauf hin, daß das Deckblatt mit verbrannte, was allerdings als ein Kriterium der Zigarre angesehen werden könnte. In der von mir citierten Stelle spricht Lery auch nur von: „un cornet de cette

<sup>1)</sup> Stahl, G., Z. f. E. a. a. O., S. 104. Abb. 5. u. 6. Vgl. S. 101.

<sup>2)</sup> Ausgabe v. 1578, a. a. O., S. 213.



herbe pendu au col“. Es handelt sich wahrscheinlich um eine röhrenförmige Rauchpfeife, die dauernd nachgefüllt wurde, wenn man rauchen wollte. Charakteristisch für diese Art Rauchpfeife wäre ihre Herstellung aus Palm-



Abb. 27. Rauchrolle aus Bast, wahrscheinlich Pfeife; Remkokamekran-Indianer, Südamerika. Orig. i. Museum f. Tier- u. Völkerkunde, Dresden.

blättern. Abbildung 27 zeigt eine aus Palmblatt gefertigte Rauchrolle, in die der Tabak oder eine Mischung desselben mit anderen Kräutern nachträglich hineingestopft wird. Dieses Exemplar, welches sich im Dresdner Museum befindet, stammt von den Remkokamekran<sup>1)</sup>. Auch das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt derartige Trichter, allerdings ohne die Befestigung am oberen Ende. Leider sind keine näheren Angaben über die Verwendung dieser Rolle vorhanden. Da auch die alten sowie die neueren Reisenden nichts Genaueres berichten, ist eine Zuordnung dieser Trichter zu einer bestimmten Art der verschiedenen Rauchformen ziemlich schwer. Wir erkennen ein tütenförmig gewickeltes Palmblatt, das sich durch eine unterhalb der großen Öffnung, dem Brandende, ringsherum angebrachte Befestigung mittels eines Baststreifens auszeichnet. Um die Frage zu entscheiden, ob diese Art als Zigarre oder als Pfeife zu gelten hat, müßte erst Klarheit darüber geschaffen werden, ob der Trichter beim Rauchen mitverbrennt oder nicht. A priori möchte ich letzteres annehmen, weil ja im anderen Fall die am Brandende angebrachte Befestigung unverständlich wäre. Andererseits erscheint es fraglich, ob das Palmblatt gegen

die Glut der angezündeten Einlage unempfindlich ist und dieser standhält. Zum Vergleich diene in Abb. 28 ein Holzschnitt aus der Cosmographie von Thevet. Es heißt dort selbst „ils enveloppent quelque quantité [Tabak] dans une feuille de Palmier, fort grande, en faisant un rouleau de la longueur d'une chandelle“ (Bd. II, S. 927 a). Die in seinem Werk „Les singularités de la France antarctique“ 1558 abgebildete und beschriebene Rauchrolle stellt vielleicht eine andere Form dar; jedenfalls würde ich diese als Zigarre bezeichnen (Abb. 29). Thevet sagt nichts darüber aus, ob das trichterförmige Palmblatt beim Rauchen verbrennt. Barrere erwähnt (S. 139), daß die



Abb. 28. Rauchrolle (Zigarre?) Brasilien. Nach Thevet. Cosmographie. 1575.

<sup>1)</sup> Über Zigarren bei Kranstämmen berichtet auch E. H. Snethlage in seiner Arbeit „Unter Nordostbrasilianischen Indianern“ (Z. f. E. Manuskript) Nr. 14, Genußmittel.

Pfeifen der Indianer sehr bequem sind, da man sie zugleich mit dem Tabak aufraucht. Auch Joseph Och und Mathias Stoffel sagen, daß in der Provinz Tarahumarca aus Schilfrohren geraucht wurde und daß das mit gepulvertem Tabak gefüllte Rohr mit seiner Füllung in Rauch aufging. Leider geben diese beiden Autoren aber keine Illustration zu ihrem Text, so daß die bei ihnen besprochenen Rollen nicht ohne weiteres als Vergleichsobjekte dienen können. Jedenfalls bleibt aber die Tatsache bestehen, daß diese Rauchtrichter, ob sie nun mit verbrennen oder nicht, einen ganz besonderen Typ darstellen, der sich von den Zigarren, die wir sonst von den Indianern kennen und den röhrenförmigen festen Rauchpfeifen wesentlich unterscheidet, trotzdem er von beiden Formen Elemente in sich zu vereinigen scheint. [Möglicherweise besitzen wir in diesem Trichter eine Übergangsform von der Zigarre zur festen röhrenförmigen Tabakpfeife. Dieses Moment würde dann allerdings Masons, Koch-Grünbergs und Erland Nordenskiölds Hypothese (vgl. oben) stützen.] Ich will mich vorläufig mit der Feststellung dieser Tatsachen begnügen; eine Entscheidung kann m. E. erst dann getroffen werden, wenn Genaueres über die Herstellungsweise und die Funktion des Palmblatttrichters auf Grund von Beobachtungen bei Völkerstämmen, die heute noch jene Rauchrollen benutzen, vorliegen.

Der erste authentische Zeuge, der den Bericht des Columbus überliefert, den dieser von den beiden Kundschaftern erhielt, die im Jahre 1492 die Sitte des Rauchens als erste Europäer beobachteten, ist Bartholomeo de las Casas. Dieser schreibt: „Unterwegs begegneten sie“ (die beiden Spanier Rodrigo de Yerez und Luis de Torres) „vielen Indianern, Männern und Weibern. Die Männer trugen ein kleines Feuerchen in ihrer Hand, das in den Blättern eines Krautes glühte, deren Rauch sie einatmeten“. Las Casas berichtet weiter: „Die Indianer haben eine Pflanze, deren Rauch sie mit Entzücken und Wonne einatmeten. Dieses Kraut wickeln sie in ein trockenes Blatt nach Art der kleinen Musketen, welche die Kinder zu Pfingsten machen. Diese zünden sie an dem einen Ende an und schlürfen und saugen am anderen, um den Rauch mit ihrem Atem einzuziehen, wodurch eine Beruhigung im ganzen Körper entsteht, die bis zu einer Art Rausch ausartet. Die Indianer behaupteten, daß sie dadurch fast keine Müdigkeit mehr fühlen. Diese Musketen oder wie wir sie sonst nennen mögen, heißen bei ihnen Tabagos. Ich kannte Spanier auf der Insel Hispaniola, die daran gewöhnt waren und als man sie wegen der üblen Gewohnheit ausschalt, da gaben sie zur Antwort, es sei ihnen unmöglich, sich diesem Vergnügen zu entziehen. Ich weiß nicht“ (schließt der Bischof) „wie sie Geschmack daran haben können und welchen Nutzen sie darin finden<sup>1)</sup>.“



Abb. 29. Zigarre. Brasilien.  
Nach Thevet, *Les singularités* usw.

<sup>1)</sup> Navarette. *Collecion de los Viages de Descubrimientos, que hicieron por mar los Españoles desde fines del siglo XV*. Tom 1, *Viages de Colon*; Almirantazgo de Castilla. 1825, S. 50—51. (Columbus' Bericht der Entdeckung der Neuen Welt, 6. Nov. 1492). — Las Casas, B. „*Historia de las Indias*“. T. 1. Edit. M. Aguilar, Madrid [1929], S. 231, 332f. — Förster, Fr. „*Christoph Columbus, der Entdecker der Neuen Welt*“, Leipzig, 1846, Bd. 1, S. 231. — Cudell, Robert. „*Das Buch vom Tabak*“, Köln a. Rh. 1927, S. 17ff.



Die hier beschriebene Rauchrolle der Indianer Westindiens wurde bisher allgemein als die Urzigarre angesehen und es besteht wohl auch weiterhin kein Zweifel, daß die Tabagos oder Musketen Zigarren<sup>1)</sup> waren; ebenso wie die Cornets bei Lery, beschrieben in Zusatz zu Ziff. 2.

Die vorigen Betrachtungen zeigen, daß die Erkenntnisse über die Zigarre als ethnographischen Gegenstand durchaus nicht so klar sind wie



Abb. 30. Röhrenförmige Rauchpfeifen (Holz). Alt-Peru. Orig. i. Museum f. Völkerkunde, Berlin.

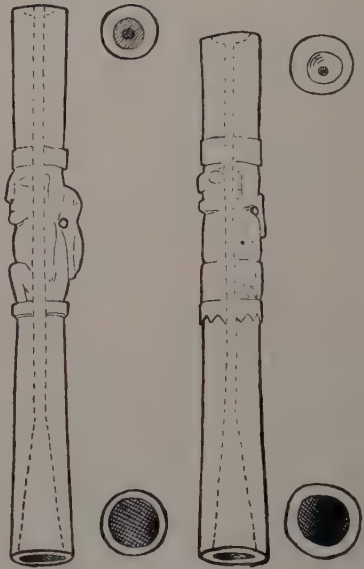


Abb. 31. Schematische Darstellung zweier peruanischer Rauchpfeifen.

bisher angenommen wurde. Da derartige Untersuchungen noch nicht gemacht wurden und eine Klärung dieser Fragen demzufolge nicht

<sup>1)</sup> Becker, Lothar, „Die Fabrikation des Tabaks in der alten und neuen Welt“, Bremen, 1878, S. 16f. findet keinen genauen Unterschied zwischen Zigarre und Zigarette, obgleich er — trotz seiner Manie, das Tabakrauchen als altweltliche Sitte vor Columbus' Entdeckung zu erklären — recht Beachtliches zusammengetragen hat. Der Mangel einer genauen Begriffsbestimmung macht sich auch bei ihm bemerkbar. So kommt er bei der Aufstellung der einheimischen Rauchformen (Zigarren) zu folgendem Ergebnis: 1. „Cigaretten mit dem Hüllblatt des Maiskolbens als Hülle“ hatten die Tamanak, Maypuri, Mexikaner u. a. 2. „Tauari-Cigaretten, am Amazonas und in Guyana; benannt nach der mehr oder minder papierartigen Rinde mehrerer Bäume, welche als Hülle dient, besonders des Topfbaumes (*Lecythis ollaria*), Kakaralli in Guyana, Sabuka und Sapukajanuß-Baum (*Lecythis Pisonis*) in Brasilien, Ha von den Abiponen genannt, und der *Courataria guyanensis*, welcher Baum vielleicht der in Guyana zu gleichem Zwecke dienende *Uleman* ist . . .“ Vgl. Stahl, Günther, Z. f. E. a. a. O S. 102f. (Deckblattsorten für Zigarren). Becker fährt fort: „In Brasilien soll man einem Baumblatte die Gestalt einer Krämertüte gegeben haben, indessen beschreibt Thevet die Zigaretten, die er 1555 bei Rio Janeiro sah, als dick und lang wie eine Kerze „in Palmblatt gehüllt“. Appun bemerkte bei den Guarauno des Orenokodeltas Zigaretten (Guina) in Palmblatt gewickelt; und nach Martius (Fl. bras. 91) dient den Puri zu dem Zwecke das Blatt von *Solanum volloziani*. 3. Bei gewissen Gelegenheiten verfertigten manche Stämme Cigarren oder Cigaretten von erstaunlicher Größe. (Cit. Lobel-Lery, Brathwait, Wafer, Spix, Martius u. Wallace); vgl. unten. „Etwas Cigarren, ähnliches ist wohl auch die Bomba Columbiens, die nach Mitteilung eines Augenzeugen ein zolllanges Fabrikat aus Tabaksblatt ist, mit einem Knoten, und in einer Cigarrenspitze (mit Kopfansatz) geraucht wird.“

bestand, mußten die Ansichten hierüber so sehr divergieren. Fassen wir den Tatbestand noch einmal kurz zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

1. Die Indianer wickelten Tabakblätter zusammen und steckten sie in ein festes Rohr; kann sein die Beschreibung für:
  - a) Zigarre in Verbindung mit Zigarrenspitze (oder um ein festes Rohr gewickelte Tabakblätter, Mexiko).
  - b) Röhrenförmige Rauchpfeife.
2. Tabakblätter werden trichterförmig gewickelt und ein Palmblatt herumgelegt (mehrere Blätter werden in ein anderes größeres Blatt gewickelt und am dünnen Ende angezündet): ist die Beschreibung für die Zigarre.

(Abb. 7, 29.)

3. Aus Maishülsen oder irgend einem anderen Blatt werden Trichter oder Tüten vorbereitet (deren die Männer stets einen Vorrat am Halse hängen hatten[?]), dann stopfte man die Tabakblätter ganz oder gestückelt in den Trichter; kann sein die Beschreibung für:
  - a) Zigarre (?)



Abb. 32. Röhrenförmige Rauchpfeife (Vorder- und Rückansicht). Alt-Ecuador. Orig. i. Museum f. Völkerkunde, Berlin.



Abb. 33. Zwei kleine Zigarren (Zigarillo?) aus dem Schinguquellgebiet, Zentralbrasilien. Orig. i. Museum f. Völkerkunde, Berlin.

- b) Eine Art Rauchpfeife (Abb. 27).

(Eine besondere, bei uns jetzt unbekannte Rauchform.)

4. Das Kraut wird in den weiten Teil einer Röhre gelegt und angezündet; der enge Teil dient als Mundstück: ist die Beschreibung für die röhrenförmige Rauchpfeife. (Abb. 25, 30—32.)

Da die Quellen über die Machart der indianischen Rauchrollen sehr wenig bieten und die alten wenig exakten und spärlichen Angaben später-



hin nur ganz oberflächlich gedeutet und häufig mißverstanden worden sind, ist es vorläufig ganz unmöglich, eine andere zufriedenstellende und ausreichend begründete Definition als ich sie im vorigen versucht habe von dem zu geben, was wir ganz allgemein als Zigarre der Indianer anzusehen haben. Es sollen im folgenden noch einmal einige Vorbedingungen aufgezeichnet werden, die gegeben sein müssen, um den indianischen Gegenstand als Zigarre zu bezeichnen:

a) Spiralenförmige Umwicklung des Deckblatts.

b) Befestigung des Deckblatts am Mundende.

(Die Befestigung des Deckblatts muß am Mundende angebracht sein, weil sich im anderen Fall beim Anbrennen der Zigarre die Befestigung lösen und das Deckblatt von selbst abrollen würde. Dies ist eine Folge der Spiralumwicklung.)

c) Das Mundende ist meist (doch nicht immer) groß (um eine ausreichende Befestigung daran anbringen zu können); das Brandende ist klein.

d) Die Zigarre muß einen selbständigen Gegenstand bilden auch wenn sie in Verbindung mit einer Zigarrenspitze benutzt wird.

e) Das Deckblatt muß im Gegensatz zur Rauchpfeife mitverbrennen.

f) Die Einlage (Tabak evtl. mit anderen Kräutern gemischt) kann 1. aus ganzen Blättern bestehen; 2. aus zerstückelten<sup>1)</sup>.

α) Das Deckblatt braucht nicht aus Tabak zu bestehen.

β) Hat die Rauchrolle keine spiralenförmige Deckblattumwicklung, sondern ist die Umhüllung hülsenartig herumgelegt, dann bezeichnen wir sie als Zigarette.

(Die Befestigung des Hüllblatts geschieht bei der Zigarette in der ganzen Länge von oben nach unten. Sie kann daher auch im Gegensatz zu der Zigarre von beiden Seiten aus angeraucht werden.)

γ) Die Größe spielt keine Rolle. Es gibt kleine Zigarren (Abb. 33) und große Zigaretten und umgekehrt.

Fragliche Merkmale:

Muß die Rauchrolle (Zigarre) in ihrer ganzen Länge Tabak als Einlage enthalten?

(Wichtig bei Betrachtung der Rückenlage resp. bei dem Zurückbiegen des Kopfes beim Rauchen. Dieses würde auf das Pfeifenrauchen hinweisen).

## II.

Der Mangel einer klaren Definition der Zigarre macht sich nicht nur im Hinblick auf die indianischen Verhältnisse unangenehm bemerkbar, sondern auch wo das erste Auftreten der Zigarre in Europa festgestellt werden soll, begegnen wir denselben Schwierigkeiten.

Nach der bisherigen Anschauung besitzen wir schon aus dem Jahre 1570 bei dem Botaniker Matthias de Lobel<sup>2)</sup> einen Bericht über

<sup>1)</sup> Die erste Art kommt noch heute bei den echten Havanazigarren zur Anwendung. Importen werden Blatt in Blatt gearbeitet. Die zweite Art ist bei der europäischen Fabrikation üblich.

<sup>2)</sup> Pena & Lobel, „*Stirpium Adversaria nova*,“ London 1570, S. 252. Abb. ebenda. — Dunhill, a. a. O. S. 39, zitiert Dr. Pena and Lobel, London 1570. — Becker. Lothar, „Wie raucht die Menschheit und seit wann? Die Natur, Jhg. 30, 1881, S. 470, gibt 1570 bzw. 1576 an. Ders. „Die Fabr. des Tab.“ usw. a. a. O. S. 79, sagt, daß Lobel 1570 schrieb aber erst 1576 gedruckt wurde. Diese Angabe stimmt nicht, denn es liegt tatsächlich eine Ausgabe des Werkes aus dem Jahre 1570 vor, worin die Rauchrolle bereits beschrieben und abgebildet ist, (Abb. 34) genau in derselben Weise, wie in der Ausgabe vom Jahre 1576. Ich gab im „Schweizer Archiv für Volkskunde“ (= Schw. Arch.): „Die Einführung des Tabaks und der Zigarre in Europa“, Bd. 27, 1926, S. 145ff. Antwerpen 1576 an; ebenso in meinem

das erste Auftreten des Zigarrenrauchens in Europa. Auch ich habe bisher die bei de Lobel beschriebene Rauchrolle als die Urform der europäischen Zigarre angesehen<sup>1)</sup>. Das gleiche taten E. A. Gessler<sup>2)</sup>, Lothar Becker<sup>3)</sup>, F. W. Fairholt<sup>4)</sup> und andere. Dunhill (a. a. O. S. 39) hält die Lobelsche Rauchrolle für eine Pfeife. Gustav Klemm<sup>5)</sup> erwähnt bei Besprechung der An-

Bericht „Die erste Zigarre in Europa“, Berliner Tabakpost, Jhg. 4, Nr. 2. 12. Jan. 1928, S. 20f. Dieselbe Jahreszahl gibt Laufer, Introd. of Tob. into Europe, a. a. O., S. 8. — Comes, O., „Histoire, Géographie, Statistique du Tabac. Son Introduction et son Expansion dans tous les pays depuis son origine jusqu'à la fin du XIX<sup>e</sup> me siècle“ usw. Naples 1900, S. 77 Anm. 9, zitiert auch de Lobel, Nov. Stirp. Adv. Antwerpen 1576. Desgl. Tiedemann Fr., „Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genußmittel“ Frankf. a. M. 1854 S. 146. Eine Abb. der Rauchrolle befindet sich bei Tiedemann, a. a. O., S. 146 Taf. X. Vgl. Dunhill, a. a. O., S. 39. Fig. 29. Ebenso Volz, K. W., „Beiträge zur Kulturgeschichte. Der Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Haustiere und der Kulturpflanzen“, Leipzig 1852, Abb. Taf. 2. — Tabernämontan, der Leibarzt des Kurfürsten von der Pfalz, zitiert Lobelius in seinem 1588 u. 1590 erschienenen Kräuterbuch. „Aber es schreibt Lobelius daneben: daß die Schiffsleute und andere mehr, so aus India kommen, solche Blätter bei sich tragen, bringen kleine Trichter oder Hörner mit sich von Palmlaub, andere von Erden oder anderen Materien gemacht, in welchen sie obgemeldet Kraut stecken haben, zünden dies an und machen einen Rauch davon, welchen sie lassen in sich gehen, sich damit wiederum zu erquicken, wann sie von großer Arbeit matt worden sein; desgleichen auch, um den Hunger und Durst damit zu stillen.“ Cit. Langethal, Chr. Ed., „Geschichte der deutschen Landwirtschaft“. T. 2, Jena 1856, S. 172. — Tabernaemontanus, Jac., „New vollk. Kräuter-Buch“ usw. Herausg. v. Casp. Bauhinus. 3 Tle. Basel 1664. Fol.

<sup>1)</sup> Stahl Günther, Schw. Arch. a. a. O. Ebenso in Berl. Tab. Post, a. a. O. Desgl. im A. a. O.

<sup>2)</sup> „Eine Beschreibung der Zigarre von 1579.“ Schw. Arch. Bd. 24, H. 2, 1922. Miscellen, S. 114f. Vgl. Hoffmann-Krayer, Schw. Arch. Bd. 26, 1926, S. 305. „Zum ersten Auftreten der Zigarre.“ Zitat aus dem Roman von Kingsley, Westward ho! Kap. 7. Kingsleys Beschreibung geht auf Wafer zurück, der die Sitte 1651 beobachtete; in Dampiers Reise, T. 3. „Reise und Beschreibung der amerikanischen Erdenge Darien.“ Es heißt dort: „Die Indianer bauen Tabak, der aber nicht so gut als der Virginische ist. Wenn er getrocknet und gesäubert ist, reißen sie die großen Stiele ab, nehmen dann mehrere Blätter und rollen sie zusammen, lassen jedoch in der Mitte eine Öffnung. Nachdem eine Hand dicke und 2—3 Fuß lange Rolle gebildet ist, muß ein Knabe eine solche Rolle an dem einen Ende anzünden, das andere Ende in den Mund nehmen, und den Rauch den Indianern in die Nase blasen. Sie liegen dabei auf Bänken und halten ihre Hände um die Nase, um den köstlichen Rauch aufzufangen.“

<sup>3)</sup> Die Fabr. des Tab. a. a. O., S. 16. „Estienne und Liebault gedenken 1570 der Cornets der Floridaner aus Palmblatt und Schilf? und ihnen so wie Lobel folgend schreibt Everart-Panacea 1583, daß zahlreiche Seeleute und andere, die aus Florida zurückkehrten, am Halse große Cornua s. Infundibula aus Palmblatt oder Binsen oder Schilf (junco canisve) hängen haben, an deren Enden das Tabaksblatt umbunden sei (in quorum extremis congesta ac ligita apparent tabaci folia) und daß man sie am dünneren Ende rauche, während Lobel 1570 sagt, daß die meisten Seeleute, die aus Amerika zurückkehrten, kleine Trichter aus Palmblatt oder storea confecta bei sich führen, an deren Ende (lateri extremo) zusammengerollte Blätter inserirt sind, was Tabernämontanus oder Braun (Tabern. Kräuterb. 1588) durch „kleine Trechter oder Hörner von Palmlaub, andere von Erde und anderen Stoffen gemacht“ wiedergibt. — 1537 ist in Harrisons „Chronologie“ zu lesen: „In these days the taking in of the smoke of the Indian herbe called Tabaco, by an instrument formed like a little ladell, whereby it passeth from the mouth into the had and stomach, is gretlie taken up and used in England.“ Cit Dunhill, a. a. O., S. 40. — Folgende Beschreibung von Paul Hentzer aus dem Jahre 1598 gibt Dunhill, a. a. O., S. 205 wieder: „They have pipes on purpose made of clay, into the further end of which they put the herbe, so dry that it may be rubbed into powder, and putting fire to it they draw the smoke into their mouths, which they puff out again, through their nostrils, like funnels, along with it plenty of phlegm and defluxion from the head.“

<sup>4)</sup> A. a. O., S. 17 vgl. Abb. S. 16.

<sup>5)</sup> „Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit.“ Bd. 9. Leipzig, 1851, S. 98. — Dunhill, a. a. O. S. 104, zitiert auch den Brief von Wilhelm van der Meer



fänge des Tabakrauchens im westlichen Europa, daß in Holland „noch 1570 aus zusammengerollten Palmenblättern nach Art unserer Zigarren“ Tabak geraucht wurde. Am anderen Ort sagt er: „Die heimkehrenden Seeleute rauchten nun auch in Spanien und Portugal ihre Zigarren, die sie aus der Neuen Welt mitgebracht hatten und fanden bald Nachahmer<sup>1)</sup>. Ladislaus von Wágner<sup>2)</sup> bemerkt, daß im Jahre 1570 in Holland Tabak geraucht wurde, daß das Rauchen aus Röhren (soll wohl heißen aus Pfeifen) aber erst die englischen Kolonisten 1584 in Virginien kennen lernten. Becker nennt die Rauchrolle de Lobels auch Zigarette<sup>3)</sup>.

Nach den im vorigen gemachten Feststellungen kann m. E. die bei Pena & Lobel beschriebene und abgebildete (Abb. 34) Rauchrolle nicht mehr mit Bestimmtheit als die erste europäische Zigarre angesehen werden, zumal wir jetzt wissen, daß die Trichter angeblich auch aus Erden oder anderen Materialien gemacht wurden. Wesentlich ist ferner die Angabe, daß der Tabak sich nur an dem äußersten Ende der Rauchrolle befunden haben soll und daß der Raucher in den verschiedenen Abbildungen den Kopf weit zurück in den Nacken legt, um das Herausfallen der Tabakeinlage zu verhindern. Alles dieses würde auf Rauschpfeife hindeuten. Ich modifiziere dementsprechend meine diesbezügliche früher an anderen Stellen geäußerte Ansicht. Bei der Lobelschen Rauchrolle kann es sich um die Urform der Zigarre handeln, sie kann aber ebensogut als Pfeife angesehen werden. Beide Ansichten sind in der Literatur vertreten. Schließlich kann sie aber auch eine dritte Rauchform darstellen, die, wie die india-

an Neander, aus dem hervorgeht, daß in Holland im Jahre 1590 auch schon Zigarren (?) und Pfeifen von den Studenten geraucht wurden. Er sagt: „a Delft physician, writing to Neander, the author of 'Tabacologia' observes that he first saw cigar and pipe-smoking at the University of Leyden in 1590, where the fashion was introduced by French and English students.“ Vgl. Comes, a. a. O. S. 80, Anm. 1. Inhalt des Briefes Note 35. Neander, „Tabacologia“, 1622, S. 112; cit. Tiedemann, a. a. O. S. 161, Anm. 1. Vgl. Comes, a. a. O. S. 80, Anm. 1: „Apud nostrales herba diu cognita fuit, modum tamen hauriendi fumum per infundibula vel contorta folia nunquam viderem ante annum circiter 1590, cum Lugduni Batavorum medicinae operam darem, tam primum animadverti studiosos Anglos et Gallos fumum sugentes, quos cum imitari vellem, ut ejus herbae vires experirem excitavi mihi magnam commotionem alvi et ventriculi, tantamque temulentiam, sive vertiginem, ut proximum fulcrum arripere coactus fuerim, non diu tamen duravit.“ Auch in dem „Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Tabakraucher und ihre Freunde“, Anonym, Regensburg, 1800, bei Montag und Weiss, S. 38, wird scheinbar auf Lobels Beschreibung Bezug genommen und die Rauchrolle im Gegensatz zu den ersten Tonpfeifen beschrieben. Es heißt dort: „Gelegentlich bemerke ich, daß in diesem Jahre 1585 auch in England die ersten thönernen Tabakspfeifen aufgekomen zu sein scheinen, da man 1570 in Holland noch aus kegelförmigen von Palmblättern zusammengewundenen Röhren rauchte. Man sagt, sie hätten dieselben zuerst bei den Wilden in Virginien gesehen, welches ich aber sehr bezweifle.“ Die in dem Brief van der Meers erwähnte Rauchrolle ist auch als Pfeife angesehen worden. Vgl. Laufer, a. a. O., S. 8. S. 58. — Pennant, in „Tour in Wales“ (S. 151) sagt in bezug auf Kapitän Myddleton, der 1591 bei den Azoren kämpfte und betreffend zweier anderer Kapitäne, daß sie das „Segar“-Rauchen in London eingeführt hätten. „Pipes were not then invented, so they used the twisted leaves, or segars.“ Arber, English Reprints. „James I of England. A Counterblast to Tobacco, London 1604“. London 1869, S. 87. — Desgl. Fairholt, F. W. „Tobacco: its History and Associations“ usw. London 1876, S. 50f.

<sup>1)</sup> Ders. Allg. Culturwissenschaft, a. a. O., Bd. 2, S. 364.

<sup>2)</sup> „Tabakkultur, Tabak- und Zigarrenfabrikation“ usw. 4. Aufl., Weimar, 1884, S. 4.

<sup>3)</sup> Becker, Lothar, Die Fabr. d. Tab. a. a. O., S. 79, Anm. S. 80. „Vermutlich sprechen Beide (Lobel u. Everart) hier nicht bloß von Zigarren und Cigaretten, sondern auch von Cigarrenhaltern, aus erdigen und anderen Stoffen.“ — Richard Brathwait, „The smoaking Age, or, the man in the mist: with the life and death of tobacco“ usw. 1617, bildet eine ähnliche Rauchrolle wie de Lobel ab. (Aus der Zeit Jacob I. von England.) (Abb. 35.) — Fairholt, F. W., a. a. O., S. 88. Abb.

nischen Palmblattrichter, als Mittelding zwischen Zigarre und Pfeife eine Zeitlang bestanden haben könnte und die als Übergangsform zwischen beiden in Europa dann bald wieder verschwunden ist.

Da es sich beim näheren Studium dieser Materie leider erweist, daß die Quellenangaben zu ungenau sind, um eine Entscheidung für eine dieser



Abb. 34. Erste Rauch-  
rolle in Europa (1570).  
Nach Lobel, 1570.



Abb. 35. Rauchrolle.  
Abbildung a. d. Anfang  
des 17. Jahrhunderts.  
Nach Fairholt.

drei von mir gezeigten Möglichkeiten schon heute herbeizuführen, und eine Prüfung am Objekt mangels eines solchen nicht möglich ist, halte ich dafür, diese Frage vorläufig überhaupt offen zu lassen.

### III.

Ebensowenig Klarheit wie über die erste Einführung der Zigarre in Europa als Sache herrscht über die Ableitung des Wortes Zigarre. Thevet beschreibt als erster im Jahre 1558 die Zigarren in Südamerika, aber sehr viel später erst treten die heute bekannten Ausdrücke für diesen neuen Gegenstand auf. Ich fand das Wort „cigare“ zuerst belegt im Dizzionario Italiano-Tedesco von Nic. di Castelli aus dem Jahre 1700<sup>1)</sup>. Dort allerdings in der Bedeutung cigolare, „knarren wie ein Wagen it. ein dünn Eisen, wann mann's feilt oder schabt“. Vielleicht steht hiermit im Zusammenhang das span. cigarra: Heuschrecke, welche schließlich in der Encyclopaedia Britannica für die Ableitung des Wortes Zigarre herhalten muß. (Weiteres hierüber weiter unten).

Der Pater Labat, der dem Tabak auf den amerikanischen Inseln ein eigenes Kapitel gewidmet hat (Bd. II, 4. Teil, Kap. XXIII, S. 159ff.) schreibt im Jahre 1700 „on se sert guères de pipes à l'Amérique, les Espagnols, les Portugais, beaucoup de François & d'Anglois, presque tous nos Negres, & tous nos Caraibes fument en bouts, ou comme disent les Espagnols en cigales. — Cigale ou bout de tabac est un petit cylindre de six à sept pouces de long, & de cinq à six lignes de diametre, composé de feuilles de tabac coupées de cette longueur, enveloppées dans un morceau de feuille qu'on appelle la robe tourné proprement autour de celles qui

<sup>1)</sup> Herausgegeben von Ferromontano, Leipzig, bei Gleditsch, S. 151: cigolare, cicolare, cigare.



composent le milieu, dont on arrête le bout avec un fil. C'est cette partre qu'on tient à la bouche pendant que l'autre est allumée. C'est comme on voit une pipe naturelle, qui porte avec elle le tabac, & l'instrument pour le fumer.“ Dieser Bericht aus dem Jahre 1700 ist bis jetzt der früheste Beleg, den ich für das Vorkommen des Wortes Zigarre in Form von cigale, pl. cigales, finden konnte. Das Vorkommen im Jahre 1723 bei Savary gibt auch Richter an<sup>1)</sup>. Doch finde ich dort nicht wie sie das Wort Zigarre, sondern die Form Cigarro. Außerdem wird bei Savary mit Cigarro nicht die Zigarre schlechthin, sondern eine Tabaksorte, die auf Cuba wächst, bezeichnet<sup>2)</sup>. Auch bei S. Blondel<sup>3)</sup> wurde Savarys Werk schon zitiert.

Die erste europäische Bezeichnung für die Zigarre ist nach Richter<sup>4)</sup> das portugiesische Wort *charuto*; belegt in dem im New Oxford Dictionary zitierten Werk „Asia“ des unbekannten T. B. vom Jahre 1669/1670. Dort heißt es unter *cheroot* „Die Malabaren und andere tiefstehende Völker nennen das zum rauchen aufgerollte Blatt *bunco*, die Portugiesen *cheroota*“. Die Herkunft dieses Wortes ist Richter klar geworden durch Anlehnung an Lenz, *Dicc. etimol. de las voces chilenas derivadas de lenguas indigenas americanas*, 1904/1910, der es als eine romanische Ableitung von *chala* ansieht, das in der Khechuasprache Maishülse bedeutet; das trockene tütenförmige Blatt, das den Maiskolben umschließt. Nach Richter enthält die Bezeichnung „die lateinische Endung -uto mit etwas versehen und den südamerikanischen Stamm, an welchem der in den süd- und zentralamerikanischen Sprachen so häufige Wechsel von l und r zu beobachten ist. Port. *charuto* kann späterhin seine o-Endung durch Angleichung an *cigarro* erhalten haben. Die ursprüngliche Form dürfte, diesem ältesten englischen Belege entsprechend, *charuta* gelautet haben“. Hierzu ist folgendes zu sagen: zunächst kann Elise Richter ihre spekulative Ableitung nicht beweiskräftig formulieren, was aus ihrer Ausdrucksweise „dürfte *charuta* gelautet haben“ hervorgeht. Ferner: da port. *cheroota* mit der lat. Endung *uto* zusammengebracht werden muß, um in den Zusammenhang hineinzupassen (den Wandel von l—r zugeben) wird die zweifelhafte These aufgestellt: „*charuto* kann späterhin seine o-Endung durch Angleichung an *cigarro* erhalten haben“. (Wann?) Daß *cheroota* die englische Wiedergabe des portugiesischen *charuta*

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 297.

<sup>2)</sup> Savary, „Dictionnaire Universel de Commerce: contenant tout ce qui concerne le commerce qui se fait dans les quatre parties du monde.“ Paris 1723, Bd. 1, Sp. 775. „Cigarros. Sorte de Tabac, qui se cultive en quelques endroits de l'Isle de Cuba, particulièrement aux environs de la petite ville de la Trinité, & de celle du S. Esprit; mais dont tout le commerce se fait à la Havanne. Ce Tabac se fume ordinairement sans pipe, n'étant que des feuilles de cette plante, qui ne sont point filées & que l'on tourne en form de cornets qu'on allume par le bout.“ — Hübner, *Geographie*, 5. Aufl. 1745, spricht ebenfalls von einer Tabaksorte in Cuba, den die Spanier *cigarros* nennen, vgl. auch Webster und Littré. — In „*Catholicon ou Dictionnaire Universel de la langue Francoise*“, Hamburg 1771, Bd. 2, S. 328, befindet sich dieselbe Angabe. „Cigarros, s. m. (Handlung) so heißt eine Art Tabak, die an einigen Orten auf der Insel Cuba gebaut wird.“ Die Zigarre wird in diesem Werk (S. 328) *cigale* genannt. — In Schmidlins Wörterbuch (um 1780) wird auch *cigarros* als eine Art Tabak bezeichnet, die an einigen Orten auf der Insel Cuba gebaut wird. — In Websters *Complete Dictionary of the English Language*, 1899, ist „cigar (Fr. *cigare*, Sp. *cigarro*) originally a kind of tobacco in the island of Cuba.“ — Vgl. Anm. 1; S. 79. Herr Direktor Dinesen i. Firma Abraham Dürninger & Co., Herrnhut i. S. erwähnt in einer brieflichen Mitteilung an mich, daß in dem Archiv der Firma Dürninger & Co. um 1800 von *Cigarros* als einer handelsüblichen Bezeichnung einer bestimmten Tabaksorte, die auf Cuba wächst, gesprochen wurde. (Vgl. Anm. 2; S. 94.) Wie weit diese Angaben sich gegenseitig beeinflusst haben, ist mir nicht gelungen herauszufinden.

<sup>3)</sup> „Le Tabac. Le livre des fumeurs et priseurs.“ Paris 1891, S. 28.

<sup>4)</sup> A. a. O., S. 297ff.

ist, welches die ursprüngliche port. Form sein soll, ist ebensowenig bewiesen. Das New Oxford Dictionary gibt das Malabarenwort *bunko* in unveränderter Form wieder. Das Werk wird doch die portugiesische Form unter dem Stichwort *cheroot* höchstwahrscheinlich auch unverändert wiedergegeben haben. Warum also *cheroota* als englische Wiedergabe von port. *charuta*, das in dieser Schreibart im Dicc. nicht vorkommt, bezeichnen? Weil *chala* im Khechua Maishülse bedeutet wird aus *cheroota* das Wort *charuta* und daraus *charuto* rekonstruiert. Die Portugiesen sollen das Khechuawort nach Richter in Brasilien gebildet und auf die Molukken gebracht haben (?). (Über *Charutos* in Brasilien s. Canstatt, S. 140 f.).

Die englische Form ist *cheroot*. In Websters International Dictionary of the English Language, New Edit., London 1907, S. 245 finde ich „*Cheroot*, n. (Tamil *shurutu*, properly a roll). A kind of cigar, originally brought from Manila, in the Philippine Islands; now often made of inferior adulterated tobacco<sup>1)</sup>“.

Übrigens ist Richter nicht die erste, die sich mit dem Zigarrenwort *cheroot* befaßt. Berthold Laufer sagt: „*Cheroot* is the name of the truncated cigars, as they were formerly made in southern India and at Manila. The word is derived from Tamil *shurutu*, malayalam *churutu* (a roll of tobacco); hence Portuguese *charuto*<sup>2)</sup>“.

Nach Laufer hat sich demnach das portugiesische Wort nach dem Tamilwort gebildet. Die Portugiesen haben es direkt oder indirekt übernommen und umgebildet. Richters komplizierte und recht konstruktive Ableitung aus Khechua *chala* usw. ist damit widerlegt. Demzufolge muß ihre Behauptung hinsichtlich des Wortes *cheroota*, als erste europäische Bezeichnung der Zigarre zu gelten, hinfällig werden, da es ja dann, als übernommenes Wort aus dem Sprachschatz der Naturvölker, erst viel später auftaucht als andere einheimische Bezeichnungen: z. B. als das Wort *tabaco*, welches schon Las Casas für die indianische Zigarre angibt und das noch heute von den Spaniern auf Cuba benutzt wird, wenn sie die Zigarre bezeichnen wollen, während das Wort *cigarro* bei ihnen, wie weiter unten noch gezeigt werden wird, eine ganz andere Bedeutung hat und Zigarette bezeichnet.

Nun sagt Laufer weiter, und das mit Recht, daß die Zigarre von den ersten Spaniern aus Mexiko nach den Philippinen gekommen sei<sup>3)</sup>. Dieser Tatbestand würde den malaiischen Ursprung des Wortes *shurutu*

<sup>1)</sup> In der Ausgabe von 1899 (Websters Complete Dictionary of the English Language, New Edit.), die auf die 1. Ausgabe von 1880 zurückgeht, steht S. 230 „*cigar* (Fr. *cigare*, Sp. *cigarro*. Originally a kind of tobacco in the island of Cuba). A small roll of tobacco, used for smoking“. — Bei Skeat, W., „An Etymological Dictionary of the English Language“, 4. Edit. Oxford 1910, S. 105 heißt es: „*Cheroot*, a kind of cigar. (Tamil) Spelt *cheroot* in 1759 (Yule). — Tamil *shurutu*, a roll (of tobacco). — Murray, James, „A new English Dictionary on Historical Principles“, vol. II, Oxford 1893, S. 323, sagt: „*Cheroot*. Forms 8: *cherute*, *chiroot*, *scharute*, 8—9 *sharoot*, 8-*cheroot*. [ad. F. *cheroute*, representing the Tamil name *shurutu* roll (sc. of tobacco). An Engl. phonetic form *sharoot* was frequent c 1800.] — Nirgends finde ich *cheroota* als englische Form angegeben und ebensowenig finde ich Belege, die die Behauptung Elise Richters, daß *cheroota* die englische Wiedergabe des portugiesischen *charuta* ist, beweisen könnten. Dieser Fragenkomplex muß aber des weiteren Sprachwissenschaftlern von Fach überlassen werden.

<sup>2)</sup> Laufer, B., „Tobacco and its use in Asia.“ Field Mus. of Nat. Hist. Anthr. Leaflet Nr. 18. Chicago 1924, S. 19.

<sup>3)</sup> Ebenda, S. 18. Im 16. Jahrhundert. Die erste Erwähnung asiatischer Zigarren der Eingeborenen fand Laufer in E. Kaempfers Beschreibung a. d. Jahre 1688 „*Amoenitates exoticae*“, publ. 1712. — Nach Fairholt, a. a. O., S. 213, wurde in Java der Tabak 1601 eingeführt. Über die ostindische Rauchrolle vgl. Anm. 1; S. 80. — Nach MacCulloch (1617) haben die Portugiesen den Tabak im Jahre 1599 nach Indien gebracht. Vgl. Volz, K. W., „Beiträge zur Kulturgeschichte“, a. a. O., S. 279. — Die Zigarren im alten Mexiko hatten eine Röhre als Mundstück. Das selbe finden wir in Südindien.



bekräftigen, weil cheroota von den Spaniern nicht benutzt wurde. Das Wort könnte nur durch die Portugiesen dorthin gekommen sein. Es ist aber unwahrscheinlich, daß zuerst die Spanier die Sache und später dann die Portugiesen das Wort hinüberbrachten. Auch Becker hat diese Frage schon ventilirt. Er äußerte sich darüber wie folgt: „Die Südostasiaten geben — zum Beweise, daß sie die Cigarren nicht den Portugiesen oder Spaniern verdanken — derselben andere Namen, wie Bonko, Roko, Maku jen, Scherutti; letzterer, der malaiische, entspricht dem unter Portugiesen in Brasilien und auf den Azoren gebräuchlichen (Charuto, Charuta spr. Scharuto, vulgo Scharotte); ob aber die Portugiesen oder Brasilianer ihn von den Ostindern oder diese von jenen angenommen haben, oder ob alle drei ihn aus einer dritten Quelle haben, das vermag ich in dem Labyrinth vieltausendjähriger Vergangenheit nicht herauszufinden<sup>1)</sup>“.

Zum Verständnis der ganzen Sachlage ist es wichtig zu wissen, daß cheroot kein Allgemeinbegriff für die Rauchrolle ist, die wir heute mit Zigarre bezeichnen. Unter Cheroots, die später auch fabrikationsmäßig hergestellt wurden, verstand man stets eine ganz bestimmte Sorte Zigarren. Im vorher schon zitierten International Dictionary von Webster wird sie als „a kind of cigar, originally brought from Manila“ charakterisiert. Wenn von Cheroot-Zigarren gesprochen wurde, hatte man immer eine ganz bestimmte Marke im Auge. Man könnte, um einen modernen Fachausdruck zu gebrauchen, von einer Art Provenienzangabe reden. Laufer bemerkt: „in southern India cheroots are chiefly made at Trichinopoly, being known as trichies, and have a straw inserted at the end to be used as a mouth-piece<sup>2)</sup>. Etwas ähnliches konnten wir ja im alten Mexiko nachweisen. Fermond<sup>3)</sup> beschreibt diese Zigarrenart folgendermaßen: „ses dimensions sont colossales. Il serait impossible à un Européen de fumer une chiroute entière. Il n'y a que les personnes dont le palais est blasé par le tafia ou autres liqueurs qui puissent entreprendre de fumer un pareil cigare. Comme une chiroute reste allumée des heures entières, les fumeurs la prennent, la quittent et la reprennent par intervalles sans qu'ils aient besoin de la rallumer.“ Auch S. Frank<sup>4)</sup> erwähnt die cheroots, die er anlässlich eines Besuches einer „cigar manufactory“ in Manila kennen lernte. „The cheroots sold in England under the name of Government Manillas are of

<sup>1)</sup> Becker, Lothar, „Die Fabrikation des Tabaks“, a. a. O., S. 12. — Langhanns, „Ostindische Reise“. 1693, S. 233, berichtet: „In ganz Indien gebraucht man das Pisangblatt auch, um Punks davon zu machen; nämlich man nimmt etwas von einem solchen dünnen Blatte und legt von dem grünen malaiischen Tabak drein, hiernach rollt man solches zusammen und raucht dann beides, Tabak und Pfeife, miteinander ein“. — Vielheur, „Beschreibung fremder Materialien“, Leipzig 1676, beschreibt die Herstellung der Zigarre wie folgt: „Unter allem Tabak ist keiner besser und lieblicher zu trinken als der ostindische; dazu gebrauchen die Einwohner keine Pfeifen, sondern drehen nur das Blatt oben weit und unten eng, gleich einem Scharmützel oder Teuten, und so trinken sie ihn, daß das Blatt glimmt bis zu Ende. Wenn ein Kind bei ihnen von der Mutterbrust getrunken hat, so gibt man ihm ein solch Blatt ins Maul, da muß es schon schmauchen lernen“. — Bei Valentini, D. Michael Bernhard, „Museum Museorum oder vollständige Schaubühne aller Materialien“ usw., T. I, Frankfurt a. M. 1704, § 6, S. 221, wird gesagt: „In Ost-Indien sollen die Einwohner das Blatt nur oben weit und unten eng, gleich eine Dutte drehen, oben anstecken und so lang das Blatt glimmt und sie es im Munde halten können, den Rauch nach sich ziehen, ohne einzigen Gebrauch der Tabacs-Pfeifen: ja sie sollen den säugenden Kindern, wann sie gesogen haben, ein Blatt also ins Maul stecken und solche sobalden schmauchen lehren, wie solches aus dem Georg Nic. Schurzio Vielheur in Beschreibung fremder Materialien p. 133 vorgibt.“

<sup>2)</sup> Tob. in Asia, a. a. O., S. 19. — Vgl. die mexikanischen Zigarren, oben.

<sup>3)</sup> A. a. O., S. 189f.

<sup>4)</sup> „Marryat, Borneo and the Indian Archipelago“. London 1848, S. 197.

inferior quality.“ Friedrich von Hellwald<sup>1)</sup> sagt: „Die birmanischen Cigarren sind sehr groß; am auffallendsten und beliebtesten sind jene zwanzig Centimeter langen und zwei Centimeter dicken Cigarren mit Bambublatt umwickelt, die namentlich von birmanischen Frauen bevorzugt werden; denn beide Geschlechter auf allen Altersstufen rauchen diese ‚Chersots‘; (offenbar Druckfehler! soll wohl heißen „Cheroots“) usw.

Nach Nemnich<sup>2)</sup> sind „ostindische Cigarren und St. Thomas-Cigarren mißbräuchlich eingeführte Benennungen von amerikanischen Cigarren. Jene kommen aus gewissen, mir noch unbekannten Gegenden von Amerika, und werden auf Englisch Cheroots, und auf Französisch Cheroutes genannt. Sie sind lang, dick, und an ihren beiden abgestumpften Enden mit einem Faden umbunden. Indem sie sich dadurch von den übrigen amerikanischen Cigarren unterscheiden, so hat man den Einfall gehabt, sie für ostindische auszugeben. Der Tabak ist mager, und meistens von leichtem Maryland“. Fairholt<sup>3)</sup> gibt die Bezeichnung „Bengal Cheroot“ an. Die Encyclopaedia Britannica sagt: „Cheroots differ only in form from ordinary cigars, sloping gradually from the thick to the thin end, which instead of finishing in a point, is cut and trimmed the same as the thick end. . . . Cheroots come principally from Manilla in the Philippine Islands<sup>4)</sup>.“

Sehr aufschlußreich sind auch die Bemerkungen von Robert Cudell<sup>5)</sup>, der darauf hinweist, daß es in Europa, als die Sitte des Zigarrenrauchens begann, zuerst noch keine Markennamen gab. „Man unterschied die Ware meist nach Herkunft, Namen der Hersteller oder Importeure, Formaten und Farben“. „Vuelta Abajo, Woodville, Mexico oder Cheroot“ waren z. B. solche Marken. Hier wird Cheroot eindeutig als „Marke“ bezeichnet.

Diese Beispiele werden genügen, um zu beweisen, daß Cheroot kein Allgemeinbegriff im Sinne unseres Wortes Zigarre ist. Um nun die Ableitung chala-charuto (und im Sinne Richters wohl auch charuto-cigarro-Zigarre) zu rechtfertigen, sagt sie, daß der Gedanke nahe lag, die Art der Umhüllung als Ausgangspunkt für die Bezeichnung zu nehmen. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird niemand bestreiten können. Wir finden ja auch im spanischen Mutterland die späteren Ausdrücke cigarro de estanco für die gewöhnliche Zigarre, cigarro en paja<sup>6)</sup>, — (de tuza), dünne Stroh-zigarre, cigarro en papel<sup>7)</sup> Papierzigarre; cigarro puro oder auch nur puro, für die nur aus Tabak bestehende Zigarre (also mit Tabakdeckblatt<sup>8)</sup>) usw. Alles Bezeichnungen, die hinsichtlich der besonderen Deckblattarten ge-

<sup>1)</sup> „Ethnographische Rösselsprünge. Kultur und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen“. Leipzig 1891, S. 203.

<sup>2)</sup> A. a. O., S. 19f.

<sup>3)</sup> A. a. O., S. 221.

<sup>4)</sup> The Encyclopaedia Britannica. A Dictionary of Arts, Sciences, and general Literature. 9. Edit. vol. V, New York 1878, S. 776. — Vgl. Ebenda, vol. XXIII, 1888, S. 426. — In der 14. Aufl. Bd. V, 1929, S. 418, heißt es: „a cheroot differs from other cigars in having both ends cut square, instead of being pointed, and one end considerably larger than the other. Cheroot, which is also sometimes spelled sheroot, is from the Tamil shurutu, meaning a roll“. — Murray, J. a. a. O. sagt: „Cheroot. . . a cigar made in Southern India or Manilla. This sort being truncated at both ends, the name was extended to all cigars with the two extremities cut off square, as distinguished from the ordinary cigar, which has one end pointed.“ — Murray zitiert auch das Werk des T. B. Asia 1669—79; ferner Long Rec. Bengal 1759, India Gaz. 24. II. 1781, Mouth. May. VIII, 1800 usw., wo die Worte Cheroot od. ähnl. vorkommen. — Vgl. The Encyclopedia Americana, New York-Chicago 1928, vol. 6, S. 674.

<sup>5)</sup> „Das Buch vom Tabak“. Köln a. Rh. Verlag Haus Neuerburg, 1927, S. 185f, 190, vgl. Comes, a. a. O. S. 8 u. Anm. 4.

<sup>6)</sup> Nemnich, a. a. O., S. 10. Damen-Cigarren; auch Pajitos, Pajillos genannt.

<sup>7)</sup> Ders. a. a. O., S. 8. In Sevilla heißen sie Pitillos.

<sup>8)</sup> Ders. a. a. O., S. 10f. Vgl. Becker, a. a. O., S. 65f.



bildet worden sind. Ganz besonders eindringlich sehen wir dies aber aus dem Sprachschatz der Indianer Südamerikas. Die Karutana nennen Tabak und Zigarre ndzema. Die Siusi nennen Tabak dzema, Zigarre nudzema. Bei den Tariana heißt Tabak yema, Zigarre yemhai. Die Arara bezeichnen den Tabak mit tamoui, die Zigarre tamouin. Bei den Apiaka heißt Tabak petoum, Zigarre petoummoum. In der Tujukasprache ist Tabak meno, Zigarre menopti oder bei den Uaiana Tabak medno, Zigarre mednonotiriro. Die Schipibo nennen den Tabak rumue, die Zigarre rumuesei. Bei den Suyá heißt Tabak kaline, Zigarre kalinso usw. Das Wort für Zigarre bedeutet im indianischen Sprachschatz vielfach = eingewickelter Tabak (vgl. auch Tessmann). Trotzdem kann dieses Argument Richters Hypothese nicht stützen. Die Entstehungsursachen liegen von Fall zu Fall verschieden. Das Malayische charuttu = Rolle ist z. B. nach der äußeren Form gebildet.

Nun bietet das Malayische noch eine andere interessante Möglichkeit. W. A. P. Roorda van Eysinga<sup>1)</sup> nennt mal. segar: frisch, versch (van groenten, bladen). Y. Pijnappel<sup>2)</sup> nennt segar: versch, niet oudbacken, frisch (Jav. seger, frisch, verkoelend. Daj. sagar, wat hard, van gekookte rijst). Nach „Neues vollständiges Deutsch-Holländisches Wörterbuch, 1851, 1. Teil Amsterdam 1851, S. 885, kommt das deutsche Wort Zigarre von sigaar. Man könnte nun folgern: segar ist das Blatt, welches um die Rauchrolle herumgelegt ist und verkohlt; also aus der Art der Umhüllung, aus segar wird sigaar und schließlich Zigarre<sup>3)</sup>).

Eine weitere sehr kuriose Ableitung zeichnet Fermond<sup>4)</sup> auf, die hier nur kurz der Vollständigkeit wegen notiert werden soll. Er sagt: „Il est possible que du mot cingalais les Américains aient fait le mot cigale, d'où le mot cigare, qui est de création moderne“.

Ältere Bezeichnungen gingen, wie schon erwähnt wurde, von der äußeren Form der Zigarre aus. So waren z. B. die Trabucos kurz und dickbäuchig, die Panetelas sehr lang und dünn. Weitere Bezeichnungen waren: Londres, Brevas, Conchas, usw.<sup>5)</sup>. Wie die frühesten, anfangs schon erwähnten Worte Cornet, Tüte, Muskete sind auch die deutschen Worte Schmockstock<sup>6)</sup>, Tabakstengel<sup>7)</sup> und Glimmstengel<sup>8)</sup> für Zigarre nach der äußeren Form gebildet.

<sup>1)</sup> Nieuwe Maleische Spraakkunst usw., N. A. Alkmaar 1866, 3. Teil S. 129.

<sup>2)</sup> Maleisch-Niederdeutsch Woordenboek. Harlem-Amsterdam, 1863, S. 136.

<sup>3)</sup> Ob diese Ableitung wirklich den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, möchte ich nicht entscheiden, zumal ich solchen linguistischen Evolutionen sehr skeptisch gegenüberstehe. — Badings, A. H. L., Nieuw Hollandisch-Maleisch, Maleisch-Holländisch Woordenboek, Schoonhoven, 1872, S. 45, gibt für holl. cigaar = mal. rôko, seroetoe an (vgl. S. 90, rôko = cigaar); S. 97. Mal. seroet = schaaf, schaven, beschaven, afschaven. (Also vielleicht der Spahn (?), welcher als Deckblatt verwandt wird). Daher mal. seroetan kâjoe = spaan, krul (afschaaftel van hout).

<sup>4)</sup> A. a. O., S. 253. zit. Strachan, „De la culture du Tabac dans l'île de Ceylon“, 1702.

<sup>5)</sup> Barthélemy, „L'art de fumer ou la pipe et le cigare“, poème en trois chants, Paris 1844, S. 40. Vgl. Anm. 5. S. 87f. — Blondel a. a. O. S. 160. — L. v. Wagner a. a. O., S. 54.

<sup>6)</sup> Laufer, Leaflet 19, a. a. O. S. 58.

<sup>7)</sup> Grimm, a. a. O., Sp. 5. Die Brüder Grimm zitieren Langbein, Ged. 1854, 4. 187, „(Sie hatten) unterm Sturzbart einen Tabakstengel (cigarre)“.

<sup>8)</sup> Strebel, I. v., „Die Rauchhexe. Heiteres und Ernstes vom Tabak und der Cigarre“ usw., Neue 3. Ausg., Rodolstadt i. Th. 1884, S. 40. Dort heißt es: „Ich werde, wenn ich einen Rauchbruder so inbrünstig an seinem ‚Glimmstengel‘ saugen sehe, nicht selten auf die Vermutung geführt, der Urahn der Zigarren dürfte wohl gar jener Saugbeutel sein, den die Kinderstube als Schlotzer, Schnuller, Ziller, Zutzel oder sonst wie bezeichnet und der . . . den kleinen Kindern in den Mund gesteckt wird.“ — Tatsächlich wird die Rauchrolle bei einigen Stämmen den

An dieser Stelle soll die schon oben erwähnte Ableitung des Wortes cigar von der Cicade und den cigarrales genannten Gärten um Toledo kurz behandelt werden. O. Comes erklärt dieses wie folgt: „Le mot cigarro, selon Littré, a été appliqué en Amérique par les Espagnols, parce que le tabac ainsi enroulé, avait la forme de la cigarra (cicada où cicala) cfr. Montaner y Simon, Dictionnaire Hispano-Americana. Ainsi furent appelés en Andalousie cigarrales les jardins, dans lesquels les Espagnols introduisirent cette nouvelle plante importée d'Amérique. Et ce nom espagnol de cigarro fut adopté peu à peu par les fumeurs du monde entier<sup>1)</sup>.“

Die Ableitung des Wortes Zigarre aus cigarra, Zicade, befindet sich auch in der Encyclopaedia Britannica. Dort heißt es: „Cigar, the common term for tobacco-leaf prepared for smoking by being rolled into short cylinder tapering to a point at the end which is placed in the mouth, the other end, which is lighted, being usually cut square (see tobacco). The spanish Cigaro is of doubtful origin, possibly connected with cigarra, a cicada, from its resemblance to the body of that insect, or with cigarral, a word of Arabic origin meaning a pleasure garden.“ Die Zigarette heißt es dort weiter „denotes a roll of cut tobacco enclosed usually in thin paper, but sometimes also in tobacco-leaf or the husk of Indian corn<sup>2)</sup>“.

Säuglingen zur Beruhigung gegeben. Aber das besagt nichts für den Ursprung der Sitte des Rauchens überhaupt. Diesen wird man wohl nie feststellen können. — Thebesi, „Deutliche und ausführliche Nachricht vom Rauch- und Schnupftabak“. Halle, (1713), 2. Aufl. 1751, S. 22, berichtet aus Ost-Indien: „Wie sie auch sollen denen noch saugenden Kindern, wenn sie jetzt an der Brust gesogen haben, ein Blatt also ins Maul stecken, und solche alsobald schmauchen lehren“ usw. Vgl. auch die ausführlichen Angaben bei Johann Georg Krünitz, „Ökonomische technologische Encyclopädie“ usw. 179. T., Berlin 1842, S. 185 ff. S. 187f. S. 193f. — Vgl. Anm. 1; S. 80. — Sanders, Daniel, „Wörterbuch der deutschen Sprache“, Bd. 1, Leipzig 1860, S. 255, nennt „Cigarre: Rolle aus Tabaksblättern zum Rauchen, Glimmstengel“. — I. S. Ersch und I. G. Grüber, „Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“, T. 17, Leipzig 1828, S. 249, sagen: „Cigarren (Segares, Cigales, Cigarros), Glüh- oder Glimmstengel heißen jene, auch bei uns jetzt allgemein eingeführten, ursprünglich aus Amerika, wo man längst schon fein geschnittene Havanna-Tabaksblätter in Papier gerollt rauchte (daher der Name Cigarro), herstammenden dünnen Tabaksröllchen, die ohne Rohr und Pfeife, besser aber mittels eines aufgesetzten Mundstücks aus Horn oder Bernstein etc. sich rauchen lassen.“ — Wasserzieher, Ernst, „Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache“, 3. Aufl., Berlin 1919, S. 162, bemerkt, daß die Verdeutschung Glimmstengel (um 1820) nicht durchdrang. — Vgl. Kluge, Friedrich, „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“, 10. Aufl., Berlin-Leipzig 1924, S. 183. — Auch Weigand, L. K., „Deutsches Wörterbuch“, 5. Aufl., Bd. 2, Gießen 1910, Sp. 1326 „Glimmstengel oder Tabaksröhrlein, wie die Puristen den Cigarro benannt haben sollen“.

<sup>1)</sup> Comes, O., a. a. O., S. 8, Anm. 5. Zit. Gordon y de Acosta, „Il tabacco en Cuba“, 1897, S. 8. Vgl. Becker, a. a. O., S. 64. Dgl. „Catholicon ou Dictionnaire Universel de la Langue Francoise“. Hamburg 1771, Bd. II. S. 327 u. f.

<sup>2)</sup> In der neunten Edition fehlt diese Ableitung. Es heißt dort: „Cigar, a form in which tobacco is prepared for smoking without the use of a pipe. Cigars consist of certain portions of small and broken leaf tobacco rolled together in the form of a short stick or rod tapering to a point at one end called the curl or twist, and firmly wrapped round with one or two wrappings of whole leaf tobacco.“ . . . „Cigarettes are small cigars [?] sometimes consisting of fine cut tobacco wrapped up in thin paper or inserted in straw tubes.“ The Encyclopaedia Britannica. A. a. O. vol. V, New York 1878, S. 775f. Vgl. Ebenda, vol. XXIII, 1888, S. 426. — Der von Comes (siehe oben im Text) angeführte Littré, E., „Dictionnaire de la Langue Française“, T. I, Paris 1863, S. 621, sagt: „cigare, Tabac a fumer de l'île de Cuba. . . .“ — Etym. Espagn. cigarro, cigare, de cigara, cigale, par une vague comparaison de forme avec le corps d'une cigale“. — Im „Diccionario Enciclopédico Hispano-Americano“. Edit. Montaner y Simon, T. V, 1912, S. 65 (ebenfalls oben von Comes unvollständig zitiert), heißt es: „Cigarro (de cigarra, por comparación con el aspecto que presenta el uierpo de este insecto): m. Rollo de hojas de tabaco bien comprimidas, de diferentes tamaños, pero siempre manuable, que se enciende por un extremo y se chupa ó fuma por el oqueto.“ — Weekley,



Lothar Becker<sup>1)</sup> schaltet in diese Betrachtung noch den Namen der Tabaksgarotte ein. Demnach würde die Garotte (Cigarro) ihren Namen wegen der Ähnlichkeit mit dem Leibe oder der Puppe der Cikade, (Cigarra span., Cigalle franz.) erhalten haben und die Zigarre empfing vielleicht den ihrigen durch Übertragung von dem der Garotte (Charuto = Scherut, Cigarre). — Die Ableitung des Wortes Zigarre aus cigarra (Zikade) und cigarrales (Gärten) ist gar nicht so überlebt, wie einige Autoren glauben. Erst in allerletzter Zeit hat sich die „Süddeutsche Tabakzeitung“, das Zentralorgan für die Tabak- und Zigarrenfabrikation, den Tabakbau und Tabakhandel, Mannheim, mit folgenden Worten hierzu geäußert: „Das Wort Zigarre ist spanischen Ursprungs und von Cigarra, dem spanischen Namen für Heuschrecke, abgeleitet. Als die Spanier den Tabak zuerst von der Insel Cuba nach Spanien einführten, pflanzten sie den Tabak in ihren Gärten an, die im Spanischen ‚Cigarrals‘ heißen. Jeder baute seinen Tabak in seinem ‚Cigarral‘. Wenn man einem Freunde etwas zum Rauchen anbot, sagte man: ‚Es de mi cigarral‘, d. h. ‚dies ist aus meinem Garten‘. Bald wurde aus diesem Ausdruck: ‚Este cigarro es me cigarral‘, d. h. ‚diese Zigarre ist von meinem Garten‘. Die Heuschrecke, ‚cigarro‘, ist in Spanien sehr verbreitet und cigarral bedeutete den Platz, wo die cigarra singt, oder, wie wir sagen, zirpt<sup>2)</sup>.“

Die Ableitung des Wortes Zigarre aus cigarro, angeblich einer Tabaksorte, die auf Cuba gewachsen sein soll, wurde schon oben verschiedentlich erwähnt.

Schließlich kann aber auch das Wort für Rauch, das Verbrennen oder das Brennbare usw. für die Wortbildung maßgebend gewesen sein, ähnlich wie es bezüglich des Tabaks der Fall war. Im Arabischen heißt Tabak Duncan, d. h. Rauch. Im Chinesischen heißt Tabak Yen und im Japanischen Bujjerbhang und beides bedeutet Rauch. (Vgl. auch das Nahuatl poctli = Rauch mit pocyetli; Lehmann, Spr. Central Amerikas.) Lothar Becker hat diese Möglichkeit auch in Betracht gezogen. Er sagt: „Cigarro, früher und jetzt auch Segar, Segarre, von Mirza Abu Taleb Khan (1799—1803) Sagar (Scherut, von Dobrizhoffer — dies ist wohl die richtige Schreibung — Zigarro, von A. (wohl fälschlich) Cigale) geschrieben. Die Herkunft des Wortes ist unbekannt. Einige leiten es aus dem Persischen (Dschigare) her (Wickstroem, Bericht üb. d. Fortschritt d. Botanik, übers. v. Leibschmied, 1832, S. 66). Vermutlich aber stammt es zunächst aus N.-Afrika, wo die Araber Egyptens den Rauch ‚Sakara‘ nennen, wovon wohl das neugriechische tzigaritzo, d. h. braten, rösten, herrührt. Ist diese Ableitung richtig, dann würde Cigar ursprünglich Rauch, d. h. Tabak, bedeuten, ähnlich wie Tabaco den Tabak und die Cigarre bezeichnet<sup>3)</sup>.“

Ernest, „An Etymological Dictionary of modern English“, New York 1921, Sp. 303, sagt: „Cigar. Earlier segar. Sp. cigarro? Explained as from cigarra, cicada (q. v.), from shape resembling body of insect, or from puffing suggesting cicada's chirp.“ — In der Encyclopedia Americana, a. a. O., heißt es: „Cigar (of uncertain etymology; it cannot be connected with any West Indian speech, as the customary derivation from Sp. cigarra, cicada, in allusion to a similarity of outline is generally denied by scholars; Sp. cigarro. Also incorrectly spelled segar), a short compact roll of tobacco leaf for smoking.“ — Wasserzieher, a. a. O., S. 163, hält die Ableitung Zikade-cigarra-Cigarro, „vielleicht der Form wegen“ immerhin für möglich; sonst hätte er sich wohl verneinend geäußert. — Vgl. auch Skeat, Walter, a. a. O., S. 110.

<sup>1)</sup> a. a. O., S. 64. Vgl. S. 12f; S. 34 u. Anm. 2. — „Schedel nennt die Garotte 1781 einen spindelförmigen Körper, spricht aber auch von gesponnenen, walzenförmigen, an beiden Enden gleich abgestutzten Garotten, die in Frankreich für Schnupftabak bestimmt seien“. Becker, a. a. O., S. 13. Anm.

<sup>2)</sup> „Der Ursprung des Wortes Zigarre“. Süddeutsche Tabakzeitung, Nr. 76, 26. Juni 1930.

<sup>3)</sup> Becker, Lothar, a. a. O., S. 63f.

Den am naheliegendsten Weg, um den Ursprung des Wortes Zigarre zu erforschen, nämlich die Sprachen der Indianer Südamerikas oder derjenigen Mittelamerikas in Betracht zu ziehen, hat man erst in allerletzter Zeit eingeschlagen. Walter Lehmann<sup>1)</sup> zitiert eine Stelle aus Brasseur's Übersetzung des Popol Vuh, (T. 2, Kap. 2, S. 84, Paris, 1861, Anm. 2), wo es heißt: „Ziq<sup>2)</sup> ou ciq c'est le tabac et par extension le cigare et quelquefois la pipe. Ziq signifie aussi parfum, voix, cri lamentable, Ziqar ,fumer, parfumer'; c'est évidemment l'origine de l'espagnol cigarro et de notre cigare.“ Lehmann folgert ganz richtig: „In den Mayasprachen liegt auch die ethymologische Wurzel vor für das Mayawort ciq (ci'q), die in ihrer einfachsten Form Brennbares bedeutet, vgl. auch im Huastekischen ji. Die Mayasprachen bieten die ihren Bildungsprinzipien zukommenden Ableitungen: sigan und jiq-ar<sup>3)</sup>. Aus ihnen leitet sich unmittelbar span. cigarro ò tabacco ab.“

Im Vocabulario en Lengua Quiche Otletacas (Anonym), Originalmanuskript aus dem Anfang des 18. Jahrh. [in Lehmanns Privatbesitz] heißt es (S. 41) „Çiic = el tabaco, quinji qu'anic = humo, tabaco“. Nach Brasseur de Bourbourg heißt ziq oder ciq Tabak und auch Zigarre, manchmal Pfeife [vgl. oben]. „Ximenez. im unedirten Originalmanuskript seiner (in meinem [Walter Lehmanns] Besitz befindlichen) Historia de la Provincia de S. Vicente de Chiapa y Guatemala (nach Scherzer 1721 geschrieben) [vgl. Lehmann in Richter, a. a. O., Anm. 18] bringt die Ausdrücke sigarros de tabaco und sigarros in demselben Zusammenhang. Bei Scherzer (Las Historias del Origin de los indios de esta Provincia de Guatemala, Wien 1857, S. 36) heißt es tabacos ò cigarros. Bei Otto Stoll (Die Mayasprachen der Pokom-Gruppe, Wien 1888, S. 188) bedeutet im Pokom si'c = Tabak, Zigarre; si'c-a-m = rauchen; si'c-b-al = Tabakpfeife; siqu-ej = rauchen<sup>4)</sup>.“ Lehmann sagt dann weiter „Nisig-ah sig = ich rauche Zigarren, Zigaretten (fumo puros, cigarros), heißt es bei Dr. Jakob Schrems“ [soll wohl heißen Schoembs] „(Material zur Sprache von Comalapa in Guatemala, Dortmund 1905, S. 125, Nr. 2173).“<sup>5)</sup> Interessant ist auch die Angabe, die ich bei Otto Stoll<sup>6)</sup> finde, daß ha (viel) çib<sup>7)</sup> (Rauch), viel Rauch bedeutet.

<sup>1)</sup> Bei Richter, Elise, a. a. O., S. 300ff.

<sup>2)</sup> Brasseur de Bourbourg, Abbé, „Popol Vuh. Le livre sacré et les mythes de l'Antiquité américaine, avec les livres héroïques et historiques des Quichés“. Paris 1861, T. 2. Kap. 2, S. 84, Note 2 steht Ziq nicht Jiq wie Richter schreibt. Auch die Form Jiq-ar, die Elise Richter aus dem Briefe Walter Lehmanns angibt, habe ich in dem mir vorliegenden Werk an bezeichneter Stelle nicht gefunden. Es heißt dort Ziqar. Und diese Form (Zicar) ist dann auch schon seit langem in der Literatur bekannt (s. unten, Walter Krickeberg, Adolf Heilborn, Karl Weule u. a.). Ich habe in dem zu dieser Note gehörigen Text oben die bei Brasseur vorkommenden Buchstaben benutzt, da ich annehme, daß Elise Richter oder Walter Lehmann hier ein Irrtum unterlaufen ist oder daß ein Druckfehler vorliegt, deren viele sich in der Arbeit befinden.

<sup>3)</sup> Muß wohl ebenfalls ziqar heißen; vgl. Anm. 2. — Die Tabakpflanze hieß mex. mai und kutz. Stahl, G., „Zur Frage des Ursprungs des Tabakrauchens“, (A.) a. a. O. Vgl. Handbook of American Indians North of Mexico. Washington 1910. P. II. S. 768. Desgl. Léon Douay, „Affinités lexicologiques du Haïtien et du Maya“. (J. A. C.) 10. Sess. Stockholm 1894, (1897), S. 196 u. f.

<sup>4)</sup> Pokomgruppe: Pokonchi (die Sprache der südlichen Alta Verapaz). Pokomam (die Pokonchi redenden Dörfer vom Rio Grande südwärts bis an die Grenze von Salvador). K'e'kchi (Desgl.) Pokonchi und Pokomam haben nur geringfügige Unterschiede; es sind Mundarten einer Sprache. Otto Stoll a. a. O., Vorwort, S. 1. — Si'c heißt auch Eidechse; Otto Stoll a. a. O., S. 188. Sic'a-m = rauchen (Pokomam); si'qu-ej (verb) rauchen.

<sup>5)</sup> In ( ) Klammern angeführte Zitate nach W. Lehmann in Richters Arbeit, a. a. O. S. 302f.

<sup>6)</sup> „Die Sprache der Ixil-Indianer. Ein Beitrag zur Ethnologie und Linguistik der Maya-Völker“. Leipzig 1887, S. 49. Vgl. Ebenda S. 99: Die heutigen Cakchi-



Aus dem Vorigen geht also hervor, daß aus *ciq-sigan-cicar*; vielleicht auch *si'è-b-al* (*sic'al*), sich span. *cigarro* unmittelbar ableiten läßt. Die Herkunft des Wortes aus den Mayasprachen und die ursprüngliche Form *zicar* ist übrigens auch schon vorher bekannt gewesen. Besonders zu nennen ist hier Walter Krickeberg, dessen Autorität von allen Forschern anerkannt ist, in seiner vorzüglichen Darstellung „Amerika“ in Buschans *Völkerkunde*<sup>1)</sup>.

#### IV.

Trotz der Ableitung des Wortes *Zigarre* aus dem zentralamerikanischen Sprachschatz besteht noch immer große Unklarheit bezüglich der ersten Einführung dieses Wortes in Europa. Zweifellos ist dieser Ausdruck hier erst spät in der Literatur zu finden. Vielleicht hängt diese Tatsache damit zusammen, daß das Zigarrenrauchen in Europa erst in verhältnismäßig späterer Zeit allgemeinere Verbreitung fand. (Im spanischen Amerika lag ja kein Bedarf vor, weil man das Wort *Tabaco* hatte.) Allerdings muß hierbei in Betracht gezogen werden, daß bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts aus Amerika heimkehrende Seeleute Tabakrollen rauchten und daß am Anfang des 17. Jahrhunderts die *Zigarre* bei den Spaniern schon allgemeiner wurde<sup>2)</sup>. Bezüglich der Anfänge dieser Sitte in Europa sind zurzeit auch noch nicht alle Fragen restlos geklärt. Da ich hierüber im Schweizer Archiv für Volkskunde<sup>3)</sup> weiteres angeführt habe, brauche ich mich an dieser Stelle nicht weiter darüber auszulassen und so darf wohl der Hinweis auf jene Arbeit genügen. Ob wir nun die oben erwähnte Rauchrolle de Lobels als

queles . . . „wenn sie den nationalen Gegensatz zwischen sich und den Weißen bezeichnen wollen, so brauchen sie andere Ausdrücke, z. B. *beyom*, reich (*qui-si' qui-bal beyoma*, der Rauchapparat der Reichen, d. h. die Tabakspfeife, im Gegensatz zur indianischen *Zigarre*, *qui-vuarabal beyoma*, das Bett der Reichen, im Gegensatz zum indianischen Rohrgestell“. — Ders. Ebenda, S. 140 nennt *Tabak* in *Aguacateca* = *si'ch*; in *Mame* = *sii'c*; in *Jacalteca* = *sii'c* und in *Chuje* = *sii'c*.

<sup>1)</sup> „*Ci* ist“, nach Eduard Seler, Ges. Abhandl. Nr. 8, S. 547, „die *Magueypflanze* und wird auch zur Bezeichnung des daraus bereiteten *Pulque*, wie jedes anderen berauschenden Getränkes, verwendet“. (Maya) „*Cib* dürfte dann mit dem Instrumentalsuffix gebildet sein und „was zu dem Weine dient“ bedeuten, also entweder den Honig oder, richtiger vielleicht, die narkotische Wurzel, die dem gährenden Getränk zugesetzt wurde“. — Die Wurzel *ci*, *cii* bedeutet „gut schmecken“, „gut riechen“. *Pii*, *chii* heißt „gedreht werden“; *Quij* = Rohr. Nach Eduard Seler, Ges. Abhandl. Bd. I. S. 490; S. 545.

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 180. — Auch Karl Weule, „Leitfaden der Völkerkunde“, a. a. O. S. 48 und Adolf Heilborn, „Tabakrauchen und verwandte Genüsse bei den Naturvölkern“, Das Tabakskollegium, Jahrg. 1924, H. 4, S. 20, nennen das Wort *zicar*. — Nach Lothar Becker, Fabr. des Tab., a. a. O. S. 64, ist das Wort *Cigarro* überhaupt kein amerikanisches, schon deshalb nicht, „weil die Spanier vorzüglich die Cigaretten, (die fast sämtlich eine Papierhülle haben), nicht aber diejenigen Rollen, welche der Deutsche etc. *Cigarre* (das ist die *Puro* der Spanier, die *Charuto* der Portugiesen) nennt, mit letztem Namen belegt und Amerikas Eingeborene von Papier zu diesem Zwecke, so viel bekannt, keinen Gebrauch machten.“ Obgleich die Tatsachen, die Becker hier anführt, stimmen, sind doch seine Schlußfolgerungen keineswegs beweiskräftig. — In meiner Arbeit „Tabakrauchen in Südamerika“ (21. Int. Am. Kongreß, Bd. I, S. 317, Anm. 3) ist mir ein verhängnisvoller Irrtum unterlaufen, indem ich das Wort „*cigare*“ für die Rauchrolle als haitisch angab. Richter (a. a. O.) hat diesen Irrtum, der leider in meine Arbeit „Der Tabak im Leben südamerikanischer Völker“ (Z. f. E. a. a. O.) mit hinübergekommen ist, aufgedeckt. Hierfür bin ich ihr zu Dank verpflichtet. Daß in Westindien die Rauchrolle „*tabaco*“ hieß, habe ich in beiden Arbeiten gesagt.

<sup>2)</sup> Blondel, a. a. O., S. 145. Nach Tiedemann, a. a. O., S. 144, und anderen Autoren sollen in San Yago im Jahre 1692 fünf Mönche eingemauert worden sein, weil sie zur Nachtzeit während des Gottesdienstes auf dem Chor *Zigarren* geraucht hätten. Tiedemann gibt leider keine Quelle an.

<sup>3)</sup> Stahl, Günther „Die Einführung des Tabaks und der *Zigarre* in Europa“. Bd. 27. 1926. S. 145ff. — Vgl. oben Kapitel II.

Zigarre bezeichnen dürfen oder nicht, auf jeden Fall besteht die merkwürdige Tatsache, daß ihr Gebrauch bald wieder abgekommen ist. Wir haben bisher keine Anhaltspunkte in der Literatur gefunden, die auf das allgemeine Bestehen der Sitte des Rauchens jener Rollen in fraglicher Zeit hinweisen. Der Tabak wurde bekanntlich nach seiner Einführung in Europa eine Zeitlang hauptsächlich nur als Zier- und Heilpflanze verwendet. In einem früheren Artikel sprach ich die Vermutung aus, daß die zuerst entdeckte indianische Rauchrolle (Zigarre) wegen ihrer komplizierten Herstellungsart eine allgemeine Verbreitung damals noch nicht finden konnte (fabrikationsmäßig wurden solche noch nicht hergestellt) und daß erst die bei mweiteren Vordringen in die Neue Welt bekannt gewordene, in den nördlicheren Gebieten zur Anwendung kommende und weit bequemer zu handhabende Tabakpfeife wegen ihrer leichteren Handhabung ein schnelleres Aufkommen des Rauchens ermöglichte. Hiermit erklärte ich zugleich, warum in der ersten Zeit nach der Einführung der Sitte des Rauchens in Europa allenthalben das Pfeifenrauchen dominierte<sup>1)</sup>. Diese Anschauung wurde dann etwas später ebenfalls von Alfred Boenicke<sup>2)</sup> ausgesprochen, wenn er sagt: „war es doch [das Pfeiferauchen] auch die einfachste und bequemste Art des Rauchens. Die Keramik konnte mit Leichtigkeit nach den indianischen Vorbildern Pfeifen herstellen. In diese wurde der zerschnittene Tabak gefüllt und ohne weitere Vorbereitungen konnte das Rauchen beginnen. Keine neue Technik, keine neue Industrie war notwendig“.

Trotzdem wird es nicht recht verständlich, warum das Mayawort erst so spät in der Literatur auftaucht. Die ersten Spanier haben in Mexiko und Jucatan doch sehr früh rauchende Indianer gesehen. Cortez' Caplan Francisco Lopez de Gomara<sup>3)</sup> berichtete schon, daß in Mexiko entweder aus zusammengerollten Blättern oder aus schön verzierten Schilfrohren geraucht wurde. Über letztere (Cannutos de humo) hat als einer der ersten auch der Franziskaner Mönch Bernardino de Sahagun<sup>4)</sup>, der im Jahre 1529 nach Mexiko kam, ausführlich berichtet. Auch Thevet bildet bereits 1558 einen Indianer mit Zigarre ab<sup>5)</sup>. Diese Rauchrollen hat auch De Bry 1593 abgebildet<sup>6)</sup>. Aber bei keinem kommt das Wort Zigarre in irgendeiner Form vor. Ferner muß nochmals hervorgehoben werden, daß die Spanier anfänglich das Wort cigarro für die Zigarre überhaupt nicht gebrauchten und später in den Kolonien mit diesem Wort eine ganz andere Rauchform bezeichneten als es heutzutage bei uns der Fall ist. Zigarren in unserem Sinne hießen Puros oder Tabacos. „Chupar un tabaco“ heißt

<sup>1)</sup> Stahl, Günther, „Vom Rauchen — eine kulturhistorische Rückschau“, Berliner Tabakpost, 1927, Nr. 23, S. 353 ff. — Es ist sehr gut möglich, daß die Zigarrenspitze später den Übergang von der Pfeife zur Zigarre erleichtert hat. Ernst Freiherr von Bibra, „Die narkotischen Genußmittel und der Mensch“, Nürnberg 1855, S. 342, sagt: „Man trennte sich so schwer vom alten Stummelkopf“ (Pfeife), „mit welchem man gewissermaßen groß gezogen, zum Manne geworden war, und die Cigarrenspitze macht hier eine sanfte Vermittlerin. Sie ist immer noch eine halbe Pfeife, von der kleinen bescheidenen Gutta-Percha-Spitze an, welche an den Ende- und Hauptpunkt eines gewissen unennbaren Instrumentes erinnert, bis zu der mächtigen oft schuhlangen Meerschaaumspitze mit kunstreichem Schnitzwerk, welche man in einer eigenen Kapsel mit sich schleppt.“ — Zigarrenspitzen wurden schon früh verwendet. Im Jahre 1748 fabrizierte in Berlin ein gewisser H. Müller Zigarrenspitzen als Mundstück für Zigarren (Feldhaus, a. a. O., Kartei).

<sup>2)</sup> „50 Jahre Otto Boenicke“, Berlin 1929. Festschrift S. 20.

<sup>3)</sup> Vgl. oben und Note zum Text.

<sup>4)</sup> Vgl. oben.

<sup>5)</sup> Thevet, A., „Les Singularités de la France antarctique, autrement nommé Amérique“, Paris 1558, S. 107.

<sup>6)</sup> 3. Buch, S. 220.



[einen Tabak] eine Zigarre rauchen<sup>1)</sup>. Die Tabacos bestanden nur aus Tabak. Bei den kleineren Cigarros hingegen bestand das Deckblatt oder besser die Hülle (Hülse) aus feinem Papier oder aus Stroh. Daher wurden sie auch Papelitos, Pitillos<sup>2)</sup> oder Cigarillo de papel genannt.

John L. Stephens<sup>3)</sup> schreibt: „I am sorry to say that generally the ladies of Central America, not exepcting Guatimala, smoke, married ladies puros, or all tobacco, and unmarried cigars, or tobacco wrapped in paper or straw.“ Die cigars (cigarros) hatten also mit unserer heutigen Zigarette bei weitem mehr Ähnlichkeit als mit der Zigarre. Die Papier- oder Strohhülle wurde wie bei der heutigen Zigarette gradlinig um die Tabakeinlage herumgelegt. Wir finden auch das Quantenverhältnis der beiden Konsumartikel unserem heutigen adäquat; die Größe der hergestellten Zigarettenmenge übertrifft diejenige der Zigarren bei weitem. In der großen Fabrik zu Oaxana wurden damals jährlich fünf Millionen Pakete Papierzigarren (Cigarros-Zigaretten jedes zu dreißig Stück und nur sechzig Tausend Pakete Puros (Zigarren), zu sieben Stück angefertigt<sup>4)</sup>. Joseph Och, der 1756 in Mexiko war, beschreibt die „fingerlangen papiernen Tabakspfeifen, Zigarros genannt. Die Papierchen sind einen Querfinger breit, in diese wird zerriebener Rauch-Tabak gestreut, zusammengerollt, und Paquetweise verkauft<sup>5)</sup>“. Auch auf Luzon-Manila wurde nach Kotzebues Beschreibung aus dem Jahre 1821 viel geraucht. „Tabakrauchen geschieht nirgends so häufig“, so sagt er, „als auf der Insel Luconia, denn die Kinder, welche noch nicht gehen können, schmauchen bereits ihren Cigarro“. Kotzebue spricht dann von kleinen Cigarros und von solchen, die „einen Fuß lang und verhältnismäßig dick sind. Die großen Cigarros werden hier Weiber-Cigarros genannt<sup>6)</sup>“.

Andere Bezeichnungen für Cigarro-Zigarette (Papelitos) waren u. a. Cigarritos<sup>7)</sup> und Sigarito<sup>8)</sup>.

<sup>1)</sup> Charlevoix, P. F. X., „Histoire de l'Isle Espagnole ou de S. Domingue“. Paris, 1730—1731, T. I. S. 41. — Blondel, a. a. O., S. 145. S. 162. Vgl. Blismon, A. G., „Tabaciana, Recueil intéressant dédié aux Tabacomanes et aux antagonistes du Cigare, de la Pipe et de la Tabatière“. Paris (ca. 1850), S. 130. — Hellwald, „Die Erde und ihre Völker“ a. a. O., S. 283.

<sup>2)</sup> Lothar Becker, „Zur Ethnologie der Tabakspfeife“, Natur, Jhg. 31, 1882, S. 247, S. 278, sagt, daß Pitillo Pfeifchen bedeutet.

<sup>3)</sup> „Incidents of travel in Central America, Chiapas and Yucatan“. Vol. 1. London 1841, S. 256.

<sup>4)</sup> Tiedemann, Fr., a. a. O., S. 24.

<sup>5)</sup> Och, Joseph, in „Nachrichten von verschiedenen Ländern des Spanischen Amerika“, herausg. von Christian Gottlieb von Murr, Bd. 1, Halle 1809, S. 64f.

<sup>6)</sup> Kotzebue, Otto von, „Entdeckungsreisen in die Südsee und nach der Beringstraße“ usw. Bd. 2, Weimar, 1821, S. 139. — Vgl. Wagner, L. von, a. a. O. S. 372. 374. Cigare de dames waren keineswegs Damenzigarren, sondern Zigaretten.

<sup>7)</sup> Nemnich, Phil. And. a. a. O., S. 8f. „In Havana und anderen spanisch-amerikanischen Gegenden hört man die Papier-Cigarren zuweilen diminutive, und wahrscheinlich aus Verachtung, Cigarritos nennen“. Aus Cigarritos hat sich zweifellos Zigarette entwickelt. „Sie bestehen darin, daß man eine Einlage von geschnittenem Tabak in Papier aufrollt“. [Also gradlinig] . . . „Die Industrie hat kleine Taschenbücher mit Cigarren-Papier hervorgebracht; diese enthalten einige hundert für Cigarren geschnittene Blätter. Der Cigarrist führt das kleine Buch bei sich und reißt, wenn er rauchen will, ein Blatt heraus, worein er seine Einlage wickelt“ (Nemnich, a. a. O., S. 9). — Der Ausdruck Papelitos kommt schon im Jahre 1635 bei dem Jesuiten Nieremberg in seiner „Historia naturae“ vor. Feinhals, Rotarier-Vortrag, a. a. O., S. 16. — Mansfeldt, Jul., „Meine Reise nach Brasilien im Jahre 1826“, T. I. Magdeburg 1828, S. 131, schreibt: „am beliebtesten sind die Cygaros, welche aus, mit Papier umwickelten, Tabak bestehen“.

<sup>8)</sup> Casanova lernte die Zigarette 1767 in Spanien kennen. „Der gute Mann rauchte nachlässig seinen Sigarito von brasilianischem Tabak in einem zusammengerollten Stückchen Papier und stieß mit würdevoller Miene dicke Rauchwolken aus.“ Casanova, Giacomo. Memoire, VI, 328. Feinhals, a. a. O., S. 16. Die Be-

Es soll im folgenden versucht werden, das Vorkommen des Wortes cigarro (oder ähnl. für Zigarre und Zigarette ohne Rücksicht auf die Art der darauf bezüglichen Sache) in der Literatur der Zeit, in der diese noch nicht allgemein bekannt waren, zu belegen, wobei auf Vollständigkeit kein Anspruch erhoben werden soll.

Die Belege aus den Jahren 1700, 1721 und 1723 und das Vorkommen im Maya und Malayischen wurden bereits oben gegeben. Lothar Becker, der sich große aber vergebliche Mühe gab, den vorkolumbischen Bestand der Sitte des Tabakrauchens in der alten Welt zu beweisen, sagt, daß das Wort Cigarro schon vor 1676 üblich war „denn in einem in diesem Jahre zu Antwerpen erschienenen span.-franz.-lateinischen Lexikon wird Cigarro durch „fingerdicke Rollen aus Tabaksblättern, die man statt der Pfeife raucht (Tab. folia in tubum convoluta<sup>1)</sup>“ erklärt. Dieses wäre dann die bisher früheste Belegstelle für das Vorkommen des Wortes cigarro. Im „New English Dictionary“ vom Jahre 1735 heißt es: „Seegars sind Tabaksblätter, die so zusammengerollt sind, daß sie sowohl zur Pfeife wie auch allein brauchbar sind“<sup>2)</sup>. I. Cockburn<sup>3)</sup> erzählt 1735 von drei Mönchen auf Nicaragua folgendes: „These gentlemen gave us some Seegars to smoke. These are leaves of tobacco rolled up in such manner that they serve both for a pipe and tobacco itself; they known no other way [of smoking] here, for there is no such thing as a tobacco-pipe throughout New-Spain“. Nach Hübner, Geographie, 5. Aufl. 1745, liefert Cuba schönen Tabak, den die Spanier Cigarros nennen und ohne Pfeife rauchen. Im großen vollst. Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste usw. (Zedler, Bd. 62, 1749, Sp. 680) wird gesagt: „Zigar, ein altes deutsches Wort, bedeutet so viel, als eine Zusammensetzung mancherlei Sachen, und scheint, nach einiger Vorgeben, von dem Französischen Worte guarent oder Guarenter herzuleiten sein.“

Auf die Sigarito vom Jahre 1767 (brasilianischer Tabak in einem zusammengerollten Stückchen Papier) bei Casanova wurde bereits hingewiesen. Bei W. Dalrymple (Trav. Sp. & Port. XVII, nach Murray a. a. O. S. 415) heißt es 1777: „The marquis took out of his pocket a little bit of tobacco, rolled it up in a piece of paper, making a cigar of it.“ Thomas Pennant, Journey to Snowden 1778 (Tour in Wales, II, 1781) sagt: „pipes were not then invented [in England], so they used the twisted leaves, or segars<sup>4)</sup>“. 1784 beschreibt Dobritzhoffer die Zigarros [Zigaretten] in Paraguay. Das Wort segars kommt ferner in der ersten amerikanischen

schreibung deutet fraglos auf eine Art Zigarette hin. Man könnte diese Form als einen Übergang zur heutigen Zigarette bezeichnen. Die moderne Zigarette, mit mazedonischen Tabaken, ist erst im 19. Jahrhundert geboren. 1862 gründete der russische Zigarettenfabrikant Joseph Hupmann in Dresden unter der Firma Laferme eine Filiale des Petersburger Stammhauses. Von da an datiert der Siegeslauf der europäischen Zigarette über die indianischen Rauchformen: Zigarre und Pfeife. Bormann, K., a. a. O., S. 3. — Stahl, G., „Historisches vom Tabakrauchen“, Vortrag, geh. a. d. ordentl. Mitgliedervers. des Verb. d. Handelsvertreter für Tabakerzeugnisse E. V. (V. H. T.), Tagungsbericht 1930, S. 68—77.

<sup>1)</sup> Becker, Lothar, Die Fabr. d. Tab. a. a. O., S. 64. Ohne genaue Quellenangabe.

<sup>2)</sup> Diese und einige der folgenden Angaben verdanke ich dem in einer persönlichen Unterredung gegebenen Hinweis von Herrn Feldhaus jr. im Forschungsinstitut für Quellenforschungen zur Geschichte der Technik und Industrie, in Neutempelhof. Vgl. Feldhaus, F. M., „Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker. Ein Handbuch für Archäologen und Historiker“ usw. Leipzig und Berlin, 1914, Sp. 1364ff. — Hier wird das Wort Seegars in unserem modernen Sinne für die Zigarre gebraucht. Noch Nennich (vgl. S. 65 f. u. Anm. 2; S. 65) verwendet das Wort Cigarro für die Zigarette.

<sup>3)</sup> Zit Laufer, B., Introduction usw. a. a. O., S. 46. — Cockburn, J., Journ. over Land, 139. Zit. Nach Murray a. a. O., S. 415.

<sup>4)</sup> Arber, Edward, a. a. O. — Murray, a. a. O., S. 415.



Polizeiverordnung vom Jahre 1785 gegen das Zigarrenrauchen vor. Diese ist erschienen in Newburyport in Massachusetts, „wo wahrscheinlich sehr viel geraucht wurde, da der dortige Haupthandelsgegenstand, getrocknete Fische, nach den katholischen Inseln Westindiens als Fastenspeise ging und Zigarren zurückgebracht wurden<sup>1)</sup>“. In Schmidlin's Wörterbuch [um 1780] steht: „Cigarros, so heißt eine Art Tabak, die an einigen Orten auf der Insel Cuba gebaut wird<sup>2)</sup>“. 1787 (Colman, *Man of Business* IV, nach Murray a. a. O.): „Many a Sagar have little Goldy and I smoaked to-gother“. Im Jahre 1788 schreibt I. S. Halle: „Der Cigarros von Cuba wird ohne Pfeifen geraucht, indem man seine ungesponnenen Blätter wie eine Tüte zusammenrollt und an der Spitze zum Rauchen anzündet<sup>3)</sup>“. Der Herausgeber von La Perouses Reisen erklärt die Bedeutung des Wortes Segar, bei Erwähnung der Philippinen im Jahre 1788. Das Journal von Belknap registriert unter dem 25. August 1792: „Eine Kiste ausgeglichener Havanna-Zigarren von Charleston nach Boston gesandt<sup>4)</sup>“. Von Plant werden die Zigarren auf den Philippinen „Schirotos in Amerika Cigarros genannt“ (Polynesian, 1793). In Kants „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ aus dem Jahre 1798 erscheint das Wort Zigarro ebenfalls. Im Verfolg seiner Ausführungen über die Subjektivität äußerer Sinnesempfindungen kommt der Königsberger Philosoph auch auf den Tabak zu sprechen; „es sei ihn zu schnupfen (oder auch im Munde zwischen der Backe und den Gaumen zur Reizung des Speichels zu legen) oder auch ihn durch Pfeifenröhre, wie selbst das Spanische Frauenzimmer in Lima durch einen angezündeten Zigarro zu rauchen<sup>5)</sup>“. Am 12. August 1801 erschien im „New-York Spectator“ eine Annonce der Firma Bement & Gale, die „Spanish Segars“ anpreist. In dem im Jahre 1801 erschienenem Buch von Jacob Rambach, „Versuch einer physisch-medizinischen Beschreibung von Hamburg“ S. 166, bemerkt der Verfasser, daß das in Abnahme gekommene Tabakrauchen durch die Zigarros wieder mehr zunehme. „Diese bestehen aus einem zusammengerollten Tobaks Blatte, und werden in den Mund genommen, oder durch eine kurze Röhre geraucht. Die besten sind die aus der Havannah, welche einen äußerst angenehmen Geruch haben, aber sehr stark sind<sup>6)</sup>“. Nach J. Chr. Gotthard [1802] wurde in Amerika viel geraucht „und zwar in der Regel nicht aus Pfeifen, sondern aus kleinen runden Stängelchen von Tabaksblättern, welche Cigarros heißen<sup>7)</sup>“. Großherzog Joachim-Heinrich erließ im Jahre 1807 eine Verordnung, in welcher das Rauchen der Cigaros auf öffentlichen Straßen und an feuergefährlichen Orten verboten wurde<sup>8)</sup>. Aus E. T. A. Hoffmanns „Ritter Gluck“ geht

<sup>1)</sup> In dieser Polizeiverordnung heißt es: „Beschlossen und angeordnet: Jede Person, die Pfeife oder Zigarren (segars) rauchend auf den Straßen, Plätzen, Alleen, Werften besagter Stadt Newburyport befunden werden, verfallen einer Strafe von 2 Schillingen für jeden Fall der zur Kenntnis gebracht wird“. Feldhaus, a. a. O.

<sup>2)</sup> Hier wird (vgl. Anm. 2; S. 78) das Wort als Tabaksorte benutzt. Zit. Nemnich, a. a. O. S. 22.

<sup>3)</sup> Halle, I. S. In „Schauplatz der Künste und Handwerke“, Bd. 16; Die Tabakmanufaktur, Berlin 1788. S. 3, 85, 91.

<sup>4)</sup> Feldhaus F. M., a. a. O., Zit. Münchener Neueste Nachrichten, Nr. 413, vom 5. September 1911.

<sup>5)</sup> Kant, Immanuel, „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“. Königsberg, 1798, S. 56—57.

<sup>6)</sup> Nathausen, W. „Aus Hamburgs alten Tagen“. Hamburg 1894, S. 36.

<sup>7)</sup> Gotthard, J. Chr. „Die Cultur, Fabrikatur und Benutzung des Tabaks“. Weimar 1802, S. 322.

<sup>8)</sup> Boerner, August, „Kölner Tabakhandel und Tabakgewerbe. 1628—1910“. Essen-Ruhr, 1912, S. 37. — Lipowsky, F. J., „Des Ferdinand Maria Lebens- und Regierungsgeschichte“. München 1831, S. 198. Rauchverbot wegen Brandgefahr. 30. September 1656. — Freyberg, Max Freiherr von, „Pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten

hervor, daß um 1807 in den Zelten in Berlin von den Elegants Cigarros geraucht wurden.

Im Hamburger Adreßbuch vom Jahre 1808 befindet sich zum ersten Male der Ausdruck Zigarrenfabrik<sup>1)</sup>. Der in Hamburg im Jahre 1808 erschienene „Der Ausruf in Hamburg“ von Professor Suhr, bringt das Bild eines Straßenhändlers, der mit Zigarren handelt<sup>2)</sup>. In dem Journal „Hamburg und Altona“<sup>3)</sup> steht folgende interessante Stelle: „Modisch und schmutzig, ekelhaft und gewissermaßen gefährlich ist die Mode unserer jungen Herren, mit brennenden Zigarren im Munde in Zimmern, auf Promenaden, kurz überall sich zu produzieren. Ich weiß sehr gut, daß die Sitte des übermäßigen gewohnheitlichen modischen Zigarren-Schmauchens schon oft und von mehreren vor mir ernstlich, aber leider ohne Erfolg gerügt ist. Ich weiß es, aber es kann nicht oft genug gerügt werden“. Aus dem Jahre 1809 liegt der Bericht vor von Y. Och über die Zigarros im Spanischen Amerika, die er im Jahre 1756 dort kennen lernte<sup>4)</sup>. Cigarro heißt es 1813 bei Campe. Am 29. Juli 1814 erschien in Hamburg eine Veröffentlichung, die am 18. August 1818 wiederholt wurde, folgenden Inhalts: „Es ist verboten, daß die Zigarren-Händler im Jungfernstieg Zigarros ausbieten, vielweniger, daß sie brennende Lunten haben, und dadurch das Rauchen der Zigarros auf der Promenade befördern“<sup>5)</sup>. Alexander von Humboldt beschreibt im Jahre 1815 eine lustige Flußbadeszene, bei der Cigarren geraucht wurden<sup>6)</sup>. Der österreichische Verschleißtarif vom Jahre 1818 nennt sie „zigari“. Ein Hamburger Polizeibefehl vom November 1821 verbietet das Anzünden von Zigarren beim Fortgehen aus dem Theater, auf der Galerie und im Parterre<sup>7)</sup>. Heinsius nennt sie 1822 Cigarren (Weigand a. a. O.).

Einen interessanten Beitrag über die Einbürgerung des Wortes Zigarre bietet, wie die Wiener Zeitschrift „Urania“ zuerst feststellte<sup>8)</sup>, das

Maximilian I.“. Bd. 2. Leipzig 1836, S. 449. Tabak Trinken ein Frevel gegen die Feuerpolizei.

<sup>1)</sup> Unter dem Stichwort Schlottmann, S. 287. Nathausen, W. a. a. O., S. 35, Anm. 1.

<sup>2)</sup> Nemnich, a. a. O., S. 6. Vgl. Schranka, Ed. Maria, „Tabak-Anekdoten. Ein historisches Braunbuch“. Herausg. von Jos. Feinhals, Köln 1914, S. 265, (Abb.). Erklärung S. 301 Anm.. Original im Bes. von Feldhaus, a. a. O.

<sup>3)</sup> IV. Jhg. 3. Bd. S. 121. Zit. Nathausen, a. a. O., S. 36.

<sup>4)</sup> Och, P. Joseph, in „Nachrichten von verschiedenen Ländern des Spanischen Amerika“, Herausg. von Christian Gottl. von Murr. I, Halle 1809, S. 64.

<sup>5)</sup> Anderson, Christian Daniel, Sammlung der Verordnungen der freien Hanse-Stadt Hamburg, usw. Bd. I. S. 178. LXXXVIII u. Bd. V., S. 291, LXXIII, cit. Nathausen, a. a. O., S. 37 u. Anm. 1.

<sup>6)</sup> Humboldt, Al. von, „Reise in die Äquinoctial-Gegenden des neuen Continents.“ Bd. I. Stuttgart u. Tübingen, 1815, S. 477.

<sup>7)</sup> Anderson, a. a. O., Bd. VII, S. 160, LXIII, Zit. Nathausen, a. a. O., S. 37.

<sup>8)</sup> „Münchener Neueste Nachrichten“, 5. Sept. 1911, Nr. 413. Vgl. Feldhaus, F. M., a. a. O. Desgl. Kartei Feldhaus. — Gute Aufklärung über verschiedene Formen des Wortes Zigarre geben Feinhals-Schranka, „Tabakanekdoten“, a. a. O. Darin finden wir:

Abb. S. 53. „Napoleon Segars“, Cigarrenpackung, erste Hälfte 19. Jahrhunderts.

Abb. S. 85. „Fabrica de Cigarros y Tabacos“, Cigarrenpackung um 1850.

Abb. S. 91. „Tabak Snui & Sigaren“, erste Hälfte 19. Jahrhunderts.

Abb. S. 118. „Tabak Snui u. Cigaren“, Anfang 19. Jahrhunderts.

Abb. S. 120. „Tabak Snui en Sigaaren“, erste Hälfte 19. Jahrhunderts.

Abb. S. 121. „Tabak, Snui, Sigaren, erste Hälfte 19. Jahrhunderts.

Abb. S. 142. „Zigaro mit avec du feu“, um 1830.

Abb. S. 148. „Cigarren“, 19. Jahrhundert.

Abb. S. 161. „Cigaren“, alte holländische Cigarrentüte.

Abb. S. 187. „Tabak Snui en Sigaaren“, 19. Jahrhundert.

Abb. S. 188. „Tabak Snui en Sigaren“, um 1830.

Abb. S. 243. „Cigars“, 1827.



Konversationslexikon von Brockhaus. Im Neudruck der ersten Ausgabe dieses Werkes, der im Verlag des „Kunst- und Industrie-Comtoir“ 1809 erschien, fehlt das Stichwort Zigarre. Dieses taucht zum ersten Male unter C im ersten Supplementband dieser Ausgabe auf, allerdings nur als Hinweis auf den Artikel „Tabak“ im Hauptwerk. Es heißt dort: „Einer besonderen Art des Tabakrauchens muß hier noch Erwähnung getan werden nämlich die Cigarros: es sind dies Blätter, die man zu fingerdicken hohlen Zylindern zusammenrollt und dann, an dem einen Ende angezündet, mit dem anderen in den Mund genommen und so geraucht werden. Diese Art, deren man sich statt der Pfeifen im Spanischen Amerika bedient fängt an, auch in unseren Gegenden sehr gemein zu werden; ob aber dadurch den Rauchern der Geschmack veredelt oder verbessert werde, ist wohl nicht gut zu bestimmen, eben weil es Sache des Geschmackes ist“. In der zweiten bzw. dritten Auflage des Lexikons (1815—1817) fehlt das Stichwort wieder und auch im Artikel „Tabak“ findet es sich nicht. Erst im Band 2 der 5. Auflage vom Jahre 1822, hat das Wort als „Cigarro“ Beachtung und der Gegenstand eine Beschreibung gefunden. Die nächsten Auflagen brachten nichts wesentlich Neues; in der 8. Auflage vom Jahre 1833 werden dann noch die Ausdrücke „Cigales“ und „Segarres“ neben „Cigarren“ angegeben. In der 10. Auflage von 1852 werden dann schließlich auch die „Cigarettas“ oder „Cigaritos“ erwähnt, die spanischen Papierzigarren, über die bereits gesprochen wurde.

Aus der im vorigen niedergelegten Aufstellung geht hervor, daß man von 1700—1800 (und sogar zwei Jahrzehnte später) noch eine sehr unklare Vorstellung von dem Gegenstand Zigarre hatte. Das Wort Cigarro oder ähnlich<sup>1)</sup> wurde für den havaneser Puro (Tabaco) sowohl als auch für die Zigarette (Cigarro) angewendet. Schließlich werden in der 10. Auflage von Brockhaus Konversationslexikon die spanischen Papierzigarren, also die eigentlichen Cigarros, Cigarettas oder Cigaritos genannt. Auch hier macht sich wiederum das Fehlen einer genauen Begriffsbestimmung bemerkbar, was zur Folge hat, daß Zigarre und Zigarette nicht auseinander gehalten und deshalb häufig irrtümlicherweise mit ein und demselben Wort bezeichnet werden. Auch in der Encyclopaedia Britannica hat sich, wie wir sahen, der Begriff cigar in den späteren Ausgaben gewandelt.

Das verhältnismäßig so späte Auftauchen des Wortes Zigarre in Europa hängt wohl damit zusammen, daß der Gegenstand, den es bezeichnet, eine allgemeinere Verbreitung erst in letzter Zeit gefunden hat. Vorher, als diese Rauchform nur vereinzelt vorkam, lag keine Veranlassung vor, ein besonderes Wort dafür zu prägen. Obgleich diese Vermutung keineswegs befriedigt, scheint auch die Tatsache dafür zu sprechen, daß erst mit dem Einsetzen einer fabrikmäßigen Herstellung von Zigarren resp. Zigaretten die heute üblichen Bezeichnungen zur Anwendung kamen. Dies würde wieder erklären, warum vor dieser Zeit in der gesamten Literatur von diesen Worten so wenig zu finden ist.

<sup>1)</sup> Murray, James, A. H., a. a. O., S. 415, gibt als Ableitungen von cigarra folgende an: „Cigar, segar, seegar, cegar, seguar (sagar), segar, cigarre, cigar.“ — Nach Heyne, Moritz, „Deutsches Wörterbuch“, Bd. 1, 2. Aufl. Leipzig 1905, Sp. 528, ist „Cigarre Tabaksröllchen zum Rauchen, seit Anfang dieses Jhdts. in unsere Sprache eingedrungen. Zugrunde liegt ein span. Masc. cigarro gleicher Bedeutung, das ins Franz. als Masc. und aus Fem. cigare übergang, von wo aus es zu uns kam; unser Fem. faßte leicht Fuß, weil der Gedanke an Pfeife nahe lag“.

## Anhang.

## Anfänge der Zigarrenfabrikation in Deutschland.

In Deutschland wurden die ersten Zigarren im Jahre 1788<sup>1)</sup> von Hans Hinrich Schlottmann fabriziert. Bis dahin waren die seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts so beliebten importierten havaneser und spanischen Zigarren im Handel<sup>2)</sup>. Schlottmann war daher gezwungen, seine Zigarren

<sup>1)</sup> Nathausen, W., a. a. O., S. 34. — Hellwald, Fr. von, „Ethnographische Rösselsprünge“, a. a. O., S. 203 und Richter, Elise, „Zu Leo Wiener's Africa and the Discovery of America“, Anthropos, 1928, Bd. 23, H. 3—4, S. 442, geben das Jahr 1785 für Schlottmann's Gründung an. Beide Angaben sind falsch. Auch August Boerner's Behauptung a. a. O., S. 61, daß vor 1788 in Hamburg der Genuß der Zigarren nicht gebräuchlich gewesen sei, kann nicht bewiesen werden. Im Gegenteil, es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zigarren, die schon viel früher auf Cuba und in Spanien fabriziert wurden, als Importartikel nach Hamburg kamen. Deswegen hatte Schlottmann auch anfangs gegen diese eingeführten Marken schwer zu kämpfen. — Über die Anfänge der Fabrikation vgl. u. a. Landgraf, J., „Zur Geschichte und Bedeutung der deutschen Zigarren-Industrie“ usw. Berlin 1897. — Bère, F. in: „La Grande Encyclopédie“ usw. Paris o. J., T. XI, S. 371ff. — Larousse, P. M., in: „Grand Dictionnaire Universel du XIX<sup>e</sup> siècle“, T. 14, Paris 1875. Artikel Tabak S. 1357ff. — Lewinstein, a. a. O., S. 33ff.

<sup>2)</sup> Nathausen, W. a. a. O. S. 34. — Auch in Frankreich fand die Zigarre bald Eingang. Seit der Herrschaft Ludwig XIII. breitete der Rauchgenuß sich aus. „A l'avènement de Louis XVIII., le maréchal Ney, conduit à la fatale allée de l'Observatoire, demande un cigare et le fume dans un calme sublime“. Barbier, C., „Histoire du Tabac. Ses Persécutions.“ Paris 1861. 2. Edit. S. 77f. Vgl. Barthélemy, a. a. O., Notes, S. 91. Karl X. rauchte nicht, aber seine Landsleute rauchten desto mehr Pfeife, Zigarre und Zigarette. In England existierten vor 1840 keine Zigarrenfabriken (Encycl. Brit. 14. Ed. V. S. 703). In Deutschland wurden Zigarren zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch französische Heere bekannt. Hellwald, Fr. von, a. a. O., S. 203. — Volz, K. W. a. a. O., S. 274. — Über die Anfänge der spanischen Zigarrenfabrikation in Spanien wie auch in Cuba und über den Export dieser Zigarren (Importen) nach Europa ist bis jetzt kein sicheres Ergebnis zu erzielen, da absolut keine Überlieferungen hierüber existieren. Auch Nemnich (a. a. O., S. 5ff.) erwähnt schon, daß keine Literatur hierüber vorliegt. Als ältesten Beleg für Tabakkultur und Herstellung von Zigarren in Cuba nennt William Gill (Havana Cigars. A comprehensive and descriptive Account of this world-famous Industry from the earliest times to the present day usw. Havanna, Cuba. 1910, S. 10) den Europäer Demetrio Pela (Notes upon Tobacco, witten by Demetrio Pela, Anno 1541), den Freund des Häuptlings Panduka, der ihn Zigarren machen lehrte. Nach Gill (S. 12) mögen Zigarren in kleineren Mengen schon vorher von Cuba nach Spanien gekommen sein (vgl. Witte, Heinrich, „Tabak und Tabakerzeugnisse“, Leipzig 1919, S. 255), aber ein richtig organisierter Zigarrenfabrikbetrieb scheint nicht vor 1797 in Cuba bestanden zu haben. Im Jahre 1797 begann Francisco Cabañas eine Zigarrenfabrik (Gill, a. a. O., S. 14f.). (Über die Fabrikation der Importen siehe Bock, Gustavo, „Eine sachgemäße Aufklärung über echte Havana Cigarren“. Im Selbstverlag der Havana Tobacco Company, New-York u. Havanna, 1904. Der Text Deutsch und Englisch). Es läßt sich bis jetzt keine Firma namhaft machen, die vor dieser Zeit Zigarren fabriziert hat (1797). Die heutzutage in Havanna existierenden Fabriken sind alle erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet worden. Z. B. „H. de Cabañas y Carbajal“, gegr. 1843; „La Corona“, gegr. 1845; „La Española“, gegr. 1847; „La Rosa de Santiago“, gegr. 1847; „A. De Villar y Villar“, gegr. 1855 usw. (Alexander Specht, J. Stuckenberg, Patentanwälte, Hamburg I. Akten H. 9903/38 Wz. 176/04). Und doch wissen wir, daß Y. Och (a. a. O., S. 64) im Jahre 1756 eine große Fabrik besichtigt hatte, in der Zigarros (Zigaretten) hergestellt wurden. „Ich habe“, so schreibt er, „auch sonst ein nie erhörtes Handwerk zu sehen bekommen. Es nähren sich in Mexiko allein über 10000 arme Jungfern und über 5000 junge Burschen“ mit der Herstellung dieser Zigarros. Falls Och nicht übertreibt, muß der Verbrauch damals also schon ein ganz beträchtlicher gewesen sein. Da aber der Spanier in den Kolonien seit jeher seinen Puro ebenso leidenschaftlich rauchte wie seine Frau den Cigarro, so ist der Schluß erlaubt, daß auch die Puros (Zigarren im heutigen Sinne) derzeit schon fabrikmäßig hergestellt wurden, und zwar nicht nur in Mexiko, sondern auch in Cuba. Daß die Spanier schon sehr früh Zigarren rauchten, geht ferner aus dem



zunächst zu verschenken, um sie überhaupt los zu werden. Nach Nathausen<sup>1)</sup> und Nemnich<sup>2)</sup> war man gewöhnt, „solche nur als Präsent anzunehmen“. Vielleicht rührt die kuriose Bemerkung von Friedrich von Hellwald, daß „noch vor einem Jahrhundert Cigarren in Deutschland lediglich in der Form von Geschenken gebräuchlich“ waren, daher<sup>3)</sup>. Wie man sieht, eine verhängnisvolle Verallgemeinerung. Im Jahre 1796 wurde das Zigarrenrauchen in Hamburg Modesache und bald darauf ein Bedürfnis der Bevölkerung. So war der Weg zur weiteren Gründung von Zigarrenfabriken durch Schlottmann's Initiative freigelegt<sup>4)</sup>.

Ant. Lexicon 1676 hervor. Auch nach Fritz Hansen, „Von der Zigarre“, Vereinigte Tabak-Zeitungen, 1928, Nr. 9, S. 200, begann „die Blütezeit der Zigarre bei den Spaniern zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Man rauchte die Tabakblätter für sich gerollt oder auf Indianerart in ein Maisblatt gerollt.“ — Im spanischen Amerika übte auch die Geistlichkeit den Rauchgenuß sehr früh aus. In Mexiko erließ das Konzil am 27. Oktober 1589 eine Aufforderung an die Missionare, vor dem Lesen der Messe Tabak in Form von Rauch oder in irgendeiner anderen Art zu vermeiden (Ferraris, Bibliotheca canonica. Vide Moroni „Dizionario“, tom. 72, fol. 176/79. Cit. Egon Caesar Conte Corti „Die Trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens“. Berlin 1930, S. 111). Da in Mexiko seit alters her fast ausschließlich Zigarren und Zigaretten geraucht wurden, dürfen wir annehmen, daß 1589 das Zigarrenrauchen bei den Spaniern in Mexiko schon sehr verbreitet war, während man in Europa zu dieser Zeit nur sehr wenig über diese indianische Sitte wußte. Auch in Peru wurde von den europäischen Eindringlingen das Tabakrauchen bald ausgeübt. Ein am 7. Oktober 1588 in Lima erlassenes Dekret verbot den Geistlichen, Tabak in irgendeiner Form zu rauchen, zu kauen oder zu schnupfen (Corti, a. a. O.). — Die erste Nachricht in der deutschen Literatur, die Zigarren bei Weißen in Amerika erwähnt, ist enthalten bei Valentini, „Museum museum“, 1714, wo es heißt, daß in der Sammlung des Bürgermeisters Lorentz zu Leipzig Tabak zu sehen sei, der in Westindien ohne Pfeifen geraucht werde (Becker, L. a. a. O., S. 70). — Cuba, das Heimatland der Zigarre, und Spanien hatten bereits im Jahre 1717 resp. 1730 Tabakmonopole. Die Spanier führten die Tabakkultur 1580 in Cuba ein. Im Jahre 1614 bestand bereits eine Ausfuhr von Cuba nach Sevilla. Comes, O., a. a. O., S. 7. Zit. Billings, „Tobacco“, 1875, S. 41. Nach E. G. Squier, „Die Staaten von Central Amerika“ usw., Leipzig 1865, S. 127, wurde aber auch von Honduras Tabak nach Cuba exportiert, wo er dann zu „ächten Havana Cigarren“ verarbeitet wurde. — Auf eine Anfrage, wann das Wort Cigarro in dem Archiv der Firma Abraham Dürninger & Co., Herrnhut i. S., die als eine der ersten in Deutschland Zigarren importierte („Zum 150jährigen Geschäftsjubiläum der Firma Abraham Dürninger & Co., Herrnhut i. S. am 24. Oktober 1897“, S. 52. Vgl. Hammer, Herbert, „Abraham Dürninger. Ein Herrnhuter Wirtschaftsmensch des 18. Jahrhunderts“, Berlin 1925), zum ersten Male vorkomme, teilte mir Herr Direktor Dinesen in liebenswürdigster Weise mit, daß der früheste Termin, in dem von Cigarros die Rede ist, „wohl ums Jahr 1800 ist. Damals mag es sich aber schon um einen handelsüblichen Ausdruck gehandelt haben, der von einer bestimmten Tabaksorte, die auf Cuba wächst, hergeleitet wurde“. (Briefliche Mitteilung an Verf. vom 17. Dezember 1929). — Importeur für Havana-Zigarren in Deutschland ist heutzutage in der Hauptsache die Havana Handels-Gesellschaft von Barsdorf, Fischer & Co., G. m. b. H. in Hamburg, deren jetzige Inhaber auf eine hundertjährige Tradition zurückblicken. — Über die neuesten Verhältnisse hinsichtlich der Ausfuhr von Rohtabak, Zigarren usw. nach Deutschland berichtet eingehend die im Juli 1928 herausgegebene Denkschrift der neugegründeten „Comision Nacional de Propaganda y Defensa del Tabaco Habano“ (= National Komitee für Propaganda und Verteidigung von Havana Zigarren). Sie enthält alles einschlägige Material an Ziffern unter Benutzung der Deutschen Reichsstatistik von 1902–1927.

<sup>1)</sup> A. a. O., S. 34.

<sup>2)</sup> A. a. O. S. 23.

<sup>3)</sup> Hellwald, Fr. von, a. a. O. S. 203, Vgl. Wagner, L. von, a. a. O. S. 371.

<sup>4)</sup> Schlottmann bekam bald Konkurrenz. Diese, in Altona domizilierenden, Firmen schickten ihre Ware nach Cuxhaven, von wo sie von dortliegenden amerikanischen Schiffen, die nach Hamburg bestimmt waren, wieder zurückgebracht wurde. Nun wurden diese Zigarren von Feinschmeckern als „importierte echte Cigarren“ zu hohen Preisen gekauft. Nathausen, a. a. O. S. 35. — Am Ende des 18. Jahrhunderts befanden sich in Altona und in Bremen schon zahlreiche Fabrikbetriebe; z. B. Peter Claassen; M. A. Kolthoff; Dissen; Wtwe. Cohen und M. F.

## Schluß.

Wenn in der vorliegenden Untersuchung bei allen fraglichen Punkten eine endgültige Stellungnahme noch nicht erreicht wurde, so liegt dieses darin begründet, daß diese Materie unter den hier zugrunde gelegten Gesichtspunkten in systematischer Weise bisher überhaupt noch nicht bearbeitet worden ist und spezielle Vorarbeiten so gut wie gar nicht vorhanden sind. Insbesondere bedürfen die vorkolumbischen zentralamerikanischen Rauchpfeifen noch einer eingehenden Spezialuntersuchung. Es müssen zu diesem Zweck neben den literarischen Quellen auch die archäologischen Funde in größerem Maße mit herangezogen werden. Nur so läßt sich die Frage, ob es sich bei den altamerikanischen Raucherdarstellungen im Codex Troano und auf den yucatekischen Reliefs um Zigarren- oder Pfeifenraucher handelt, beweiskräftig beantworten.

Über die Rauchrollen der Azteken hingegen konnte endgültige Klarheit geschaffen werden. Demnach kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß es sich hier um Zigarren (und zwar ganz bestimmter Art) handelt.

Auf jeden Fall ist es müßig, heute schon über die Entstehung der Sitte des Tabakrauchens eine Erklärung zu geben, bevor die Grundlagen nicht in allen Teilen genügend aufgeklärt sind. Bekanntlich wurde schon früher von verschiedenen Seiten die Vermutung ausgesprochen, daß das Tabakrauchen aus der Sitte des Weihräucherns und des Rauchopfers sich entwickelt habe<sup>1)</sup>. In allerletzter Zeit ist diese Auffassung mit Bezug auf

Bartsch. Neben Hamburg-Bremen gewann Köln eine, wenn auch geringere Bedeutung für die Anfänge der Zigarrenfabrikation. Diese Stadt war auch schon früh mit dem Tabak bekannt geworden. 1628 wurde bereits auf die Einfuhr von Tonpfeifen eine Akzise erhoben. Der Fürst von Jülich-Berg wandte sich im Jahre 1649 an den Rat der Stadt mit der Bitte um ein Gutachten darüber, „wie man das Trinken des Tabaks aus Pfeifen wegen der damit verbundenen Feuersgefahr und anderer Ungelegenheiten zum allgemeinen Besten ab- und einstellen könne“. (Boerner, Aug., a. a. O. S. 11.) Köln wurde seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Handelsplatz für Pfälzertabake und Rauchtabakwaren. Obgleich der Rohtabakhandel im Laufe der Zeit hier immer mehr an Bedeutung verlor, konnte die Rauch- und Schnupftabakfabrikation sich bis in unsere Zeit hinein erhalten. Die Zigarrenfabrikation konnte in Köln nicht zur Blüte gelangen (ganz im Gegenteil zur Zigarettenfabrikation, die mit der Firma Haus Neuburg an diesem Platze an erster Stelle steht), weil sich als Rohtabakmärkte für die Zigarrenfabrikation schon frühzeitig die Städte Hamburg, Bremen und Amsterdam herausgebildet hatten. (Weitere spezielle Ausführungen hierüber bei Boerner, Aug., a. a. O. S. 188f., 213; vgl. S. 61.) Der vierzigjährige Vorsprung, den die Zigarrenfabrikation dort erlangt hatte, konnte von der Stadt Köln nicht mehr eingeholt werden. (Vgl. den Vortrag des Rotariers Jos. Feinhals, a. a. O. S. 18. Mering, E. von, „Zur Geschichte der Stadt Köln a. Rhein“ 1838, S. 256). Weitere Zentren der Zigarrenproduktion entstanden in der Folge in Süddeutschland (1825 in Sachsen. E. Jaffé, S. 880. Dsgl. Wörterb. d. Volksw. S. 1028) und in Westfalen (1830. Jaffé; W. d. V. a. a. O.). Eine besondere Bedeutung erlangte Westfalen. Einer der Pioniere, die in Westfalen und zwar in Bünde die Zigarrenindustrie begründeten, war Töns Wellensiek, der in Bremen das Zigarrenmachen gelernt hatte. 1843 fing er in seinem Heimatort Ennigloh bei Bünde an, Zigarren zu fabrizieren. 1846 siedelte er nach Bünde über (vgl. Bürgermeister Dr. Moes, „Die Zigarrenstadt an der Elbe“, Sonderbeilage zum Hanoverschen Kurier am 22. Mai 1930). Über die deutsche Zigarrenindustrie vgl. Laurent, 'L'industrie du Cigare en Allemagne'. *Mémorial des manufactures de l'Etat*. Tabacs T. II. 4. Liefg. Paris 1895, S. 566 ff. Desgl. Yacubeit, Bruno, 1927, S. 1121 ff. — A. Flügel i. Handwörterb. der Staatsw. Bd. 7. S. 1194 ff. — Roscher, H., Handw. d. Kfm. Bd. V. S. 526 ff.

<sup>1)</sup> Stahl, Günther, „Zur Frage des Ursprungs des Tabakrauchens“. *Anthropos*, im Erscheinen begriffen. — Nähere Angaben dortselbst. — Vgl. Lewinstein, Gustav, „Die deutsche Tabakindustrie. Eine Skizze ihrer Entwicklung und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung“. Berlin 1897. — „In meiner Arbeit: „Der Tabak im Leben südamerikanischer Völker.“ Z. f. E. a. a. O. S. 102,



Mittelamerika wiederholt worden. Egon Caesar Conti Corti behauptet in seinem 1930 erschienenen Buch „Die trockene Trunkenheit“, daß die narkotische Wirkung der beim kultischen Feuer benutzten Tabakpflanze vermutlich in Mittelamerika zum Rauchgenuß geführt habe<sup>1)</sup>. Es muß zugegeben werden, daß diese Erklärung auf den ersten Blick etwas Bestechendes an sich hat. Und deshalb werden manche ihr auch wohl zustimmen. Aber beim näheren Studium erweist es sich doch, daß sie nicht im entferntesten auf Grund irgendwelcher Tatsachen bewiesen werden kann. Da sie aber immer wieder in der Literatur auftaucht, muß stets ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß es sich hier um ein reines Gedankenprodukt handelt, das vorläufig jeder geschichtlichen Grundlage bar ist. Vielleicht gelingt es später einmal, beweiskräftige Argumente vorzubringen; solange die vielen gewichtigen Gründe, die gegen diese Hypothese sprechen, auf die aber hier nicht weiter eingegangen werden soll, nicht gründlich beseitigt sind, kann sie, wie gesagt, nur als Hypothese gewertet werden. Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß bereits andere, allerdings ebensowenig beweisbare, Erklärungen über die Entstehung des Tabakrauchens vorliegen. Auf alle einzugehen, würde hier zu weit führen; ich will mich damit begnügen, auf Bancroft hinzuweisen. Dieser Forscher hat ebenfalls eine sehr profane Entstehungsmöglichkeit aufgezeichnet. Er sagt: „The origin of the custom [nämlich Tabakrauchen] among the Nahuas may be traced to the use of reed-grass, filled with aromatic herbs, which was lighted and given to guests that they might diffuse the perfume about them; gradually they came to puff the reeds and swallow the smoke, pretending to find therein a remedy against

führte ich u. a. hierüber aus: „daß die Sitte des Rauchens . . . bei den Naturvölkern Südamerikas neben ihrer religiösen auch eine allgemeine Bedeutung hat. Ob sie ursprünglich überhaupt das alleinige Vorrecht eines bestimmten Standes gewesen ist, wie z. B. der Priesterschaft, möchte ich dahingestellt sein lassen; entscheiden läßt sich diese Frage jedenfalls nicht, da bis jetzt absolut keine Anhaltspunkte dafür gegeben sind. Man könnte ebensogut folgern, daß die Sitte des Rauchens erst infolge ihrer allgemeinen Hochschätzung bei der Bevölkerung in den Dienst der Priesterschaft gestellt worden ist.“

<sup>1)</sup> Egon Caesar Conti Corti, „Die trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens.“ Leipzig 1930 (Insel-Verlag), S. 22f. Dort heißt es: „Der Tabak ist eine ursprünglich subtropische Pflanze, die weitaus am besten in dem von einem idealen Klima gesegneten Antillengebiet Westindiens und den weiter westlich gelegenen Landgebieten Zentralamerikas gedeiht. Auch hier haben die mit der Alten Welt gemeinsamen Naturwunder die primitive Bevölkerung zur Sonnenanbetung, zum Kult des heiligen Feuers und zu Weihrauchopfern geführt. Auch hier übten die Priester, Kaziken genannt, eine tyrannische Herrschaft, die sie mit ihrem besonders engen Verhältnis zur Gottheit begründeten; deren Verehrung war ihr Ehrenamt, das sie über alle Stammesgenossen hinaushob. Um diese heiligen Feuer zu schüren, bedienten sie sich gleichwie in der Alten Welt getrockneter Zweige und Blätter aromatischer Pflanzen, zu denen die dort vielfach in meterhohen, auffallenden Prachtexemplaren wildwachsende Tabakpflanze vornehmlich gehörte. Um das Feuer zu schüren, bliesen sie in den glühenden Zunder und mußten natürlich dabei den entstandenen Rauch einatmen. Bei der langen Übung dieser Gepflogenheit empfanden sie mit der Zeit die wohligh narkotische Wirkung des erwärmten Rauches der Tabakpflanze, die ungleich köstlichere Eigenschaften hatte als alle zu ähnlichen Kulthandlungen verwandten Kräuter der Alten Welt. Daher hat vermutlich gerade in Mittelamerika der Weihrauchdienst der Götter zum persönlichen Genuß des Rauches geführt. — So etwa mag das Rauchen als Genußmittel in uralter, nach Jahreszahlen nicht bestimmbarer Vorzeit aus Kulthandlungen der Priester im Antillengebiet und in den angrenzenden Festlandgebieten Mittelamerikas und des heutigen Mexiko entstanden sein.“ — Vgl. ebenda, S. 24: „Auch den Mayavölkern war der Weihrauch in den Kulthandlungen bekannt. Sie verwendeten dazu gleichfalls die getrockneten Blätter des dort wild wachsenden Tabaks und bliesen diesen Weihrauch aus einem pfeifenartigen Gebilde gegen die Sonne und die vier Weltgegenden.“

headache, fatigue, phlegm, sleeplessness etc.<sup>1)</sup>.“ Bancrofts Theorie hat absolut nichts mit religiösem Kult zu tun.

Was die Entstehung des Tabakrauchens bei den alten Mexikanern betrifft, so müßte vor allen Dingen erst nachgewiesen werden, daß diese „zum Kult des heiligen Feuers und zu Weihrauchopfern“<sup>2)</sup> die Blätter der wildwachsenden (?) Tabakpflanze zunächst lediglich zu dem Zwecke benutzten, um das Feuer zu unterhalten. Aber ganz unabhängig von dieser Frage glaube ich nicht, daß es heute schon entschieden ausgesprochen werden kann, das Tabakrauchen wäre in Mittelamerika oder im Antillengebiet entstanden. Hierfür haben wir schlechterdings überhaupt keine Beweise. Im Gegenteil, ich darf daran erinnern, daß andere sehr ernsthaft Autoren den Süden, resp. Zentralbrasilien für das Ursprungsland dieser Sitte halten. Nach dem heutigen Stand unserer Kenntnis läßt sich nicht entscheiden, ob die Sitte des Tabakrauchens von Mittelamerika über die Antillen nach Südamerika gekommen ist oder ob südamerikanische Indianer diese Sitte nach Norden verbreiteten, zu den Antillenbewohnern und den nördlich gelegenen Inseln brachten<sup>3)</sup>, von wo sie dann nach Mexiko und von dort weiter nach Nordamerika gelangt sein könnte. Auch die dritte Möglichkeit, will man nicht gar verschiedene Entstehungsorte (auch Nordamerika) annehmen, daß die Inseln den Ursprungsort bilden, von wo dann nach Nordwesten und Südwesten Ausstrahlungen dieser Kulturerscheinung erfolgten, also von Westindien als Mittelpunkt nach Zentral- und Südamerika, kann ebensowenig wie die anderen als feststehende Tatsache angesehen werden.

Sehr unglücklich gewählt und als Argument für den mittelamerikanischen Ursprung des Tabakrauchens ungeeignet ist die These Cortis<sup>4)</sup>, daß in den Zentren höherer Kulturentwicklung auch ein stärkerer Gebrauch des Tabaks als Kult- oder Genußmittel zu verzeichnen war. Jedenfalls hält diese Behauptung hinsichtlich der Verhältnisse in Südamerika den Tatsachen nicht stand.

Daß die Maya als Vermittler bei der Verbreitung des Tabakrauchens eine Rolle gespielt haben, ist gewiß. Hypothetisch ist aber wiederum Cortis Ansicht, die Maya hätten die Kenntnis der Tabakpflanze und die Rauchrollen mit Benutzung pfeifenartiger Gebilde (?) auf ihrem Zuge nach Norden ins Mississippital den dort ansässigen indianischen Ureinwohnern und dann auch nach Yucatan gebracht und die im übrigen heutigen Mexiko eingewanderten Nahua-Völker, insbesondere deren letztes, die Azteken, hätten die Rauchsitte dann aufgenommen<sup>5)</sup>. Gerade bezüglich dieser Fragen ist m. E. nur Klarheit zu erlangen, wenn vorher durch eine genaue Begriffsbestimmung die einzelnen Rauchapparate unterschieden werden können. Es muß dann zuerst festgestellt werden, um welche Form des Rauchgenusses es sich in den einzelnen Gebieten jeweils gehandelt hat; mit anderen Worten, ob Pfeife (gerade oder winkelförmige) oder Zigarre (Zigarette) zur Anwendung kam. Merkwürdig ist es jedenfalls,

<sup>1)</sup> Bancroft, H. H., „The native races“. a. a. O. Bd. II, S. 287.

<sup>2)</sup> Nach Ansicht des Verfassers zwei ganz verschiedene Begriffe.

<sup>3)</sup> Auch das Parica-Schnupfen soll nach Eduard Seler, Z. f. E. Bd. XXX, 1898, S. (608), vom Orinokogebiet nach Haiti verpflanzt worden sein. Max Uhle, Ebenda, glaubt den Ursprung dieses Gebrauchs in Peru zu sehen. Nach Sven Lovén, S. 363., ist auch das gegabelte Schnupfrohr von Südamerika auf dem Orinokowege nach Haiti gelangt.

<sup>4)</sup> a. a. O. S. 27.

<sup>5)</sup> Corti a. a. O. S. 27. — Corti stützt seine Behauptungen auf die Ausführungen von Paul Radin, „The story of the American Indian“. New York (1927). — Vgl. Radin, „The sources and authenticity of the history of the ancient Mexicans“. Berkeley (1920).



daß in Nordamerika die winkelförmige Rauchpfeife fast ausschließlich das Feld behauptet hat. Da in Mittelamerika auch Rauchrollen in gerader Form vielfach zur Anwendung kamen, hätten diese, so müßte man aus der Hypothese Cortis folgern, ebenfalls mit nach dem Norden gelangen müssen. Dem ist aber nicht so. Die Zigarre, deren Bestand bei den Azteken im Verlauf unserer Untersuchung auf Grund der Überlieferungen einwandfrei festgestellt werden konnte, war in Nordamerika unbekannt.

Auch über die Art der ersten in Europa eingeführten Rauchrolle, die, wie gezeigt wurde, drei verschiedene Möglichkeiten zuließ, konnte durch Vergleich mit den Rauchrollen der südamerikanischen Indianer wenigstens eine einigermaßen befriedigende Klärung der Sachlage erzielt werden.

Bezüglich der sprachlichen Beziehungen des Wortes Zigarre wurden zunächst die verschiedenen Auffassungen, die über die Herkunft des Wortes bestehen niedergelegt und dann der wahrscheinliche Ursprung aus dem zentralamerikanischen Sprachschatz angedeutet. Allerdings liegt diese Seite des Gegenstandes noch ziemlich im Dunkel. Es muß den Sprachwissenschaftlern überlassen bleiben, hier entgültige Aufklärung zu schaffen. Jedenfalls sollte auch jeder etymologischen Behandlung des Wortes Zigarre eine genaue Begriffsbestimmung zugrunde gelegt werden, was leider bisher nicht geschehen ist.

#### Verzeichnis der Abbildungen<sup>1)</sup>.

- |  |  |
|--|--|
| 1. Drei auf dem Rücken liegende Raucher (Maya). Mexiko. Cod. Tro. Pl. XXXIV*.  | Nach Brasseur de Bourbourg, <i>Manuscrit Troano. Etudes sur le système graphique et la langue des Mayas</i> . T. I. Paris 1869.  |
| 2. Tabakraucher. Mexiko. Cod. Tro. Pl. XXVII*.                                 | Ebenda.  |
| 3. Tabakraucher. Mexiko. Cod. Tro. Pl. XXVI*.                                  | Ebenda.  |
| 4. Tabakraucher. Mexiko. Cod. Tro. Pl. XXV*.                                   | Ebenda.  |
| 5. Tabakraucher. Palenque.   | Nach Stephens, John L., <i>Incidents of travel in Central America, Chiapas and Yucatan</i> . London 1841. Vol. II, S. 353, Nr. 1 und Abb. S. 354.  |
| 6. Tabakrauchrolle. Palenque. (Nach Seler „brennende Axt“ <sup>1)</sup> ).     | Nach Seler, Eduard, <i>Beobachtungen und Studien in den Ruinen von Palenque</i> . Abhandlungen der königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 1915. Phil.-Hist. Klasse, Nr. 5. Berlin 1915. Abb. 8, S. 18ff. |
| 7. Große Zigarre der Tukano-Indianer in Zigarrengabel eingeklemmt. Südamerika. | Koch-Grünberg, <i>Zwei Jahre unter den Indianern. Reisen in Nordwestbrasilien 1903–1905</i> . Bd. I. Berlin 1909. Abb. 159. Original im Museum für Völkerkunde in Berlin.  |
| 8. Zigarrenraucher mit Blumen; Flöte blasend. Mexiko.                          | Nach Sahagun, <i>Hist. gen. de la N. E.</i> Vol. 5. Edit. Paso y Troncoso, Mexiko (1905). <i>Codice Florentino</i> . Lám. VIII, Libro I, 38.   |
| 9. Zigarrenraucher. Mexiko.  | Ebenda, Lám. LXIX, Libro X, 76.  |
| 10. Zigarre und Blumen. Mexiko.  | Ebenda, Lám. XXXII, Libro IV, 88.  |
| 11. Zigarre und Blumen. Mexiko.  | Ebenda, Lám. XXXII, Libro IV, 86.  |
| 12. Flöte, Zigarre und Blumen. Attribute beim Toxacatl-Fest. Mexiko.           | Nach Seler, <i>Einige Kap. a. d. Geschichtswerk des Fray Bernardino de Sahagun</i> . Stuttgart 1927. Abb. S. 264. Nach Sahagun a. a. O. Vol. V, Lám. XIX, Libro III, 7.  |

<sup>1)</sup> Vollständige Literaturangaben siehe im Literaturverzeichnis.

13. König Montecuhcomatzin. Mit Zigarre und Blumen. Mexiko. Codex Vaticano 3738; Il Manoscritto Messico Vaticano 3738. Fotocromographie. Rom 1900.
14. Zigarre und Blumen. Mexiko. Nach Boban, Documents pour servir à l'histoire du Mexique. Catalogue raisonné de la collection E. Eugène Goupil (Auc. Coll. I. M. A. Aubin). Manuscrits figuratifs et autres. Atlas. Paris 1891, Pl. Nr. 66.
15. Zigarre und Blumen. Mexiko. Nach Boban, ebenda, Pl. Nr. 68.
16. Zigarre und Aschebecher. Mexiko. Nach Sahagun, l. c. Vol. V, Lám. XXIV, Libro IV, 26.
17. Zigarren auf Aschebecher zur Benutzung nach dem Mahle bestehend. Mexiko. Ebenda, Lám. XXXII, Libro IV, 87.
18. Gebündelte Zigarren. Mexiko. Ebenda, Lám. LV, Libro IX, 33.
19. Gebündelte Zigarren und Aschebecher. Mexiko. Ebenda, Lám. LII, Libro VIII, 96 (Teilansicht).
20. Zigarre. Mexiko. Ebenda, Lám. XI, Libro II, 15.
21. Zigarren. Mexiko. Ebenda, Lám. X, Libro II, 12.
22. Zigarre. Mexiko. Ebenda, Lám. LV, Libro IX, 36.
23. Zigarren. Mexiko. Ebenda, Lám. LV, Libro IX, 28.
24. Zigarre. Mexiko. Ebenda, Lám. LV, Libro IX, 30.
25. Röhrenförmige Rauchpfeifen südamerikanischer Indianer aus verschiedenem Material (Knochen, Rohr, Holz und Ton). Stahl, Günther, Zeitschr. f. Ethnol., a. a. O. Abb. 7. Originale im Museum für Völkerkunde in Berlin.
26. Verwendung großer Zigarren bei einem Kriegstanz südamerikanischer Indianer (Tupi, Ostbrasilien). Stahl, Günther, Zeitschr. f. Ethnol., a. a. O., Abb. 27. Nach Lery, in De Bry. 3. Buch. Frankfurt a. M. 1593. S. 220.
27. Rauchrolle aus Bast (wahrscheinlich Pfeife). Remkokamekran. Südamerika. Original im Museum für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden. Inv.-Nr. 44714. Höhe 6 cm, gr. Dm. 2 cm.
28. Rauchrolle (Zigarre?). Brasilien. Nach Thevet, La Cosmographie Universelle. T. II. Paris 1575. S. 927.
29. Zigarrrauchender Indianer. Brasilien. Stahl, Günther, Zeitschr. f. Ethnol., a. a. O. Abb. 2. Nach Thevet, Les singularités de la France antarctique, autrement nommé Amérique. Paris 1558. Abb. S. 107.
30. Röhrenförmige Rauchpfeifen aus Holz. Peru (vorkolumbisch). Stahl, Günther, Tabakrauchen in Südamerika. XXI. Internat. Amerikanisten-Kongreß, 1924. Tagungsbericht Bd. I. Göteborg 1925. S. 319, Fig. 1. Ders., Zeitschr. f. Ethnol., a. a. O. Abb. 19. Originale im Museum für Völkerkunde in Berlin.
31. Schematische Darstellung zweier altperuanischer Rauchpfeifen. Stahl, Zeitschr. f. Ethnol., a. a. O. S. 115, Abb. 20.
32. Röhrenförmige Rauchpfeife aus Holz, mit Goldblech beschlagen. Ecuador. (Vorkolumbisch.) Vorder- und Rückansicht. Stahl, Günther, Zeitschr. f. Ethnol., a. a. O. Abb. 21 u. 22. Originale im Museum für Völkerkunde in Berlin.
33. Kleine Zigarren. Xinguquellgebiet, Brasilien. (Cigarillo?) Stahl, Günther, Zeitschr. f. Ethnol., a. a. O. Abb. 4. Originale im Museum für Völkerkunde in Berlin.
34. Zuerst in Europa bekannt gewordene Form der Rauchrolle. Nach Fairholt, Tobacco its history and associations. London 1876. S. 16. Abb. nach de Lobel, 1570.
35. Frühe Form der europäischen Rauchrolle, Abbildung aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Nach Fairholt, ebenda, S. 89. Abb. nach Brathwait, R., The smoaking age, or, the man in the mist: with the life and death of tobacco. 1617.

#### Literatur.

- Acosta, siehe Gordon.  
 Acunna, Chr. de, Relation de la Rivière des Amazonas. Uebers. v. Gomberville. Paris 1632.



- Adreßbuch, Hamburger 1808.
- Ampère, J. J., Promenade en Amérique, Etats-Unis, Cuba, Mexique. Paris 1855.
- Anderson, Christian Daniel, Sammlung der Verordnungen der freien Hansestadt Hamburg usw. Bd. 1, Bd. 5.
- Anonymus, Auserlesene Ergötzlichkeiten vom Tabak . . . nebst Ernst Kestners Dissertation vom Recht des Tabaks. Leipzig 1715.
- Cigarren und Tabak, Wein und Weiber, wie sie sind. Von einem modernen Epikuräer n. d. Engl. Stuttgart 1856.
- Der Ursprung des Wortes Zigarre. Süddeutsche Tabakzeitung, Nr. 76, 26. Juni 1930.
- Neues vollständiges Deutsch-Holländisches Wörterbuch. Amsterdam 1851.
- Schatzkammer rarer und neuer Curiositäten usw. Dem angeführt ist ein Tractat naturgemäßer Beschreibung der Coffée, Theé, Chocolate, Tobacks u. dgl. Hamburg 1697.
- Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Tabakraucher und ihre Freunde. Regensburg 1800.
- Antiken Lexikon, 1676.
- Apperson, G. L., The social history of smoking. London 1914.
- Arber, Edward, James I of England. A Counterblast to tobacco, London 1604. English Reprints, London 1869.
- Babo, A. v., Der Tabakbau. 4. Aufl., bearb. v. Hoffmann. Berlin 1911.
- 5. Aufl. Berlin 1919.
- Badings, A. H. L., Nieuw Hollandisch-Maleisch, Maleisch-Hollandisch Wordenboek. Schonehoven 1872.
- Baillard, Edmond, Histoire du Tabac. Paris 1677.
- Bain, I., Tobacco in song and story. New York-Boston 1896.
- Balde, Jacobi, siehe Oliva.
- Bancroft, Hubert, Howe, The Native Races of the Pacific States of North America. T. I, Wild Tribes, London 1875; T. II, Civilized Nations, London 1875.
- History of Mexico. New York 1914.
- Barbier, C., Histoire du Tabac. Ses persécutions. 2. Edit. Paris 1861.
- Barral, M., Du Monopole des Tabacs. Paris 1843.
- Barrere, Peter, Neue Beschreibung von Guiana. Ins Deutsche übersetzt. Göttingen 1751.
- Barthélemy, L'art de fumer ou la pipe et le cigare. Poème en trois Chants. Paris 1844.
- Barruffaldi, Girolamo, La Tabaccheide. Ditirambo Academico Intrepido con le Annotazioni. Ferrara 1716.
- Bastian, A., Die Culturländer des Alten Amerika. Bd. 2. Berlin 1878.
- Becker, Lothar, Herkunft des Wortes „Tabak“. Deutsche Tabakzeitung 1874.
- Der Bauertabak, eine Pflanze der Alten Welt. Breslau 1875.
- Wie verhält es sich mit der Einführung des ersten Tabaks durch Nicot und Hernandez de Toledo? Globus, Bd. 29. Braunschweig 1876.
- Die Fabrikation des Tabaks in der alten und neuen Welt. Unter Berücksichtigung der allgemein gehörten Behauptung: Der Gebrauch des Tabaks sei der alten Welt vor 1492 unbekannt gewesen. Bremen 1878.
- Wie raucht die Menschheit und seit wann? Die Natur, Jahrg. 30, 1881.
- Zur Ethnologie der Tabakpfeife. Die Natur, Jahrg. 31, 1882.
- Ein Rechenexempel für diejenigen, welche der alten Welt den Tabak vor 1492 nach Christi abstreiten. Deutsche Tabakzeitung 1891.
- Beitema v. Peima, J. J. W., Vernünftige Untersuchungen über die Frage, ob galanten oder anderen Frauenzimmern nicht ebensowohl als denen Mannespersonen Toback zu rauchen erlaubt, und ihrer Gesundheit nützlich sey. Frankfurt und Leipzig 1743.
- Panacea oder das allgemeine Hilfsmittel oder Lob des Tabaks. Leipzig 1691.
- Tabacologia ofte korte verhandelinge over Tabac. s'Gravenhage 1690.
- Bentzon, Hieronymus, Der neuen Welt Neue und gründliche Historie usw. ins Deutsche übers. durch Nic. Höniger von Tauber in De Bry, 4. Buch (1613).
- Bère, F., Artikel in: La Grande Encyclopédie Inventaire raisonné des Sciences, des Lettres, et des Arts par une société de savants et de gens de Lettres. T. XI. Paris (o. J.).
- Berghaus, Heinrich, Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Stuttgart 1837 bis 1844.
- Beuchat, H., Manuel d'Archéologie Américaine. Paris 1912.
- Beyer, Hermann, Die Verdopplung in der Hieroglyphenschrift der Maya. Anthropos, Bd. 21, 1926.

- Beyer, The supposed Maya hieroglyph of the screech-owl. *American-Anthropologist*, vol. 31, N. S. Nr. 1, 1929.
- Einige zusammengesetzte Mayahieroglyphen. *Internat. Arch. f. Ethnographie*, Bd. 27, Heft 3/4. Leyden 1926.
- The Analysis of the Maya Hieroglyphs. *Internat. Arch. f. Ethnographie*. Bd. 31. Leyden 1930 (S.A.).
- Bibra, Ernst Freiherr von, Die narkotischen Genußmittel und der Mensch. Nürnberg 1855.
- Billings, Tobacco. 1875.
- Birket Smith, Kaj., Drinking tube and tobacco pipe in North America. *Ethnologische Studien*. Leipzig 1929.
- Blismon, A. G., Tabaciana. Recueil intéressant dédié aux Tabacomanes et aux antagonistes du Cigare, de la Pipe et de la Tabatière. Paris (ca. 1850).
- Blondel, S., Le Tabac. Le livre des fumeurs et priseurs. Paris 1891.
- Boban, Eugène, Documents pour servir à l'histoire du Mexique. Catalogue raisonné de la Collection E. Eugène Goupil (Auc. Coll. I. M. A. Aubin). Manuscrits figuratifs et autres. Atlas. Paris 1891.
- Bock, Gustavo, Eine sachgemäße Aufklärung über echte Havana Cigarren. New York und Havanna 1904 (Selbstverlag).
- Boenicke, Alfred, 50 Jahre Otto Boenicke. Festschrift. Berlin 1929.
- Boerner, August, Kölner Tabakhandel und Tabakgewerbe 1628—1910. Veröffentlich. des Arch. f. Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsgesch. Rhein.-Westf. Wirtschafts-Archiv in Köln. Bd. 2. Essen-Ruhr 1912.
- Kulturhistorisches über den Tabak. Bei Feinhals: Der Tabak in Kunst und Kultur. — Siehe Feinhals.
- Bontekoe, Cornelius, Die ausbündigen schönen Eigenschaften der amerikanischen Tabakpflanze. Hamburg 1712.
- Bormann, Kurt, Die Zigarrenfabrikation. Eine technisch-wirtschaftliche Studie. Leipzig 1912.
- Bowditch, Maya Numeration and Astronomy. Cambridge 1910.
- Bragge, W., Catalogue of books relating to tobacco. 1882.
- Bibliotheca Nicotiana, a Catalogue of books about Tobacco. Privately printed. Birmingham 1880.
- Brasseur de Bourbourg, Abbé, Popol Vuh. Le livre sacré et les mythes de l'Antiquité américaine, avec les livres héroïques et historiques des Quichés. Paris 1861.
- Manuscrit Troano. Etudes sur le système graphique et la langue des Mayas. T. 1. Paris 1869.
- Recherches sur les ruines de Palenqué et sur les origines de la civilisation du Mexique. Paris o. J.
- Brathwait, Richard, The smoaking Age, or, the man in the mist: with the life and death of tobacco usw. 1617.
- Brinton, Daniel G., The folk-lore of Yucatan. S. A. aus Folk-lore Journal. Vol. 1, P. 8. August 1883.
- Nagualism. A study in native American Folk-lore and History. Philadelphia 1894.
- Primer of Mayan Hieroglyphics. Publ. of the Univers. of Pensylvania. Series in Philology, Literature and Archeology. Vol. 3, Nr. 2.
- Bröckhaus Konversationslexikon. 1. Ausg. Neudruck. Amsterdam 1809.
- In mehreren Auflagen bis 10. Aufl. 1852.
- Brodigan, T., A Botanical, Historical and Practical Treatise on the Tobacco Plant. London 1830.
- Buchoz, Dissertation sur le Tabac et sur ses bons et mauvais effets. Paris 1787.
- Buschan, Georg, Illustrierte Völkerkunde. 2. Aufl. Siehe Krickeberg.
- Die Sitten der Völker. Bd. 3. Stuttgart o. J.
- Bry, De, siehe Lery.
- Candolle, A. de, Origine des plantes cultivées. Paris 1883.
- Canstatt, O. Brasilien. Land und Leute. Berlin 1877.
- Casanova, Giacomo, Memorie.
- Castelli, Nic. di, Dizzionario Italiano-Tedesco, Herausg. Ferromontano. Leipzig (bei Gleditsch) 1700.
- Castillo, Bernal Diaz del, Historia verdadera de la conquista de la Nueva-España. Madrid 1632.
- Edit. Jourdanet. 2. Ausg. Paris 1877.
- Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo oder wahrhaftige Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien usw. Übers. v. Ph. . . von Rehfuës. Bonn 1838.
- Edit. Genaro Garcia. Hakluyt Society. Ser. II, Nr. 24. London 1908—1912.
- Catherwood, F., siehe I. L. Stephens.



- Cauteren, Ph. v., Over Tabac. Gent 1885.  
 Catholicon ou Dictionnaire Universel de la langue Francoise. Hamburg 1771.  
 Charlevoix, P. F. X., Histoire de l'isle Espagnole ou de S. Domingue. Paris 1730—1731.  
 Charnay, Désiré, The ancient Cities of the new-world. London 1887.  
 — Cités et ruines Américaines. Paris 1863.  
 Charney, M., Un voyage au Yucatan. In: Le Tour du Monde 1862, 1. Sem. Bd. 5. Paris und London 1862.  
 Charpentier, Das altpreussische Tabakmonopol. Preussische Jahrbücher. Bd. 61.  
 Clavigero, Francesco Saverio, Storia antica del Messico. Cesena 1780.  
 — Geschichte von Mexico. Nach der engl. Ausg. (von Carl Eullen) ins Deutsche übers. Leipzig 1789.  
 Codex Florentino, siehe Sahagun.  
 Codex Troano, siehe Brasseur de Bourbourg.  
 Codex Vaticano 3738, Il manoscritto Messico Vaticano 3738. Fotocromographie. Rom 1900.  
 Cohausen, Henrico Joh., Dissertatio Satyrica Phisico-medico-moralis de Pica Nasi sive Tabaci Sternutatorii moderno abuso y noxä. Amsterdam 1716.  
 Comes, O., Histoire, Géographie, Statistique du Tabac. Son Introduction et son Expansion dans tous les pays depuis son origine jusqu'à la fin du XIX<sup>me</sup> siècle usw. Naples 1900.  
 Comision Nacional de Propaganda y Defensa del Tabaco Habano. Denkschrift v. Juli 1928 (non vidi).  
 Conte Corti, Egon Caesar, Die trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Berlin 1930.  
 Cudell, Robert, Das Buch vom Tabak. Köln a. Rh. 1927. Verlag Haus Neuburg.  
 Cuno, Wilhelm, Zigarettengesetz vom 3. Juni 1906. Guttentagsche Sammlung deutscher Reichsgesetze Nr. 78. Berlin 1906.  
 Dairnwacl, G., Le Tabac vengé, physiologie du Tabac, de la pipe, du cigare de la cigarette et de la tabatière. 1845.  
 Dampier, W., Nouveau Voyage autour du Monde. Rouen 1723.  
 Darmstaedter, Ludwig, Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik. Berlin 1908.  
 Darmstaedter, Paul, Die geographische Verbreitung und die Produktion des Tabakbaues. Inaug.-Diss. Halle a. S. 1896.  
 Dennys, N. B., A Handbook of Malay Colloquial as spoken in Singapore. London o. J.  
 Der Ausruf in Hamburg. Herausgeg. v. Prof. Suhr. 1808 (non vidi).  
 Denis, Jules, Le Tabac. Son histoire, sa production. Genève et Paris.  
 Denis, Ferd., Lettre sur l'introduction du tabac. Paris 1851.  
 Diaz, Bernal, Historia de la Conquista de la Nuova Espagna. Denkwürdigkeiten oder wahrhaftige Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien. Übers. v. Rehfuës. Bonn 1838.  
 Diderot, Encyclopédie. 3. Edit. 1775. XV, Tabac.  
 Dieseldorff, E. P., Cuculean. Zeitschr. f. Ethnologie. Bd. 27. Berlin 1895.  
 — Kunst und Religion der Maya-Völker im alten und heutigen Mittelamerika. Berlin 1926. (Auch in Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 57. Heft 1/2. Berlin 1925).  
 Dietz, A., Frankfurter Handelsgeschichte. Frankfurt 1910.  
 Dixon, R. B., Words for tobacco in American Indian languages. American Anthropologist. N. S. Bd. 23, Nr. 1. 1921.  
 Dobrizhoffer, Martin, Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay. Aus d. Latein. v. A. Kreil. Wien 1783—1784.  
 Douay, Léon, Affinités lexicologiques du Haitin et du Maya. 10. Int. Amerik. Kongreß 1894. Sitzungsberichte, Stockholm 1897.  
 Dunhill, Alfred, The Pipe Book. London 1924.  
 Dürninger, Abraham, Zum 150jährigen Geschäftsjubiläum der Firma Abraham Dürninger & Co. Herrnhut i. S. 24. Oktober 1894. Siehe Hammer.  
 Encyclopaedia Americana. New-York-Chicago 1928. Vol. 6, vol. 26.  
 Encyclopaedia Britannica. A Dictionary of Arts, Sciences, and general Literature. 1. Edit. 1768. 9. Edit. 1878—1889.  
 Ernst, A., On the Etymology of the word Tobacco. American Anthropologist. Bd. 2. Washington 1889.  
 Ersch, I. S. und Gruber, I. G., Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. T. 17. Leipzig 1828.  
 Fairholt, F. W., Tobacco its history and associations usw. London 1876.  
 Feinhals, Joseph, Die illustrierte Feinhals-Zigarre. Köln, 69. Jahrg., Nr. 95, Mai 1930.

- Feinhals, Der Tabak in Kunst und Kultur. Freunden und Gönnern der Firma Jos. Feinhals aus Anlaß ihres 50jährigen Bestehens gewidmet. Cöln 1911.
- Vortrag des Rotariers Feinhals; gehalten am 27. Januar 1930 im Rotary-Club zu Köln. „Kurzer Überblick über die Geschichte des Tabaks“. (Scha-blondendruck.)
- siehe Schranka.
- Feldhaus, F. M., Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker. Ein Handbuch für Archäologen und Historiker usw. Leipzig-Berlin 1914.
- Fermond, Ch., Monographie du Tabac. Paris 1857.
- Ferrario, Julius, Il costumba antico e moderno di tutti i popoli. 1834.
- Fewkes, I. W., The God D in the Codex Cortesianus. American Anthropologist, Bd. 8. Washington 1895.
- A study of certain figures in a Maya Codex. American Anthropologist, Bd. 7 Washington 1894.
- Flügler, Adolf, Tabak, Tabakhandel und Tabakindustrie. Artikel im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Jena 1926.
- Forster, Georg, Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens. Leipzig und Berlin 1789—1797.
- Förster, Fr., Christoph Columbus, der Entdecker der Neuen Welt. Leipzig 1846.
- Förstemann, P., Commentar zur Madrider Mayahandschrift. Danzig 1902.
- Die Mayahieroglyphen. Globus. Bd. 71. Braunschweig 1897. — Dgl. Bd. 66, 1894.
- Kommentar zur Mayahandschrift der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden. Dresden 1901.
- Frank, S., Marryat, Borneo and the Indian Archipelago. London 1848.
- Freyberg, Max Freiherr von, Pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten Maximilian I. Bd. 2. Leipzig 1836.
- Friderici, Georg, Hilfwörterbuch für den Amerikanisten. In: Studien über Amerika und Spanien. Extra Serie Nr. 2. Halle a. S. 1926.
- Gann, Thomas W. F., The Maya indians of southern Yucatan and northern British Honduras. Smithsonian Institution. Bulletin 64. Washington 1918.
- Maya Cities. A Record of Exploration and Adventure in Middle America. London 1927.
- Gates, E., Commentary upon the Maya Tzental Perez Codex. Papers of the Peabody Museum. Vol. 6, Nr. 1. Cambridge Mass. 1910.
- Geßler, E. A., Eine Beschreibung der Zigarre von 1579. Schweizer Archiv für Volkskunde. Bd. 24, Heft 2. Basel 1922 (Miszellen).
- Gill, William, Havana Cigars. A comprehensive and descriptive Account of this world famous Industry from the earleast times to the present day usw. Havanna, Cuba, 1910.
- Goffard, Du tabac, son histoire, ses propriétés. Paris 1872.
- Gomara, Francisco Lopez de, Historia de las conquistas de Hernando Cortés. Publ. Carlos Maria de Bustamente. Mexico 1826.
- Gondolf, M. E., Le Tabac en Algérie. Mémorial des Manufactures de l'Etat. Tabacs-Allumettes, T. III, 4. Lieferung. Paris 1906.
- Gordon y de Acosta, Il tabaco en Cuba. 1897.
- Gotthard, I. Chr., Die Cultur, Fabrikatur und Benutzung des Tabaks. Weimar 1802.
- Grafe, V., Die Tabakindustrie. In: Das Leben der Pflanze. 4. Aufl. Die Pflanzen und der Mensch. Bd. 2. Stuttgart 1913.
- Graß, Herbert, Die fiskalischen Reserven der deutschen Tabakbesteuerung. Wirtschaftsdienst. XV. Jahrg. Heft 44. Hamburg 1930.
- Grimm, Jacob und Wilhelm, Deutsches Wörterbuch. Bd. 2. Leipzig 1860.
- Gruber, I. G., siehe Ersch.
- Häbler, Die Mayaliteratur und der Mayaapparat zu Dresden. Centralblatt für Bibliothekwesen. XII. Jahrg. 12. Heft. 1895.
- Haebler, Konrad, Geschichte Amerikas. Durchgesehen von Joh. Hohlfeld. Leipzig 1923.
- Halle, I. S., Die Tabaksmanufaktur. In: Schauplatz der Künste und Handwerke. Bd. 16. Berlin 1788.
- Hamburg und Altona (Journal), IV. Jahrg. 3. Bd. (non vidi).
- Handbook of American Indians North of Mexico. Bureau of American Ethnology. Bulletin 30, P. II. Washington 1910.
- Hansen, Fritz, Von der Zigarre. Vereinigte Tabakzeitungen, Nr. 9. Frankfurt a. M. 1928.
- Hammer, Herbert, Abraham Dürninger. Ein Herrnhuter Wirtschaftsmensch des 18. Jahrhunderts. Berlin 1925.



- Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 4. Aufl. Bd. 7. Jena 1926.
- Hartwich, C., Die menschlichen Genußmittel. Leipzig 1911.
- Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft. Bonn 1908.
- Heilborn, Adolf, Tabakrauchen und verwandte Genüsse bei den Naturvölkern. Das Tabakskollegium. Heft 4. Jahrg. 1924. Berlin.
- Hellwald, Friedrich von, Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch. 2. Aufl. Stuttgart 1877.
- Ethnographische Rösselsprünge. Kultur und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen. Leipzig 1891.
- Henne Am Rhyn, Otto, Das Jenseits. Kulturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich. Leipzig 1881.
- Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung. Wohlfeile Ausg. Bd. 1. Königsberg 1892.
- Henriek, G., Du Tabac, son histoire. Paris 1864.
- Hermbstädt, Sigism. Fr., Gründliche Anleitung zur Kultur der Tabakpflanzen und der Fabrikation des Rauch- und Schnupftabaks usw. Berlin 1822.
- Heyne, Moritz, Deutsches Wörterbuch. Bd. 1. 2. Aufl. Leipzig 1905.
- Hoffmann von Fallersleben, Der Tabak in der Deutschen Literatur. Weimarisches Jahrbuch für Deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Bd. 2. Hannover 1855.
- Hoffmann-Krayer, E., Zum ersten Auftreten der Zigarre. Schweizer Archiv für Volkskunde. Bd. 26. Basel 1926.
- Hoffmann, E. T. A., Ritter Gluck. 1807.
- Holden, Edward S., Studies in Central American picture-writing. Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1879—1880. Washington 1881.
- Hornstein, Anton, Der Tabak in historischer Beziehung. Brünn 1828.
- Huber, E., Hat man im Altertum Tabak geraucht? Umschau, 33. Jahrg. Heft 36. 1929.
- Humboldt, Alexander von, Reise in die Aequinoctialgegenden des Neuen Continents. Stuttgart und Tübingen 1815.
- Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien. Gesammelte Werke. Bd. X. Stuttgart o. J.
- Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen. Gesammelte Werke. Bd. XI.
- Vues des Cordillères, et monuments des peuples indigènes de l'Amérique. Paris 1810.
- Ebenda, Atlas pittoresque.
- Hübner, Geographie. 5. Aufl. 1745.
- Jacubeit, Bruno, Das Tabaksteuergesetz vom 12. Sept. 1919 (8. April 1922). Berlin 1925.
- Artikel Zigarrenindustrie im Handwörterbuch des Kaufmanns. Lexicon für Handel und Industrie. Hamburg und Berlin (1927).
- Jaffé, Edgar, Die Tabakindustrie. In: Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. 3. Bd. Leipzig 1904.
- Jaucent, Henri, Le Tabac, étude historique. Paris 1900.
- Joubert, Ch., Le Tabac, son histoire, sa culture, sa fabrication. Paris 1844.
- Journal von Belknap, 25. August 1792. (Non vidi.)
- Joyce, Thomas A., Mexican Archaeology. An Introduction to the Archaeology of the Mexican and Mayan Civilisations of Pre-Spanish America. London 1914.
- Juch, K. W., Über den Tabak und dessen Geschichte. Augsburg 1821.
- Kant, Immanuel, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Königsberg 1798.
- Killebrew and Myriok, Tobacco leaf. 1897.
- Kingsborough, Lord, Antiquities of Mexico: Comprising Facsimiles of ancient Mexican Paintings and Hieroglyphes ... together with the Monuments of New Spain. 9 vol.: I. Codices Mendoza (Oxford), Telleriano-Remensis (Paris), Boturini, Bodley und Selden (Oxford); II. Codices Vaticanus (Rom), Laud (Oxford), Cospi (Bologna), Vindobonensis (Wien) und Humboldt (Berlin); III. Codices Borgia (Rom), Dresdensis (Dresden), Fejérváry (Budapest), Vaticanus B (Rom); IV. Monumente (nach Dupaix); V—IX Textbde. London 1831—1848.
- Kißling, Richard, Handbuch der Tabakkunde, des Tabakbaues und der Tabakfabrikation in kurzer Fassung. 4. Aufl. Berlin 1920.
- Klemm, Gustav, Allgemeine Kultur-Geschichte der Menschheit. Bd. 9. Leipzig 1851.
- Allgemeine Culturwissenschaft. Bd. 2. Leipzig 1855.
- Kluge, Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 10. Aufl. Berlin-Leipzig 1924.

- Koch-Grünberg, Theodor, Der Paradiesgarten als Schnitzmotiv der Payaguá-Indianer. Globus Bd. 83. Braunschweig 1903.
- Zwei Jahre unter den Indianern. Reisen in Nordwest-Brasilien 1903—1905. Bd. I. Berlin 1909.
- Kotzebue, Otto von, Entdeckungsreisen in die Südsee und nach der Bering-Straße usw. Weimar 1821.
- Krickeberg, Walter, Amerika. In: G. Buschan, Illustrierte Völkerkunde. 2. Aufl. Bd. I. Stuttgart 1922.
- Krünitz, Joh. Georg, Ökonomisch-technologische Encyclopädie usw. T. 179. Berlin 1842.
- Kuske, Bruno, Handel und Handelspolitik am Niederrhein. Hansische Geschichtsblätter. 1909.
- Labat, Pater, Nouveau voyage aux îles de l'Amérique usw. Den Hag 1724.
- Landgraf, I., Zur Geschichte und Bedeutung der deutschen Zigarren-Industrie. Eine nationalökonomische Plauderei. Bürgels Industrie- u. Handelsblatt. 3. Jahrg. Nr. 24. 1897.
- Landa, Diego de, Relation des choses de Yucatan. Edit. Brasseur de Bourbourg. Paris 1864.
- Edit. Jean Genet. Paris 1928.
- Langenthal, Chr. Ed., Geschichte der deutschen Landwirtschaft. T. 2. Jena 1856.
- La Pérouse, J. F. G. de, Entdeckungsreise in den Jahren 1785—1788. A. d. Franz. von Forster und Sprengel. Berlin 1800.
- Voyage autour du monde 1785—1788. Publ. par L. A. Milet-Mureau. Paris 1797.
- Larousse, Pierre M., In: Grand Dictionnaire universel du XIXe siècle. T. 14. Paris 1875.
- Las Casas, Fray Bartholemeo de, Primera y segunda parte de la historia general de las Indias. 1553.
- Historia de las Indias. Edit. M. Aguilar. Madrid [1929].
- Laurant, F., L'industrie du Cigare en Allemagne. In: Mémorial des manufactures de l'Etat. Tabacs-Allumettes. T. II. 4. Lieferung. Paris 1895.
- La régie des tabacs en Autriche-Hongrie et en Italie. In: Mémorial des Manufactures de l'Etat. Tabacs-Allumettes. T. III. 2. Lieferung. Paris 1901.
- Laufer, Berthold, Tobacco and its use in Asia. Field Museum of Nat. Hist. Anthropol. Leaflet Nr. 18. Chicago 1924.
- Tobacco and its use in Africa. Field Mus. of Nat. Hist. Anthropol. Leaflet. Nr. 29. Chicago 1930.
- Introduction of Tobacco into Europe. Field Mus. of Nat. Hist. Anthropol. Leaflet. Nr. 19. Chicago 1924.
- Lehmann, Walter, Ergebnisse und Aufgaben der mexikanistischen Forschung. Archiv für Anthropologie. N. F. Bd. 6. Braunschweig 1907.
- Briefliche Mitteilung an Elise Richter. Siehe Richter, Int. Am. Kong.
- Zentralamerika. I. Teil. Die Sprachen Zentral-Amerikas. Bd. 2. Berlin 1920.
- Lenz, R., Diccionario etimológico de las voces chilenas derivadas de lenguas indígenas americanas. Santiago 1904—1910.
- Lery, Jean de, Histoire d'un voyage fait en la terre du Brasil autrement dite Amérique. 1578.
- Historia der Schifffahrt Johannes Lerij in Brasilien usw. In De Bry 3. Buch. Frankfurt a. M. 1593.
- Nouv. Edit. par Paul Gaffarel. Paris 1880.
- Leuchs, Joh. Carl, Vollständige Tabakkunde oder wissenschaftlich-praktische Anleitung zur Bereitung des Rauch- und Schnupftabaks und der Cigarren. Nürnberg 1830.
- Verbesserte Rauch- und Schnupftabak- und Cigarren-Fabrikation. 2. Aufl. der Vollst. Tabakkunde. Nürnberg 1846.
- Lewinstein, Gustav, Die deutsche Tabak-Industrie. Eine Skizze ihrer Entwicklung und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung. Berlin 1897.
- Lewis, Albert, B., Use of Tobacco in New-Guinea and neighboring Regions. Field Mus. of Nat. Hist. Anthropol. Leaflet Nr. 17. Chicago 1924.
- Liebault, Charles, L'Agriculture et la maison rustique. Paris 1572.
- Liebaut, E., Recherches sur le Tabac, son histoire. Paris 1851.
- Linton, Ralph, Use of Tobacco among North American Indians. Field Mus. of Nat. Hist. Anthropol. Leaflet Nr. 15. Chicago 1924.
- Lipowsky, F. J., Des Ferdinand Maria Lebens- und Regierungsgeschichte. München 1831.
- Lippert, Julius, Die Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. In: Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. Bd. XXXV. Leipzig 1885.



- Lippmann, Eduard von, Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik. Berlin 1923.
- Litré, E., Dictionnaire de la langue Française. T. I. Paris 1863.
- Lobel, Matthias de, u. Pena, Petro, Stirpium Adversaria Nova. London 1570.
- und Pena, Petro, Nova stirpium adversaria. Antwerpen 1576.
- Lovén Sven, Über die Wurzeln der Tainischen Kultur. T. I. Materielle Kultur. Göteborg 1924 (Diss.).
- Lumholtz, C., Unknown Mexico. London 1903.
- Lüthgen, G. E., Der Tabak und das Rauchen in der Kunst. (Bei Feinhals: Der Tabak in Kunst und Kultur.)
- Mabille, V., Les Cigarettes Poésies. Paris 1853.
- Maehrlen, Joh., Die Besteuerung des Tabaks im Zollverein. Stuttgart 1868.
- Maler, Theobert, Yucatekische Forschungen. Globus, LXVIII u. LXXXII. Braunschweig 1895 und 1902.
- Mansfeldt, Jul., Meine Reise nach Brasilien im Jahre 1826. Magdeburg 1828.
- Manuel historique et anecdotique du fumeur et priseur. Paris, Delarue, Libraire-Editeur. (2. Hälfte des 19. Jahrhunderts).
- Marsden, W., The history of Sumatra. London 1783.
- Marryat, F. S., Borneo and the Indian Archipelago. London 1848.
- Marx, Joh. Jac., Materialienkammer. Nürnberg 1687. 2. Aufl. 1709.
- Mason, J. Alden, Use of Tobacco in Mexico and South America. Field Mus. of Nat. Hist. Anthropol. Leaflet Nr. 16. Chicago 1924.
- Mauro, Monografia del tabacco. 1866.
- Maudslay, Alfred P., Archaeology. In: Biologia Centrali-Americana von Godmann und Salvin. Vol. 4. Palenque. London 1896—1899.
- Mc Guire, Joseph, D., Pipes and smoking customs of the american aborigines, based on material in the U. S. National Museum. Annual Report of the Smithsonian Institution 1897. Bd. I. Washington 1899.
- Meer, Wilhelm van der, siehe Neander.
- Mering, Fr. E. von, Zur Geschichte der Stadt Köln a. Rh. Köln 1838.
- Métraux, A., La civilisation matérielle des tribus Tupi-Guarani. Paris 1928.
- Meyer, F. H., Aus der Havanna. Erfahrungen und Ansichten über die Fabrikation der ächten Zigarren. Bremen 1878.
- Micheler, Joseph, Das Tabakwesen in Bayern von dem Bekanntwerden des Tabaks bis zur Einführung eines Herdstättgeldes 1717. Inaug.-Diss. der Univers. Jena. Stuttgart 1887.
- Moes, Die Zigarrenstadt an der Elbe. Hanoverscher Kurier. Sonderbeilage 22. Mai 1930.
- Molina, Alfonso de, Vocabulario de la Lengua Mexicana. Ed. Facs. Julius Platzmann. Leipzig 1880.
- Möller, Marx, Die Lyrik der Raucher. Die Woche. Berlin, 15. Jahrg. Nr. 26, 28.VI. 1913.
- Montaner y Simon, Diccionario Enciclopédico Hispano-Americano. T. V, T. XXI. 1912.
- Morley, Sylvanus G., An introduction to the study of the Maya Hieroglyphs. Bulletin 57 of the Bureau of American Ethnology. Washington 1915.
- The rise and fall of the Maya civilisation in the light of the monuments and the native chronicles. XIX. Int. Amerikanisten Kongreß, Sitzungsberichte. Washington 1917.
- Moscherosch, I. M., Wunderliche Gesichte Philanders von Sittewald. 1650.
- Moyné, Jacob le, Wahrhaftige Abconterfaytung der Wilden in Amerika, so daselbst erstlichen lebendiger Weise abgerissen, jetzt aber in Kupfer gestochen bei Dietrich von Bry. Frankfurt a. M. 1603.
- Müller, Friedrich, Allgemeine Ethnographie. Wien 1873.
- Münchener Neueste Nachrichten. Nr. 413. 5. September 1911.
- Murr, Christian Gottlieb von, Nachrichten von verschiedenen Ländern des Spanischen Amerika. Bd. I. Halle 1809.
- Murray, James A. H., A new English Dictionary on Historical Principles. Oxford 1893.
- Nadaillac, Marquis de, L'Amérique Préhistorique. Paris 1883.
- Les pipes et le tabac. Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. Anné 15, Ser. 3, T. II. Paris 1885.
- Nathausen, W., Aus Hamburgs alten Tagen. Hamburg 1894.
- Navarette, M. F. Don, Colecion de los Viages de Descubrimientos, que hicieron por mar los Españoles desde fines del siglo XV. T. I. Viages de Colon: Almirantazgo de Castilla. 1825.
- Die Reisen des Christoph Columbus 1492—1504. Nach seinen eigenen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536 von Bischof Las Casas seinem Freunde

- und Fernando Columbus seinem Sohne. Aufgefunden 1791 und veröffentlicht 1826 von Don M. F. von Navarette. Ins Deutsche übertragen von Fr. Pr. Leipzig 1890.
- Neander, Joh., *Tabacologia*. 1622.
- Nemnich, Philipp Andreas, Beiträge zur Cigarrenkunde. A. d. Journal für Fabriken, Manufakturen, Handlung, Kunst und Mode besonders abgedruckt bei Joh. Fr. Gleditsch. Leipzig 1808.
- New English Dictionary, 1735.
- New-York Spectator, 12. August 1801. (Non vidi.)
- New Oxford Dictionary.
- Nieremberg, J.\*E. soc. J., Ideas de virtud en algunos claros varones de la compañía de Jesus. Madrid 1643—1667.
- Nitsche, Joh. Ambros, Geschichte des Tabaks und seiner Schicksale seit der Entdeckung Amerikas bis auf unsere Zeiten. Prag 1845.
- Nordenskiöld, Erland von, Südamerikanische Rauchpfeifen. Globus Bd. 93. Braunschweig 1908.
- Och, P. Joseph, siehe Murr.
- Oliva, Ascan de, Lustige Historien vom Tabakstrinken. Hamburg 1638.
- Lustige Invention oder Beschreibung wo das Taback-Trinken oder Stänken herkomme und seinen Anfang genommen. Deme dann auch beigefügt des Tobacks-Lobgesang aus Jacobi Balde Büchlein, genannt Truckene Trunkenheit. Darbei noch ein schön Lied von einem versoffenen Mann und seinem bösen Weibe usw. o. J.
- Oppel, Alwin, Der Tabak in dem Wirtschaftsleben und der Sittengeschichte der Völker. Bremen 1890.
- Österreichische Encyclopädie, 5. Bd. 1836.
- Oviedo, Gonzalo Fernandez de, Historia general y natural de las Indias. Publ. per Real Academia de la Historia. 4 vol. Madrid 1851—1855.
- P. (aw), de, Recherches philosophiques sur les Americaines usw. Nouv. Edit. Londres 1771. Augmenté d'une Dissertation critique par Dom Pernety; & de la Défense de l'Auteur des Recherches contre cette Dissertation. 3 vol. Berlin 1771.
- Pela, Demetrio, Notes upon Tobacco, written by Demetrio Pela Anno 1541.
- Pena, Petro, siehe Lobel.
- Penn, W. A., The sovereen herbe, a history of tobacco. London-New-York 1902.
- Pennant, Thomas, Journey to Snowden. Tour in Wales, II, 1781.
- Peralta, Suarez de, siehe Zaragoza.
- Perez, Juan Pio De, Diccionario de la Lengua Maya. Merida De Yucatan 1866—1877.
- Pernety, Dom, Dissertation sur l'Amérique et les américains contre les recherches philosophiques de Mr. de P. Berlin 1770.
- Pechel, Oscar, Völkerkunde. 2. Aufl. Leipzig 1875.
- Phillips, H., History of cultivated vegetables. 1822.
- Pilger, siehe Jacubeit.
- Pilz, Hermann, Der Tabak und Rauchen. Ernstes und Heiteres aus der Culturgeschichte. Leipzig 1899.
- Pijnappel, Y., Maleisch-Nederduitsch Woordenboek. Harlem-Amsterdam 1863.
- Prade, de, Histoire du tabac ou il est traité particulièrement du Tabac en poudre. Paris 1677.
- Pr., Fr., siehe Navarette.
- Pritzker, I., Der Tabak und das Rauchen. Zürich (1916?).
- Preuß, Konrad Theodor, Die Schicksalsbücher der alten Mexikaner. Globus. Bd. 79. Braunschweig 1901.
- Der Ursprung der Menschenopfer in Mexico. Globus Bd. 86. Braunschweig. 1904.
- Die Feuergötter als Ausgangspunkt zum Verständnis der mexikanischen Religion in ihrem Zusammenhange. Mitt. der Anthropol. Ges. Wien. Bd. 33. 1903.
- Rezension. Bäßler Archiv. Bd. 14. Heft 1. Berlin 1930.
- Radin, Paul, The story of the American Indian. New York (1927).
- The Sources and authenticity of the history of the ancient Mexicans. Univ. of Cal. Publications in American archaeol. and ethnology. Vol. 17, Nr. 1, S. 1—150. Berkeley (1920).
- Radwan, Eduard, siehe Schmidt, Max.
- Rambach, Jacob, Versuch einer physisch-medizinischen Beschreibung von Hamburg. Hamburg 1801.
- Ratzel, Friedrich, Völkerkunde. Leipzig 1885—1888.



- Ratzel, Friedrich, Anthropogeographie. I. Teil. Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. 3. Aufl. Stuttgart 1909.
- Rau, Charles, The Palenque Tablet in the United States National Museum. Smithsonian Contributions to knowledge 331. Bd. 22. Washington 1880.
- Reichenbach, G. B., Der Tabak, seine Verbreitung, Kulturgeschichte und natürliche Beschaffenheit. Berlin 1866.
- Richter, Elise, Zu Leo Wieners Africa and the discovery of America. Anthropos Bd. 23. Heft 3/4. 1928.
- Zigarre und andere Rauchwörter. XXII. Internat. Amerikanistenkongreß, Rom 1926. Sitzungsberichte, T. 2. Rom 1928.
- Roorda van Eysinga, W. A. P., Nieuwe Maleische Spraakkunst usw. N. A. 3. T. Alkmaar 1866.
- Malaisch-Holländisches Wörterbuch. 1866.
- Roscher, H., Artikel: Tabak. In: Handwörterbuch des Kaufmanns. Lexikon für Handel und Industrie. Hamburg-Berlin [1927].
- Russell, W., Artikel in: La Grande Encyclopédie Inventaire raisonné des Sciences, des Lettres, et des Arts par une société de savants et de gens de Lettres. T. XXX. Paris (o. J.).
- Safford, W. E., Narcotic Plants and Stimulants of the ancient Americans. Smithsonian Report for 1916. Publication 2466. Washington 1917. S. A.
- Our Heritage from the American Indians. Smithsonian Report for 1926. Publication 2899. Washington 1927. S. A.
- Sahagun, R. P. Fray Bernardino de, Historia general de las cosas de Nueva España. Herausg. C. M. de Bustamente. Mexico 1829—1830.
- Dasselbe. Vol. 5. Codice Florentino. Edit. Franc. del Paso y Troncoso; parcial en Facs. Mexico [1905].
- Histoire generale des choses de la Nouvelle-Espagne. Trad. p. D. Jourdanet et Remi Simeon. Paris 1880.
- Sanders, Daniel, Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig 1860.
- Savary, Dictionnaire Universel de Commerce: contenant tout ce qui concerne le commerce qui se fait dans les quatre parties du monde. Paris 1723.
- Saville, M., Ancient smoking pipes from Ecuador. Indian Notes. Heye foundation. Bd. I. New York 1924.
- Schellhas, Paul, Vergleichende Studien auf dem Felde der Maya Alterthümer. Internat. Arch. für Ethnogr. 1890. Bd. 3. Leyden.
- Die Göttergestalten der Mayahandschriften. Ein mythologisches Kulturbild aus dem alten Amerika. Dresden 1897. 2. Aufl. Berlin 1904.
- Der Ursprung der Mayahandschriften. Zeitschr. für Ethnologie. Bd. 58. Heft 1/2. Berlin 1926.
- Die Madrider Maya-Handschrift. Zeitschr. für Ethnologie. Bd. 61. Heft 1/3. Berlin 1930.
- Scherzer, Las Historias del Origin de los indios de esta Provincia de Guatemala. Wien 1857.
- Scheuchenstuel, von, Die österreichische Tabakregie. Westermanns Monatshefte. 57. Jahrg. 114. Bd. 2. Teil. Juni 1913.
- Schlütte, H., Die Zigarrenfabrikation. Quedlinburg 1846.
- Schmidt, Max, Völkerkunde. Berlin 1924.
- Einiges über die Sirionos. Manuskript des Studienassessors Eduard Radwan aus La Paz. Zeitschr. für Ethnologie. Bd. 60. Berlin 1929.
- Kunst und Kultur von Peru. Berlin 1929.
- Schoembs, Jacob, Material zur Sprache von Comalapa in Guatemala. Dortmund 1905.
- Schouw, J. F., Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. A. d. Dän. von H. Zeise. Leipzig 1851.
- Schranka, Eduard Maria, Tabak-Anekdoten. Ein historisches Braunsch. Herausgegeben von Jos. Feinhals. Köln 1914.
- Bibliographie der tabakologischen Literatur mit einem Vorwort über die Tabacologie als Wissenschaft, ihre Beziehungen zu anderen Disziplinen und die bisherigen Anläufe zu tabacologischen Bibliotheken. (A—C). Fachliche Mitteilungen der österreichischen Tabakregie. Jahrg. 1919/20. Wien 1920.
- Schultz, Alwin, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. München-Berlin 1903.
- Schweinfurth, Georg, Au cœur de l'Afrique. In: Le Tour du Monde, Bd. 27. 1. Sem. London 1874.
- Seler, Eduard, Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 20. Berlin 1888.
- Die Tageszeichen der aztekischen und der Maya-Handschriften und ihre Gottheiten. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 20. Berlin 1888. (Siehe Gesammelte Abhandlungen (G. A.), Bd. 1, 3. Abschn., Nr. 6.)

- Seler, Zur mexikanischen Chronologie, mit besonderer Berücksichtigung des zapotekischen Kalenders. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 23. Berlin 1891. (G. A. Bd. 1, 3. Abschn., Nr. 8.)
- Quetzalcoatl-Kukulcan in Jucatan. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 30. Berlin 1898. (G. A. Bd. 1, 3. Abschn., Nr. 19.)
- Rezension. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 30. Berlin 1898, S. (608).
- Die Venusperiode in den Bilderschriften der Codex-Borgia-Gruppe. Zeitschr. f. Ethnol., (Verh. d. Berl. Anthropol. Ges.) Bd. 30. Berlin 1898. (G. A. Bd. 1, 3. Abschn., Nr. 18.)
- Zauberei im alten Mexico. Globus Bd. 78, Nr. 6. Braunschweig 1900. (G. A. Bd. 2, 1. Abschn., Nr. 5.)
- Codex Fejérváry-Mayer. Eine altmexikanische Bilderschrift der Free Public Museums in Liverpool. Berlin 1900.
- Codex Vaticanus Nr. 3773 (Codex Vaticanus B). Eine altmexikanische Bilderschrift der Vatikanischen Bibliothek. Berlin 1902.
- Codex Borgia. Eine altmexikanische Bilderschrift der Bibliothek der Congregatio de Propaganda Fide. Berlin 1904, 1906, 1909.
- Gesammelte Abhandlungen zur Amerikanischen Sprach- und Altertums-kunde. 4 vol.: I—III, Berlin 1902, 1904, 1908; V, Berlin 1915; IV, Berlin 1923.
- Beobachtungen und Studien in den Ruinen von Palenque. Abhandlungen der königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 1915. Phil.-Hist. Klasse, Nr. 5. Berlin 1915.
- Einige Kapitel aus dem Geschichtswerk des Fray Bernardino de Sahagun. Aus dem Aztekischen übers. von Eduard Seler. Herausg. von Caecilie Seler-Sachs in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Walter Lehmann und Prof. Dr. Walter Krickeberg. Stuttgart 1927.
- Semler, Heinrich, Die tropische Agrikultur. 2. Aufl. Wismar 1903.
- Setschell, W. A., Aboriginal Tobaccos. American Anthropologist. N. S. Bd. 23. 1921. Nr. 4.
- Silberberg, Louis, Tobacco: its use and abuse. The Habana Cigar Comp. London 1875.
- Skeat, Walter W., An Etymological Dictionary of the English Language. 4. Edit. Oxford 1910.
- Snethlage, E. H. Unter nordostbrasilianischen Indianern; in Zeitschr. f. Ethn. 1930. (Manuskript.)
- Specht, A. und Stuckenberg, J., Geschichtliche Angaben über nachstehende Cigarrenfabriken in Habana. Abschrift des zu den Akten H. 9903/38 Wz. 176/04 eingereichten Originals. Urkunde gez. Gustavo Bock, Havana, Republik Cuba. 26. August 1904.
- Spinden, Herbert, A study of Maya Art, its Subject Matter and Historical Development. Memoirs of the Peabody Mus. of American Archaeology and Ethnology. Vol. VI. Cambridge (Mass.) 1913.
- Spix und Martius, I. B. und K. Ph. v., Reise in Brasilien auf Befehl Sr. Majestät Maximilian Josephs II., Königs von Bayern, in den Jahren 1817—1820. München 1823—1831.
- Squier, E. G., Die Staaten von Central Amerika — insbesondere Honduras, San Salvador und die Moskitoküste. In Deutscher Bearb. herausg. von Karl Andree. N. A. Leipzig 1865.
- Stahl, Günther, Tabakrauchen in Südamerika. 21. Internat. Amerikanisten-kongreß, Göteborg 1924. Sitzungsberichte Bd. I. Göteborg 1925.
- Der Tabak im Leben südamerikanischer Völker. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 57. Heft 1/2. Berlin 1925.
- Die Einführung des Tabaks und der Zigarre in Europa. Schweizer Archiv für Volkskunde. Bd. 27. Basel 1926 (Miszellen).
- Vom Rauchen. Eine kulturhistorische Rückschau. Berliner Tabakpost Nr. 23. Berlin 1927.
- Das Hohelied des Tabakrauchens. Berliner Tabakpost Nr. 52. Berlin 1927.
- Die erste Zigarre in Europa. Berliner Tabakpost Nr. 2. Berlin 1928.
- Historisches vom Tabakrauchen. Vortrag, gehalten auf der ordentlichen Mitgliedervers. des Verbandes der Handelsvertreter für Tabakerzeugnisse E. V. (V. H. T.). Tagungsbericht, Berlin 1930.
- Zur Frage des Ursprungs des Tabakrauchens. Anthropol. [Im Erscheinen begriffen (1931)?].
- Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig 1904.
- Steinmetz, On Tobacco History. London 1857.
- Stempell, Die Tierbilder der Mayahandschriften. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 40. Berlin 1908.



- Stephens, John L., Incidents of travel in Central America, Chiapas and Yucatan. London 1841.
- Reiseerlebnisse in Zentralamerika, Chiapas und Yucatan. Nach der 12. Aufl. ins Deutsche übers. von Eduard Hoepfner. Leipzig 1854.
- Stieda, W., Das Tabakmonopol in Mecklenburg-Schwerin. Jahrb. des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. 75. Jahrg. Schwerin 1910.
- Stoffel, Mathias, siehe Murr.
- Stoll, Otto, Die Sprache der Ixil-Indianer. Ein Beitrag zur Ethnologie und Linguistik der Maya-Völker. Leipzig 1887.
- Die Mayasprachen der Pokom-Gruppe. T. 1: Die Sprache der Pokonchi-Indianer. Wien 1888.
- Strachan, De la culture de Tabac dans l'îles de Ceylon. 1702.
- Strebel, H., Alt Mexico. Hamburg und Leipzig 1885.
- Strebel, I. v., Die Rauchhexe. Heiteres und Ernstes vom Tabak und der Cigarre usw. Neue 3. Ausg. Rodolstadt i. Th. 1884.
- Szerlecki, Vlad. Al., Monographie über den Tabak. Dessen Einwirkung auf den menschlichen Organismus, und Heilkräfte in verschiedenen krankhaften Zuständen. Stuttgart 1840.
- Tabernaemontanus, Jac., New vollk. Kräuter-Buch usw. Herausg. von Caspar Bauhinus. 3 vol. Basel 1664.
- Tessmann, Günter, Die Indianer Nordost-Perus. Hamburg 1930.
- Thebesii, Georg Daniel, Deutliche und ausführliche Nachricht vom Rauch- und Schnupftabak. 1. Aufl. Halle 1713. — 2. Aufl. Halle 1751.
- Thevet, André, Les Singularités de la France antarctique, autrement nommé Amérique. Paris 1558.
- Dasselbe, Nouv. Edit. p. Paul Gaffarel. Paris 1878.
- La Cosmographie universelle. Paris 1575.
- Thomas, Cyrus, A study of the Manuscript Troano. Contributions to North American Ethnology. Vol. 5. Washington 1882.
- Aids to the study of the Maya Codices. 6. Annual Report of the Bureau of Ethnology 1884—1885. Washington 1888.
- Are the Maya hieroglyphs phonetic? American Anthropologist. Bd. 6. Washington 1893.
- Day symbols of the Maya year. 16. Ann. Rep. of the Bureau of Ethnology. Washington 1897.
- und Swanton, John, Indian language of Mexico and Central America. Bulletin 44 of the Bureau of American Ethnol. Washington 1911.
- Thompson, J. Eric, The civilisation of the Mayas. Field Museum of Nat. Hist. Anthropology Leaflet 25. Chicago 1927.
- Tiedemann, Friedrich, Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genußmittel. Frankfurt a. M. 1854.
- Torquemada, Juan de, De la monarquia indiana. Madrid 1723.
- Tozzer, Alfred M., A comparative Study of the Mayas and the Lacandonones. Report of the Archaeological Institute of America. New York 1907.
- und Allan, Animal Figures in the Maya Codices. Papers of Peabody Museum. Vol. 4, Nr. 3. Cambridge Mass. 1910.
- Tylor, E. B., Anahuac. London 1861.
- Valentini, D. Michael Bernhard, Museum museorum oder vollständige Schau-Bühne aller Materialien und Specereyen nebst deren natürlichen Beschreibung usw. T. I. Frankfurt a. M. 1704.
- Ostindianische Sendschreiben. Frankfurt a. M. 1714.
- Vielheur, Beschreibung fremder Materialien. Leipzig 1676.
- Volz, K. W., Beiträge zur Kulturgeschichte. Der Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Haustiere und der Kulturpflanzen. Leipzig 1852.
- Wafer, Voyage de Mr. Wafer. Amsterdam 1714 (s. Dampier).
- Wagner, Ladislaus von, Tabakkultur, Tabak- und Zigarrenfabrikation usw. 4. Aufl. Weimar 1884. — 5. Aufl. Weimar 1888.
- Waitz, Theodor, Anthropologie der Naturvölker. Bd. 4. Die Amerikaner. 2. Hälfte, Leipzig 1864.
- Waldeck, Description of the ruins of an ancient city. London 1822.
- Wallace, Alfred Russel, The Malay Archipelago. New York 1869.
- Warburg Otto, Die Pflanzenwelt. Bd. 3. Leipzig 1922.
- Wasserzieher, Ernst, Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. 3. Aufl. Berlin 1919.
- Webster, Complete Dictionary of the English Language. London 1899. New Edit. (of 1880).
- International Dictionary of the English Language. New Edit. London 1907.

- Weekley, Ernst, An Etymological Dictionary of modern English. New York 1921.
- Weigand, L. K., Deutsches Wörterbuch. 5. Aufl. Gießen 1910.
- Weule, Karl, Leitfaden der Völkerkunde. Leipzig und Wien 1912.
- Wirminghaus, A., Artikel: Tabak, Tabakindustrie. In: Wörterbuch der Volkswirtschaft. Jena 1911.
- Witte, Heinrich, Tabak und Tabakerzeugnisse. Leipzig 1919.
- Wolf, Jacob, Der Tabak und die Tabakfabrikation. Leipzig 1912.
- Der Tabak, Anbau, Handel und Verarbeitung. In Sammlung: Natur und Geisteswelt (Verlag Teubner), Nr. 416, 2. Aufl. Leipzig-Berlin 1918.
- Wörterbuch der Volkswirtschaft. 3. Aufl. Bd. 2. Jena 1911.
- Zaragoza, Don Justo, Noticias historicas de la Nueva España. Madrid 1878.
- Zedler, Joh. Heinrich, Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste usw. Bd. 24 (Nicotian). Leipzig und Halle 1740. Bd. 41 (Tabak), 1744; Bd. 62, 1749.
- Ziegler, Joh. Jacob, Tabak oder von dem gar heilsamen Wunderkraute Nicotiana. Zürich 1616.

## Unter nordostbrasilianischen Indianern.

Von

E. Heinrich Snethlage.

### Inhaltsverzeichnis.

Einleitung . . . . .	111	
Reisebericht . . . . .	113	
Die Kulturen der	Guajajára	Krân-Stämme
	Seite	Seite
I. 1. Geschichte . . . . .	117	139
II. 2. Körper . . . . .	119	143
III. Kleidung und Schmuck		
3. Tracht . . . . .	119	144
4. Körperschmuck . . . . .	119	145
5. Haar- und Bartracht . . . . .	120	148
6. Körperbemalung und Tätowierung . . . . .	120	149
7. Körperverunstaltung . . . . .	120	150
8. Reinlichkeit . . . . .	120	151
IV. Dorf und Haus		
9. Siedlungen . . . . .	121	152
10. Wohnungen . . . . .	122	153
11. Innenausstattung . . . . .	123	154
12. Hauswirtschaft . . . . .	124	156
13. Genußmittel . . . . .	124	157
14. Haustierhaltung . . . . .	124	157
V. Urproduktion		
15. Jagd . . . . .	125	157
16. Fischfang . . . . .	126	160
17. Sammelwirtschaft . . . . .	126	160
18. Bodenbau . . . . .	126	161
VI. Sachgüterproduktion		
19. Flechtereie . . . . .	127	162
20. Spinnerei und Weberei . . . . .	127	164
21. Herstellung von Seilen und Schnüren . . . . .	128	165
22. Knüpfttechnik und Netzerei . . . . .	128	165
23. Federarbeiten . . . . .	128	165
24. Töpferei . . . . .	128	166
25. Steinarbeiten . . . . .	128	166
26. Holzarbeiten . . . . .	129	166
27. Kalebassen usw. . . . .	129	166
28. Verwendung von Bast . . . . .	129	167
29. Färbetechnik . . . . .	129	167



	Seite	Seite
VII. Gesellschaftsleben		
30. Stammesorganisation . . . . .	129	167
31. Hordenorganisation . . . . .	129	169
32. Familienorganisation . . . . .	130	169
33. Geschlechtsleben . . . . .	130	170
34. Heiratsgebräuche . . . . .	130	170
35. Geburt . . . . .	130	172
36. Erziehung . . . . .	130	172
37. Tod und Begräbnis . . . . .	130	173
38. Gesellschaftliche Umgangsformen . . . . .	131	174
39. Arbeitsteilung . . . . .	131	174
40. Verkehr . . . . .	131	175
41. Handel usw. . . . .	132	177
42. Sachenrecht. . . . .	132	177
43. Erbrecht . . . . .	132	177
44. Strafrecht . . . . .	132	177
VIII. Geistige Kultur		
45. Musik . . . . .	132	177
46. Tanz . . . . .	132	178
47. Spiel . . . . .	133	181
48. Kunstempfinden . . . . .	133	183
49. Gottesglaube . . . . .	133	184
50. Seelenglaube . . . . .	133	184
51. Zauberglaube . . . . .	133	184
52. Kannibalismus . . . . .	133	184
53. Beschneidung . . . . .	133	185
54. Menstruationsgebräuche . . . . .	133	
55. Heilkunde . . . . .	133	185
56. Sprachliches . . . . .	134	186
Schlußwort . . . . .	200	
Literaturverzeichnis . . . . .	201	

### Einleitung.

Nach meiner Promotion im März 1923 ergriff ich die Gelegenheit, welche die im Staatsdienst Brasiliens als Zoologin tätige Dr. Emilie Snethlage, die Schwester meines Vaters, mir bot, nach Brasilien zu gehen, um auf einer Forschungsreise das Land meiner Jugendträume kennen zu lernen. Deutschland stand damals im Zeichen der Inflation; die mir zur Verfügung stehenden Geldmittel waren also äußerst beschränkt. Nur dadurch, daß mir meine Tante zoologische Aufträge des Fieldmuseums in Chicago, USA. verschaffte, war es mir möglich, meine Pläne zu verwirklichen. Allerdings hatte ich nun auch diesen zoologischen Aufträgen mein Hauptaugenmerk zuzuwenden, den ethnologischen Problemen konnte ich mich erst in zweiter Linie widmen. Leider genügte mein Geld nicht, um größere Sammlungen zusammenzubringen, vor allem nicht dazu, sie an die Küste zu schaffen. Habe ich doch nur wenig über 8000 Goldmark für meine ganze dreiundeinviertel Jahre dauernde Reise ausgeben können. Auch vermochte ich nicht alle Möglichkeiten, die sich mir boten, auszuschöpfen, da damals meine Kenntnisse in unserer Wissenschaft noch recht gering waren. So habe ich lange geschwankt, ob ich überhaupt die ethnographischen Beobachtungen meiner von 1923—1926 stattgefundenen Reise in einer besonderen Abhandlung veröffentlichen solle. Erst als ich nach dem Studium der einschlägigen Literatur<sup>1)</sup> gesehen habe, wie verhältnismäßig wenig von den Indianern des von mir bereisten Gebietes bekannt ist, entschloß ich mich zu diesem Artikel. Denn mein im Journal für Ornithologie erschienener Reisebericht (1, S. 153—184) enthält naturgemäß nur eine sehr kurze Übersicht und ist

<sup>1)</sup> Nach einem im Heft 3/4 des Jahrgangs 1929 des Anthropos, S. 670—72 veröffentlichten Brief Nimuendajus (Unkel) aus Barra do Corda (Maranhão) können wir allerdings in nächster Zeit weitere Nachrichten erwarten.

zudem den meisten Ethnologen nur schwer zugänglich. Darum dürfte diese, im Fachblatte veröffentlichte, auch Einzelheiten und die mir zugängliche Literatur berücksichtigende Abhandlung keine verlorene Mühe sein. Handelt es sich doch um Stämme, die der hier zwar nur langsam, aber sicher fortschreitenden Zivilisation nicht mehr lange Widerstand werden leisten können.

### Reisebericht.

Wie aus beifolgender Karte zu ersehen ist, führte mein Reiseweg von der Hauptstadt des Staates Pará nach S. Luiz do Maranhão, in deren Nähe ich mich einige Zeit aufhielt. Einer der Vorstöße, welche ich von hier aus unternahm, brachte mich in der letzten Hälfte des Jahres 1923 bis an den Rand jenes noch nicht von den Brasilianern besiedelten Urwaldgebietes zwischen den Staaten Maranhão und Pará, das noch heute von feindselig



Abb. 1. Karte des bereisten Gebietes.

..... Reiseweg.

□ Guajará-Dörfer.

◎ Krän-Dörfer.

sich verhaltenden Indianern, den sogenannten Urubú, bewohnt wird. Eine ihrer Horden verübte im November jenes Jahres einen Überfall auf eine kleine Siedlung in nächster Nähe des Städtchens Redondo am Rio Maracassumé, bei welcher Gelegenheit mehrere Personen ihr Leben einbüßten. Einige Umstände, die ich weiter unten an geeigneter Stelle anführen werde, lassen vermuten, daß es sich hierbei um Tupiindianer handelte,



während die große Masse der Urubú, die im Quellgebiet des Rio Gurupy wohnen, den Kränstämmen zuzurechnen sind. Diese letzteren heißen auch „wilde Gaviões“ oder nach Nimuendajú „Crêje“ und Mehī (2, S. 302 bis 305)<sup>1)</sup>. Persönlich sah ich keinen dieser Indianer; doch hatte ich Gelegenheit, die nach dem Überfall auf die Siedlung bei Redondo gesammelten Pfeile, sowie das einm dort gefallenen Indianer abgeschnittene Ohrfläppchen, welche in den Besitz des Dr. Estevão de Oliveira in Pará gelangten, zu besichtigen und konnte bei den Ansiedlern und anderen Kränindianern mancherlei Angaben sammeln.

Im Juli 1924 befand ich mich in Pedreiras, einer kleinen Handelsstadt am mittleren Mearim. Weiter unterhalb dieses Flusses, nicht allzuweit von der Ortschaft Bacabal entfernt, soll sich ein Timbiradorf befinden, von dessen Bewohnern ich später einige wenige in der anderen Siedlung dieses Stammes, am mittleren Grajahu bei der Farm Independencia (Kreapimkatayé), traf. Auf dem Wege nach Barra do Corda, einem Städtchen in Central-Maranhão, kam ich an einem Guajajáradörfchen vorüber, welches ungefähr 15 km unterhalb meines nächsten Zieles lag. In Barra do Corda wohnte der von der Regierung für die Indianer bestellte Vormund, ein sehr liebenswürdiger, schon älterer Herr, der sich seiner Schutzbefohlenen auf das eifrigste annahm. Er gab mir manchen guten Rat, ebnete mir die Wege zu den Eingeborenen und schickte alle im Orte eintreffenden „Caboclos“ unverzüglich ins Kapuzinerkloster, in dem ich mein Hauptquartier aufschlagen durfte. Da kam zunächst ein kleiner Trupp Gaviões oder Piokobyé, bei denen sich auch einige Frauen befanden. Sie stammten aus einem Dorfe nördlich von Grajahu, das auf einem Berge, dem sogenannten Morro do Fação, liegen soll. Über irgendeine Angelegenheit wollten sie mit dem Vormund verhandeln und dann zu den Krão (Karahó, Carahó) in Nord-Goyaz weiterziehen. Ein Mann dieses Trupps war übrigens ein Kanella (Kenkatayé), der Einwohner des seinerzeit von Kissenberth (1, S. 41) besuchten, 1915 aber von brasilianischen Mischlingen zerstörten Dorfes Suridade gewesen war. Dem Gemetzel entronnen, war er von den Piokobyé aufgenommen worden und hatte bei ihnen geheiratet. Der Haß auf die Brasilianer machte sich noch deutlich bei ihm bemerkbar, und auch seine Gefährten blickten recht mißtrauisch. Sie übernachteten auf der Landzunge, die durch den Zusammenfluß des Corda und des Mearim gebildet wird.

Wenige Tage später erhielt ich schon wieder Besuch. Dieses Mal waren es vier Kanella (Remkokamekrän), die viel zutraulicher waren, als die Piokobyé. Sie stammten aus Ponto, einer großen Siedlung der Krän, im Quellgebiet eines der Nebenflüsse des Rio Corda gelegen. Sie interessierten mich so, daß ich sie baldmöglichst aufzusuchen beschloß. Aber vorher erlebte ich noch die Ankunft einer größeren Zahl von Guajajára aus einem der weiter oberhalb am Mearim befindlichen Dörfer.

Im letzten Drittel des August konnte ich endlich zur Aldea der Remkokamekrän aufbrechen. Ein Zivilisierter zeigte mir, so gut er konnte, den Weg. Nach fünf Leguas<sup>2)</sup> kamen wir an einem etwa 30 m hohen Wasserfall vorüber, in dessen unmittelbarer Nähe ein Guajajáradorf lag. Am dritten Tage begegneten wir einem Trupp nomadisierender Aponye-krän, die aus einer etwa eineinhalb Tagereisen westlich von Ponto gelegenen Ansiedlung stammten. Sie hatten sich im Schatten einiger Bäume einen Ruheplatz eingerichtet, an dem sie sich scheinbar schon tagelang aufgehalten hatten. Auf ausgebreiteten Matten lagen mehrere Männer, Weiber

<sup>1)</sup> Hier werden die Gaviões allerdings als Timbira bezeichnet, doch fand ich diesen Namen nur bei den Krän des Grajahu und Mearim (letztere von Nimuendajú Crengéz genannt. Die Indianer des Gurupy hießen „Gaviões bravos“ oder „Urubú“.

<sup>2)</sup> Brasilianische Legua = 6 km.

und Kinder. Der Älteste der Horde, ein stämmiger Mann mit reicher Körperbemalung, flocht gerade eine neue Matte und ließ sich durch unsere Ankunft nicht im geringsten stören.

Nachdem wir dann noch viele Stunden lang irre gelaufen waren und eine Nacht verloren in der Savanne zugebracht hatten, fanden wir am nächsten Tage glücklicherweise einen der breiten Indianerwege, die aus einer Entfernung von etwa 25—30 km schnurgerade auf das Kanelladorf zulaufen.

Meinen Diener schickte ich gleich nach meiner Ankunft in Ponto mit den Maultieren nach Barra do Corda zurück, um meine Beobachtungen ungestört machen zu können. Meine zoologischen Arbeiten aber setzte ich fort, damit ich den Eingeborenen einen ihnen einleuchtenden Grund für mein Verweilen bei ihnen zu geben imstande war. Daß ich Vögel sammelte, „um sie den Angehörigen meines Volkes zu zeigen“, verstanden sie vollauf, und die Präparation erregte ihr höchstes Interesse. Einer von ihnen überraschte mich sogar eines Tages mit zwei recht gut gelungenen Bälgen.

Die Indianerjungen wurden mir geradezu unentbehrlich. Sie kannten genau die Gewohnheiten der einzelnen Arten; im dichtesten Busch stöberten sie die Beute auf und erlegten sie dann mit sicherem Pfeilschuß. Ich konnte die auf diese Weise erhaltenen Tiere gut gebrauchen, denn die besondere Art der Pfeile verhinderte schwere Verletzungen.

Etwas lästig, besonders zu Beginn meines Aufenthaltes in Ponto, war die ewige Bettelei der Remkokamekrän. Da ich aber nicht viel Sachen zu verschenken hatte, kam ich bald dahinter, daß die Kanella es gar nicht übel nahmen, wenn ich ihnen das Erbetene nicht gab. Sie sahen sehr wohl ein, daß ich von jedem Gegenstand mindestens einen für meinen Gebrauch behalten mußte. Ähnlich war es bei allen übrigen Kränstämmen. Ich kann mich der Ansicht Nimuendaju's nicht anschließen, daß sich die Kanella (Remkokamekrän und Aponyekrän) durch Bettelei besonders auszeichneten (4, S. 672). Ich verweilte geraume Zeit in Ponto, ohne das Gefühl zu haben, meine Aufträge zu vernachlässigen. Und nach und nach gelang es mir, das volle Vertrauen der Einwohner zu erwerben. Als ich Mitte September mich zur Rückreise anschickte, boten sie mir eine Häuptlingswürde und ein etwa 11jähriges Mädchen als Frau an, damit ich dauernd bei ihnen bliebe. Volle zwei Tage gebrauchte ich, um ihnen diesen Plan auszureden und einige von ihnen für das Fortschaffen meines Gepäcks anzuwerben. Unter der Führung dieser Indianer reiste ich einen bedeutend kürzeren Weg, als der von Barra do Corda aus eingeschlagene gewesen war.

Im Oktober ritt ich nach Grajahú am gleichnamigen Flusse, das auf den meisten unserer Karten noch als Chapada verzeichnet wird. Unterwegs sah ich mir das größte der drei oberhalb von Barra do Corda auf dem rechten Ufer des Mearim befindlichen Guajajáradörfer an. Es war eine Mustersiedlung, wie ich sie größer und sauberer nicht wieder getroffen habe. Die Bewohner hatten sogar Zeit gefunden, ein besonderes „Versammlungshaus“ zu bauen.

Als ich auf der Weiterreise den Mearim eben verlassen hatte, traf ich auf eine Horde Guajajára, die aus ihrem Trockenzeitdorfe bei Grajahú ins Quellgebiet des Mearim zogen, wo sie ihre Felder hatten. Denn die Regenzeit war nahe. Den ganzen Hausrat und alle ihre Tiere führten sie mit sich. Ihr Dorf besuchte ich während meines Aufenthaltes in Grajahú.

Im November fuhr ich mit einem Kanu den Rio Grajahú hinunter. Auf dieser Flußreise, die ganz gemächlich vonstatten ging, hatte ich nun häufig Gelegenheit, Guajajára zu beobachten. Hatten sie auch schon



sehr viel von den brasilianischen Siedlern übernommen, so war doch andererseits, wohl begünstigt durch das gemeinsame Leben in eigenen Dörfern, noch die Tradition lebendig bei ihnen. Sie gebrauchten vielfach Pfeil und Bogen, auch wenn sie alte Vorderlader besaßen, weil das Pulver verhältnismäßig sehr teuer war. Ich nahm an ihren Festen teil, die aus alten Tänzen bestanden. Dies war besonders in Aratorio der Fall, einer Guajajárasiedlung, die vielleicht 100 km unterhalb von Grajahú liegt. Im Dorfe der Kreapimkatayé (Timbira), bei der Farm Independencia, etwa weitere 100 km unterhalb, gab es sogar Guajajára, die erst ein halbes Jahr früher mit Zivilisierten in Berührung gekommen waren. Sie wurden von Rinderhirten, die verirrtem Vieh nachgeritten waren, vielleicht anderthalb Tagereisen nordwärts entdeckt und überredet, sich bei den Kreapimkatayé anzusiedeln; denn ihnen lag daran, billige Arbeitskräfte für das Herausbringen der Warenkähne ins Hinterland zu haben. Bei der Verschiedenartigkeit der Rassen kam es bald zu Streitigkeiten, so daß der größte Teil der Guajajára bei meiner Ankunft wieder in die alte Heimat zurückgekehrt war. Und auch die Zurückgebliebenen äußerten mir gegenüber die Absicht, den Gefährten zu folgen.

Die Kreapimkatayé waren die einzigen von mir gesehenen Krân-indianer, die in Hängematten schliefen<sup>1)</sup>. Daneben hatten sie aber auch noch einige Plattformbetten, so daß es unzweifelhaft ist, daß sie erstere vor nur verhältnismäßig kurzer Zeit von den Guajajára übernommen haben. Im übrigen war das Dorf der Kreapimkatayé nicht gerade das sauberste, und es gab dort eine Reihe sehr primitiver Hütten. Letztere sind entweder alle oder doch zum größten Teil von den in der Ansiedlung aufgenommenen Guajajára hergestellt worden.

Weiter unterhalb am Rio Grajahú traf ich noch auf drei größere Guajajáradörfer und eine Anzahl Einzelhütten, die von jungen Paaren angelegt worden waren.

Ende Dezember und Januar bis März 1925 befand ich mich in der Serra de Ibiapaba, die die Grenze zwischen den Staaten Piauhy und Ceará bildet. Indianer, die ihren alten Sitten getreu in eigenen Dörfern beisammen leben, gibt es in ganz Ceará nicht mehr. Erwähnenswert ist nur, daß ich in den Händen einiger Bewohner in der Gegend gefundene Muira-kitans sah. Sie waren aus grünlichem Stein gearbeitet und meist recht zierlich.

Die Fahrt den Rio Parnahyba aufwärts brachte keine neuen Bekanntschaften mit Eingeborenen. Ich hörte nur, daß an dem aus Maranhão kommenden Rio das Balsas noch einige Kanella saßen, zu denen der größte Teil der Bewohner des 1915 von brasilianischen Ansiedlern zerstörten Kenkatayédorfes Suridade geflohen wären. In Süd-Piauhy, an der Grenze nach Bahia, leben noch einige Pimenteira, die aber halb-zivilisiert sein sollen. Man rechnet sie bekanntlich den Karaiben zu, doch dürften sie Reste mancherlei anderer Indianerstämme, insbesondere Ge in sich aufgenommen haben. Vor einigen Jahren ist eine große Anzahl von ihnen wegen Mordes verurteilt worden.

In Goyaz, wohin ich durch Überschreiten der etwa 700 m über dem Meeresspiegel liegenden Serra das Mangabeiras gelangte, angekommen, hatte ich zunächst die Absicht, die Krão in einer ihrer beiden, am Rio Manuel Alves Pequeno liegenden Siedlungen aufzusuchen. Da mir jedoch so wenig Geldmittel zur Verfügung standen, konnte ich die sich mir entgegenstellenden Schwierigkeiten nicht überwinden. Ich mußte auf dem

<sup>1)</sup> Nimmendajú teilt im unter 4. erwähntem Briefe mit, daß auch die Krikatayé und Píokobyé in Hängematten schlafen.

Wasserwege den Rio Perdido abwärts meine Reise fortsetzen. Und leider verhinderte das Herannahen der Revolutionäre von S. Paulo (Aufstand 1924), daß ich weder ein wenige Leguas oberhalb der Mündung des Rio Perdido in den Rio do Somno gelegenes Chavantedorf, noch eine auf dem linken Ufer des Tocantins etwa 10 Leguas unterhalb von Pedro Affonso befindliche Siedlung des gleichen Stammes besuchen konnte.

In Carolina, wo ich die Ankunft der Revolutionäre abwartete, lernte ich doch noch die Krão kennen. Sie waren aus Neugierde in die Stadt gekommen und wurden von den Aufständischen, die straffe Manneszucht hielten, gut behandelt.

Ende Januar 1926 konnte ich endlich noch die Apinayé in ihrem alten Dorfe Gato Preto, etwa 15 Leguas von den Fällen des Tocantins bei S. Antonio entfernt, aufsuchen. Es war nur ein winziges Dorf, aus fünf Hütten bestehend. Die Apinayé hatten sich im Jahre 1923 (vgl. Padre Veneri) veruneinigt; es war zu Kämpfen untereinander und mit den Krão gekommen. Die Folge war, daß der Stamm in fünf Teile zerfiel, die sich an verschiedenen Stellen in der im Zipfel zwischen Tocantins und Araguaya gelegenen Savanne ansiedelten. Gerade während meiner Ankunft in Gato Preto waren zwischen zwei dieser Gruppen Verhandlungen über eine Wiedervereinigung im Gange, die auch zu einem glücklichen Ende gelangt zu sein scheinen; denn Nimuendajú berichtet nur noch von vier Siedlungen (4, S. 470). Bei diesen Kränindianern, die bereits von einer ganzen Reihe namhafter Forscher besucht worden waren, als da sind: Castelnau (II, S. 28—33), Coudreau (S. 82) und andere mehr, blieb ich nicht ganz eine Woche.

Der Versuch, die Krikatayé und die „wilden Gaviões“ in ihren Siedlungen aufzusuchen, wurde leider durch plötzlich und recht schwer auftretende Malariaanfälle vereitelt. Ich war froh, im April endlich nach Pará zurückkehren zu können und verließ im Juni 1926 Südamerika.

## Die Guajajára.

### 1. Geschichte.

Die Guajajára gehören zu den einst an der Ostküste so weit verbreiteten Tupivölkern. Von den Tupinamba Maranhãos stammen sie aber wohl nicht ab. Métraux glaubt (1, S. 308), daß sie mit den Tembé und den Ararandeüara in der „gleichen Wanderungswoge“ nach Nordostbrasilien gekommen sind. Tatsächlich besteht ja zwischen Tembé und Guajajára eine große Übereinstimmung, die verstärkt wird dadurch, daß erstere nach Nimuendajú (1, S. 297) aus der Heimat der Guajajára, dem oberen Pindaré, gekommen sind. Nach Olympio Machado (S. 621) haben sie allerdings in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schon am Gurupy gesessen. Auch die Guajajára werden in der Revista trimensal nicht selten erwähnt, meist am Mearim, Grajahú und Pindaré, doch auch im Gurupygebiet. So mögen die beiden heute selbständigen Stämme früher eine Einheit gebildet haben. Auch jetzt scheinen ja noch Bindeglieder in den Urwäldern des Gurupy herumzuschweifen, wie ich oben bereits erwähnte. Im Maracassumé- und Gurupygebiet werden von den sogenannten Urubú nicht selten Überfälle auf die am Rande der noch unerforschten Landstrecke des nördlichen Maranhão liegenden Ansiedlungen gemacht. Bei einem solchen Angriff auf eine kleine Ortschaft in der Nähe des Fleckens Redondo am Rio Maracassumé wurden die liegen gebliebenen Pfeile gesammelt und ein mit einem Federschmuck versehenes Ohrläppchen einem gefallenem indianischen Jüngling abgeschnitten und an Herrn Estevão de Oliveira in Pará gesandt, wo ich Gelegenheit hatte, die Sachen zu be-



sichtigen. Ich erinnere mich der Pfeile nicht mehr so genau, daß ich sie hier beschreiben könnte, weiß aber, daß ich sie für Tupipfeile ansprach. Wichtiger für die Beurteilung der Stammesangehörigkeit der Angreifer war folgendes: Der Ohrfederschmuck des gefallenem Jünglings war in einem winzigen Löchlein im Läppchen befestigt. Um einen Krānindianer also konnte es sich nicht handeln, weil bei diesem Volk schon die Knaben die gebohrten Löcher im Ohrläppchen durch Einzwängen immer größerer Holzscheiben erweitern. Wenn auch von den Tembé und den Ararandēuara ebensowenig wie von den Guajajára Ohrfederschmuck berichtet worden ist, so beweist das doch nicht, daß sie niemals solchen tragen. Zahlreiche Tupivölker befestigen sich Federn in den Ohrläppchen (Métraux 1, S. 171), unter anderen auch die Chipaya des unteren Xingu. E. Snethlage sagt ausdrücklich (2, S. 410): „Ohrfedern tragen nur junge Männer, und auch diese nicht immer.“ Ich selber habe einen Guajajárajüngling im Dorfe der Kreapimkatayé bei der Farm Independencia getroffen, der Löcher in den Ohrläppchen hatte. Sicherlich befestigte er bei gewissen Gelegenheiten, den Festen z. B., Federn darin. Ein weiterer Beweis für die Annahme, daß die in der Nähe der Küste streifenden Urubú Verwandte der Guajajára sind und nicht Gaviões, dürfte die mir von verschiedenen Seiten gemachte Mitteilung sein, daß einige von Pará nach S. Luiz do Maranhão reisende Soldaten nur dadurch einem Kampfe mit einer unterwegs angetroffenen Urubúhorde entgingen, weil einer unter ihnen, der fließend die „Lingua geral“<sup>1)</sup> sprach, sich mit ihnen verständigen konnte.

Sehr viel bekannt ist von den Guajajára nicht! Es ist zwar nichts gegen Métraux's Meinung einzuwenden, daß die doch schon 1615 von dem Franzosen Sire de la Ravadière entdeckten Pinariens die Vorfahren der Guajajára gewesen sind; sie gehören aber zu den Stämmen, die am wenigsten die Aufmerksamkeit der Forschungsreisenden auf sich gelenkt haben. Außer Claude D'Abbeville (385 u. 392) und Yves d'Evreux (XXXII u. 73) hat in alter Zeit nur Betendorf (S. 81—83 u. 269—272) die Guajajára erwähnt und ethnologisch Interessantes ist außer der Lage der Wohnsitze nicht dabei herausgekommen. Der für die Geschichte der Krān so wertvolle Paula Ribeiro trägt hier nur zur Verwirrung bei, da er einem angeblichen Timbirastamm den Namen Gojáras oder Gojajáras beilegt (194—197). Martius (2, S. 193) gibt wieder als Wohnbezirk den oberen Mearim an. Plagge (S. 206) endlich wird ein wenig ausführlicher in einem in Petermanns Mitteilungen 1853 veröffentlichten Briefe. Auch in der Revista trimensal werden sie gelegentlich erwähnt und 1912 bringt Kissenberth (1, S. 41) in seinem vorläufigen Bericht sogar Bilder von ihnen. Aber wie gesagt, nichts wesentliches ist von ihnen bekannt geworden, und heute sind sie zum allergrößten Teile zivilisiert, wenn sie auch in eigenen Dörfern beisammen leben und manche Tradition noch bewahren.

Auf meiner Karte sind nun alle die Guajajárasiedlungen, die ich gesehen, sowie diejenigen, deren genaue Lage ich erfahren konnte, durch kleine Quadrate bezeichnet. Am Rio Pindaré sollen die Dörfer dieses Stammes noch zahlreicher sein, doch kann ich über sie keine Angaben machen. Auch zwischen den Flüssen Grajahú und Pindaré dürften noch Guajajára wohnen. Das beweist schon der erwähnte Fall der Auffindung noch nicht mit Zivilisierten in Berührung gekommener Guajajára durch Viehhirten nördlich der Farm Independencia.

<sup>1)</sup> „Lingua geral“ ist die von Missionaren in Brasilien eingeführte Vulgärsprache, die aus Tupi-Guaranidialekten gebildet worden ist.

Die Zahl der heute noch lebenden Guajajára schätze ich, wie Métraux bereits mitgeteilt hat (1, S. 20), auf 1500. Diese Zahl kommt auf folgende Weise zustande: In den etwa 20 Dörfern am Mearim und am Grajahú leben etwa 750—800 Guajajára einschließlich der Frauen und Kinder. Den Nachrichten zufolge, welche ich über die restlichen Siedlungen am Rio Pindaré gesammelt habe, ist die Zahl der Stammesangehörigen dort etwa die gleiche. Die Schätzung ist nicht leicht, da jedes Dorf in seiner Größe von dem anderen beträchtlich abweicht. Colonia, am mittleren Mearim gelegen, die größte Ortschaft, die ich gesehen, mochte mehr als 150 Einwohner haben, während andere Siedlungen einige 30 Personen aufwiesen. Die Einzelhütten beherbergten bisweilen nur 2—3 Personen.

## 2. Körper.

Im Kreapimkatayédorfe hatte ich gute Gelegenheit, die auffallend geringe Körpergröße und Zierlichkeit der Guajajára gegenüber den Krân-indianern festzustellen; und dabei sind die Timbira noch nicht einmal die längsten. Kissenberth gibt die Durchschnittshöhe der Männer des Tupistammes als nur 152½ cm betragend an, die Frauen sind sogar noch 9 cm kleiner. Er verdankt dieses Resultat zahlreichen Messungen, die er in Barra do Corda machen konnte. Einige anthropologische Merkmale sind auf den im Reisebericht Kissenberths (1, S. 40) gebrachten Photographien zu erkennen. Es sind Typen, die überall unter den Guajajára wiederkehren. Ich selber habe keine anthropologischen Messungen gemacht.

## 3. Tracht.

Die Kleidung der Guajajáramänner, die zur Zeit Plagges im allgemeinen nur aus einem Schamgürtel bestand (S. 206), ist heute meist die der Zivilisierten. Am Rio Grajahú allerdings wurde vielfach die „tanga“, ein viereckiges, die Schamteile bedeckendes, aus Baumwolle gewebtes Tuch, an einem aus Schnur bestehenden Gürtel getragen<sup>1)</sup>. Die Weiber besaßen bisweilen nichts anderes als eine Art Tipoy, wie bei den Ararandeüara<sup>2)</sup>. Im allgemeinen aber waren sie bereits mit einem europäischen Rock bekleidet. Den Oberkörper bedeckte ein sehr breites, in sich geschlossenes, aus Baumwolle gewebtes Band, das meist, aber nicht immer, wie Plagge angibt (S. 206), von den rechten Schulter zur linken Hüfte getragen wird. In ihm werden die kleinen Kinder überallhin mitgeschleppt. Bis zum Alter von 3—4 Jahren sind diese gewöhnlich völlig nackt. Fußbekleidung sah ich sehr selten; es handelte sich dann in der Regel um Sandalen, die wohl von den Zivilisierten übernommen worden sind.

## 4. Körperschmuck.

An ständigem Schmuck sah ich bei einzelnen erwachsenen Guajajára und bei einer großen Anzahl ihrer Kinder die üblichen Halsketten aus eingehandelten Glasperlen, Sämereien oder Tierzähnen. Ein im Kreapimkatayédorfe angetroffener Jüngling trug Tag für Tag ein aus Baumwollfäden gewebtes und mit roten und gelben Tukanfedern verziertes Stirnband (Abb. 2). Vielleicht legte er es nur an, weil er sich in der Siedlung stammes-

<sup>1)</sup> Métraux (1, S. 121 u. 122) führt diesen Schamschurz unter „Pagnes“ auf: „ou tout tablier couvrant les parties sexuelles“, „Tangues“ sind nach ihm nur die Perlschurze Guianas und Nordwestbrasilien.

<sup>2)</sup> Métraux (1, S. 123, nach Photographien in Lange S. 220, 241, 242, 250).



fremder Indianer und darum in „Feiertagsstimmung“ befand; ich halte es aber auch für möglich, daß er der Binde eine schützende Kraft zuschrieb. Doch konnte ich darüber nichts von ihm erfahren. Dieser selbe Indianer hatte in seinem Ohrläppchen winzige Löchlein, so daß anzunehmen ist, daß er bei gewissen Gelegenheiten Federschmuck oder ähnliches darin trug. Bei einem Tanz zu Ehren der „Mãe d'agua“ wurden Gewänder aus Embirafasern angelegt. Tanzschmuck sind offenbar auch gewebte Arm- Knie- und Knöchelbänder, die sich in Leipzig und Dresden befinden. Ein Fadenkreuz dieser Sammlung ist höchst wahrscheinlich von den Krân übernommen worden.



Abb. 2. Kopfschmuck der Guajajara.

### 5. Haar- und Barttracht.

Die Haartracht ist bei den meisten Guajajara wie bei den Brasilianern. Eine verhältnismäßig geringe Anzahl schnitt sich das Haupthaar über der Stirne ab und ließ es hinten und an den Seiten lang herunterhängen. So trugen es zu Plagges Zeiten auch die Frauen (S. 206). Heute kämten sie sich die Haare einfach aus dem Gesicht, befestigen es auch wohl in der Weise, wie es die Frauen der Tupinamba gemacht haben (Métraux 1, S. 183), um arbeiten zu können. Auf Kissenberths Bilde eines männlichen Guajajara (S. 41) ist ein starker Bart zu sehen. Einen solchen trägt heute kaum ein Guajajara

mehr, wohl, weil auch bei den Zivilisierten die Mode wechselte. Die Guajajara bei Independencia hatten auch Augenbrauen, Achsel- und die übrigen Körperhaare entfernt.

### 6. Körperbemalung und Tätowierung.

Körperbemalung konnte ich nur mehr sehr selten beobachten. Einige der bei Independencia angetroffenen Guajajara hatten Gesicht und Körper mit dem blauschwarzen Saft der Genipapofrüchte und dem orangeroten der Urukubeeren bemalt, in kurzen, aber regelmäßig angeordneten Strichen oder breiteren Bändern. Schwarz bemalte Zähne kommen nur noch sehr selten vor (vgl. Kissenberth 1, S. 41). Auch das von Kissenberth erwähnte Stammeszeichen, eine blauschwarze Tätowierung in Strichform quer über der Nase bis zu den Ohrläppchen verlaufend, sah ich nur vereinzelt.

### 7. Körperverschönerung.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich bei einem einzigen Guajajara Löcher in den Ohrläppchen gesehen habe. Sie waren nicht erweitert, sondern offenbar nur dazu bestimmt, bei gewissen Gelegenheiten einen kleinen Federschmuck oder dergleichen aufzunehmen. Auf die Zufeilung der Zähne, die nach Kissenberth (S. 41) bei beiden Geschlechtern üblich sein soll, habe ich leider nicht geachtet.

### 8. Reinlichkeit.

Ihre Bedürfnisse verrichteten die Guajajara immer fern von ihren Wohnungen im Walde. Gebadet wird recht häufig; Ungeziefer suchen

sie sich gegenseitig aus den Haaren. Die Kleider werden mit der Wurzel oder Rinde eines sogenannten Seifenbaumes (augenscheinlich eine Sapindacee) gewaschen<sup>1)</sup>.

### 9. Siedlungen.

Die Zahl der Hütten in einer Siedlung ist recht schwankend; selten aber beträgt sie heute mehr als ein Dutzend<sup>2)</sup>. Seit einiger Zeit ziehen sogar junge Ehepaare allein hinaus und errichten sich Einzelhäuser. Es gab aber doch noch eine große Zahl nur von Guajajára bewohnter Dörfer. Sie wichen in der Anordnung der Hütten mehr oder weniger voneinander ab, so daß ich den ursprünglichen Typus mit völliger Sicherheit nicht mehr feststellen konnte. Ich halte das am mittleren Mearim gelegene Dorf Colonia dafür, da rechteckige Anlage der Ortschaften auch charakteristisch für die verwandten Tupinamba gewesen ist (Claude d'Abbeville, fol. 181 v).

Colonia mochte etwa 150 Seelen zählen, die auf 12 Hütten verteilt waren (Abb. 3). Der viereckige Platz, den sie umgaben, war sauber gehalten, d. h. das Gras war niedergetreten und nur in einer Ecke ein Cajúbaum stehen geblieben. Draußen, ringsum das Dorf, waren Bananen angepflanzt. Die Siedlung lag mitten im Walde, etwa 800—1000 m vom Flußufer entfernt. Wie bei den Tupinamba befanden sich die „roças“, die Felder der Indianer, auf dem jenseitigen Ufer des Mearim.

Die nach Colonia führenden Wege waren mit Ausnahme des zum Wasser gehenden Pfades sehr undeutlich und voller unerwarteter Biegungen. Wie die Tembé (E. Snethlage 3, S. 47) scheinen die Guajajára früher die Zugangsstraßen durch Unterbrechungen den Nichteingeweihten unkenntlich gemacht zu haben. Andere Siedlungen der Guajajára, so z. B. das bei der Stadt Grajahú errichtete Trockenzeitdorf, sowie eine der am gleichnamigen Flusse vorhandenen Ortschaften, namens Aratorio, befanden sich auf dem Rande der sogenannten „chapada“, der mit Savannenwald bedeckten Hochebene, gerade auf dem zum Fluß abstürzenden Hange, also weithin sichtbar. Den Wohnort so zu legen, dürfte nicht erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit sein, wie die Art und Weise der Errichtung des Trockenzeitdorfes in allernächster Nähe der Zivilisierten vermuten läßt. Schon die Tupinamba siedelten nach alten Berichten (z. B. Soares de Souza S. 310) sich mit Vorliebe auf Hügeln an, so daß „ihre Hütten dem Winde ausgesetzt“ waren. Vielmehr werden überall dort, wo die Guajajára Überfälle der Kränstämme, die ausgesprochene Kampindianer sind, befürchteten, ihre Dörfer in den Waldungen versteckt haben. Wo aber diese Gefahr nicht besonders groß war, trieb die Mückenplage und das Bedürfnis nach freiem Überblick die Guajajára hinauf an Luft und Licht.

Die beiden zuletzt genannten Dörfer wiesen auch einen anderen Grundriß auf als Colonia. Die bei Grajahú liegende Siedlung konnte fast ein Straßendorf genannt werden, obwohl durch ein auf einer Seite quer zur Fluchtlinie errichtetes Haus der ursprüngliche Charakter noch angedeutet

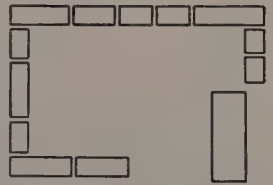


Abb. 3. Plan des Guajajára-Dorfes Colonia.

<sup>1)</sup> Schon die Tupinamba kannten pflanzliche Mittel, die zum Reinigen der Hängematten die Stelle unserer Seife vertraten (Métraux 1, S. 202).

<sup>2)</sup> Zu Plagges Zeiten waren die Dörfer jedenfalls bedeutend größer. Er spricht von etwa 30 Hütten.



war. In der anderen standen sogar die Hütten ziemlich regellos durcheinander. Wie die meisten übrigen Guajarádörfer unterschieden sie sich auch insofern von Colonia, als ihre Häuser nicht eng aneinandergereiht waren, sondern einen mehr oder weniger großen Zwischenraum frei ließen.

### 10. Wohnungen.

Die Wohnungen der Guajará sind nicht mehr ursprünglich, sondern nach Art der brasilianischen Ranchos erbaut. Im Grundriß rechtwinklig, besitzen sie ein etwa 1—2 m über den Erdboden herabreichendes, mehr oder weniger steiles, mit Palmblättern bedecktes Giebedach. Die Längsbalken des Gerüsts liegen in den Gabeln der Stützen, die Querbalken werden auf ihnen mit Lianen befestigt. In ihrer Länge unterscheiden sich die einzelnen Hütten bedeutend, sehr wenig dagegen in ihrer Breite und Höhe. In Colonia, einem Dorfe am mittleren Mearim, ragte allerdings das am Eingang stehende „Versammlungshaus“ über die übrigen Dächer hinaus. Auch war dieses nicht, wie die Wohnhütten des Dorfes, mit aus Stämmchen oder quergelegten und an den Pfosten befestigten Palmblättern bestehenden Wänden versehen. Doch sind Seitenwände nicht überall das Charakteristikum der bewohnten Häuser. In anderen Dörfern sah ich wiederholt solche, die nur aus Stützpfeilern und dem schützenden Dache bestanden. Auch waren nicht alle Hütten der Guajará mit Palmstroh bedeckt. An seine Stelle trat bisweilen Baumrinde. Gewöhnlich waren dann die Hütten sehr niedrig; von der aus dicht nebeneinander gesteckten Stämmchen gebildeten Rückwand neigt sich das Dach nach vorn. Offenbar sind dies Unterkunftsmöglichkeiten provisorischen Charakters. Meist sind sie dort nicht selten, wo die sonst als Dachbelag verwendeten Palmblätter (insbesondere von *Orbygnia*- und *Cocus*arten) nur durch weite und beschwerliche Reisen herbeigeschafft werden konnten. Das wird auch der Grund gewesen sein, weshalb in dem von Plagge (S. 206) besuchten, etwa 30 Hütten zählenden Dorfe, nur die beiden Wohnungen der Häuptlinge mit Stroh bedeckt waren. Seiner Beschreibung nach muß die Siedlung im Monsunwalde, vielleicht in der Nähe des heutigen Colonia gelegen haben. Der Monsunwald birgt aber außer vereinzelt Astrocarven, deren Laub überhaupt nicht als Regenschutz geeignet ist, keinerlei Palmen. Auch die Bewohner Colonias klagten über Mangel an geeignetem Material. Sie entschuldigten die schlechte Beschaffenheit ihrer Dächer mit dem Hinweis, daß sie das Palmstroh von einem etwa 30 km entfernten Platze holen mußten.

Unter den Tupivölkern sollen die Carió (Guarani) (Gabriel Soares S. 104), die Temiminó (Métraux 1, S. 51, nach Knivet) und die Tembó (Métraux 1, S. 51, nach Barbosa Rodrigues) ihre Hütten mit Baumrinde bedeckt haben. Perreira d'Alencar (S. 31) berichtet dasselbe von Gevölkern in Piahy, den Guegues und Acroâ. Auch die bei ihnen wohnenden Pimenteira halfen sich mit Baumrinde. Bei allen drei Stämmen wird daneben Palmstroh als Dachbelag angegeben. Ich selber sah im Dorfe der Kreapinkatayé Hütten dieser Art; doch scheinen sie dorthin durch die gastlich aufgenommenen Guajará gebracht zu sein. Auch die Boto-kuden des Rio Doce verwendeten gelegentlich Rinde (Manizer S. 248), und ebenso die Kamakan (Wied II, S. 133), Monoxó (St. Hilaire 1, T. I, S. 401), Maxacali (St. Hilaire 1, T. II, S. 211) und Koroadó (Métraux 2, S. 143). Die Verbreitung zeigt, daß Rinde überall dort als Dachbelag zur Verwendung gelangt, wo das bessere Palmstroh nicht oder in nicht genügender Menge, bzw. nicht mit genügender Leichtigkeit aufzutreiben ist. Es gibt große Gebiete in Ostbrasilien, wo dies der Fall ist. Dort

werden die Bewohner sich nach Ersatz umgesehen haben. Die Feuerländer sind auf den Gedanken gekommen, Lücken und schadhafte Stellen in den Dächern ihrer primitiven Hütten mit Borkestücken auszubessern (Hyades u. Deniker S. 342); kann es deshalb verwunderlich sein, wenn die die Tropen und Subtropen bewohnenden Indianer die breiten, langen Streifen der Rinde, die manche Bäume ihnen liefern, verwenden? Ich glaube, daß die Rindendächer in der Regel ein Notbehelf sind oder provisorischen Charakter haben. Für die Klärung kultureller Beziehungen darf ihre Verwendung meiner Ansicht nach nicht herangezogen werden.

Die Türen bestanden, wo solche überhaupt vorhanden waren, aus geflochtenen Matten.

An besonderen Gebäuden sah ich nur eins, das schon erwähnte „Versammlungshaus“ in Colonia am mittleren Mearim. Es diente nicht nur gelegentlich als Beratungsort, sondern auch zur Aufnahme großer Gegenstände, z. B. einer Zuckerrohrpresse und anderen, allen Dorfbewohnern zur Verfügung stehenden Geräten. Auch wurde es den Gästen zum Aufenthalt angeboten. Bisweilen gab es vor einem Hause ein Gestell, das tischartig aus vier in die Erde gerammten Pfählen und quer auf deren oberen Verbindungshölzern gelegte Stämmchen hergestellt war. Diesen „*girau*“, der zum Aufbewahren von Küchengeräten und Nahrungsmitteln diente, haben die Guajajara vielleicht erst von den Zivilisierten, bei denen er allgemein üblich ist, übernommen.

### 11. Innenausstattung.

In dem einzigen Raum der Guajarahütte nehmen den größten Platz die sehr dicht und völlig aus Baumwolle geknüpften Hängematten ein. Sie sind in der Regel an den oberen Längsbalken des Hausgerüsts befestigt und hängen in spitzem Winkel in den Raum. Ihre Anzahl zeigt gewöhnlich die Menge der Bewohner des Hauses an, da jeder einzelne, auch die kleinen Kinder, ein eigenes Schlaflager besitzt. Decken oder dergleichen zum Einhüllen des Körpers während des Schlafes sind unbekannt; bei kaltem Wetter zündet man ein kleines Feuer an.

Meist vergebens sah ich mich im Innern der Guajarahütte nach Sitzgelegenheit um — die Hängematten vertraten ihre Stelle. Selten war das Stück eines dicken, abgesägten Baumstammes und gern verbannte man dieses auf den Platz vor dem Hause. Einige Guajajara hatten es allerdings schon zu Bänken, Schemeln oder gar einem Tisch gebracht.

In einer der Ecken standen größere Kürbisse oder Tonflaschen, die das von den Frauen herangeschleppte Trinkwasser enthielten.

Gut gekennzeichnet waren die Feuerstellen, deren es so viele gab, als verheiratete Frauen in der Hütte wohnten. Sie bestanden aus zwei oder drei Steinen oder ebenso vielen dickeren, angekohlten Stammstücken, auf denen die Töpfe ihren Stützpunkt fanden. Die Feuer gaben des Nachts auch das nötige Licht. Nur selten wurde eine aus dem Wachs der wilden Bienen gefertigte Art Fackel gebraucht. Der Boden wurde mittels eines Stroh- oder Reisigwisches gereinigt.

### 12. Hauswirtschaft.

Die Hauswirtschaft liegt allein den Frauen ob. Sie holen die Gemüse und Früchte von den Feldern, sie reinigen und zerlegen die Fische und bereiten häufig auch das Fleisch. Als Herde dienen die schon erwähnten Feuerstellen. Feuerbohren wird heute wohl kaum noch geübt; Zündhölzer sind eine der beim Verkauf der Baumwolle begehrtesten Waren. Meist holt der Guajajara einen Feuerbrand in einer benachbarten Hütte.



Die Feuerfächer sind viereckig, im Fiederblatttypus geflochten, so daß die Palmrippe die obere Kante bildet. Die meisten Speisen werden in einfachen schwarzen Tongefäßen oder in eingehandelten Eisentöpfen gekocht oder auf einem Rost wie der der Tupinambá (vgl. Métraux 1, S. 106), bzw. am Spieße geröstet. Das Hauptnahrungsmittel ist das Mandiocmehl, das in bekannter Weise als mehr oder weniger gelbliche, grobkörnige Masse hergestellt wird. Einige Male sah ich bei ihnen auch die wohl von den Zivilisierten übernommene feinere und weißliche Sorte. Beide werden trocken, als Brei oder als gebackene Fladen, sogenannte „*beijús*“ gegessen. Die Geräte zur Farinhabereitung sind typisch amazonisch, wie vor allem die geflochtene Schlauchpresse, das „*tipiti*“ bezeugt (vgl. Métraux 1, S. 114/115). Zum Durchsieben der trockenen Masse dient ein mehr oder weniger feinmaschiges Geflecht von meist viereckiger, wie bei den Ararandeüara (Lange, Photo bei S. 229), aber auch runder Gestalt. Das wichtigste Küchengerät ist wohl der aus einem Baumstumpf gefertigte Mörser, in dem mittels eines glattpolierten, etwa 1 m langen Schlägels aus schwerem Holz viele Früchte zerkleinert und der Reis geschält werden. Zu erwähnen sind noch die meist abseits stehenden und unter einem besonderen Schutzdach untergebrachten, aus Lehm gemachten Farinha-Backpfannen von runder Form, die auf niedrigen Steinsäulen ruhen, so daß sie erhitzt werden können (vgl. Lange S. 224). Als Eß- und Trinkgeschirr ist heute noch meist ein unverziertes Kürbisgefäß in Gebrauch.

### 13. Genußmittel.

Als Würze der Speisen wird viel Pfeffer verwendet, Salz selbst heute noch selten; es scheint früher den Guajajára unbekannt gewesen zu sein. Palmweine und berauschende Getränke habe ich nicht beobachtet. Geraucht wird von Männern und Weibern sehr viel, meist in Form von Zigaretten. Beim Krötentanz rauchte der Häuptling des Dorfes Aratorio eine ungewöhnlich große Zigarre<sup>1)</sup>, die außer Tabak noch einen nervenbetäubenden Stoff enthalten mußte. Der Tänzer wurde augenscheinlich nur dadurch befähigt, glühende Holzstücke in den Mund zu nehmen und noch einmal zur Flamme anzublasen.

### 14. Haustierhaltung.

Der Indianer hält sich gerne Tiere. Wahllos zieht er alles auf, was ihm in die Hände fällt. So sah ich bei den Guajajára nicht nur Hunde und eine Katze, Schweine und Hühner, Maultiere und Rinder (allerdings diese selten) sondern auch allerlei gezähmte Vertreter der heimischen Fauna. In erster Linie die verschiedenen Arten Papageien, die wilden Baumhühner (Crax und Penelope), den „kleinen Pfau von Pará“ (Eurypyga helias), einen Reiher (Herodias egretta), Icteriden, einen Spießhirsch (Mazama), Nasenbären (Nasua), Goldhasen (Dasyprocta agouti) usw. Im großen und ganzen sahen die Hausgenossen gut genährt aus, wenn sie auch nicht regelmäßig gefüttert wurden und daher sehr auf sich selber angewiesen waren. Es ist dies nicht verwunderlich, da ja auch der Indianer nicht regelmäßig ißt. Die Hunde scheinen weniger gut behandelt zu werden; sie sehen

<sup>1)</sup> Stahl (2, S. 74), nennt Zigarre eine Tabakrolle mit spiraligem Deckblatt, Zigarette eine solche in einer gerade umwickelten Hülle. Die bei den Guajajára verwendete Rauchrolle, die nach meiner nicht mehr völlig sicheren Erinnerung Zigarettenform hatte, muß ähnlich derjenigen der Ararandeüara gewesen sein. Lange (S. 234) gibt aber auch nichts Genaueres an. In den ethnologischen Sammlungen im Zwinger von Dresden (Slg. Nimuendaju) befand sich eine Rauchrolle der Guajajára, die der später bei den Krän beschriebenen ähnlich ist.

immer wie lebende Gerippe aus, unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht im geringsten von denen der brasilianischen Ansiedler. Letztere behaupten, daß ein gut gefütterter Hund nicht für die Jagd taue. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Eingeborenen ähnlich denken, obgleich sie sich verhältnismäßig selten von ihren Hunden begleiten lassen.

Nur im äußersten Notfall entschließt sich der Indianer dazu, eins seiner „Haustiere“ zu schlachten und zu essen. Sie sind nicht für die Ernährung, sondern für die Unterhaltung bestimmt. Eine Ausnahme machen vielleicht die Schweine, die aber nicht allzuhäufig in Guajajára-siedlungen zu finden sind.

### 16. Jagd.

Die Guajajára gehen, soweit ich es beurteilen kann, nicht mehr sehr häufig zur Jagd. Als Wirtschaftsfaktor spielt sie bei ihnen jedenfalls keine Rolle, meist ist sie Zeitvertreib oder Vergnügen.

In der Regel wandert der Jäger allein hinaus in den Wald, spürt das Wild auf oder erwartet es an den Futterstellen, die sein geübtes Auge leicht an den Spuren erkennt. Als Waffe nimmt er heute den in Nordbrasilien allgemein üblichen Vorderlader mit. Nur wenn das Pulver knapp ist, erinnern sich einige Nimrode der früher gebrauchten Boge und Pfeile. Bei einer Anzahl Guajajára des Rio Grajahú, vor allem denjenigen, die ich im Kreapinkatayédorfe getroffen habe, gab es nur diese Waffen.

Der Guajajárabogen ist gewöhnlich aus dem Holz einer *Astrocaryum*-palme gefertigt, plankonvex und etwa  $1\frac{1}{2}$ –2 m lang; also kleiner als der der Krân. Die aus Baumwolle gedrehten Sehnen sind mittels Schlingen an den abgesetzten Enden des auf der Innenseite abgeflachten Bogenstabes befestigt. Auf einer Seite läuft die Sehnenschnur weiter zu einem in der Mitte des Bogens befindlichen, als Widerlager dienenden Wulst.

Die ungefähr die Länge des Bogens erreichenden Pfeile sind heute kaum mehr von denen der Krân zu unterscheiden. Die Fiederung ist die in ganz Ostbrasilien übliche tangential (Meyer, S. 9). Ich glaube mich aber zu erinnern, daß die Fiederung der von den sogenannten Urubú bei Redondo zurückgelassenen Pfeile genäht gewesen war, also denselben Typ aufwies, den Lange (S. 228) bei den Ararandêũara angetroffen hat. Schwungfedern von Raubvögeln, Papageien, Craciden und gewissen Icteriden sind das Material für die Befiederung. Die Befestigung erfolgt durch Bast- und Baumwollumwicklung. Ebenso werden die in das Oberende des Rohrschafts eingesetzten, mit Knochen oder Eisenspitzen versehenen Holzteile festgehalten. Bei den Guajajára von Independencia sah ich auch einfache Holzspitzen und Vogelpfeile mit Wurzelende, wie sie nach Nordenskiöld (I, S. 43) bei Botokuden, Puri, Kayapó, Paressi Guató, nach Métraux (I, S. 76 Bild von Eckhout) auch bei den Tupinamba üblich gewesen ist. Dagegen scheinen Pfeile mit zackigen Holzspitzen zu fehlen.

In Dresden befindet sich auch ein Tonkugelbogen der Guajajára. Doch glaube ich, daß dieser bei ihnen nicht heimisch ist, sondern von den Mischlingen übernommen wurde. Nordenskiöld (I, S. 49–53; II S. 26–30) hält ihn ja auch mit guten Gründen für ein postkolumbisches Element in Indianerkulturen. Fallen sind üblich; ich kann aber auch hier nicht sagen, inwieweit sie von den Ansiedlern Nordostbrasilens, unter denen einige Leute mit den verschiedensten Systemen vertraut sind, übernommen wurden. Für kleine Säugetiere brauchten die Guajajára eine Schlagfalle, die einer von Nordenskiöld in den *Ethnographical Studies* (3, S. 69 oben) abgebildeten ganz ähnlich ist. Bodenvögel wurden gern in einer Korb-falle gefangen. Der recht schwer gearbeitete Korb war hoch-



gestülpt, ruhte auf einer Stütze, die auf einem leicht sich verschiebenden quer gelegten Stock stand. Von diesem liefen zahlreiche Stäbchen, zwischen denen Lockfutter gestreut wurde, auf den Boden, innerhalb der Wölbung des Fanggerätes. Das Futter suchende Steiþhuhn oder die Taube brachten durch das Niedertreten der Stäbchen den ganzen Aufbau zum Einsturz und wurden dadurch gefangen.

### 16. Fischfang.

Von größerer Wichtigkeit als die Jagd ist für die Guajajára der Fischfang. Die jungen Männer und Knaben treiben sich gern auf dem Wasser umher und warten nur auf die Gelegenheit, Fische schießen oder stechen zu können. Die Pfeile haben vielfach Knochenspitzen, die für diesen Zweck nicht eingesetzt, sondern angesteckt sind, so daß der untere Teil einen Widerhaken bildet. Die Speere gleichen den Pfeilen, sind nur länger und ungefedert. Ein einziges Mal habe ich eine Harpune gesehen.

Angelhaken und Wurfnetz, die sogenannte „*tarajfa*“, sind eingebürgert. Das Fischen in stehenden oder abgedämmten Gewässern mit einer Giftliane und einem Giftstrauch, timbo und tingy genannt, liefert immer noch die reichste Ausbeute. Guten Fang erhalten die Guajajára auch durch Absperren der Bäche mit „*taboca*“- (Bambusacee) und Palmblattstielpalisaden, allerdings erst nach Fallen des Wasserspiegels oder den gleichzeitigen Gebrauch von Giftpflanzen. Die während des Hochwassers eingetretenen Fische sammeln sich bei Niedrigwasser vor der für sie unüberwindbaren Barrikade. Beide Fischmethoden sind ja in Südamerika weit verbreitet (Nordenskiöld 2, S. 40, 42, 43, 45).

Den Fangkorb, den Nordenskiöld als Cayubabatyp bezeichnet (3, S. 90, 102, Taf. 11), habe ich wiederholt in Guajajárahaushaltungen gesehen.

### 17. Sammelwirtschaft.

Sie spielt bei den Guajajára keine große Rolle. Selbstverständlich kennen sie eine ganze Anzahl von Früchten und Wurzeln des Waldes, die genießbar sind und zu gewissen Zeiten, besonders dann, wenn ein neuer Siedlungsplatz gesucht wird, eine gern gesehene Ergänzung der durch Bodenbau gewonnenen Nahrungsmittel bilden. Abhängig sind sie von ihnen jedoch nicht. Etwas anderes ist es mit Heilmitteln, die mit wenigen Ausnahmen stets im Walde gesucht werden.

### 18. Bodenbau.

Die Pflanzungen der Guajajára liegen gewöhnlich in der Nähe der Siedlungen, wenn auch manchmal, wie schon erwähnt, auf der anderen Seite des Flusses. Es sind Rodungen, die in der Regel von den Männern eines Dorfes in gemeinsamer Arbeit gemacht werden. Die Steinaxt habe ich hierbei nicht mehr im Gebrauch gesehen. Nachdem das Feuer das Laub, die Zweige und kleineren Äste verzehrt hat, und alle größeren Holzstücke, soweit es die Kräfte erlauben (zu schwere Baumstämme werden einfach liegen gelassen) fortgeschafft sind, wird mittels eines roh gefertigten Pflanzstockes gesät und gepflanzt. Die von den Zivilisierten übernommene Hacke dient vor allem zum Reinigen der Felder von Unkraut. Jede Familie pflanzt und erntet auf einem bestimmten Stück, ohne daß dieses immer besonders kenntlich gemacht wird.

Angepflanzt werden in erster Linie die bittere Mandioc, die nach einem Entgiftungsprozeß zur „*farinha*“, dem Indianerbrot verarbeitet wird; ferner die süße Mandioc, unter dem Namen Macacheira bekannt, Bataten, Bohnen, Cara, Erdnüsse, Mais, Kürbisse, Melonen, Zuckerrohr, gelegent-

lich Reis und Ananas. Tabak ist fast immer vorhanden, ebenso Pfeffer. Baumwolle wird in großen Mengen gezogen; sie hat ja von jeher zur Herstellung der Hängematten, der Kindertragbänder und gewisser Tanzschmucke gedient. Neuerdings wird sie an die Brasilianer verkauft.

Fruchtbäume der verschiedensten Art, einheimische und eingeführte, werden gern in unmittelbarer Umgebung der Siedlung gepflanzt. Von den Bananen habe ich schon gesprochen; neben ihnen sah ich nicht selten: den Manguero (*Mangifera indica*), die Mammão (*Carica papaya*), den Cajueiro (*Anacardium occidentale*), die Bacury (*Platonia insignis*), den Abrió (*Mammea americana*), die Mangabeira (*Hancornia speciosa*) und andere mehr. Einige von ihnen verkünden noch nach Jahrzehnten den Platz, wo einst das Dorf gestanden. Denn wenn die Wege zum Primärwalde zu weit wurden, was in der Regel nach einem Zeitraum von sechs bis acht Jahren der Fall war, pflegten die Guajajara einen anderen Ort aufzusuchen, der frischen, unverbrauchten Boden in größerer Nähe bot. Heute sind die meisten Siedlungen schon bedeutend älter! Beträchtliche Entfernungen müssen in Kauf genommen, der Anspruch auf die Güte des Landes herabgesetzt werden, da der zur Verfügung stehende Raum durch das Vordringen der Brasilianer schon recht knapp ist; um so mehr als große Teile Maranhãos, die Savannen, zu trocken sind, um Frucht zu tragen.

### 19. Flechtereie.

Die Flechtereie ist bei den Guajajara im Gegensatz zu den Kränstämmen nicht hoch entwickelt. Ich sah die „*tipiti*“ in der im Amazonasgebiet üblichen Form, einfache, viereckige oder runde Siebe aus Palmblattstreifen geflochtene Matten, Kiepen, d. h. Körbe ohne Rückwand, die bezeichnend für die Tupivölker sind, flaschenförmige und einige andere Körbe. Ein Teil von ihnen dürfte von den Krän übernommen worden sein; so z. B. die Deckelkörbe, die sich im Dresdener Museum befinden. Rohrstuhlgeflechte sind bei den Guajajara häufiger als bei den Krän. Die Umflechtung von Gegenständen, z. B. Keulen, war den Tupinamba (Métraux 1, S. 81) bereits bekannt. Bei den Guajajara habe ich sie nur an einer von den Krän übernommenen Trompete festgestellt.

### 20. Spinnerei und Weberei.

Die Spindel scheint die gleiche zu sein wie die der Ararandéuara (Lange S. 232); sie besitzt einen einem abgestumpften Kegel gleichenden Holzwirtel und geknopfttes Ende; das Webegerät ist ein viereckiger Rahmen wie bei den nördlichen Nachbarn (Lange S. 231) und den Karajá. Krause hat ihn abgebildet (S. 297). Durch ein Webeschwert und einige Hölzer wird sogar zur Fachbildung geschritten. Eine Art Spule mit Holzknöpfchen an beiden Enden ist — obwohl derartige Geräte auch in Peru gefunden worden sind — erst von der Mischbevölkerung übernommen worden. Die Gewebe der Guajajara sind, soweit sie nicht eingeführt oder nach Art und Weise der Zivilisierten hergestellt sind, äußerst primitiv, so daß eigentlich nur von Flechtweberei gesprochen werden kann. Die Technik konnte ich an einer mitgebrachten, mit Federn besetzten Stirnbinde erkennen. Die Elemente bestehen aus verschieden starken, rechts gesponnenen Baumwollfäden. Der feinere Einschlag ist mittels des in Abb. 4a dargestellten Knoten an den untersten bzw. obersten der dickeren Kettenfäden befestigt. Weiterhin läuft der Einschlagfaden abwechselnd einmal über, einmal unter den Kettenfäden hindurch bis zu dem obersten bzw. untersten und wird dann von jener Seite durchgeführt



(Abb. 4 b). Hat das Gewebe die nötige Länge erreicht, so werden im Falle des Stirnbandes die beiden Enden zusammengenommen und von beiden Seiten nur die zweite, vierte, sechte usw., bzw. die erste, dritte, fünfte usw. Kettenfäden noch einige Wendungen weiterhin von dem Einschlagfaden umschlungen. Die Enden sämtlicher Kettenfäden sind erst etwa  $\frac{1}{2}$  m unterhalb des Gewebeendes abgeschnitten und hängen in einem Büschel auf den Rücken des Trägers herab. In regelmäßigen Abständen sind in das Gewebe doppelte oder dreifache Baumwollfäden eingefügt, an denen rote und gelbe Tukanfederchen durch Umschlingen mit einer feinen Faser (Tucum?) befestigt sind. Erst nach Fertigstellung des Gewebes ist der Schmuck mit Urucu rot gefärbt worden.

Über die Technik der gewebten „tangas“ der Ararandeñara sagt Lange

leider nichts. Aus seinen Abbildungen und seiner Beschreibung geht aber hervor, daß sie die gleiche der soeben von den Guajajára beschriebenen ist. Sie kommt auch bei Krânstämmen und den Karajá (Krause S. 297) vor. Darüber hinaus habe ich in Amerika diese Flechtweberei noch nicht verfolgt, möchte aber erwähnen, daß sie, wie mir Herr Dr. Nevermann liebenswürdigerweise

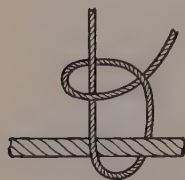


Abb. 4a. Knoten im Flechtgewebe der Guajajára.

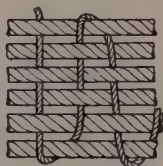


Abb. 4b. Kette und Einschlag.

mitteilte, an verschiedenen Stellen in der Südsee gefunden wurde.

## 21. Herstellung von Seilen und Schnüren.

Außer den Fäden, die aus Baumwolle gesponnen werden, verfertigen die Guajajára zuweilen auch Schnüre, die sie aus *Astrocaryum*fasern drehen. Doch geschieht es im Gegensatz zu den Krân sehr selten.

## 22. Knüpfttechnik und Netzerei.

Die Knüpfttechnik ist den Guajajára von altersher bekannt, da die Hängematten, Kindertragbänder, bisweilen auch Decken, auf diese Weise gefertigt wurden. Auch Netze werden hergestellt.

## 23. Federarbeiten.

Außer einer mit Tukanfedern besetzten Stirnbinde eines Jünglings, der sich im Kreapimkatayédorfe aufhielt, habe ich bei den Guajajára keine Federarbeiten mehr gesehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der von Pohl erwähnte (II S. 201), bis an die Knie reichende Mantel aus Papageienfedern, der bei Friedensverhandlungen von den Abgesandten der am Rio Grajahu wohnhaften „Bucobuji“ den „Poracamecrans“ überlassen werden mußte, ursprünglich von den Guajajára stammt. In der Verbreitungskarte der Federmäntel Métraux's (1, S. 160/161) ist dieses Vorkommen nicht erwähnt worden.

## 24. Töpferei.

Einfache, meist unverzierte Keramik. Selten Ritzornamente. Von den Zivilisierten übernommene Tabakspfeifen aus Ton.

## 25. Steinarbeiten.

Steinerne Werkzeuge sind heute fast durchweg durch eingeführte Eisen- und Stahlwerkzeuge ersetzt. Nur zum Aufklopfen der Babassu-Kerne werden faustgroße Kiesel verwandt.

## 26. Holzarbeiten.

Einbäume werden mittels Feuer ausgehöhlt. Es scheint auch bei der Herstellung der Mörser Verwendung gefunden zu haben. An Stelle der früher wohl üblichen Knochen-, Zahn- oder Muschelmeißel sind fast ausnahmslos Eisenwerkzeuge getreten. Hergestellt werden mit ihnen die Schlägel aus schwerem, hartem Holz. Für die Pfeileinsätze wird meist das Holz der *Astrocaryumpalme* gebraucht.

## 27. Kalebassen usw.

Halbierte Früchte des Kalebassenstrauches (*Cucurbita lagenaria*) dienen als Eß- und Trinkgeräte; ganze Früchte als Wasserbehälter. Ich sah sie nur unornamentiert.

## 28. Verwendung von Bast.

Die unter der Borke befindlichen Bastteile des *Pau d'arco* (*Tabibuia*, früher *Tecoma*) werden als Zigarettenumhüllung verwandt.

## 29. Färbetechnik.

Bei den Bewohnern des Dorfes Aratorio am Grajahú und den schon so häufig erwähnten Gästen der Kreapimkatayé fand ich urukurot gefärbte Gewebestücke, die ebenso behandelt werden, wie es Lange von den Ararandeüara berichtet (S. 232).

## 30. Stammesorganisation.

Zahlreiche Horden und neuerdings auch Einzelfamilien, die nicht unter gemeinsamem Oberbefehl zu stehen scheinen. Ob in einem Kriege der Zusammenhalt fester ist, bleibt zweifelhaft. Im Jahre 1901 haben auf jeden Fall die Guajajara, möglicherweise aber auch Kranstämme, zusammen angeblich über 1000 Krieger aufgebracht und ein über 200 Seelen zählendes, von den Kapuzinern gegründetes Dorf Alto Alegre vernichtet. Über die Organisation der Angreifer war Zuverlässiges aber nicht zu ermitteln.

## 31. Hordenorganisation.

Jede Horde (ich verstehe hierunter die Bewohner eines Dorfes) hat gewöhnlich einen Häuptling, der die Gemeinschaft Fremden gegenüber vertritt. Je nach seinem Ansehen darf er es wagen, mehr oder weniger in das Leben des einzelnen einzugreifen; in einem Dorfe am Rio Grajahú ging es so weit, daß auch ihm, nicht nur dem Vater für die Überlassung eines Mädchens ein Geschenk gemacht werden mußte. In einigen, in der Zivilisation weiter fortgeschrittenen Siedlungen übte er im wesentlichen nur das Amt eines Bürgermeisters oder Friedensrichters aus. In Aratorio war der Häuptling gleichzeitig *pajé*, Zauberpriester, wie schon aus seiner Rolle im Cururutanz hervorgeht. Die Horde besteht nur aus wenigen Familien; in der Regel umfaßt sie ca. 30—60 Seelen.

## 32. Familienorganisation.

Kleinfamilien! Allerdings wohnt der Jüngling häufig einige Zeit beim Schwiegervater, um gewissermaßen den Kaufpreis für seine Frau, die er gleich erhält, abzuarbeiten. Polygamie ist gestattet (der Häuptling von Aratorio hatte drei Weiber), kommt jedoch nicht allzuhäufig vor. Über Exogamie habe ich nichts erfahren können, sie scheint aber nicht Bedingung zu sein. Der Mann ist Herr seiner Frau und Kinder, ihm gehört auch der



von diesen gewonnene Verdienst. Zu Plagges Zeiten mußten die unverheirateten Männer nachts im Freien kampieren und das Dorf bewachen, bei Regen zogen sie sich jedoch in die Hütten zurück.

### 33. Geschlechtsleben.

Jungfräulichkeit beim Eingehen der Ehe ist nicht Bedingung, da die Väter schon früh Kapital aus ihren Töchtern schlagen. Ehebruch kommt wohl häufig vor; er scheint nur bestraft zu werden, wenn der Mann keine Entschädigung erhält. Um abzutreiben, sollen Guajajárafrauen in mit Tingylianen vergifteten, stehenden Gewässern baden.

### 34. Heiratsgebräuche.

Wie oben bereits erwähnt, besteht bei den Guajajára die Kaufehe, Plagge schreibt darüber (S. 206): „Will ein Mann sich verheiraten, so hat er zunächst mit dem Vater der Auserwählten sich zu verständigen. Er macht ihm Geschenke und entschädigt ihn für den Verlust der Tochter, indem er ihm eine Schwester für einen seiner Söhne oder in Ermangelung dieser seine erstgeborene Tochter verspricht. Hat er auf diese Weise sich verständigt, so begibt er sich auf die Jagd, legt die Beute der Erkorenen vor die Füße und — die Heirat ist vollzogen.“

Über die Scheidungsmöglichkeit kann ich aus eigener Anschauung nichts berichten; ich muß wieder Plagge heranziehen, der sie in leidlicher Übereinstimmung mit den Sitten der Tupinamba also schildert: „Wird eine Frau von ihrem Gatten schlecht behandelt, so haben die Eltern derselben die Verpflichtung, sie dem Manne wiederzuzuführen; er verliert jedoch alles Recht auf sie, wenn die Frau ihm dreimal entlaufen ist.“

### 35. Geburt.

Nach Plagge wurde die Frau, wenn die Wehen kamen, von einer erfahrenen Alten in den Wald gebracht, wo sie bis zur Entbindung verblieb. Während der Abwesenheit der Frau mußte der Mann sich jeden Fleischgenusses enthalten. Eine ausgesprochene Couvade bestand aber nicht.

### 36. Erziehung.

Die Kinder lernen im Spiel; gestraft wird selten.

### 37. Tod und Begräbnis.

Die Toten werden außerhalb des Dorfes begraben. Nach allem, was Paula Ribeiro (1, S. 195) von der Begräbnisstätte der Guajajáras schreibt, handelt es sich wahrscheinlich um eine solche dieses Tupistammes, denn seine Beobachtungen lassen sich mit denen über die Tupinamba in leidliche Übereinstimmung bringen (Métraux 2, S. 119). Es handelt sich um folgende Stelle: „achamos na parte superior de um bosque a sepultura de um, que julgamos ser dos seus majoraes; no circuito de 30 on 40 braças quadradas estava o terreno limpo . . . Marcava se no centro desta sombria sala um perfeito circulo diametral de 4 braças, e neste é que supposemos vinham elles dançar em certos dias ao som das canções funebres que entraram em honra do seu finado; em torno da grande quadra limpa havia pequenas accomodações por fora della cobertas de palha, e com signaes de fogos, com que nellas cestearam ou pernoitaram quando vinham alli. Situava-se o bosque n'uma ladeira, ou muito suave levada, cuja major elevação continha o fundo, e ficava ao Sul, sendo ao Norte a entrada em frente antes de chegará qual já de longe se lisongeava a vista com a

sua perspectiva, que naquelle genero grutesco se mostrava magestosa. Da parte de fundo e a poucos passos do circulo do centro, levantava se o mausoleo que constara de uma pequena cabana feita de páus delgados e coberta de palhas seccas tambem tecidas que podia resistir às chuvas, tinha no comprimento 8 palmos, na largura 5, e de altura 9. Pela parte de dentro cahiam pendentes do meio da cobertura as armas do fallecido, arco, frechas e tamaranna, presas por ambas as extremidades. O cadaver depositava-se poucos palmos debaixo da terra, sentado dentro de um côfo, ou ceirão de palha; tinha enfiado na cabeça ontro pequeno côfo e entre as pernas um cesto com batatas, mendubis e milho.“

### 38. Gesellschaftliche Umgangsformen.

Untereinander zeremonielle Redewendungen; den Fremden gegenüber brasilianische Höflichkeit.

### 39. Arbeitsteilung.

Nach Plagge war der Mann früher nur Jäger. Heute hat er eine Menge Arbeiten des Bodenbaus übernommen; ihm allein fällt die Rodung, das Aufrichten der Hausgerüste und der Fischfang zu. Er beteiligt sich beim Pflanzen und Reinigen der Felder, ja sogar bei der Ernte. Der Frau fallen die häuslichen Verrichtungen zur Last; sie spinnt, webt, knüpft, flechtet und töpft und verrichtet alle häuslichen Arbeiten.

### 40. Verkehr.

Ziehen die Guajajára um, so nehmen sie ihre gesamte Habe, einschließlich der als Türen dienenden, geflochtenen Matten — soweit sie noch brauchbar — ja, angeblich in einigen Fällen sogar das Palmstroh der Dächer und Wände zum neuen Wohnort mit. Liegt der erwählte Platz am gleichen Flusse, ist der Transport verhältnismäßig leicht; die Sachen werden in Einbäume verladen, in deren Führung die Guajajára Meister sind, wie nach Antonio Henriques Leal (S. 140) der Pater José de Moraes, ein Zeitgenosse Vieiras, schon rühmend hervorgehoben hat. Geht es abwärts, werden auch Flöße aus den Blattstielen der Buritypalmen (*Mauritia flexuosa*) hergestellt, genau so, wie sie bei der Mischbevölkerung Nordbrasilens üblich sind. Sie sind aus einer Reihe von mit Lianen verschnürten Bündeln zusammengesetzt. Über Land ist die Reise beschwerlicher. Ich habe Gelegenheit gehabt, eine reisende Horde in der Nähe von Grajahú zu beobachten. Die Bewohner des dortigen Trockenzeitdorfes pflegten kurz vor Beginn der Regenzeit ins Quellgebiet des Mearim zu ziehen, um dort ihre Pflanzungen anzulegen und sie zu betreuen. Es wurde von ihnen ein schwer beladenes Maultier mitgeführt; doch hatten außerdem die Männer große Bündel von Bogen und Pfeilen, ferner Äxte, Hacken u. dgl. zu tragen, so daß ihre Lasten wohl ebenso schwer waren, wie die mit dem Hausrat gefüllten Kiepen, Körbe und geknüpften Taschen der Frauen. Daneben führten diese in den hierfür bestimmten Bändern ihre kleinen Kinder mit sich. Auch die Haustiere wurden mitgeschleppt: Papageien und andere Vögel, sowie eine fette Katze saßen auf Schultern, Köpfen oder den Kiepen ihrer Herrinnen. Männer und Frauen gingen im Gänsemarsch hintereinander her, obgleich der Weg dort, wo wir uns trafen, sehr breit war. Als Brücken über etwas tiefere Bäche in der Nähe der Siedlungen dienen geschickt gefällte Bäume.

Um einen Baum zu erklimmen, bedienen sich die Guajajára einer Liane, die sie zu einem in sich geschlossenen Bande zusammenknüpfen.



Dieses verbindet beide Füße des Kletterers und gewährt durch Anpressen an den Stamm guten Halt. Nordenskiöld (3, 74/75) gibt die Stellen an, wo „*climbing rings*“ erwähnt werden; es handelt sich um Indianer der verschiedensten Sprach- und Kulturgruppen. Wie mir Herr Professor Krickeberg mitteilte, ist immerhin Vorsicht geboten, bevor man die Hypothese aufstellt, daß es sich um ein altes, in Südamerika weit verbreitetes Kulturgut handle, da die Möglichkeit besteht, daß es durch die Portugiesen aus Indien und Indonesien übermittelt worden ist (Gewinnung des Sagos von den Sagopalmen!). Bemerken möchte ich hierzu nur, daß viele Jäger aus der Mischlingsbevölkerung die Steigringe aus Liane ebenfalls benutzen.

#### 41. Handel usw.

Im allgemeinen auch heute noch Tauschhandel. Die zivilisierteren Dörfer kennen aber schon einigermaßen das Geld.

#### 42. Sachenrecht.

Persönliches Eigentum ist vorhanden, selbst an den Pflanzungen, wenn sie auch vielfach gemeinsam gerodet und häufig nicht sichtbar abgeteilt werden. Anrecht des Mannes an dem Besitz der Frau und der Töchter bis zu deren Verheiratung; in einem Dorfe sogar das Anrecht des Häuptlings auf die unverheirateten Mädchen der Gemeinschaft.

#### 43. Erbrecht

ist mir nicht bekannt.

#### 44. Strafrecht

wird vom Häuptling, häufig nach Beratung mit den ältesten und angesehenen Männern seiner Horde ausgeübt. Vielfach hilft der Gekränkte sich auch selber.

#### 45. Musik.

Obwohl alle Tupivölker eine beträchtliche Anzahl Musikinstrumente besitzen und daher auch bei den Guajajára solche zu erwarten waren, fand ich sie nicht einmal in dem Dorfe Aratorio, in dem doch noch gesungen und getanzt wurde. Sie scheinen als erste Opfer der Zivilisation gefallen zu sein, was um so merkwürdiger ist, als die Guajajára sehr musikfreudig sind. Die einzige Ausnahme bildet die Kürbissrassel (*maracá*), die ja auch von der Mischbevölkerung übernommen worden ist. Begleitet wird der Gesang sonst nur durch Taktschlagen mit dem Fuß. In der Sammlung Nimuendajú ist allerdings eine typische Krân-Trompete mit Umflechtung und baumwollenen Behang als von den Guajajára stammend, vertreten. Sie ist sicherlich im Austausch zu ihnen gelangt wie eine Reihe anderer darin befindlicher Sachen.

#### 46. Tanz.

Getanzt wird vor allem mit dem Körper, zu Schritten kommt es erst bei stärkerer Erregung. Ich beobachtete den Tanz der Cururu (H. Snethlage 1, S. 468—469), bei welchem der Häuptling schließlich nach vorangegangener Betäubung seiner Mundnerven durch den Genuß einer riesigen, sicherlich außer Tabak noch einen narkotischen Stoff enthaltenden Zigarre, in Hockstellung und mit dem nachgeahmten hu, hu, hu der Kröte in ein angefachtes Reisigfeuer hüpfte und glühende Holzkohle verzehrte. Einen anderen Tanz,

der der *mãe d'agua*, einer Art Wassernixe oder Wassermann<sup>1)</sup> gewidmet war, ließ ich mir genau beschreiben. Danach wurden bei ihm von Männern und Frauen Gewänder aus Embirafasern getragen. Beide Tänze waren magischer Art.

#### 47. Spiel.

Nachahmungsspiele bei Kindern. Bemerkenswert ein aus einer durch Wachs an einem Stiel befestigten Palmfrucht bestehender Brummkreisel. Nachbildungen aus leichtem Holz, z. B. die Schildkröte im Leipziger Museum. Bewegungs- und Geschicklichkeitsspiele eigentlich nur bei Kindern, bisweilen auch bei Jünglingen, wobei auch Maisblattbälle verwendet werden: Laufen, Werfen von Steinen oder Pfeilschießen nach Ziel. Glücksspiele habe ich nicht beobachtet.

#### 48. Kunstempfinden.

Die Guajajara begnügen sich heute mit den einfachsten, nur sehr selten ornamentierten Gegenständen des täglichen Bedarfs. Fast jede Kunstäußerung ist durch die beginnende Zivilisation unterbunden worden.

#### 49. Gottesglaube.

Plagge meint, daß die Guajajara einen großen Geist verehren; doch glaube ich, daß er sich geirrt hat. Sie wird sich vielmehr eng an die Religion der Tupinamba anschließen (Métraux 2).

#### 50. Seelenglaube.

Daß die Verstorbenen nach dem Tode weiterleben, war auch heute noch der Glaube der meisten Guajajara. Plagge sprach es schon aus: „Von den Verschiedenen glauben sie, daß ihre Geister sie fortwährend in unsichtbarer Gestalt umschweben.“

#### 51. Zauberglaube.

Krankheiten und Unglück werden vielfach auf Zauber zurückgeführt. Viele der Schmucke haben daher amulettartigen Charakter. Auch die Tänze sind weniger Kult, wie Plagge es sich dachte, sondern eine Art Schaustellung des „*pajé*“, um zu zeigen, daß er mit höheren Mächten im Bunde ist.

#### 52. Kannibalismus

kommt heute jedenfalls nicht mehr vor.

#### 53. Beschneidung

kommt nicht vor.

#### 54. Menstruationsgebräuche

sind mir nicht bekannt.

#### 55. Heilkunde.

Innere Krankheiten werden durch Zauberhandlungen des „*pajé*“ zu heilen versucht. Wundenheilung geschieht durch gekaute Knospen (*Cecropia*?) und Wurzeln.

<sup>1)</sup> *mãe d'agua* heißt in der Übersetzung eigentlich Quelle. In diesem und anderen Fällen wurde er mir aber als ein unter Wasser lebender Geist beschrieben.



## 56. Sprachliches.

Die Sprachaufnahmen wurden bei den verschiedenen Horden gemacht; die Worte wiederholt abgefragt, auch so, daß ich das Indianerwort aussprach und mir die portugiesische Bedeutung sagen ließ. Die Laute schrieb ich in eigener Formung nieder. Im folgenden bedeutet *s* einen Laut zwischen *j* und stimmhaften *s*, *ß* ein stimmloses *s*, der *Til* bedeutet Nasalität, das *o* ist im Auslaut immer offen. Im übrigen Aussprache wie im Deutschen. Eingeklammertes (E) bedeutet das von Ehrenreich aufgenommene Wort<sup>1)</sup>.

Achselhöhle	<i>βaně ihá ũřě</i>
Ader	<i>βaně rasũ</i>
Affe ( <i>Cebus robustus</i> )	<i>ka í, (E kahi)</i>
Aguti ( <i>Dasyprocta aguti</i> )	<i>agũti</i>
Alligator	<i>sákarã</i>
Ameise	<i>tapiakãn, (E) taoca (Tocandeira)</i>
Ameisenbär (großer)	<i>tamanduá hú</i>
Ameisenbär (mittlerer)	<i>tamanduá hí</i>
Ameisenbär (kleiner)	<i>tamanduá hí piβika</i>
Angel	<i>ipirá putá u</i>
Arara ( <i>Ara chloroptera</i> )	<i>arára kãnga, (E) araraka</i>
Arara (blau) ( <i>Ara hyacinthinus</i> )	<i>(E) arari</i>
Arm	<i>βaně hi hú ā</i>
Armgeelenk	<i>βaně hi a hupũ</i>
Arznei	<i>ma äri puháně</i>
Arzt	<i>pasé ma ā</i>
Aracufisch	<i>pirá katini katĩnga</i>
Asche	<i>tanemũ tzõnga</i>
Auge	<i>βaně řě há</i>
Augenbrauen	<i>βaně řě hára pukahá ũ</i>
Bach	<i>iri ká ũ (großer Bach?)</i>
Bad	<i>uparũ pi</i>
Bart	<i>βaně mutá ũ</i>
Bauch	<i>βaně lí ũ kãba</i>
Baumwolle	<i>amãnsú</i>
Beil	<i>itá di</i>
Beischlaf	<i>pro me nõn</i>
Bein	<i>βaněřũ ti mãn</i>
Berg	<i>iri ti rã</i>
Beutelratte	<i>mikũ</i>
Biene Urucu	<i>ka ũ atí</i>
Biene Tiuba	<i>era ti</i>
Biene	<i>a i ratũéra, (E) yatahi, tamaera</i>
Blitz	<i>tupána</i>
Blut	<i>hu ku á ta</i>
Bogen	<i>wira pára, (E) irapã</i>
Bogenbaum ( <i>Tecoma</i> )	<i>irapó</i>
Bogensehne	<i>wira pú háma, (E) tucu ira</i>
Brennholz	<i>βépe á u, (E) carrão: tata puny-ëra</i>
Bruder (älterer)	<i>hariwĩ tẽ</i>
Bruder (jüngerer)	<i>hariwĩ</i>

<sup>1)</sup> Herr Direktor Lehmann stellte mir liebenswürdigerweise das im Ethn. Forschungsinstitut vorhandene Manuskript Ehrenreichs zur Verfügung.

Brust	<i>βaně piti á</i> (E) <i>akāma</i>
Brustwarze der Frau	<i>βaně káma</i>
bunt	<i>tu ni nó</i>
Cascudo-Fisch	<i>a u í u</i>
Cigarre (beim Tanz gebraucht)	<i>pitim ha í</i>
Corvidenart (Vogel) cao cao	<i>akě é</i>
Curimatafisch	<i>kiri matá</i>
Daumen	<i>βaně pó</i>
Donner	<i>amānānōn</i> , (E) <i>tupāni</i> (siehe Blitz)
Dorf	<i>tá hū</i>
drei	<i>na i rú i</i>
Drossel	<i>pára tirá, hawisá</i> , (E) <i>ia riá</i>
dumm	<i>ira nó ta</i>
Eber	<i>tatawúra ũ a</i>
Ehemann (Ehepaar?)	<i>imāně</i>
Ei	<i>marú pi há</i>
Ei der Henne	<i>uru pi há</i>
Eidechse	<i>tēsú, tépewú</i>
eins	<i>pitá i</i>
Ellbogen	<i>βaně dsamanó</i>
Ente ( <i>Cairina moschata</i> )	<i>urumá hū</i>
Ente <i>Mareca</i> ( <i>Dendrocygna</i> )	<i>urumá ntā</i> , (E) <i>ipēk</i>
Erdboden	<i>iwu i</i>
Falconide	<i>tápa</i>
Faultier (großes)	<i>tirána hū</i>
Faultier (kleines)	<i>tirána hí</i>
Feder	<i>kau árá</i>
Ferse	<i>βaně pitá</i>
Feuer	<i>tatá</i> , (E) <i>tata</i>
Fingernagel	<i>βaně pō a pá</i> (vgl. Fingernagel!)
Fisch	<i>pirá</i> , (E) <i>pira</i>
Fischgräte	<i>pirá kū ha ũ</i>
Fischotter	<i>βawapi wa ũ a</i>
Flasche	<i>ta i ki á</i>
Fledermaus	<i>amērā</i> , (E) <i>mirā</i>
Fleisch	<i>βaně kán</i> , <i>βaně kuēra</i> (E) <i>merū</i>
Flügel	<i>ipí pó</i>
Fluß	<i>i, í u i a pá</i> , (E) <i>parana</i>
Frau	<i>kusá</i>
Fremder	<i>kara i ána</i>
Fuchs <i>Raposa</i>	<i>a u ará</i>
fünf	<i>upān βaněpó pengu ára</i>
Fuß	<i>βaně pí</i>
Fußbrücken	<i>βaně pekupá</i>
Gattin	<i>tuá himiri kó</i> , (E) <i>amerikó</i>
Gehörgang	<i>βaně pekuárē</i>
Geier	<i>apitá u</i> , (E) <i>caracará</i> (nach meinen Forschungen ein Falconide), (E) <i>uapitá</i> der rotköpfige Geier



Gesang	<i>usangáre ipó</i>
Gewehr	<i>muká u, muka u í</i>
Gott	<i>tupān, eramurú</i>
Grasland (Savanne)	<i>ka á pi iripá ũ</i>
Greis	<i>to a ũ to atā, (E) sopai</i>
Greisin	<i>ja ũ ätä, (E) simai</i>
Großmutter	<i>βári</i>
Großvater	<i>tamú i</i>
Gürteltier	<i>tatú, tatú päwú</i>
Hahn	<i>βapu káia a u há</i>
Hand	<i>βaně pó (vgl. Daumen)</i>
Handfläche	<i>βaněpó tára</i>
Handrücken	<i>βaněpó kupā</i>
Hängematte	<i>kír há u</i>
Haus	<i>tapu í, (E) ɔɔka (unser Haus)</i>
Innere eines großen Hauses	<i>tapu imě pukú</i>
Haut	<i>βaněpirára, βaněpirá</i>
Henne	<i>βapu káia, (E) sapucaya</i>
Herz	<i>βaně ōnguát</i>
Heuschreck	<i>tukútě</i>
Himmel	<i>i u áka</i>
Ruf eines Hirsches	<i>ipi, atí</i>
Honig	<i>βahira</i>
Hund	<i>sa u áta, (E) yauára</i>
Hunger	<i>tamaβi á</i>
Indianer (Guajajára?)	<i>tantě há</i>
Jaguar (bunter)	<i>sa ũ ára ũ hũ, (E) yauari hũ</i>
Jaguar (schwarzer)	<i>sa ũ ara hũ pirú</i>
Jahr	<i>kɔ á katũ</i>
Jaku (Penelope superciliaris)	<i>sakú</i>
Jararaca-assu (Lachesis)	<i>sararáka prũ ti ũ</i>
Jungfrau	<i>kusá ũ ása hi</i>
Kanu (Einbaum)	<i>kanú hu</i>
	<i>kanú hi</i>
	<i>kanú hi piβika</i>
Katze	<i>marakasá</i>
Kaufhaus	<i>tapu imě ma mā ũ gar</i>
Kehle	<i>βaně a í</i>
Kinn	<i>βaně rěněguá</i>
Klapperschlange (Crotalus)	<i>mósa pĩm ma hũ</i>
klein	<i>miri, piβika</i>
Kleinfinger	<i>βaně kó miri</i>
Knabe	<i>ku árě, kuárě piβika, numi á</i>
Knie	<i>βaně pāně rěna</i>
Knochen	<i>βaně kānguára</i>
Königsgeier (Gyparchus)	<i>uruhũ i, (E) uruhu</i>
Körper	<i>βaně rata ku ára</i>
Kolibri	<i>madú miri, (E) mai ni me, mora</i>
	<i>miri (?)</i>
Kopf	<i>βaně kānga</i>
Kopfhaar	<i>βaně á u</i>

Korb	<i>ka i pó</i> (vgl. Krân-Sprachen)
Krankheit	<i>ma ä rí</i>
Kröte ( <i>Pipa americana</i> )	<i>ku ru rú</i>
Küken	<i>ßapu kái a ha íra</i>
Kuh	<i>tapi á kusä</i>
Kukuk ( <i>Crotophaga</i> )	<i>anôn</i>
Landschildkröte ( <i>Jaboti</i> )	<i>sa u tí</i>
Leber	<i>piakó at</i>
Leguan	<i>kamáriôn</i> (portugiesisch ?)
Leichnam	<i>imanôn wäte</i>
Lippe	<i>ßanërimä</i>
Loch im Ohrläppchen	<i>namikuäre</i>
Löffel	<i>kusä</i>
Luft	<i>ũ a kũ ũ</i>
Lunge	<i>ßanë refeití hánë</i>
Mädchen	<i>kusá u ása</i>
Magen	<i>ßanëpiá</i>
Maistroh	<i>hi a pirá ta</i>
Mandy (Wels)	<i>pirá kangatä</i>
Maultier	<i>kawarú ra ũ á</i>
Mensch	<i>a ũ ä</i>
Milch	<i>muku ära</i>
Mittelfinger	<i>ßanëkó netära</i>
Mond	<i>ßar hí</i> vgl. Großmutter!, (E) <i>yahë</i>
Mücke	<i>tí ti ũ</i>
Muskel	<i>ßanë erku ät</i>
Mutter	<i>ama i</i>
Mutum ( <i>Crax</i> )	<i>mutü</i>
Nabelschwein ( <i>Pecari tacaju</i> )	<i>kaí te tí,</i> (E) <i>kaitetú, tehü</i>
Nabelschwein ( <i>Tagassu pecari</i> )	<i>i ma tú,</i> (E) <i>kardrohó</i> (vielleicht eur. Schwein)
Nacht	<i>pi tún,</i> (E) <i>pitrahé</i>
Nacken	<i>ßanë arupu i</i>
Name (Frage: Wie ist der Name)	<i>ma ä nä räre</i>
Nandu ( <i>Rhea</i> )	<i>iramü</i>
Nase	<i>ßanëtsi</i>
Nasenloch	<i>ßanëpinguára</i>
Ochse	<i>tapi áka irapi a i o kán</i>
Ohr	<i>ßanënamü</i>
Paca (Nagetier)	<i>páka</i>
Papa (Kinderwort)	<i>néru</i>
Papagei ( <i>Amazone amazonica</i> )	<i>asuri</i>
Penis (großer Penis ?)	<i>ßanë rämôn pukú</i>
Perequito ( <i>Conurus jendaya</i> )	<i>tu hí,</i> (E) <i>peripii</i>
Pfeil	<i>u í u,</i> (E) <i>preçi</i>
Piau (Fisch)	<i>pirá tapë pi</i>
Piaba (kleiner Fisch)	<i>pirá mirí</i>
Pintado (Fisch)	<i>pirá sú</i>
Piranha ( <i>Serrosalmo</i> )	<i>pirá nsa</i>
Puls	<i>ßanë pó apëtá</i>
Puma	<i>sauára úna</i>



Ratte	<i>āngusá</i>
Rauch	<i>tatá tẓíně, (E) tata-ci</i>
reden	<i>ha i pān námaga kôgě</i>
Regen	<i>amānu</i>
regnend	<i>aman u ānkire</i>
Regenzeit	<i>iku i ta mána</i>
Reiher (großer)	<i>βokó hu</i>
Reiher (kleiner)	<i>βokó pi</i>
Revolver	<i>muká u i piβika</i>
riechen	<i>wagupōn</i>
Rindleder	<i>tapi á pirä</i>
Ringfinger	<i>βaně kó popá</i>
Rochen	<i>βawiwúre</i>
rot	<i>pitīnga</i>
Rücken	<i>βaněkupá</i>
sauber (schön)	<i>katětá</i>
Säugling	<i>ku ārä rahi</i>
Schädel	<i>βaněrára</i>
Schaf (Bock)	<i>arapu ásara u a a irān</i>
Schamlippen	<i>tamaβi á</i>
Schatten	<i>i a náu, βahapá</i>
schießen	<i>muká unarä mopu á u</i>
soeben geschossen haben	<i>muká u i a pú a</i>
schlecht	<i>naka i tu í</i>
Schnabel	<i>ití</i>
schön	<i>purāngátě</i>
Schrot	<i>muká u i a u</i>
Schulter	<i>βaně o ki í</i>
Schwager	<i>ku a i té</i>
Schwanz eines Fisches	<i>ipirá u a í</i>
Schwanz eines Hundes	<i>hu a í</i>
schwarz	<i>pitúna, (E) tapaiuna</i>
Schwester (ältere)	<i>há ri kára</i>
Schwester (jüngere)	<i>hiki pi íri</i>
Schwiegermutter	<i>irati ú</i>
Schwiegersohn	<i>radiwăně</i>
Schwiegervater	<i>iratín, neratín</i>
sechs	<i>há há</i>
Siriema ( <i>Dilophus cristatus</i> )	<i>irá kuruhú</i>
Sohle	<i>βaně pipitára</i>
Sonne (aufgehend)	<i>uruku á</i>
Sonne (mittags)	<i>uhaputá iturukuá</i>
Sonne (abends)	<i>karuruku á,</i>
Sonne	<i>(E) kurahě</i>
Specht	<i>ipekú</i>
Spießhirsch ( <i>Mazama</i> )	<i>arapu wá hú, (E) araphó</i>
	<i>arapu wá ma há ú, (E) Araphaes</i>
Spinne	<i>βanú</i>
Stechfliege	<i>matú pirú</i>
Stein	<i>itá, (E) ita</i>
Steißhuhn	<i>tururi</i>
Stern	<i>sar hí tatá, (E) yahetata</i>
Stier	<i>tapi á ka a ú a ú</i>
Stirn	<i>βaně rábu kängě</i>
Surubim (großer Wels)	<i>uru hí</i>

Tabak	<i>tĩmpiárě</i>
Tag	<i>árě</i>
guten Tag	<i>βaně karóka</i>
Tanz	<i>usangárě</i>
Tapir	<i>tapi íra, (E) tapiira</i>
Taube (Leptoptila)	<i>surítí</i>
Teich	<i>ipá u</i>
Tochter	<i>(E) kurumimiri</i>
Topf zum Kochen	<i>βapápó</i>
Trockenzeit	<i>iku ára hí</i>
Tür	<i>u kăně</i>
Unterarm	<i>βaně diwá</i>
Urwald	<i>ka á katetá</i>
Vater	<i>tu</i>
Verliebter	<i>ta ú</i>
vier	<i>surí rōngatú</i>
Vogel	<i>hira wurí</i>
Wald	<i>ka á</i>
Wange	<i>βaně pa u pǎ</i>
Wärme	<i>pira cuaré</i>
Wasser	<i>i, hí, (E) māni</i>
Wassermelone	<i>pima pĩm</i>
Wasserschwein	<i>ka pi wára</i>
Webervogel (Cacica cela)	<i>sapú</i>
Weg	<i>pa</i>
weiß	<i>kari asú, sīngá</i>
Weißer	<i>karisú</i>
Wespe	<i>ka u purupí, (E) tapiaputā</i>
Wickelbär	<i>ko atí</i>
Wind	<i>witú</i>
Zahn	<i>βaně aro í</i>
Zehe	<i>βaněpihǎn</i>
Zehennagel	<i>βaněpiha pūrě</i>
Zecke	<i>βatě wúka</i>
Zeigefinger	<i>βaně ku ó</i>
Ziege	<i>arapu ása u a kusá</i>
Ziegenbock	<i>arapu ára pusá u á</i>
Ziegenmelker (Caprimulgus)	<i>pǎ kwapú</i>
Zitze eines Tieres	<i>káma</i>
Zugochse	<i>tapiá kanari étá</i>
Zunge	<i>βaněpikú</i>

### Die Krăn-Stämme<sup>1)</sup>.

#### 1. Geschichte und Statistik.

Als Savannenbewohner sind die nördlichen Ge (Že) oder Krănstämme erst verhältnismäßig spät entdeckt worden. Der Erste, der „Tapuya“, einen Namen, der vielfach statt Ge gebraucht worden ist, erwähnt, ist Pero Magalhães de Gandavo. Da er sie als Waffenbrüder der Aymoré

<sup>1)</sup> Das a ist nasaliert. Geschrieben wird dieser Nasallaut im Portugiesischen eigentlich ã. Um aber nicht zu einer falschen Aussprache zu verführen, setze ich ein n dazu.

bezeichnet, und ihre Wohnsitze als östlich des Rio Marañon liegend angibt, ist es wohl möglich, daß Krän gemeint sind, da sogar noch nach 1800 nach Paula Ribeiro (S. 193) Horden dieses Volkes in den Tiefkampos in der Nähe der Küste gelebt haben. Wahrscheinlicher ist es aber doch, daß er darunter die auch später so bezeichneten Tarairyou oder Otshukayana verstanden hat. Gewisse Übereinstimmungen in der Kultur dieser Indianer mit denen der nördlichen Ge (Klotztanz, Durchbohrung der Ohr läppchen und Lippe zwecks Aufnahme von Holzscheiben bzw. Steinpflocken, Bekleben des Körpers mit Federn, Erdofen, ein halbes Nomadenleben usw.), verleiteten Ehrenreich (4, S. 86—90), sie den Ge anzugliedern, obwohl sprachlich nur ein einziges Wort eine vollständig unzureichende Stütze dafür bildete. Wer Barlaeus, Maregraf und Roulox Baro genau gelesen hat, dem wird aufgefallen sein, daß eine ganze Anzahl von Eigentümlichkeiten der Tapuya dieser Schriftsteller nach Westen und Norden zeigen; vor allem der Endokannibalismus (Linné S. 230, 234, 235). Ferner verstanden die Otshukayana die Töpferei, wie einwandfrei aus Roulox Baro (S. 227) hervorgeht. Die Korbflechtereie war wenig entwickelt, dafür wurden Tragnetze gefertigt (Roulox Baro). Da auch ein kleiner Unterschied zwischen dem „Klotzlaufen“ der Tapuya und dem der wirklichen Ge besteht — bei ersteren handelte es sich um Wettkämpfe, bei den Krän um körperliche Übung oder um Mannbarkeitsproben — glaube ich, daß genug Gründe dafür vorhanden sind, die Otshukayana nicht den Ge zuzurechnen, um so mehr, als die in allerdings geringer Zahl überlieferten Worte mit den Vokabularen der Ge nicht in Einklang zu bringen sind. Die einzige Ausnahme bildet „*kehnturah*“ = Steinchen der Kürbissrassel, was mit *käne* = Stein der Krän zusammenhängen könnte. Mir scheint weit eher eine Verwandtschaft mit den Kariri vorzuliegen, denn bei Herckmann werden Cariry, Caririwasy, Caririjouws und Tarairyou zu einer Gruppe zusammengefügt, eben jenen Tapuya Pernambucos und Cearás (Maregraf S. 282). Dieser Gemeinschaft können dann ebenfalls die Mujara-guanos und Maranhãos (Linné S. 235) = Tremembaiz eingereiht werden.

Die Ubirajára aus dem Hinterlande von Bahia (Gabriel Soares de Souza S. 315) sind zu unsicher beschrieben, als daß man irgend etwas über ihre Zugehörigkeit zu den „Cayapó“, also zu den Krän aussagen könnte, wie Capistrano de Abreu es wollte (Schuller S. 78).

Die Akuã sind als Akroá seit dem 17. Jahrhundert bekannt und bewohnten damals große Teile von Piahy, Bahia, Goyaz und angeblich sogar Minas Geraes. Von bekannter gewordenen Stämmen werden die Sicriaba und Jaikó ihnen zugerechnet und vor allem die Cherente und Chavante, die in kümmerlichen Resten noch heute in der Nähe des Tocantins und Araguaya leben. Ich selbst kam in der Nähe zweier ihrer Dörfer vorüber, von denen eins am Rio do Somno, einige Leguas oberhalb der Mündung des Rio Perdida, das andere etwa 10 Leguas unterhalb von Pedro Affonso auf dem linken Ufer des Tocantins lag. Sie sind den eigentlichen Krän jedenfalls sehr nahe verwandt, sprachlich sowohl als auch kulturell.

Die Kayapó (Caiapó, Cajapó, Caipó, Cahiapó, Parianá), mit denen die Portugiesen im 17. Jahrhundert nach dem berühmten Zuge des Bartholomeo Buena Anhanguera nach Goyaz in Berührung kamen, schließen sich jedenfalls sehr eng an die Timbiragruppe Rivets (S. 698) an. Mehrere Jünglinge dieses Stammes fand ich bei den Apinayé, wo sie geheiratet und demzufolge ihren Wohnsitz hatten. Das beweist wohl an sich schon die nahe Verwandtschaft dieser beiden Kränstämme.

Die Kayapó hatten den weißen Eindringlingen lange Zeit heftigen Widerstand geleistet und sie mehr als einmal aus ihren Jagdgebieten fort-



gewiesen. Schließlich wurden sie aber mit Hilfe der Bororó besiegt, in zwei Teile gespalten und nach Süden und Norden abgedrängt. Trotz mancher Widerlegungen durch Ihering usw. möchte ich an der Möglichkeit festhalten, daß einige Stämme, die Kaingang und Cherente Akwé, die enge Beziehungen zu den nördlichen Gevölkern aufweisen (vgl. Nimuendajú 3, S. 671), auf diese oder ähnliche Weise nach dem Süden gekommen sind. Unter Kayapó ist damals, den angegebenen Zahlen nach zu urteilen, sicherlich eine größere Zahl von Krân, bzw. verwandten Stämmen verstanden worden. Es rechnen zu ihnen die eigentlichen Kayapó, die Gorotiré, die Purucarú und die Chicrîn (94b).

Die Apinayé (Apinagé, Appynagé, Pinayé, Pynagé assu) sind augenscheinlich erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts entdeckt, Anfang des 19. bekannter geworden. Seit Paula Ribeiro und Cunha Mattos sind Castelnau, Ferreira Gomes, Coudreau, Buscaleoni und im vorigen Jahr noch Nimuendajú bei ihnen gewesen; eine ausreichende Beschreibung ihrer Kultur, die sie trotz der langen Berührung mit den Zivilisierten noch fast vollständig treu bewahrt haben, ist noch nicht veröffentlicht. Sie besaßen früher mehrere große Dörfer im Nordzipfel von Goyaz zwischen Tocantins und Araguaya, die sich im Laufe der Zeit auf ein, nicht allzuweit von der großen Stromschnelle des ersteren Flusses bei S. Antonio liegendes verringert hatten. Durch die in Tyrannei ausartende Herrschaft eines Häuptlings zerfiel dieses 1923 in fünf kleine Splitter, von denen sich zwei seitdem wieder zusammengefunden haben.

Unter Krâos (Carahó, Charraos, Caraous, Caraus, Kradahos) werden die Krânstämme zusammengefaßt, die im östlich des Rio Tocantins gelegenen Teile von Goyaz leben, soweit sie nicht Cherente sind. Sampaio hat uns noch mit einem jenseits der Grenze, in Bahia wohnhaften Stamm bekannt gemacht. Nicht zu verwechseln mit ihnen sind jedoch die Gradahus, die von Cunha Mattos (I, II S. 223) jedenfalls getrennt von den Carahos aufgeführt werden, zu seiner Zeit sich vom Araguaya in das Innere, zum Tocantins hin zurückgezogen haben. Nach Coudreau (S. 95/96) mischten sie sich mit den Apinayé. Ehemals wurden die Krâos gleichgesetzt den Makamekrân (Macamecran, Camecran, Macamuran, Pepuxis, Puxiti, Petuxi); zu ihnen gehörten wohl auch die auf dem linken (westlichen) Ufer des Tocantins befindlichen Purekamekrân (Poracamecran, Purecamecran, Ponecamecran), die Noroquagé (Noroguagé), die Afotigé, Iricogé (Iricosché, Capepuxi), Otogé usw. Ein Teil von ihnen war vielleicht identisch mit den Caracati.

Ganz eng schließen sich an die Krão, die Kanella (Kanella, Canella), soweit dieser Name die Aponegikrân (Aponegicran, Ponegicran, Ponican) in sich schließt. Diese sind nämlich kaum auseinanderzuhalten von den Temembu (Temembos, Tamembos) und scheinen auch unter den Mannajos (Mannojo) gemeint gewesen zu sein. Zu ihnen gehören vor allem aber die Kapiokrân (Capiecran, Canella fina), die Sakamekrân (Sacamecran, Gamella do Codo), die Korumekrân (Corumecran, Curemecran), die Acobu (Acobo), Remkokamekrân, Aponyekrân und Kenkatayé. Krão und Kanella sind auch als Timbira do campo zusammengefaßt worden. Möglicherweise gehören zu ihnen auch die schon sehr früh erwähnten Barbados oder Barbaros von Maranhão (Wohnsitze Itapicuru) hierher. Dagegen dürften die von Yves d'Évieux, Claude d'Abbeville, Betendorf usw. erwähnten Tremembaiz (Tremembés, Teremembé) trotz ihres an Temembó erinnernden Namens Tapuya gewesen sein, da von ihnen Endokannibalismus berichtet wird. Sie wohnten ja auch in der Nähe der Küste, wahrscheinlich zwischen Tutoya und dem Fuße der Serra de Ibiapaba und sind vielleicht identisch mit den Mugaruanos. Cannacatgé (Canaguetgé, Mannacobgé) und Poncatgé

(Poncatagé) saßen ehemals am Rio Farinha; wurden aus dieser Gegend aber durch die Temembú verdrängt.

Die Timbira da matta (Tymbira, Timbyra, Tymbyra), ebenfalls wie die der Kampos Gamella genannt, leben in der Nähe des Staates Pará, überschreiten wohl sogar seine Grenzen. Zu ihnen gehören vor allem die auch heute noch nicht unterworfenen Gaviões Krānyé (Krējé) und Mehīn am Gurupy, die „zahmen“ Gaviões (Krikatayé, Cricatagé) und Piokobyé (Picobyé, Piocobgé), die eigentlichen Timbira Tayé (Crangé, Crengé) und Kreapimkatayé im Gebiete des Grajahú und Mearim, die alle heute noch in Resten vorhanden sind. Ausgestorben scheinen Augé und Paicogé zu sein, wenn unter letzteren nicht vielleicht doch die Piakobyé gemeint sind. Übrigens ist Timbira da matta nicht so aufzufassen, als ob diese Krān im Walde leben. Die eigentlichen Timbira haben jedenfalls ihre Wohnsitze in einer allerdings sehr dichten Savanne und ebenso sollen die zahmen Gaviões im „Campo coberto“ ihre Dörfer haben. Es liegt auch gar kein pflanzengeographisches Bedenken dagegen vor, am Gurupy solche Formation anzunehmen. Es will mir nicht recht einleuchten, daß dieser nördlichste Zweig der Ge sich anders verhalten soll, als ihre südlichen Stammesbrüder. Matta (*mata*) wird im brasilianischen Portugiesisch jeder dichtere Baumbestand genannt, *matto* (*mato*) sogar Strauchwerk und Rasen.

Erst 1884 sind durch die erste Expedition Von den Steinens an den Rio Xingú die Suyá entdeckt worden, die er sprachlich den Apinayé's am nächsten stellt (2, S. 393). Kulturell haben sie sich sehr eng an die Völker des Xingu-Quellgebietes angeschlossen, obwohl sie meist nur in kriegerische Beziehungen zu ihnen getreten sind.

Heute leben noch: die Krānyé und Mehīn am Rio Gurupy, die Krikatayé und Piakobyé im Quellgebiet des Pindaré und westlich davon, die Kreapimkatayé am unteren Grajahú, die Tayé am unteren Mearim, die Remkokamekrān mit Sakamekrān und die Aponyekrān im Quellgebiet des Rio Corda und Alpercatas, die Reste der Kenkatayé und anderer Stämme am Rio das Balsas, verschiedene Krāostämme am Rio Manoel Alves Pequeno und jenseits der Grenze in Bahia, die Apinayé im Zipfel von Goyaz zwischen Tocantins und Araguaya, sowie eine Reihe von Kayapóstämmen und die Suyá am Xingú. Sprachlich sind sie durch die Umwandlung harter in weiche Laute in gewissen Worten in zwei Gruppen einzuteilen; doch sind alle Horden dialektisch unter sich ein wenig verschieden. In Heiratsverhältnis stehen: Krikatayé mit Piokobyé, Tayé mit Kreapimkatayé, Remkokamekrān und Sakamekrān mit Aponyekrān, die Krāostämme des Rio Manuel Alves Pequeno untereinander und ein Kayapóstamm (bei Arraias wohnend) des unteren Araguaya mit den Apinayé. Wahrscheinlich gibt es gelegentlich auch Heiraten anderer Stämme mit einem der aufgezählten; so traf ich einen Kenkatayé bei den Piokobyé; die Apinayé hatten Beziehungen zu den Krikatayé und diese wiederum schienen nach der Aussage eines alten Apinayé mit den Krānyé zu verkehren. Die Seelenzahl der Krānyé und Mehīn zusammen dürfte nach den Mitteilungen des alten Apinayé noch über 1000 betragen, die der Krikatayé und Piokobyé ca. 500, der Kreapimkatayé 150—200, der Tayé ist mir vollständig unbekannt, der Remkokamekrān mit Sakamekrān über 400, der Kenkatayé vielleicht davon die Hälfte, der Krāo des Rio Manuel Alves vielleicht 1000, der Apinayé etwa 150. Die Zahlen der übrigen Stämme kann ich nicht angeben; auch die angegebenen sind ja nur geschätzt; doch ist danach anzunehmen, daß in Nordostbrasilien bis zum Xingu einschließlich noch weit über 5000 nördliche Ge (Že) oder Krān leben.



## 2. Körper.

Bereits im Thesoro Descoberto do Rio Amazonas ist von der außerordentlichen Körpergröße der „Gamella“ von Maranhão (Daniel I 8, S. 183) die Rede. Und tatsächlich habe ich bei den Remkokamekrän Männer getroffen, die 1,90 m noch überschritten. Alle Kränstämme in Maranhão erschienen den Brasilianern als „Riesen“, obwohl es natürlich hier und dort auch unter 1,70 m hohe Individuen gab. Dies war besonders bei den Apinayé der Fall. Es ist aber erstaunlich, daß die so nahe verwandten Kayapó unter den kleinwüchsigen Indianern aufgezählt werden und kann sicher nicht durchweg richtig sein; denn die bei den Apinayé eingeheirateten Kayapó hatten zum mindesten Mittelgröße. Und Ehrenreich hat ja auch einen Mann von 1,75 m gemessen (5, S. 75), was nach Krause allerdings eine Ausnahme sein soll (S. 370). Auch Kissenberth (1, S. 54) nennt sie die Männer „mittelgroß, oft groß“. Ähnlich verhalten sich nach Sampaio (S. 146—148) auch die Krão von Bahia, von denen einer 1,65 m, ein andere aber 1,75 m maß. Die Chavante und Cherente werden bald als mittel-



Abb. 5. Apinayé-Gruppe vor einer Hütte.

groß, bald als sehr groß angegeben und ähnlich ist es bei den Botokuden. Manizer (S. 247) nennt sie mittel oder klein. Die Aymoré, die Vorfahren der Botokuden, waren nach Gabriel Soares (S. 58) und Domingos Barreto (S. 43) groß. Auffallend ist die bedeutend geringere Körpergröße der Frauen, was ja schon aus den Messungen von Ehrenreich hervorgeht, wo der Durchschnittsunterschied mehr als 10 cm beträgt. Bei den von mir besuchten Krän schien er mir noch größer zu sein. (Der gegenteiligen Meinung Kissenberth's (1, S. 41) kann ich nicht beistimmen.) Ich kann nur annehmen, daß die Entwicklung der Mädchen durch die frühe Heirat unterbrochen wird, während die Männer ja erst Kraftproben ablegen müssen und daher erst verhältnismäßig spät eine Ehe eingehen. Die Muskelbildung ist im allgemeinen recht kräftig, nur fielen von jeher die dünnen Waden sehr auf. Die Kapiokrän wurden aus diesem Grunde „Canellas finas“ genannt. Übrigens ähneln sie auch hierin zufolge Avé-Lallement (S. 286/287) und Simões da Silva (S. 70) den Botokuden des Rio Doce.

Die Hautfarbe ist an geschützten Stellen verhältnismäßig hell. Unter dem Einfluß der Sonne, die in den Savannengegenden ja ungehindert wirkt, erscheint sie kräftig braun, bisweilen sogar dunkel.



Das Haar war meist glatt, grob und schwarz, bisweilen zeigte sich aber ein rötlichbrauner Glanz, wie ihn Manizer von einigen Botokudenkindern beschreibt (S. 247). Bei den Piokobyé sah ich in zwei Fällen krauses Haar, was wahrscheinlich auf Vermischung mit Negern zurückzuführen ist.

Einige Bilder mögen das Gesagte veranschaulichen. Die dicken Bäuche bei einigen Kindern und Frauen rühren wohl von der übermäßigen



Abb. 6. Junger Apinayé.



Abb. 7. Krâo-Häuptling.

Ernährung mit Mandiocmehl, z. T. vielleicht auch von einer Wurmkrankheit her.

### 3. Tracht.

Ehemals gingen wohl sämtliche Maranhenser Krân nackt. In ihren eigenen Dörfern waren noch zur Zeit meiner Reise die Remkokamekrân mit Sakamekrân, die Aponyekrân Kenkatayé (Kissenbarth 1, S. 141), Piokobyé und Krâo vollständig unbekleidet; nur beim Besuch in den Städten legten sie eine „tanga“ an oder erschienen in einer geschenkt erhaltenen Hose. Die auf dem Rückweg von Ponto, dem Remkokamekrândorfe, mich begleitenden Jünglinge bedeckten sich erst einige hundert Meter vor der Hütte eines Zivilisierten. Keiner der Krân in Maranhão und in Nordgoyaz trug ein Penishütchen, wie die von Krause (S. 376) und Kissenberth (1, S. 55) besuchten Kayapó. Nur Cunha Mattos (2, S. 333) erwähnt sie bei den Apinayé, die ihm erzählten, daß sie als Kennzeichen verschiedener Stämme (Kayapó?) getragen würden. Obwohl auch die Kamakan (Métraux 3, S. 256) und ein großer Teil der Botokuden (Wied II S. 10 und Spix und Martius II S. 481) Penisstulpe besaß, glaube ich doch nicht, daß sie ein typisches Kulturgut der Ge sind. Denn weder die Kaingang noch andere zu ihnen gerechnete Völker (Métraux 4, S. 256) bedienten sich ihrer. Da-

gegen geht aus Marcgraf (S. 270) und Barlaeus (S. 713) unzweifelhaft hervor, daß die Tapuya Cearás und Pernambucos diesen Schamschurz kannten. Die Chavante sind allem Anschein nach in der Regel nackt gewesen; eine Leibsnur, einem Palmstrick, hat Pohl (II, S. 167 und 224) nur bei einem der Männer gesehen, sie diente wohl als Schmuck. Heute ist bei den Apinayé und Kreapimkatayé die „*tanga*“, die schon bei den Guajajara erwähnte, meist urukurot gefärbte Schürze, bzw. die Hose als Dauerbekleidungsstück eingeführt.

Bei den Gurupystämmen und den Krão sollen noch heute die Frauen oder wenigstens ein Teil von ihnen vollständig nackt gehen; bei den Krikatayé tragen einige, wie von Castelnau (II, S. 42) und Frei Rafael Tuggia (S. 123) von den Krão und von Pohl (II, S. 192) von den Purekamekran berichtet worden ist, ein Baumblatt an einem aus Palmfiedern oder Tukumfasern gefertigten Gürtel. Bei den übrigen Stämmen waren sie wenigstens in Gegenwart von Fremden immer mit der „*tanga*“ bekleidet; doch läßt folgendes Erlebnis in Ponto vermuten, daß auch sie ungestört gern nackt



Abb. 8. Apinayé-Frauengruppe.

gehen. Bei meiner Ankunft im Remkokamekrändorfe erschien mit anderen ein etwa 6- oder 7jähriges Mädelchen mit der „*tanga*“ bekleidet vor meinem Lagerplatz in einer Art Veranda der Hütte eines der Häuptlinge, um mich anzustauen. Im Augenblick, bevor es fortlief, entledigte es sich seines Schurzes. Die Schambekleidung schien ihm nur ein zu Ehren des Ankömmlings angelegter Schmuck zu sein.

Die Knaben waren auch bei den Apinayé und den Kreapimkatayé bis zum Alter von etwa 6 Jahren meist unbekleidet, die Mädchen erhielten die „*tanga*“, sobald sie laufen konnten.

Pohl (II, S. 193) berichtet noch von einem „aus 20—30 Schnüren bestehenden, in der Mitte in einen großen Knopf auslaufenden Gürtel“, der um die Lenden geschlungen und *ipré* genannt wurde. Er schien ihm ein Symbol der Jungfräulichkeit zu sein; die Mädchen nahmen ihn niemals ab.

#### 4. Körperschmuck.

Der Körperschmuck der Krån ist sehr mannigfaltig und wird aus Federn, Baumwolle, Bastfasern, Sämereien, Früchten, Tierknochen, Zähnen u. dgl. hergestellt. Der Federschmuck spielt allerdings nicht die

gleiche Rolle wie bei den Kayapó und Chavante, die wie Karajá und Bororó „Federnarren“ sind. Es mag daran liegen, daß die Maranhenser Stämme nicht mehr in vollkommen unberührtem Gebiet wohnen, mit Ausnahme der Horden am Gurupy, die ich ja leider nicht mehr aufsuchen konnte. Bei Kanella und Kreapimkatayé, aber auch bei den in dieser Beziehung reicheren Apinayé bildeten die Federn bloße Anhängsel an einem anderen Schmuck. So war es bei einer aus grobem, stark mit schwarzem Wachs durchtränkten Baumwollgeflecht bestehenden Kappe, die mit einem Büschel Papageienfedern geschmückt war (Abb. 9). Sie wurde von dem etwa 6jährigen Sohne eines der beiden Häuptlinge des Apinayédorfes Gato Preto getragen. Säuglingen dortselbst wurde gern eine kleine



Abb. 9. Apinayé-Knaben und ihre Großmutter.

Kalebasse, die ebenfalls mit dem Federbüschel verziert war, aufgesetzt (Abb. 10). Bei Kanella und Timbira sah ich an Kopfschmuck nur Stirnbinden, die aus Baumwolle gewebt waren, sowie Reife aus Bastfasern, die in „Hörner“ ausliefen oder einen langen, auf den Rücken herabhängenden Schweif besaßen. Nackenschmuck, wie er in so zahlreichen Variationen bei den Kayapó gefunden worden ist, habe ich bei den von mir besuchten Krän selber nicht gesehen. Doch befinden sich einige Stücke in der Nimuendajú-Sammlung. Die Federhauben und Diademe der Suyá gehören der Kultur des Xingu-Quellgebietes an. Ich beobachtete niemals, daß die Krän bei irgendeiner Gelegenheit sich Kopf oder Körper mit Federn bekleben. Und doch müssen sie dieser Sitte huldigen. Métraux hat nämlich in seiner Karte über ihre Verbreitung (I, S. 156/157) weder Paula Ribeiro, der sie von den Timbira im allgemeinen Sinne (I, S. 192), also den Krän Maranhãos

berichtet, noch Pohl berücksichtigt, der sowohl Purekamekrän (II, S. 195) als auch Krão (II, S. 215) dabei beobachtet hat. Bei den Kayapó hat Kissenberth (I, S. 55) gelegentlich einer Totenfeier die Beklebung der Tonsur und des Oberkörpers mit Königsgeierflaumfedern beobachtet. In seiner Arbeit über die südlichen Ge (3, S. 131 u. 133) führt Métraux noch die Botokuden, Kaingang und Aweikoma auf, so daß das Bekleben mit Federn wohl als charakteristisch für Ge-Völker und Bororó angesehen werden kann. Damit ist ja noch nicht gesagt, daß andere Völker diese Sitte nicht kennen! Sie breitet sich besonders nach Norden aus. So darf es auch nicht zu übereilten Schlüssen führen, wenn auch die Tarairyou und andere Tapuya sich auf diese Weise schmückten. Auch die Tupinamba und andere nördliche Tupistämme befinden sich auf dieser Verbreitungskarte.

Halsketten werden von den Krän in vielen Fällen nicht nur aus einem Material gefertigt. Sie lieben bunte Zusammenstellungen. In der Mitte von Samenketten wird gern ein Federbüschel, ein Vogelflügelknochen,



Früchte od. dgl. angebracht (Abb. 10). Geflochtene schmale Baumwollbänder werden an verschiedenen Stellen mit Federn besetzt. Auch Glasperlen scheinen erst besonders schön zu wirken, wenn ihre regelmäßige Reihe durch Knochen, Sämereien und Federn unterbrochen wird. Besondere kleine halbmondförmige Früchte dienen als Fassung der Federn. Auch werden allerlei kleine Gegenstände, Mundflöten, Rauchrollen, Miniaturausgaben der beim Klotzlauf verwendeten Stämme eingefügt.

Allgemein verbreitet unter den Krän waren die kreuzweise über der Brust getragenen Gehänge aus meist mehrfachen Lagen von Samenketten (Abb. 11) oder auch Embira oder Palmfiedern. Sie werden allerdings wie alle bisher genannten Schmucke, mit Ausnahme der Stirnbinden, nur von Kindern und von jungen Mädchen bis zu ihrer Verheiratung angelegt. Männer und Frauen sah ich fast durchweg nur bei Tänzen und Festen mit Körperschmuck, wenn ich von gewissen als Amulette dienenden



Abb. 10. Kopfbedeckung der Säuglinge und Halsketten der Apinayé.



Abb. 11. Apinayé-Frauen und Kinder, z. T. mit kreuzweise über der Brust getragenen Samen-Gehängen geschmückt.

Zahnhalsketten und Fingerringen aus dem Schwanz der Tejueidechse absehe. Festschmuck war auch ein urukurot gefärbtes Brustgehänge mit aus Astrocaryumfasern gedrehten, kräftigen Schnüren. Arm- und Knöchelbänder aus Palmfieder oder Holz, die häufig von schwarzem und gelbem Bast umflochten sind, sowie solche aus Baumwolle gewebt und mit Fransen oder Quasten (Abb. 12) versehen, werden von den meisten Krän heute auch nur als Zierde bei einigen der Tänze aufgebraucht; bei vielen Ge dienen sie zum Dünnermachen der Knöchel und Waden (Métraux 3, S. 135), und zu diesem Zwecke wurden sie nach Pohl wohl auch von den Purekamekrän (II, S. 193) und den Chavante (II, S. 167 u. 224) ständig getragen. Bei den Apinayé wurden nur einigen Knaben derartige schmale Bänder angelegt; die Samenketten um die Knöchel und die unterhalb des Knies befindlichen prachtvollen Federbänder des schon erwähnten Häuptlingssohnes (Abb. 9) verdienen besondere Beachtung. Federarmbänder besaßen auch die Suyá (von den Steinen 1, S. 207.) Übrigens gibt es die einschnürenden Arm- und Knöchelbänder auch bei den Bororó (Colbacchini 2, S. 33). Die Tapuya besaßen Knöchelbänder aus Rinde (Roulox Baro). Schon Kissenberth hat als Kopfschmuck Faden-

kreuze mitgebracht. Diese sind auch bei den Apinayé und Remkokamekrän zu finden.

### 5. Haartracht.

Die meisten der von mir gesehenen Kränindianer waren als solche gleich an der merkwürdigen Frisur ihrer Haupthaare zu erkennen. Sie rasieren sich nämlich über den Ohren der Rundung des Schädels folgend eine schmale Scheitellinie (vgl. auch Kissenberth 1, S. 41). Oberhalb derselben lassen sie die Haare nur wenige Zentimeter zu einer Art Schopf wachsen, unterhalb aber lang werden, so daß sie auf den Rücken herunterhängen. Eine Ausnahme von dieser Regel machten lediglich die Männer, die sich infolge eines Trauerfalles die Haare ganz abgeschnitten hatten (Abb. 13 links). Oben beschriebene Tonsur scheint im übrigen



Abb. 12. Stirnbinden, Arm- und Knöchelbänder der Kanella und Timbira.



Abb. 13. Zwei „Häuptlinge“ der Apinayé.

Südamerika nur gelegentlich bei den Bororó vorzukommen (v. d. Steinen 2, S. 471); Colbacchini berichtet darüber nichts, doch geht auch aus einem seiner Bilder hervor (II, S. 108), daß von den Steins Bemerkung von dem gelegentlichen Vorhandensein einer Tonsur von etwa 1 cm Durchmesser in diesem Sinne aufzufassen ist. Zu Castelnas Zeiten muß sie bei den Apinayé (II, S. 42) und bei den Chavante (II, S. 79) ähnlich der heute noch bei den Kayapó (Krause 1, S. 385, Kissenberth 1, S. 54) und Suyá (v. d. Steinen 1, S. 207, vorkommenden gewesen sein, die sich die Haare über der Stirn forttrasieren. Die Tapuya von Pernambuco und Maranhão sollen auf der Mitte des Schädels einfach einen Schopf stehengelassen haben. Ein einziger der Kanella, der die Piokobyé begleitete, hatte seine Haare mit *Astrocanyum*-Faserschnur zu einem Zopf geflochten. Er stellte gleichsam eine entwickelte Form des kleinen triangularen Schopfes dar, den Kissenberth (1, S. 55) beschreibt. Bei den Remkokamekrän wird bei gewissen Tänzen wohl auch eine Art Zopf gebunden, wie aus einem in der Nimuendajú-Sammlung befindlichen, Abb. 14 dar-

gestellten Schmuck hervorgeht. Die Frauen schneiden sich nur bei den Apinayé zuweilen eine Tonsur wie die der Männer. Bei den übrigen Stämmen kämmen sie sie einfach aus dem Gesicht oder stutzen sie sich über der Stirn wie es bei den Kindern gemacht wird (Abb. 15).

Die übrigen Körperhaare werden gern ausgerupft; doch sah ich besonders bei den Kanella auch ältere Leute mit spärlichem Bartwuchs. Als Rasiermesser dienen noch heute Pirāha-Kiefer, Muschel oder Bambusmesser; meine Präparierscheren wurden für diesen Zweck gern entliehen. Wiederholt sah ich, daß die Frauen ihren Männern und Söhnen die Haare in Ordnung brachten.

## 6. Körperbemalung und Tätowierung.

Wie die meisten südamerikanischen Indianer, bemalen sich die Krān besonders mit zwei Farben: einer roten, die aus den Früchten des Orleanstrauches gewonnen wird (Urucu), und einer blauschwarzen, die aus dem Saft der Früchte und Stengel des Genipapostrauches stammt. Beide



Abb. 14. Schnur mit Palmfiederschmuck zum Abbinden des Haarschopfes der Männer 44773 in den Sammlungen für Völkerkunde, Dresden.

werden mit feinem Palmöl gemischt. Ganz selten wurde eine weiße Erdfarbe verwendet, die Castelnau schon bei den Apinayé (II S. 29) beobachtet hat. Die Muster sind verschieden, bestehen aber immer nur aus Streifen, Strichen und Punkten. Bei Familienvätern sah ich mehrere Male einen breiten roten Streifen vorn und hinten sich in der Längsrichtung über die Mitte des Körpers ziehen; die Seiten waren schwarz, die Zwischenräume unbemalt. Bei einem Apinayéknaben blieb gerade die Mitte frei, seitlich verliefen eine große Anzahl gerader Striche senkrecht zu je zwei Längslinien. Ein anderer war quergestreift und in regelmäßigen Abständen mit zahlreichen, aber sehr kurzen Längslinien versehen (Abb. 15). Nicht selten wechselten auch lange und unterbrochene Linien miteinander ab (Abb. 16). Wieder andere waren vollständig rot oder schwarz angemalt. Im Gesicht galt ein breiter roter Streifen auf der Stirn der angesehenen älteren Leute als Zeichen der freundschaftlichen Begrüßung. Frauen insbesondere rahmten den Mund gern ein mit kurzen, abwechselnd roten und schwarzen Strichen. Diese liefen bisweilen auch über die Wangen hin bis zu den Ohren. Einen Unterschied in der Art der Bemalung zwischen den einzelnen Stämmen habe ich nicht bemerkt; in der unvermeidlichen individuellen Abänderung kamen alle Muster bei sämtlichen Krān vor. Figürliche Körperzeichnungen sah ich nie! Auch Tätowierung ist von



keinem der nördlichen Ge bekannt geworden, denn die „horizontalen Risse auf dem Bauch der Cherentekrieger, von denen Cunha Mattos (3, S. 23) berichtet, dürften den Verletzungen bei Totenklagen entsprechen.

### 7. Körperverunstaltung.

Bei den Maranhenser Kränstämmen und Krão werden den Knaben schon sehr früh — im 6. oder 7. Jahre, nie aber, wie bei den Kayapó als Säuglingen (Krause 1 S. 378, Kissenberth 1, S. 55) die Ohr läppchen mit einem Palmsplitter oder Knochen durchbohrt und durch Hineinzwängen immer größerer Holzpflöcke die Löcher ständig erweitert, so daß schließlich bei älteren Leuten Scheiben bis zu 10 cm Durchmesser darin ihren Platz finden. Nicht selten zerreißt allerdings wie bei den Botokuden (Manizer S. 245)



Abb. 15. Apinayé-Knaben mit Körperbemalung.



Abb. 16. Apinayé-Mädchen mit Körperbemalung.

das zu einem geschlossenen Hautbande gewordene L äppchen. Die Frauen der Maranhenser Stämme und der Krão verunstalten im allgemeinen ihre Ohrmuscheln nicht; die Weiber der Apinayé dagegen folgten in dieser Hinsicht im allgemeinen dem Beispiel ihrer Männer, nähern sich also den Kayapó. Bei letzteren scheint es vor ungefähr 100 Jahren auch noch eine Auszeichnung gewesen zu sein; wenigstens berichtet Pohl (I, S. 403), daß bei seinem Besuch in einem Kayapódorfe nur eine „Kazikentochter“ „zum Zeichen ihrer erhabenen Abkunft“ ein Klötzchen in den Ohr läppchen trug.

Gewöhnlich sind die Ohrpflöcke aus leichtem vollem Holz und unverziert; bei größeren Stücken wird die Mitte vielfach herausgelöst, so daß mehr oder weniger starkwandige Holzringe entstehen. Bei Festen versahen sowohl Kanella als auch Apinayé sie gern mit roter, schwarzer oder

weißer Bemalung (Abb. 17). Nur bei den Apinayé sah ich sie einmal durch einen Federpfropf ersetzt. Paula Ribeiro (1, S. 192) erzählt uns von Knochenpflocken bei einigen „Timbira“-stämmen, und Pohl (II, S. 192) beobachtete, daß die Purekamekrân bei festlichen Gelegenheiten ihre Klötze mit grünen Palmfiedern austauschten. Die Suyá, Männer und Frauen, besaßen Ohrpflocke aus zusammengerollten Palmfiedern. (Von den Steinen, 1, S. 205).

Von den älteren Leuten werden die Ohrscheiben nicht ständig getragen. Bei Märschen z. B. werden sie meist herausgenommen und die Hautbänder hinter dem oberen Teil der Ohrmuschel verborgen. Nach Pohl (II, S. 166) hatten nur einige wenige Chavante ihre Ohren durchbohrt und trugen nur kleine Holzpflocke darin.

Paula Ribeiro (1, S. 183 u. 193) erwähnt an verschiedenen Stellen, daß die Timbira auch ihre Unterlippe durchbohrten und darin „muldenförmige Hölzer“ steckten, die ihnen „sogar als Teller zum Essen“ dienten. Wenn diese Behauptung richtig ist, befestigten die damals Maranhão bewohnenden Krân ihre Lippenpflocke wie heute die männlichen Suyá. Aber schon Pohl sah weder bei den Krâo (II, S. 215) noch bei den Purekamekrân (II, S. 191) durchbohrte Unterlippen, und auch Castelnau hebt



Abb. 17. Ohrpflocke der Kanella, mit roter, schwarzer und weißer Farbe bemalt.

hervor (II, S. 41/42), daß die Krâo im Gegensatz zu den Apinayé keine Lippenscheiben hätten. Ich selber sah sie auch nur bei den Apinayé, wo die Männer damit das Loch in ihrer Unterlippe schlossen, genau so, wie es bei den Kayapó üblich ist (Krause 1, S. 376). Auch die Akuá tragen Lippenpflocke. Cunha Mattos (3, S. 24) erwähnt sogar solche aus Stein.

Bei den Bororó haben sowohl Männer als auch Weiber Löcher in den Ohrläppchen (vgl. v. d. Steinen 2, S. 474 u. 501; Colbacchini 2, S. 50); sie sind aber nie so erweitert wie bei den Krân, und es werden nur kleine Schmuckgehänge in ihnen befestigt. Die Lippen werden allein den Knaben durchbohrt. Heute werden darin nur Stifte, Ketten oder dgl. getragen, doch berichtet Waehnelt (S. 215) noch von Holzscheiben.

Die Tapuya kannten Holz- und Steinpflöcke für Ohrläppchen und Unterlippe (Roulox Baro S. 234, 229/240; Barlaeus S. 700 u. 701).

Bei Totenfeiern brachten sich die Kayapó nach Pohl (I, S. 401/402) Verletzungen bei, ein Brauch wie er ähnlich von den Botokuden berichtet wurde. Wahrscheinlich rühren von diesem Brauch auch die Narben her, die Cherente (Cunha Mattos 3, S. 23) und Suyá (von den Steinen 1, S. 207) aufwiesen. Ob die übrigen Krân sich beim Tode eines Verwandten auch Wunden beibrachten, vermag ich nicht zu sagen.

## 8. Reinlichkeit.

Die Bewohner von Ponto waren außerordentlich sauber. Die Häuptlingsfamilie, bei der ich wohnte, pflegte jeden Morgen um 5 Uhr ein Bad

in dem herrlichen, durch Abdämmen eines kleinen Baches gebildeten Teich zu nehmen, obwohl dieser etwa 1000 m entfernt lag. Durch ihn hindurch führte der Hauptweg, so daß jeder, der zum Dorfe wollte, zum wenigsten seine Beine benetzen mußte. Die Einwohner versäumten dann selten, ein Vollbad zu nehmen. Das Einreiben mit Öl und mit Farbe ließ die Haut allerdings leicht ein wenig unreinlich erscheinen. Das Baden war eine Lieblingsbeschäftigung auch der übrigen von mir besuchten Krān; bei allen konnten Männer sowohl als Weiber vorzüglich schwimmen. Den Gebrauch von Seifenwurzeln habe ich nirgends beobachtet.

Die Häuser wurden bei den Kanella stets sehr reinlich gehalten, (vgl. auch Kissenberth 2, S. 48) bei Kreapimkatayé und Apinayé ließ die Sauberkeit etwas zu wünschen übrig. Doch fegten auch bei ihnen die Frauen wiederholt am Tage den Boden der Hütte mit einem Besen aus Reisig oder Palmstroh. Der Sinn für Regelmäßigkeit war auch weitaus am besten in Ponto ausgebildet. Dort waren Wege und Plätze schnurgerade abgestochen und kein Unkraut wurde auf ihnen geduldet.

### 9. Siedlungen.

Die Krānstämme legen ihre Siedlungen immer in Kreisform an; die Hütten stehen in einer, bei dem von Krause (1, S. 272—276) besuchten Sommerdorf der Kayapó teilweise doppelten Reihe um den Tanzplatz herum. Dieser ist bisweilen nur verhältnismäßig klein, direkt von den Häusern umgeben, wie bei den Kreapimkatayé. Anders war es in Ponto, der Heimat der Remkokamekrān und Sakamekrān. Einander gegenüberliegende Hütten waren hier fast 400 m voneinander entfernt; um den genau in der Mitte liegenden, vollkommen kreisförmigen, von allem Unkraut befreiten Tanz- und Beratungsplatz zu erreichen, war zunächst eine vor den Häusern entlang laufende Straße zu überschreiten und dann noch ein sauber abgesteckter breiter Weg, wie ein solcher von jeder Wohnung zum Zentrum führte, zu begehen. Die Apinayé hatten, vielleicht wegen der erst kürzlich überstandenen Kämpfe und Unordnung, keinen Sinn für eine derartige Regelmäßigkeit entwickelt; ihre fünf Hütten standen aber so weit voneinander ab, daß der eingeschlossene Raum gleichfalls beträchtlich war. Der eigentliche Tanzplatz befand sich ebenfalls in der Mitte und war von mit Unkraut bestandenem Boden umgeben; durch diesen führten aber nur schmale, sich schlängelnde Fußpfade.

Runddörfer bei Krānstämmen sind zum ersten Male, soweit ich die Literatur übersehen kann, von Paula Ribeiro (1, S. 189) für die „Timbira“ von Maranhão belegt worden. Pereira dos Lagos (S. 411) verzeichnet sie bei den Gamella von Vianna, Ferreiro Gomes (S. 492) und Castelnau (II, S. 27) bei den Apinayé, ersterer auch bei den Krāo (S. 493), Pohl bei den Purekamekrān (II, S. 198) und den Kayapó (I, S. 409) usw. Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß diese Anlage früher auch bei den Akuä die übliche gewesen ist. Die Botokuden Miniajurines pflegten nach Manizer (S. 250) ihre Lagerstätten in einem geschlossenen Kreis aufzubauen. Bei den Katašo, augenscheinlich sehr nahen Verwandten der Kamakan, vielleicht eine seiner Horden, umgaben zahlreiche Hütten die des Häuptlings. Die Nambikuara, von Roquette Pinto zu den Ge gestellt, besaßen wenigstens runde Dorfplätze (S. 154).

In Südamerika scheinen außer den Ge nur die Bororó (v. d. Steinen 2, S. 451; Colbacchini 1, S. 6; 2, S. 8) Runddörfer zu bauen. Paula Ribeiro berichtet uns aber auch von einigen Timbira in Goyaz, die ihrer Siedlung die Form eines Halbmondes geben (1, S. 189), wie es ein Teil der Guaycurústämme, z. B. die Ouaitiadeos (Castelnau II, S. 392) zu machen pflegten.



In Nordamerika waren Rundsiedelungen viel weiter verbreitet. Sarfart (S. 208) zählt folgende Stämme auf: Atlantische Algonkin, Coroa, Toumika, Ouma, Bayagoula, Taensa, Natchez, Mandan und andere Missouriindianer, Eno, Irokesen, Huronen, Cherokee. Außerdem kamen sie in Florida vor.

Die Zahl der Hütten in den Dörfern muß in früheren Zeiten bisweilen bedeutend gewesen sein. Zählte doch Ponto deren noch mehr als 30. Ebenso schätzte Ferreira Gomes bei seinem Besuch Mitte des vorigen Jahrhunderts bei den Apinayé die Zahl der Wohnungen auf 30—40 (S. 492). Castelnau (II, S. 29) sah bei ihnen ein Dorf mit 21 Häusern, aber 850 Einwohnern (II, S. 29), eine Zahl, die heute bei weitem nicht von Ponto erreicht wird. Es ist aber ersichtlich, daß die Krän in für Südamerika ungewöhnlich großen Horden zusammenlebten, so daß es erklärlich ist, daß die brasilianischen Siedler häufig Angst hatten, in ihre unmittelbare Nähe vorzudringen (Silva e Souza S. 447). Aus dem Tagebuch des Pater Douville geht hervor, daß auch die Kamakan (Métraux 3, S. 251) in größerer Gemeinschaft beisammen gewohnt haben. Zahlreich sind noch heute die Bororó von Corrego grande (Colbacchini 2, S. 166—167), obgleich sie gegen früher sicher sehr zusammengeschrumpft sind. Auch hier ist eine gewisse Übereinstimmung mit den Guaycurú (Castelnau II, S. 392) vorhanden.

### 10. Wohnungen.

Die Dorfhäuser aller Kränstämme, die ich aufgesucht habe, waren gleich den „Ranchos“ der Zivilisierten, wie ich sie schon bei den Guajajára beschrieben habe. Ihre Wände bestanden aus jungen Stämmchen, Rohr und Palmstroh. Die Türen waren aus geflochtenen Matten gefertigt und befanden sich meist in der zum Dorfplatz liegenden Längswand, bisweilen auch an den Seiten, wenn diese nicht, wie in der Regel, bei den Apinayé, gänzlich offen waren. Gewöhnlich enthielten die Hütten nur einen Raum, der von einer Großfamilie bewohnt wurde. In Ponto besaß das Haus des angesehensten Häuptlings einen offenen Anbau, der mir als Wohnung angewiesen wurde. Reisende, die während meines Aufenthaltes einmal im Dorfe übernachteten, wurden in einer leeren, arg vernachlässigten Hütte untergebracht, die nur eine, dürtig durch Palmblätter geschlossene Rückwand hatte.

Auf den Pflanzungen standen, wenigstens bei den Remkokamekrän, vielfach ähnliche Hütten, so daß dort jede Hausgemeinschaft ein doppeltes Unterkommen hatte. Andere Familien begnügten sich auf den Feldern mit provisorischen Hütten, wie sie auch auf Rastplätzen, die häufig benutzt wurden, und unterwegs für eine Nacht errichtet wurden. Es wurden in diesen Fällen einfach eine Anzahl besonders langer Palmfiederblätter zu einem kegelförmigen Unterschlupf gegeneinandergestellt und durch einige andere untereinander ein wenig verflochten. Pohl (S. 198/199) berichtet uns von ähnlichen primitiven Sommerhütten: „Diese Hütten, da sie gegen die heftigen Güsse der Regenzeit begreiflich keinen Schutz gewähren können, dienen daher den Indianern nur während der trockenen Jahreszeit zur Wohnung. Sie bestehen bloß aus einfachen, in die Erde gesteckten Palmenzweigen, in der Höhe halbkugelförmig zusammengebogen. Eine solche Hütte hat höchstens anderthalb Klafter im Durchmesser.“ Die Sommerhütten der Kayapó sind nach Krause (I, S. 372/373) nicht viel besser, nur ein wenig fester, weil sie für längere Zeit als Wohnung dienen sollen. Die Häuser der Regenzeit müssen aber auch in früheren Zeiten schon bedeutend solider gewesen sein. Die Brasilianer zogen aber nur bei günstigem Wetter ins Innere, da sie ja sonst die angeschwollenen Flüsse nicht überschreiten

konnten. Infolgedessen trafen sie nur auf die primitiven Hütten und lernten die Bewohner als Nomaden kennen. Deren wirkliche Wohnsitze aber lagen in abgelegenen Gegenden auf einem Hügel oder einen Berg. Wie haben aber die Winterhütten ausgesehen? Das ist eine Frage, die sich heute wohl nur durch baldiges Studium der zwischen Araguaya und Xingu sitzenden, noch wilden Kayapóstämme beantworten läßt. Castelnau (II, S. 27) sah bei den Apinayé bereits Häuser von der Form der der Zivilisierten; aus dem Bericht des Vicente Ferreira Gomes (S. 492) geht nur hervor, daß sie niedrig und weiträumig waren. Perreira dos Lagos (S. 411) sah bei den Gamella von Vianna fast runde Stroh Häuser von 20 Spannen Durchmesser und 12 Spannen Höhe. Da diese Hütten aber auch als Grabstätte für die Toten dienten, ist anzunehmen, daß sie „Sommerhäuser“ gewesen sind. Unglaublich erscheint auch, daß in diesen kleinen Behausungen eine Großfamilie Unterkunft fand. Ist dieses Beisammenwohnen näher Verwandter erst mit der Einführung der Giebeldachhäuser Gewohnheit geworden?

Mehrfamilienhäuser hatten nach Douville die Kamakan (Métraux 4, S. 251). Auch bei den Aweikoma (Métraux 3, S. 144/145) und anderen zu den gerechneten Indianern werden die für längere Zeit benutzten Hütten von Großfamilien bewohnt. Es handelt sich dann meist um Giebeldachhäuser, während die provisorischen Hütten gewöhnlich halbrund sind. Die Wohnungen der Chavante nennt Pohl (II, S. 165) „rund, aus Palmblättern erbaut, groß und sehr dicht“. Hier könnte es sich also um die ursprünglichen Winterwohnungen gehandelt haben.

Als elende, rechtwinklige, mit Stroh bedeckte Hütten bezeichnet dagegen Colbacchini (1, S. 11) die ständigen Behausungen der Bororó; daneben aber haben auch sie kegelförmige mit beinahe runder Basis, wenigstens in der Trockenzeit (Colbacchini 2, S. 10). Die Hütten der Tapuya sind nicht bekannt; aus einem Satz von Roulox Baro (S. 234) geht nur hervor, daß sie mit Palmstroh bedeckt waren.

Die Farinhaöfen standen bei den Remkokamekrân zuweilen unter einem einfachen, auf vier Stützen ruhenden, fast wagerechten Dach aus Palmblättern, wie es z. B. bei den Ararandêuara (Lange S. 223, Abb. neben S. 229 oben) üblich ist. Es ist wohl kaum ein Zweifel vorhanden, daß dieser Unterschlupf mit der Mandiocbereitung von den Tupi übernommen worden ist.

Die wahrscheinlich von den Guajajára eingeführten primitiven Hütten mit Rindenbedachung im Kreapimkatayédorfe habe ich schon erwähnt.

### 11. Innenausstattung.

Den Hauptplatz in den Winterhütten der Krânindianer nahmen die Plattformbetten ein, deren es in jeder von ihnen mehrere gibt, je nach der Zahl der beherbergten Kleinfamilien. Jedes Paar hat seine eigene Schlafstätte, auf denen zwischen den Eltern auch kleine Kinder Platz finden, wenn ihnen nicht in größerer Höhe ein mit Wänden versehenes besonderes Gestell gefertigt worden ist. Es steht durchaus nicht immer, wie Kissenberth (1, S. 41) schreibt, an der Wand, sondern ragt vielfach in den Raum hinein. Bei den Kanella und Apinayé mußten die Jünglinge bis dicht unter das Dach steigen; sie waren auf diese Weise wie bei allen Krân von den Jungfrauen getrennt. Letztere waren meist in einer Ecke des Hauses untergebracht. In den provisorischen Hütten und auf ihren Wanderungen streckten sich Männer und Frauen einfach auf den Boden aus; kleine Kinder werden dann wohl in eine aus wenigen Bastbändern geknüpft Hängematte gelegt. Eine solche beobachtete ich z. B.



bei den Aponyekrân. Kissenberth hat von den Kayapó ähnliche Hängematten für erwachsene Männer mitgebracht, von denen die primitivste nur aus einem Baststrick besteht. Die Piocobyé, Krikatayé und Kreapimkatayé haben von den Guajajára deren baumwollenen Hängematten übernommen; doch sah ich bei letzteren daneben noch einige Plattformbetten. Nordenskiöld hat die Verbreitung des sogenannten Catre auf einer Karte (2, S. 9—12) angegeben; er führte bereits die Ge-Stämme der Kaingang und Kamakan (von S. Pedro) in dieser Liste auf. Métraux (2, S. 145) fügt Pañame, Kopošo, Makuni, Monošo und Mašakuli hinzu. Es geht wohl hieraus zur Genüge hervor, daß das Plattformbett ein typischer Kulturbestandteil der Krân-, Kamakan- und Mašakuli-Sprachfamilien ist. Bei den erwähnten Kaingang soll es erst in postkolumbischer Zeit eingeführt sein (Ambrosetti S. 325), wie es bei den Bororó (Colbacchini 1, S. 13) nachgewiesen ist. Meiner Meinung nach ist es aber wenig wahrscheinlich, daß bei allen Krân- und Ge-Stämmen, die als Besitzer von Plattformbetten angeführt werden, die Missionare als Vermittler anzusehen sind. Es handelt sich doch wohl um typisches Kulturgut der Krân<sup>1)</sup> und wahrscheinlich wohl auch bei den Kaingang präkolumbisch heimisch. Übrigens erwähnen einige Forscher die Plattformbetten schon vor vielen Jahren; so Ferreira Gomes (S. 492) und Castelnau (II, S. 28) bei den Apinayé, Antonio da Silva e Souza (S. 455) bei den Kayapó.

Um nicht auf dem harten Holze liegen zu müssen, flechten die Krân-männer im Stufengeflecht von Fiederblatttypus (Max Schmidt 2, S. 155) längliche Matten, die sie bisweilen zu mehreren aufeinander schichten (Apinayé). Diese Matten nehmen sie auch auf ihren Wanderungen mit oder flechten sie schnell am Orte ihres Nachtlagers. Von ihnen berichtet schon Paula Ribeiro (1, S. 188).

Nackenstützen erwähnt nur Kupfer (S. 240) bei den Kayapó. Krause hat keine gesehen.

Im Hause dienen die niedrigen Plattformbetten auch als Sitz. Draußen wird gelegentlich einer der zum Klotzlauf verwendeten Stammstücke als willkommene Ruhegelegenheit benutzt. Gewöhnlich bevorzugen die Krân aber die Hockerstellung oder stehen auf einem Fuß, den andern auf das Schienbein stützend, wie Max Schmidt es häufig bei den von ihm besuchten Indianern sah. Die Weiber setzen sich auf einem ihrer Unterschenkel.

Jede der Kleinfamilien eines Hauses hatte neben seinem Plattformbett auch eine eigene Feuerstelle, die durch angekohlte Aststücke gekennzeichnet war. Daneben stand in vielen Hütten ein eiserner, von den Zivilisierten erworbener Kochtopf. Feuer wurde nur noch in sehr seltenen Fällen durch den Feuerbohrer erzeugt; meist dienten hierfür eingetauschte Streichhölzer. Zum Anfachen bedienten die Krân sich meist fünfkantiger, doch auch anders geformter Feuerfächer. Das Wasser wurde in großen Kürbissen in einer Ecke des Hauses aufbewahrt; jede Frau schien auch hierin für ihren eigenen Bedarf sorgen zu müssen. Die Körbe mit Lebensmitteln, Schmuck und anderen Dingen hingen meist an den Querbalken des Hausgerüsts; bei den Kreapimkatayé und den Apinayé standen sie auch einfach auf dem Boden unter den Plattformbetten oder in den Ecken. Pfeile und Bogen wurden überall in die Wände gesteckt. Bei den Kanella in Ponto gab es in den Häusern der vornehmsten Häuptlinge besondere Gestelle, an denen die Masken hintereinander aufgereiht waren. Die als

<sup>1)</sup> Mendes de Almeida bemerkt (S. 199 f.), das Estacio berichtet, die Barbados von Maranhão, die ihre Wohnsitze am Rio „Monim“ (Mearini) und Itapiccurú hatten, hätten schon Plattformbetten (sobrados) besessen.



„Hörner“ dienenden langen Stangen wurden nebenbei an der Wand einfach auf den Boden gelegt.

Als Beleuchtung dienten kleine Feuer oder die allerdings schnell verlöschenden langen, dünnen Kerzen aus dem Wachse wilder Bienen.

## 12. Hauswirtschaft.

Im allgemeinen besorgten auch bei den Krân die Weiber die ganze Hauswirtschaft. Sie reinigten den Wohnraum, holten von dem meist ziemlich weit entfernten Bach oder Fluß das Trinkwasser, die Früchte von den Pflanzungen, das Feuerholz aus dem Walde; sie bereiteten die Farinha, kochten eine Fleisch- und Reissuppe, legten Bataten und Wurzeln in die glühende Asche und machten ähnliche Arbeiten mehr. Aber am Zerlegen und Braten der Jagdbeute beteiligten sich auch die Männer. Sie befreiten die kleineren Tiere, wenn sie sie nicht, was häufig vorkam, ganz verzehrten, von den Gedärmen, rupften die Vögel und sengten im offenen Feuer die Haare der Vierfüßler ab. Das Braten am Spieße überließen sie gern den Weibern, in der Bratgrube aber backten nur sie.

Die Verbreitung des Erdofens wurde schon von Nordenskiöld (1, S. 72 bis 74) kartographisch dargestellt. An Gestämmen zitierte er: Makamekrân (nach Ribeiro 1, S. 321), Kaingang (nach Ambrosetti S. 329) und Kayapó (nach Krause S. 388). Métraux (3, S. 169) fügte die Aweikoma hinzu. Eine Stelle bei Ribeiro (1, S. 190), die die Bratgrube als Merkmal aller „Timbira“ Maranhãos bezeichnet, scheint übersehen zu sein. Tatsächlich bereiteten alle von mir besuchten Krânstämme auf diese Weise Fleisch, besonders das von größeren Tieren.

Die Kayapó (Pohl I, S. 404) und die Chavante (Pohl II, S. 30) kannten die gleiche Zubereitungsweise ohne Zuhilfenahme einer Grube. Pohl (I, S. 404) berichtet hierüber: „Sie legten auf den Boden dicht aneinander faustgroße Kiesel, und machten darüber ein großes Feuer an, welches so lange unterhalten ward, bis die Steine ganz glühend waren. Hierauf wurde schnell das Feuer abgenommen, das Fleisch auf die durchglühten Steine gelegt und mit großen Baumblättern bedeckt. Nach drei Stunden nahmen dann die Indianer diese Decke sorgfältig ab.“

Der Erdofen ist übrigens auch eins der Elemente, die die Krânkultur von derjenigen der Karajá und Tupi in Nordostbrasilien unterscheidet. Nur die in unmittelbarer Nachbarschaft der Tapuya Otschukayana wohnhaft gewesenen Tupinamba hatten nach Marcgrav (S. 272) wie jene (Roulox Baro S. 233, Marcgrav S. 281) den Erdofen. Bei den Bororó scheint er nicht vorzukommen.

Die Zubereitung der Mandioca ist ähnlich wie bei den Guajajára. Die Zerkleinerung der Knollen erfolgt durch ein Reibbrett. Ein solches der Kayapó, das von Kissenberth mitgebracht worden ist, besitzt als Zähne harte Palmholzsplitter. Die Siebe sind in der Regel rund geflochten. Die Schlauchpresse war nicht die kurze, bei den Kayapó übliche Form (Métraux 1, S. 114 rechts; Krause, Taf. 68, Fig. 4), sondern die lange, typisch amazonische „tipiti“ (Verbreitungskarte bei Métraux 1, S. 114/115). Sie wurde auch von den Apinayé gebraucht.

Mörser sind in jeder Hütte der Krân zu finden. Meist sind es ziemlich große und dicke Baumstämme, in denen eine beträchtliche Vertiefung angebracht worden ist. Als Schlägel dienen dicke Aststücke, die vielfach, wie bei den Guajajára geglättet werden. Auf Reisen werden kleinere Mörser mitgenommen.

Als Trink- und Eßgeschirre dienen halbierte Cuyen. Wie die ganzen Früchte, die zum Sammeln von Honig, zum Aufbewahren von Flüssig-

keiten und Federn gebraucht werden, werden sie bei Apinayé und Kayapó insbesondere gern mit einfachen Ritzornamenten geschmückt. Auch Schließflaschen werden hergestellt, indem an einer Schnur laufende größere Kürbisdeckel oder Bastgeflechte über die Öffnung gestülpt werden. Zur größeren Sicherheit wird das Loch selber aber häufig noch durch das Mittelstück eines Maiskolbens verstopft.

### 13. Genußmittel.

Salz kommt zu den Krân nur selten durch brasilianische Kolonisten. Von diesen wurde behauptet, daß angenommene Indianerkinder wegen der salzhaltigen Nahrung der Zivilisierten immer schnell zugrunde gingen. Die Herstellung berauschender Getränke ist mir nicht bekannt geworden, trotzdem ich bei Remkokamekrân, Kreapimkatayé und Apinayé mehrere Feste mitgemacht habe. Geraucht wird viel, neuerdings häufig in Form von Zigaretten, deren Hülle aus dem Bast von Tabibuia oder Maisblatt besteht. Von den Steinen (I, S. 205) erwähnt bei den Suyá ebenfalls Zigarretten „vom bekannten Riesenformat“. Häufig sind auch Rauchrollen, die aus einer Spiraltüte von Palmblatt bestehen, in die der Tabak hineingestopft wird (vgl. Stahl 2, S. 70). Auch winkelförmige Tonpfeifen mit Rohrmundstück wurden angefertigt. Da der Tabak, wie später noch erörtert wird, vor 100 Jahren von den Krân nicht angebaut wurde, ist die Sitte des Tabakrauchens erst von den zivilisierten oder anderen Indianern übernommen worden. Damit ergibt sich ein weiterer Grund für die Trennung der Tarairyou von den Ge; denn bei jenen spielte das Rauchen eine große Rolle während der Beschwörungen und Krankenheilungen. Bei Southey (III, S. 747) wird Erdessen erwähnt, doch handelt es sich hier sicher nur um einige Krankheitsfälle.

### 14. Haustierhaltung.

Wie die Guajajára haben auch die Krân gerne Tiere um sich, und allerlei Vertreter der heimischen Fauna fand ich in der Nähe ihrer Häuser. Als besondere Merkwürdigkeit will ich nur noch ein größeres Nabelschwein erwähnen, das seinem Besitzer (einem Kreapimkatayé) sogar auf seinen Gängen in den Wald wie ein Hund folgte. Bei den Kanella hielt sich ein Indianer zwei Maultiere. Rinder wurden immer sehr bald nach ihrem Erwerb geschlachtet.

### 15. Jagd.

Im Gegensatz zu den Guajajára spielt bei den Krân in der Versorgung mit Lebensmitteln die Jagd eine sehr große Rolle. Wenn die Pflanzungen nicht alle Kräfte für sich in Anspruch nahmen, wurden von Zeit zu Zeit von einem der Angesehenen eine Anzahl der ihm nahestehenden Männer und Jünglinge zu einem Jagdzug zusammengerufen; jeder versah sich mit Bogen und einem großen Bund Pfeile, wenn er ihn besaß, mit einem Vorderlader und der nötigen Munition, und mit aus Tucumfasern gedrehten Schnüren und Stricken. Eine alte Frau, gewöhnlich die älteste der Gesellschaft, wurde mit Küchenutensilien beladen, die sie an einem verabredeten Platz zu bringen hatte. So wanderten sie bisweilen mehrere Tage weit bis in ein geeignetes Jagdgebiet. Gemeinsam wurde nun das Wild aufgespürt, häufig mit Hilfe von Hunden und in einer Art Treibjagd erlegt. Wohlbekannt war aber auch das Auflauern der Beute an Äsungs- oder Tränkplätzen, das aber mehr von dem Einzeljäger geübt wird. Ungemein groß ist die Geschicklichkeit. Einer der mich heimbegleitenden Remkokamekrân bemerkte im Vorbeigehen am Rande des



Pfades ein Gürteltier. Im Umsehen raste er hinter ihm her, holte es ein, bevor es sich in seinem Loch bergen oder eingraben konnte und tötete es sogleich durch einige Schläge an einem Stein. Über eine interessante Jagdmethode, die an Prärieindianer erinnert, berichtet Paula Ribeiro (S. 188): *rodeiam de fogo pegado nos capins seccos certa porção de campo, deixando-lhe aberto como porta um pequeno espaço a frente do qual põem-se elles a esperar a veação, que battida pela mesma fogo, reunida ao centro cuida achar franqueada esta sahida; apanham então cobras, lagartos, gafanhotos, jabutis, cutias, pacas, veados, amas e alguns outros animaes, mais ou menos abundantes, confirme a extensão queimada e a natureza do terreno.*“ Sie wird als Gebrauch aller Timbira Maranhãos gemeldet; Pohl sah sie bei den Purekamekrân (II, S. 200) und den Chavante (II, S. 170).

Gejagt wird alles, von der Ratte bis zum Silberlöwen oder dem Jaguar, vom Kolibri bis zum Nandu, auch Echsen und Schlangen. Ich habe kein Tier kennen gelernt, das zu erlegen verboten gewesen wäre. Doch mögen für den Einzelnen gewisse Vorschriften, z. B. in der Zeit der Couvade bestehen.

Beim Schießen mit Bogen und Pfeil wird im allgemeinen nicht direkt auf das zu erlegende Tier gezielt, sondern die Bahn des Geschosses so berechnet, daß es von oben her die Beute trifft. Diese Schußweise ist eine Eigentümlichkeit vieler Indianer der Kampos, z. B. auch der Bororó (Colbaccini 1, S. 18; 2, S. 69). Sie bewirkt, daß der Pfeil größere Durchschlagskraft hat, da seine Geschwindigkeit durch die Schwerkraft beim Auftreffen ungefähr die gleiche ist wie beim Abschnellen von der Sehne. Die Treffsicherheit der Krân ist groß, nur selten verfehlen sie das Ziel.

Der Bogen der Krân ist gewöhnlich der gleiche wie der bei den Guajajara beschriebene, nur länger und schwerer. Doch kommen auch Rundbögen vor (Kayapó). Die Sehne besteht meist aus *Astrocaryum*-fasern, bei den nördlichen Stämmen auch aus Baumwolle. Die Befiederung der Pfeile ist die tangentielle, die Befestigung der Federn, Holzeinsätze und Pfeilspitzen geschieht durch Bast- oder Baumwollumwicklung. Gegen große Tiere werden Spitzen aus Bambus oder lange, gezackte Enden aus schwerem Holz verwendet, gegen kleinere einfach zugespitzte Holzstäbe. Um Vögel nicht zu sehr zu beschädigen, wird auf die zuletzt genannten Pfeile ein aus Gräsern und Embira gedrehter Ball gesteckt oder aber ein besonderer Pfeil hergestellt, dessen vorderes Ende aus zwei Paar kreuzweise übereinandergeschnürten und durch Wachs noch mehr befestigten, etwa 2—3 cm langen Stäbchen besteht. Einen ähnlichen Typus bildet Norden-skiöld (3, S. 48) ab und beschreibt ihn von den Yuracaré und Mosetene. Bei der Kayapógruppe sind auch Pfeile mit verstärkter Holzspitze üblich. Schon Pohl berichtet (I, S. 405) hierüber: „Um Vögel zu fangen, haben sie eigene Pfeile, deren Ende in einen stumpfen Knopf ausläuft, wodurch der Vogel bloß einen betäubenden Stoß erhält, herabfällt und dann mit den bloßen Händen gefangen wird.“ Die gleiche Waffe fand er auch bei den Chavante (II, S. 31).

Einfach zugespitzte Pfeile sind nur als Übungswaffe üblich; sie sind daher besonders bei den Knaben im Gebrauch.

Einen Pfeil mit einer Harzkugel und einem Tucumkern, der im Fluge ein lautes Pfeifen verursacht, wie ihn von den Steinen (1, S. 209) bei den Suyá sah, bemerkte ich bei den übrigen Krânstämmen nicht.

Über die Verwendung von Wurfbrettern, die ein wichtiges Kulturgut der Tarairyou oder Otschukayana (Roulox Baro S. 224, Bahnson S. 512) waren, ist bei den Krân wenig bekannt. Die Suyá besaßen sie allerdings noch zur Zeit der ersten Xingureise von den Steinens (1, S. 209, 326); bei



den übrigen Krân werden sie aber weder von Paula Ribeiro, noch von Pohl oder Castelnau erwähnt. Nur in Pires de Campos' Bericht über die Waffen der Kayapó findet sich eine Stelle (S. 437), die das Wurfbrett sogar als Hauptwaffe bei diesem Stamm vermuten läßt. Sie lautet: „e tambem usam muito de garrotes, que é pau de 4 à 5 palmos com uma grande cabeça bem feita, e tirada, com as quaes fazem um tiro em grande distancia e tão certo, que nunca erram a cabeça, e é a arma de que mais se fiam, e se presam muito d'ella.“

Eine sehr große Rolle spielt bei den Krân ferner die Keule. Heute sind sowohl Flach-, Vierkant- und Rundkeulen bei ihnen zu finden; es besteht aber gar kein Zweifel, daß letztere, die nur bei der Kayapógruppe beobachtet wurden, von den Karajá übernommen worden sind. Leider haben sich die meisten älteren Reisenden damit begnügt, zu sagen, daß überhaupt Keulen vorhanden, daß sie sehr schwer und von hartem Holze und soundso lang waren, auch daß sie zuweilen als Schleuderwaffen gebraucht wurden (Pohl II, S. 207), über ihre Form wird selten Auskunft gegeben. Bei Paula Ribeiro einmal (S. 193): „chama se Tamaranna uma espada direita, larga como 4 dedos, com a dilatação de 4 palmos, gumes por ambos os lados e na parte superior uma cara que lhe faz geito a pegar e a manejar nos seus combates. Esta é uma das armas geraes dos gentios, fazem na do pau rouxo ou de pau ferro.“ Deutlich geht daraus hervor, daß damit eine Flachkeule gemeint ist, die bei Timbira, Kayapó und in einer besonderen Form auch bei den Suyá (von den Steinen I, S. 209) gesammelt wurde und bisweilen eine Länge von anderthalb Metern erreicht. Das Blatt ist gewöhnlich verhältnismäßig schmal; in der Mitte am stärksten und wird nach beiden Seiten hin dünner, so daß es zwei Schneiden besitzt. Der Griff ist meist umflochten, an seinem Ende befindet sich ein verschieden gestalteter Knopf, der ein Abgleiten der Hand verhindert. Meist sind sie auch mit Feder- und Schnurbehang geschmückt. Die Vierkantkeulen sind keine solchen Prunkwaffen, wenn auch ihr Stiel häufig mit Flechtwerk umgeben wird. Sie wird es gewesen sein, die gern geschleudert wurde; die Flachkeule eignet sich sehr wenig dafür. Aber auf keinen Fall darf diese als ein Erzeugnis der letzten Zeit angesehen werden; denn während Ribeiro sie bei den Gamella von Vianna, einem Krânstamme in der Nähe der Küste Maranhãos beschreibt, erwähnt sie Antonio Rolim (S. 488) bei den Kayapó: „A segunda (die Keulen) são ums paus, do tamanho de um covado, pouco mais ou menos, de uma parte redondos, por onde lhe pegam; pela outra espalmados, como os paus dos remos; enfeitam-os cobrindo-os com seus tecidos feitos de cascas de arvores, de varias côres, à imitação de esteiras, porem muito ajustados, e unidos aos paus.“ Die Entfernung der Fundorte dieser genau beschriebenen Flachkeulen sind so groß, daß eine Entwicklung aus den Vierkantkeulen, wenn eine solche überhaupt vorliegt, bereits geraume Zeit vorher erfolgt sein muß.

Beim Besuch der Städte nehmen die heutigen Kanella, Krâo und Apinayé vielfach in der Form an die Keulen erinnernde Stöcke und Stäbe mit sich, die auch zum Töten kleinerer Tiere verwendet werden, zu gleicher Zeit aber auch als Zeitmarke dienen, da in sie bisweilen die Anzahl der seit dem Aufbruch aus dem Dorf verflossenen Tage eingeritzt werden. „cajados“ (= Stock, Stütze, Hirtenstab) hat aber auch schon Paula Ribeiro (S. 193) erwähnt.

Lanzen sind bei der Kayapógruppe und vor allem bei den Akuâ beobachtet worden. Castelnau (II, S. 29/30) hat sie bei den Apinayé gesehen, Frei Rafael Tuggia (S. 121) und andere berichten sie von den Chavante und Cherente. In der Sammlung Nimuendajus, die in Leipzig im Oktober 1930 ausgestellt war, befand sich eine Lanze der Krikatayé

aus schwerem Holz, die einfach zugespitzt war und für die Schweinejagd gebraucht wurde. Eine ganz ähnliche Waffe sah ich während meiner Reise bei den Apinayé. Lanzen mit sorgfältiger bearbeiteten Holzspitzen und solche mit Spitzen aus Jaguarknochen, wie die der Karajá (alle umflochten), die sich in den Berliner Sammlungen befinden, tragen nur die Bezeichnung „Tocantins“; ihre Herkunft ist also ungewiß. Krause und Kissenberth sahen bei den Kayapó auch nur Lanzen, die denen der Karajá gleich waren. Eine besondere Rolle scheinen sie in der Kultur der Krân also nicht zu spielen. Immerhin sind sie auch bei Kaingang und Aweikoma im Gebrauch (Métraux 3, S. 162/163).

Fallen scheinen früher vollständig unbekannt gewesen zu sein. Neuerdings werden aber wenigstens von den Apinayé einige wohl von den Zivilisierten übernommenen Klappfallen errichtet.

### 16. Fischfang.

Ursprünglich wurden von den Krân Fische wohl nur durch Pfeilschüsse oder Speeren erlegt, Absperrungen von Wasserläufen, Fang mit Netzen oder Fischkörben, Reusen oder Gift dürften niemals üblich gewesen sein. Doch tauschen sich die Angehörigen sämtlicher Krânstämme gerne Angelhaken ein und sitzen dann geduldig stundenlang am Wasser, um genügend Fische mit nach Hause zu bringen. Von irgendwelcher Bedeutung ist für die Lebensmittelversorgung der Krân die Fischerei aber nicht.

### 17. Sammelwirtschaft.

Um so mehr dagegen die Sammelwirtschaft! Während der Trockenzeiten schwärmen die Bewohner der Runddörfer gewöhnlich in kleinen Horden, meist eine Großfamilie umfassend, aus, streifen in den Savannen, bisweilen mehrere Tagereisen von ihren Siedlungen entfernt, umher, in der Nacht sich ein primitives Lager errichtend. Während die Männer der Jagd obliegen, sammeln die Frauen und Kinder Früchte und Wurzeln. Eine solche Lebensweise mußte den Eindruck hervorrufen, daß die Krân ein Volk von Nomaden seien, die keinen festen Wohnsitz kennen. Denn ihr Gebiet ist nur während der Trockenzeit zu bereisen, da im sogenannten Winter die hochangeschwollenen Flüsse ein Überschreiten selten zulassen. Überall trafen die Eroberer also auf die kleinen Trupps; die verlassenen Lager konnten an den Spuren erkannt werden. An die Dörfer, deren Lage ja vollständig unbekannt war, wurden die Fremden gar nicht erst herangelassen. Die Brasilianer zogen an den Flüssen entlang; die Krân aber bauen ihre Siedlungen in der Regel mehr als einen Kilometer vom Wasser entfernt. Erst sehr spät, am Ende des 18. Jahrhunderts, wurde also ihre Existenz erkannt. Die Ansicht aber, daß alle unberührten Ge Nomaden seien, bestand fort. Völlig übersehen wurde, daß das Leben in der Savanne primitive Menschen zu dieser Lebensweise zwingt. Der Boden ist nicht so gut wie im Walde; die Bodenbauer erhalten also aus ihren „roças“ nicht denselben Ertrag wie im Urwalde; die Trockenzeiten sind lang, dauern mehrere Monate. Die Früchte der Felder werden aber schon zum größten Teil bei ihrem Beginn reif. In den Savannen dagegen sind gerade während der Trockenzeit große Mengen eßbarer Früchte zu haben. Ich erinnere an die Nüsse der verschiedenen kleinen Palmen, die sogenannte Piassave Piauhy's Attalea Eichleri, die auch im Innern Maranhãos und im Nordgoyaz häufig ist; an die Coco Catulé (*Cocos comosa*), die verschiedenen kleinen *Astrocaryen*, die *Paty* usw. Daneben gibt es zu gewissen Zeiten auch zahlreiche fleischige Früchte,



die Araça do Campo (*Psidium spec.*), Piqui, Cajueiro (*Anacardium*), Bacury do Campo (*Guttifere*) usw.; ferner Beerenfrüchte, z. B. Murucy (*Byrsonima*). In den eßbaren Knollen werden während der Dürrezeit die nährwertigen Reservestoffe aufgespeichert. Es ist also durchaus die Möglichkeit gegeben, daß auch Bodenbau treibende Völker die kargen Ergebnisse ihrer Arbeit auf den Pflanzungen durch Sammeln der Früchte, die die heimische Flora ihnen bietet, zu vervollständigen suchen. Zu diesem Zwecke müssen sie aber in kleinen Gruppen von Ort zu Ort wandern, denn so dicht, wie in den Feldern, stehen in der freien Natur die Nutzpflanzen nicht. Andererseits wirkt die weite Sicht in den Savannen fördernd ein auf die Bildung größerer Gemeinschaften; daher vielleicht das Bestehen verhältnismäßig großer Dörfer. Auch die Tarairyou werden von Roulox Baro, Maregrav, Barlaeus als Nomaden geschildert. Es ist heute nicht mehr nachzuweisen, ob sie feste Siedlungen besaßen. Auf jeden Fall aber hatten sie Pflanzungen (Roulox Baro S. 206, 215, 221, 235). Und somit waren sie wenigstens einen Teil des Jahres an einen festen Ort gebunden. Außerdem liegt die Vermutung nahe, daß sie Verwandte der Kariri sind, die nach De Goeje sprachlich den Kariben sehr nahe stehen (Vortrag auf dem 24. Internationalen Amerikanistenkongreß 1930 in Hamburg).

Soweit ich es beobachten konnte, aßen die Angehörigen der Krân die von ihnen gesammelten Früchte sehr bald auf, verwahrten sie jedenfalls nicht sehr lange, obwohl die Palmnüsse, z. B., auch ohne schwierige Maßnahmen die in Frage kommende Zeit tropischen Klimas aushalten könnten. Derselben Ansicht scheint Paula Ribeiro gewesen zu sein, der wohl als erster das gleichzeitige Bestehen von Sammelwirtschaft und Bodenbau bei den Timbira gekannt hat. Er erzählt (S. 187): „Vagam errantes pelo districto que elles pertence todo o enxuto tempo do verão, sendo nesta estação que mais propriamente utilizam as caças e os fructos dos seus terrenos. Ao annuncio das primeiras chuvas marcham para as povoações, que até então haviam ficado com pouca gente guardado e servindo os seus invalidoso, preparam então a pouca terra que costumam plantar de batatas, mendubis, e milho catibé ou zaburco, e entretanto que cresce e sazona a plantação, comen elles o coberto das invernadas os generos que do anno passado ficaram reservadas em paiões particulares, que cada uma familia guardou escondidamente para si. Nos mezes Maio e Junho recolhem a colheita, a qual guardam a mesma forma para o anno seguinte, e largam novamente as povoações para ir outra vez desfructar nos campos os nossos provimentos, que a natureza lhes preparou.“

Zur Sammelwirtschaft ist wohl auch das Aufsuchen der Waben der wilden Bienen zu rechnen. In den weitaus meisten Fällen ist ein Ausräuchern nicht nötig, da die südamerikanischen Bienen keinen Stachel besitzen. Der Indianer schlägt mit seiner Axt die Höhlung, die den Bau enthält, auf und füllt den Honig in kleine Kürbisflaschen, die mit einem Maiskolben und einer anderen Kalebasse bzw. einem Korbdeckel verschlossen werden können. Um den Honig bequem verzehren zu können, wird aus einer besonderen Pflanze eine Art Pinsel (Abb. 14282 bei Manizer auf Tafel bei S. 272.) hergestellt, mittelst welchem der Honig aus den Waben oder dem Behälter aufgesaugt und zum Munde geführt werden kann.

## 18. Bodenbau.

Als ich noch als Laie die verschiedenen Krânstämme besuchte, hatte ich den Eindruck, als ob der Bodenbau erst von den Brasilianern, den Guajajara oder anderen Indianern übernommen worden sei. Nach dem



Studium der einschlägigen Literatur mußte ich jedoch meine Ansicht ändern. Vor mehr als hundert Jahren hat doch schon Paula Ribeiro, wie oben zitiert wurde, einen ausgeprägten Bodenbau bei allen Timbira Maranhãos vorgefunden. Allerdings war er bedeutend primitiver als heute; angegeben werden nur Erdnüsse, Bataten und zwei Maissorten. Doch sind sehr wahrscheinlich auch Kürbisse und Melonen bekannt gewesen. Das Fehlen von Baumwolle, Tabak und Mandiok wird wenigstens bei den Makamekrân ausdrücklich vermerkt (Paula Ribeiro S. 321). Ähnlich ist es bei den Kayapó. Bei ihnen stellte Pires de Campos (S. 437) nur „Bataten, Mais und andere Gemüse“ fest. Auch die Akuã scheinen auf der gleichen Stufe des Bodenbaus gestanden zu haben. Wenigstens wurde Pohl (II, S. 165) gesagt, daß die Chavante es schlecht verstanden, den Tabak zu pflegen. Um diese Zeit, also in der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die meisten Krânstämme die Anpflanzung der Mandiok schon begonnen und damit wohl auch die Farinhabereitung kennen gelernt — von wem, ist schwer zu sagen. Jedenfalls werden die Zivilisierten mittel- oder unmittelbar ein gut Stück dazu beigetragen haben.

So berichtet Pohl (S. 198) über den Bodenbau der Purekamekrân: „jede Familie hat, nach dem Maße ihrer Mitglieder (gewöhnlich 8—20 Personen) eine eigene Rossa . . . Ein Stück Landes von etwa 100 Klafter im Durchmesser wird gereinigt, abgebrannt und zum Baue vorbereitet. Hier werden sodann Mandiok, Mais, Bataten, Cara, Bohnen, Kürbisse, besonders von jener gekrümmten Gestalt, von denen ich oben erwähnte, daß sie zu den Kriegshörnern, sowie die runden, die zu den ebenfalls bereits erwähnten Cujas oder Trinkgeschirren verwendet werden u. dgl. gebaut . . . An beiden Seiten dieses urbar gemachten Raumes werden, als Begrenzung, einige Klafter breit Strauchwerk und niedrige Bäume stehen gelassen.“ Von Castelnau (II, S. 28) werden die Pflanzungen der Apinayé besonders gelobt „et ce sont leurs immenses plantations qui nourrissent non seulement les gens de Boa Vista, mais encore les équipages qui naviguent sur le Tocantins et jusqu'à la garnison de San Jão“. Auch Zuckerrohr wurde angebaut, sogar bei den Krão (Castelnau II, S. 41), die in bezug auf Fleiß beim Bodenbau gerade nicht im guten Rufe stehen (Frei Rafael Tuggia, S. 123; Pohl II, S. 216); vielleicht haben diese beiden Reisenden aber eine kleine Horde gemeint, die sich in der Nähe von Carolina niedergelassen hatte und wohl auf Kosten der zivilisierten Nachbarn schmarozte (Ferreira Gomes' Caraja, S. 123).

Seit dieser Zeit hat sich wenig geändert. Wie damals bei den Purekamekrân bauen bei den Kanella und Krão die Großfamilien ihre eigenen Felder, die sie zum Schutze gegen Wild bisweilen ein wenig durch Lattenzäune absperren. Es wird nur für den eigenen Bedarf gesorgt. Bei den Apinayé wurden die Roças gemeinsam gefällt; jede Großfamilie bepflanzt dann aber ihr eigenes Stück Land, das sichtbar nicht abgetrennt war. Bei sämtlichen Krân machen die Männer die Arbeit des Baumfällens, helfen auch wohl beim Pflanzen. Die Ernte besorgen die Frauen fast allein.

Werkzeuge für den Bodenbau waren die Axt, die nach von Kissenberth mitgebrachten Exemplaren wie die des Xingúquellgebietes geschäftet und häufig mit Flechtwerk umgeben gewesen ist, ein primitiver Pflanzstock und bei den Kayapó augenscheinlich eine Art kurzer Hacke (zwei Exemplare in Kissenberths Sammlungen). Letztere ist aber vielleicht auf Negereinfluß zurückzuführen.

### 19. Flechterei.

Außerordentlich mannigfaltig sind die Erzeugnisse der Flechtkunst der Krân. Schon das dafür benötigte Material ist recht verschieden: Palm-

fiedern, Embira, die verschiedensten Baumbastsorten. Auf diese Weise erhalten sie je nach Bedarf starre, harte Geflechte oder biegsame, weiche. In der Regel handelt es sich um Stufengeflechte. So ist z. B. der große Tragkorb hergestellt, der an einem breiten Tragband von den Frauen mit der Stirn getragen wird (Abb. 18 links). Ein Gerüst von Palmblattrippen wird von weicherem Material wagerecht durchflochten; die Technik ist also ganz ähnlich derjenigen der von Krause (S. 394/95) beschriebenen. Obgleich sie höher sind, fehlen ihnen die erhabenen Querleisten. Vom reinen Fiederblatttypus sind die Vorratskörbe, die in den Wohnungen gern an die Querbalken gehängt werden. Sie werden von Krause als „Rundkörbe“ bezeichnet (S. 395). Aus zwei Fächerbättern sind dagegen Tragkörbe zusammengesetzt, die an einem Tragband über die Schulter gehängt werden (Abb. 18). Er ist u. a. aus dem Xingúquellgebiet und Matto Grosso (Max Schmidt) bekannt geworden. Selten sind runde Körbe im sogenannten Gitter-, besser gesagt, weitmaschigem Rohrstuhlgeflecht. Im Stufengeflecht sind aber wieder die geflochtenen Deckel der Honig- oder Federkalebassen der Kayapó (Krause, S. 375), einfache und Deckelkörbchen (Abb. 19) gefertigt. Bei letzteren hängen beide Teile mittels einer Schnur aus Tucumfasern zusammen, durch die ein fester Verschluss erreicht werden kann. Einige von ihnen erinnern in den Mustern — sie sind aus verschiedenartigen Fasern gearbeitet — an die Deckelkörbchen in Guiana. Eine Art Mattengeflecht sind schon die Umhängetäschchen, die hauptsächlich von den Männern



Abb. 18. Tragkörbe der Kanella.

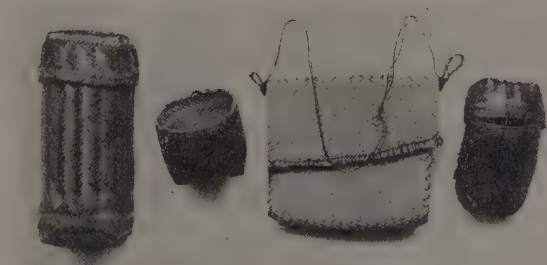


Abb. 19. Deckelkörbchen, einfaches Körbchen und Umhängetasche der Kanella und Kreapimkatayé.

auf ihren Wanderungen mitgenommen werden, um darin allerhand Kleinigkeiten, Tabak usw. zu verwahren. Sie sind geradezu charakteristisch für sämtliche Krân. Krause hat eins (Tafel 68, 9)<sup>1)</sup> abgebildet. Das Material besteht immer aus weicherem Material — Bast! Schlafmatten werden sowohl aus Palmblättern im Fiederblatttypus als auch aus Bast geflochten. Die

<sup>1)</sup> Ebenso typisch sind die geflochtenen Kindertraggürtel für die Frauen, wenigstens für die Kayapó-Gruppe einschließlich der Apinayé (vgl. Krause Tafel 25, 3b).



getragen und von Krause schon (S. 381) beschrieben und (Tafel 67, 1 u. 2) abgebildet worden sind.

Mattengeflecht aus Bast sind auch die oberen Teile der Masken, von denen ich später noch sprechen werde.

Spiralwulstgeflechte kenne ich nur in Gestalt der großen Hinterhauptscheiben, die Kissenberth von den Kayapós mitgebracht hat.

Mandiokpresse und viereckige und runde Siebe sind sicherlich erst mit der Farinhabereitung übernommen worden und daher der Kränkultur fremd. Unbekannt sind ferner die auf der Rückseite offenen Kiepen, die bei Tupi und Karajá im Gebrauch sind.

Die Umflechtung von Gegenständen als Keulen, Werkzeuge, Waffen und sogar Schmucken aber scheint schon lange charakteristisch für die Krän zu sein. Ein umflochtener Keulengriff wird schon von Antonio Rolim (S. 488) erwähnt. Und ausgeübt wird dieser Brauch sowohl von Stämmen in Maranhão, den Remkokamekrän, Kenkatayé, Kreapimkatayé, Krikatayé, als auch von den Apinayé, Krão, Kayapó und sogar den augenscheinlich sehr nahe verwandten, von Frič seinerzeit aufgesuchten Kaingang. Umflechtung ist nach den Beobachtungen Krauses ebenfalls sehr verbreitet bei den Karajá, Chambioá und Savajé (S. 271 usw.; Gegenstände im Grassimuseum); es ist allerdings merkwürdig, daß Ehrenreich nur sehr wenige umflochtene Kulturgüter, fast nur geriefelte Rundkeulen usw., mitgebracht hat. Es läßt dies beinahe vermuten, daß sie die Umflechtung erst von den Krän gelernt haben, zumal häufig gefangene Kayapófrauen und Kinder im Stamm aufgenommen werden sollen. Ins Xingúquellgebiet, aus dem mir eine umflochtene Keule der Trumai (von den Steinen 2, S. 324) bekannt ist, könnte die Technik durch die Suyá gelangt sein. Aber auch in Guiana werden Keulen umflochten (Roth, Tafel 37 links und Material des Museum f. Völkerkunde Berlin).

Gefunden habe ich umflochtene Keulen bei sämtlichen aufgeführten Kränstämmen. Umflochtene Lanzen, Bogen und Pfeile sind von Kayapó und Karajá bekannt; die Wahrscheinlichkeit ist aber so groß, daß die mit „Tocantins“ bezeichneten Lanzen unserer Sammlung von den Chavante stammen. Stöcke, Stäbe und Tanzkeulen werden von Kanella, Krão, Apinayé und Kayapó umflochten; Armbänder, Ohrpflöcke, Federstäbe nur von Apinayé und Kayapó.

Die Baumwollumflechtung — meistens handelt es sich sogar nur um einfache Umwicklung — scheint erst aus jüngster Zeit zu stammen. Heute ersetzt sie bei vielen Krän, insbesondere bei den Piokobyé und Kreapimkatayé die Umflechtung mit Bast.

Aus dicken Baumwollfäden werden auch gewisse Arm- und Knöchelbänder geflochten, die hauptsächlich von Männern bei gewissen festlichen Gelegenheiten, besonders den Geschicklichkeitstänzen angelegt werden (Abb. 12). Es handelt sich um richtiges Stufengeflecht, im Gegensatz zu den gewebten Stirnbändern. Durch das nachträgliche Eintauchen in Urukuflüssigkeit wird das Geflecht außerordentlich dicht, sieht einem Gewebe also ähnlich. Diese aus Baumwolle geflochtenen Bänder sah ich nur bei der Timbiragruppe! Bei den Apinayé und Kayapó sind sie wie Stirnbänder aus Bast geflochten.

In ähnlicher Weise werden auch einige Kindertragbänder bei den Apinayé, Piokobyé und Kreapimkatayé gearbeitet.

## 20. Spinnerei und Weberei.

Mit der Anpflanzung der Baumwolle ist von den Krän auch die Spinnerei übernommen worden. Und zwar stammt sie in Maranhão wohl von



den Guajajára. Denn Piokobyé, Kreapimkatayé und Kanella haben genau die gleiche geknopfte Spindel, denselben, einem abgebrochenen Kegel ähnlichen Holzwirtel wie der Tupistamm. Bei den Apinayé allerdings ist die schon von den Kayapó beschriebene (Krause, S. 397) üblich; nur war der Wirtel aus Holz. In der Ausstellung der von Nimuendaju gemachten Sammlungen in Leipzig sah ich ferner einen eigentümlich geschweift dreieckigen Wirtel der Apinayé.

Die Flechtweberei hat sich wohl ebenfalls auf die Timbiragruppe von den Guajajára aus übertragen. Die oben (S. 127) beschriebenen Stirnbänder haben sich bis zu den Kanella ausgebreitet; gewisse Tanzarmbänder (Abb. 12) sind im gleichen Muster gearbeitet. Auch Kindertragbänder sind in dieser Technik angefertigt worden. Bei der Kayapógruppe ist mir Flechtweberei allerdings unbekannt, doch tritt sie wieder bei den Suyá auf (von den Steinen 1, S. 204).

## 21. Herstellung von Seilen und Schnüren.

Die Krän kennen eine ganze Anzahl Pflanzenfasern, die sie zu Schnüren und Stricken verarbeiten. Die feinsten liefert wohl die *Astrocaryumpalme*; grobe, z. B. die Hängematten der Kayapó werden aus dickem Baumbast hergestellt. Aus Fasern sind ursprünglich bei den Krän alle Stricke, Bogen-sehnen usw. gedreht worden. In neuerer Zeit sind sie vielfach durch solche aus Baumwolle ersetzt worden, doch ist Bast bei Kanella und Krão noch immer vorherrschend.

## 22. Knüpftchnik und Netzerei.

Die Knüpftchnik scheint früher den Krän vollständig fremd gewesen zu sein. Auch heute ist sie nur bei den Piokobyé, Kreapimkatayé und den (nach Nimuendajus Sammlungen) Krikatayé bekannt. Sie haben sie sicherlich mit den Hängematten von den Guajajára übernommen.

## 23. Federarbeiten.

In dieser Beziehung besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen der Kayapó- und Timbiragruppe. Während sie bei den eigentlichen Kayapó, wie aus Krause (Tafeln 67—68) hervorgeht, unter den Schmucken die Hauptrolle spielen, werden bei den Marahenser Krän nur gewissen Gegenständen, z. B. Klappern, Trompeten, Ketten, vereinzelt Federn hinzugefügt. Allerdings weiß ich nicht, ob die Krão, die ich ja nur sehr flüchtig kennen gelernt habe, sich ihrer in größerem Maßstabe bedienen. Bei den ihnen nahestehenden Purekamekrän hat Pohl (II, 192) jedenfalls Federschmuck gesehen, sogar einen Federmantel, der allerdings von Friedensunterhändlern vom Mearim stammen sollte. Die Apinayé hatten noch ziemlich reichen Federschmuck; hauptsächlich als einzelne Federn oder Federbüschel anderem Material angehängt. Als Einfassung diente gewöhnlich eine halbmondförmige oder glockige Fruchtschale. Die Befestigung geschah im übrigen wie bei den Kayapó (Krause, S. 398). Es gab natürlich auch reinen Federschmuck, wie das Wadenband des Häuptlingssohnes von Gato preto (Abb. 9). Da die Apinayé noch nicht ihre alten Gewohnheiten, vor allem die regelmäßigen Festlichkeiten, aufgenommen hatten, ist damit zu rechnen, daß sie in bezug auf Mannigfaltigkeit der Federschmucke den Kayapó wenig nachgeben.

Da nach Krause (S. 349) die Federschmucke wenigstens teilweise besser gearbeitet sind, als bei den Karajá und nach den im Berliner Museum enthaltenen leider nur kärglichen Proben die Chavante Federnarren ähnlich den Bororó gewesen sind, ist nicht anzunehmen, daß die Kayapó die

Verarbeitung von Federn erst von den Karajá gelernt haben. Sie ist aber nicht ein Charakteristikum für alle Krän, sondern trägt zur Kennzeichnung der Unterschiede zwischen Kayapó- und Timbiragruppe bei.

#### 24. Töpferei.

Den Krän ist die Töpferei vollständig unbekannt; in den Sammlungen befindliche Tongefäße sind wahrscheinlich im Tauschhandel erworben. Bei den Suyá allerdings fand von den Steinen (1, S. 205) vorzüglich gearbeitete Tontöpfe. Sie waren hübsch schwarz bemalt und zeigten mit zwei konzentrischen Kreisen ein originelles Ornament. Trotzdem ist wohl anzunehmen, daß sie die Keramik von ihren Nachbarn übernommen haben, wie die Kayapó einzelne Tongefäße von den Karajá. Ein „Häuptling“ in Ponto stellte mir allerdings eine Tabakspfeife aus Ton mit Ritzmuster her. Sie war aber nach „europäischem“ Vorbild gemacht.

#### 25. Steinarbeiten.

Steinerne Beile und Ankeräxte wurden meines Wissens von keinem der von mir besuchten Kränstämme mehr hergestellt. Zum Ausklopfen von Palmnüssen wurden etwa faustgroße Steine verwendet, die keine besondere Bearbeitung erkennen ließen. Den Kanella war das Schleifen ihrer eingehandelten Messerklingen auf glatten Sandsteinen schon bekannt.

Die Suyá durchbohrten Steinchen und fügten sie zu Ketten zusammen, die um Hals und Leib getragen wurden (von den Steinen 1, S. 202, 210).

#### 26. Holzarbeiten.

Die Schäftung von Beilen und die Herstellung der Mörser, die augenscheinlich zum größten Teil mit Steinbeilen behauen und ausgehöhlt waren, habe ich nicht kennen gelernt. Die Schlägel wurden zum Teil noch mit Muscheln oder scharfkantigen Knochen geglättet. Ebenso waren noch Pirähagebisse und Zähne, namentlich von Nagetieren im Gebrauch. Zur Herstellung der kleinen Holzhörner wurde besonderes Holz genommen, so daß zur Fertigstellung nicht allzuviel Zeit verwendet zu werden brauchte. Auch für Ohr- und Lippenscheiben wurde möglichst passendes, weiches Holz ausgesucht. Bei den Suyá sah von den Steinen (1, S. 206) Schemel, die denen der Bakairi glichen. Auch Mandiocschalen und Baijúwender sind wohl entlehnt.

#### 27. Kalebassen usw.

Ornamentierte und unornamentierte Cuyen und Kürbisschalen dienten als Speiseschüsseln und Teller (halbiert), mit einem Deckel aus Palmblattgeflecht oder Cuyenschale versehen, als Wasserflaschen und Honigbehälter. Bei den Apinayé wurden halbierte Kürbisse auch mit Samen- und Federbehang versehen und den kleinen Kindern als Schmuck auf den Kopf gesetzt (Abb. 10 Mitte). Bei allen Stämmen gab es Kürbisflöten und Rasseln. Flöten mit festgeleimten Schalltrichtern aus Kürbis habe ich erst in der von Nimuendaju gemachten Sammlung bei den Apinayé kennen gelernt. Die großen Schalltrichter der seiten-, früher auch wohl endgeblasenen Trompeten bestanden ehemals aus länglichen Kürbissen, wie schon die brasilianischen Reisenden, sowie Pohl und Castelnau betonten. Heute sind sie durch Rinderhörner ersetzt.

Auch andere Früchte werden, wenn sie nur groß genug sind, gelegentlich als Behälter benutzt. Kleinere, nußartige Früchte werden zu okarinaartigen Signalpfeifen verarbeitet.

## 28. Bastverarbeitung.

Von den Krän wird Bast nur in unbearbeitetem Zustande verwendet, besonders in der Form von Fasern.

## 29. Färbetechnik und Leime.

In kleinen Kalebassen wurde Urukurot oder Genipapo mit Palmkernöl zu einer flüssigen Masse verrieben und dann die Geflechte und Gewebe aus Palmblatt, Bast oder Baumwolle hineingetaucht und wenn es anging, damit gesättigt. Auf Kalebassen und Holzgegenständen wurde die Farbe mit einem weichen Hölzchen, selten mit einem aus Frucht gearbeiteten Stempel aufgetragen. Als solche werden durchgeschnittene Palmnüsse, Schlangenhörner u. dgl. verwendet. Bemerkenswert ist ein aus Holz geschnittenes Brettchen mit Zinken, um parallele Längsstreifen hervorzubringen (Abb. 20). Bei den Remkokamekrän habe ich auch eine weiße Erdfarbe gesehen.

## 30. Stammesorganisation.

Inwieweit es sich bei den Bewohnern der einzelnen Ortschaften der Krän um Stämme handelt, ist noch sehr wenig geklärt. Einmal scheinen zwei ursprünglich getrennte Gemeinschaften — in Ponto, z. B. die Remkokamekrän und die Sakamekrän (Niumendaju 3, S. 670) sich vereinigt zu haben; andererseits zerfiel erst kürzlich ein Stamm, der der Apinayé, in mehrere Gruppen. Dieser letztere Fall, der, daß der Stamm mehrere Dörfer umfaßt, dürfte häufiger sein. Die Piokobyé z. B. besitzen zwei Ortschaften, ebenso die Krão des Rio Manuel Alves Pequeno und die von Kissenberth besuchten Mekubengo-krá-Kayapó. Auch scheinen die Krapimkatayé am Grajahú nach den Informationen, die ich erhielt, mit den Bewohnern eines Krändorfes in der Nähe des unteren Mearim verbunden zu sein. Aber auch Gruppierungen, die dem von den Brasilianern gebrauchten Einteilungsprinzip entsprechen — z. B. Kanella für Remkokamekrän mit Sakamekrän, Aponyekrän und die jetzt ausgerotteten oder versprengten Kenkatayé, lassen sich trotz ihrer Oberflächlichkeit im allgemeinen, in einzelnen Fällen gut verteidigen. Genauere Forschungen in dieser Richtung werden erst eine Entscheidung fällen lassen; einstweilen muß jede Siedlung, soweit sie mit einem besonderen Krännamen bezeichnete Bewohner umfaßt, auch als Sitz eines besonderen Kränstammes angesehen werden.

Auf jeden Fall baut sich der Stamm auf auf die familienrechtlich so wichtigen Mehakrän, „Stammeshälften“, wie Niumendaju sie nennt (3, S. 671). Jede dieser Stammeshälften bildet eine in sich geschlossene Gruppe, die ihre eigenen Häuptlinge, ihre eigene Organisation besitzt, nur lose mit der anderen zusammenhängt. Sie zerfällt ihrerseits wieder in Altersklassen, die die zu gleicher Zeit Geweihten umfassen. „Geweihte“ sind Knaben und Jünglinge, die nach zahlreichen Proben und Zeremonien gewissermaßen in den Bund der „Männer“ aufgenommen werden. Jede dieser Altersklassen hat einen Anführer aus ihrer eigenen Schar, daneben aber einen älteren Mann als Kommandanten. Diese Kommandanten bilden



Abb. 20. Malbrettchen mit 5 Zinken der Remkokamekrän. Aus den Sammlungen für Völkunde Dresden.



den „Rat der Alten“, die die Geschicke des Stammes leiten. Der Einfluß der einzelnen Mitglieder ist natürlich verschieden, gemäß ihrer eigenen Fähigkeiten und ihres Anhanges. Wie aus den Berichten der Revista Trimensal zu ersehen ist, hat sich wiederholt einer dieser „Häuptlinge“ die Oberherrschaft angemaßt. Sowie er aber zum Tyrannen wurde, empörten sich die übrigen gegen ihn. So ist es 1923 auch dem angesehensten Häuptling der Apinayé ergangen (R. P. Veneri, S. 497), gegen den sogar die Krão zu Hilfe gerufen wurden. Er hatte eigenmächtig drei Angehörige seines eigenen Stammes töten lassen, die angeblich seine Pflanzungen be-raubt hatten. Schon diese Bestrafung ging über seine Befugnisse hinaus.

Den Fremden gegenüber wird gewöhnlich einer der Kommandanten als Vertreter des Stammes bezeichnet. Da durch ihn alle Beschwerden wohl dem Rat vorgetragen und er wieder mit der Regelung beauftragt wird, ist seine Macht wiederholt, lange Zeit auch von mir, bedeutend überschätzt worden. Aber schon Paula Ribeiro (I, S. 187) hat die wirkliche Stellung der sogenannten Häuptlinge schon klar erkannt. Er betont ausdrücklich, daß sie bei begangenen Verbrechen den Schuldigen nur aus-liefern konnten; die Bestrafung erfolgte durch die Geschädigten selber. Durch die Verleihung von Titeln und Uniformen, für die die Indianer sehr empfänglich sind, wurde das Ansehen des „Außenministers“ naturgemäß sehr gehoben, so daß sie, wie Pohl (II, S. 194) berichtet, ziemlich viel Macht zu haben schienen. „Der Capitão, aus ihrer Mitte gewählt, ist ihr oberster Vorgesetzter und Feldherr. Er erklärt Krieg und schließt Frieden, bei welchen Verrichtungen ihm jedoch ein Rat von den ältesten Männern des Stammes zur Seite steht. Er verhält sie zur Jagd, zum Fischfang, zum An-bau der Pflanzungen usw., ist oberster Richter und schlichtet ihre Streitig-keiten; kurz, er übt jegliche obrigkeitliche Gewalt aus, und es sind ihm alle zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet.“

Dieser Häuptling nimmt die Interessen beider Mehakrån wahr. Die anderen Kommandanten versehen aber auch Ämter, wie in Ponto sehr deutlich von mir beobachtet werden konnte. Der im Range, wenn ich so sagen darf, zweite Häuptling gehörte dem anderen Mehakrån an; er leitete in Ponto die Tänze der Weiber und vertrat den ersten Häuptling Ropko, wenn dieser auswärts weilte. Wieder ein anderer schien gemeinsame Jagden zu kommandieren.

Der erste Häuptling der Remkokamekrån zog auf meine Klage hin einen Mann aus seiner eigenen Sippe zur Rechenschaft und bewirkte, daß er mir eine Schuld von einer Cuye Mandiocmehl bezahlte. Nicht er, sondern der Indianervormund in Barra do Corda war aber der Schlichter eines Streites, der zwischen zwei angesehenen älteren Leuten, die verschiedenen Stammeshälften angehörten, wegen einer Grenzverletzung entstanden war.

Auch Krause (I, S. 401) und Kissenberth (I, S. 56 und 58) sind ja zu den Ergebnissen gekommen, daß bei den Kayapó kein einzelner Häuptling die Macht hat, sondern ein Rat von älteren Männern die Regierung bildet. Kissenberth nennt sie Wayangá oder Wayangáre, zählte bei den von ihm besuchten Mékubengo-krá deren neun und meint, daß sie ihren Einfluß ihrer Stellung als Zauberpriester und Medizinmänner verdanken.

Als Würdezeichen eines Häuptlings oder Angesehenen wird vielfach die Ankeraxt (Pohl II, S. 195; Kissenberth I, S. 58; Nimuendaju 3, S. 670) genannt, die bei den Apinayé noch mehrfach vorhanden war, aber auch bei den Maranhenser Stämmen vorkam.

Als Stammesmerkmal wurde von Cunha Mattos (3, S. 23) die Penis-bekleidung ausdrücklich angegeben. Sie unterscheidet die ganze Kayapó-gruppe von den Timbira. Auch die Durchbohrung der Lippen scheint jetzt wenigstens auf sie beschränkt zu sein. Früher müssen auch Maran-

henser Stämme (z. B. Gamellas dos campos de Vianna; Paula Ribeiro, 1, S. 193) hierdurch ausgezeichnet gewesen sein.

### 31. Hordenorganisation.

Was ist nun bei den Krän als Horde zu bezeichnen? Die Bewohner einer Ortschaft, die in manchem Falle einer Stammeshälfte oder einer Sippe gleichzusetzen ist? Oder die während der Trockenzeit als einigermaßen fester Verband umherstreifende Großfamilie, die ja auch in der Regenzeit meist in einer Hütte vereint ist? Erstere steht unter dem Oberbefehl des Kommandanten ihrer Altersklasse, letztere unter der Gewalt des Familienoberhauptes. Mitunter können aber auch „Gesandtschaften“, resp. Spähertrupps als Horden aufgefaßt werden. Nach Barra do Corda und in andere Städte, zu anderen Stämmen, in ganz seltenen Fällen sogar nach Pará, Maranhão, Bahia und Rio de Janeiro werden Männer und zuweilen auch Frauen geschickt, die entweder eine Art Handelsbeziehungen einleiten oder in Unterhandlungen mit den Stadt-, Staats- oder gar Federalregierungen treten sollen. Als Führer dieser „Horde“ dient ein Kommandant, dem sich bisweilen noch ein zweiter und dritter, auch aus einem anderen Mehakrân anschließt. Wie Sampaio (S. 146) schon hervorhebt, ist es sehr häufig nicht der älteste der Truppe; wie ja auch der angesehenste Stammeshäuptling nicht der Senior zu sein braucht. So war z. B. im Apinayédorfe Gato Preto der Einflußreichste noch ein verhältnismäßig junger Mann, dessen Eltern beide noch lebten.

### 32. Familienorganisation.

Wir haben oben gesehen, daß die Stammesorganisation eng mit der der Familien verbunden ist. Die beiden Mehakrân sind exogam mütterrechtlich, d. h., die Mitglieder eines Mehakrân sind alle durch die Mutter miteinander verwandt und dürfen den Ehegatten nur außerhalb der eigenen Stammeshälfte suchen. Sehr häufig tritt an die Stelle eines Mitgliedes des anderen Mehakrân ein Angehöriger eines fremden Stammes. So heirateten z. B. einige Kayapó von Araias Apinayéfrauen, Aponyekrân und Kenkatayé Frauen der Remkokamekrân, ein Kenkatayé eine Piokobyé, Kenkatayé einige Krão, ein Krão eine Apinayé. Die Aussagen eines alten Apinayé lassen vermuten, daß diese ehelichen Beziehungen zwischen ganz verschiedenen Krânstämmen häufiger sind, als im allgemeinen selbst von den umwohnenden Zivilisierten angenommen wird. Krause hat augenscheinlich ähnliche Verhältnisse bei den Kayapó getroffen. Ihm wurde doch berichtet, daß einer der „Häuptlinge“ in dem von ihm besuchten Kayapódorfe ein Gorotiré (1, S. 401) wäre. Ungewiß bleibt nur, ob die Mehakrân der verschiedenen Stämme einander entsprechen. Darf ein Jüngling des Mehakrân a eines Stammes nur ein Mädchen des Mehakrân y eines anderen Stammes heiraten; ist für ihn ein solches aus dem Mehakrân x unerreichbar? Oder kann ein heiratsfähiges Weib jeden Krânindianer heiraten, der nicht aus ihrem eigenen Mehakrân stammt? Diese Verhältnisse sind bei den östlichen Bororó besser geklärt. Dort zerfällt nämlich jede Stammeshälfte in sieben Sippen, die totemistischen Ursprungs sind (Colbacchini 2, S. 2—5). Die Stammeshälften sind exogam; der Angehörige irgendeiner Sippe der Tugarege kann seinen Ehepartner nur bei den Cerae finden. Der Wohnort spielt dabei keine Rolle (Colbacchini 1, S. 46); beide Stammeshälften und ursprünglich auch wohl jede Sippe finden sich in jeder Aldea. Es ist nun nicht ausgeschlossen, daß die gleiche Organisation auch bei den Krân sich findet. Denn auch bei ihnen nehmen die Mehakrân einen ganz bestimmten Abschnitt des Dorfkreises ein; bei den Remkokamekrân z. B. die Hara-



katayé (Sonnenaufgangsleute) den östlichen, die Kuikatayé (Sonnenuntergangsleute) den westlichen Halbkreis (Nimuendaju 3, S. 671). Wie bei den Bororó befindet sich in jeder Hütte eine Großfamilie; die Töchter bleiben jedesmal in der elterlichen Wohnung; die Männer ziehen zu ihnen. Ist die Siedlung sehr volkreich oder sind die Hütten nicht sehr geräumig, wie in dem von Krause besuchten Sommerdorfe, so werden Angehörige derselben Großfamilie (Sippe?) in einem zweiten Hause untergebracht, daß nicht neben, sondern hinter dem ersten steht. Die von mir gesehenen Dörfer bestanden allerdings immer nur aus einem Ring; von dem schon wiederholt erwähnten alten Apinayé wurde mir aber angegeben, daß eins der beiden Gurupydörfer so bevölkert sei, daß ein zweiter Kreis gebildet werden konnte. Und Krause sah im Kayapódorfe am Arrais selber einen unvollständigen zweiten Ring (1, S. 372) und hörte, daß das größte Dorf der Kayapó, landeinwärts vom Rio Inaja, sogar drei Kreise bilden sollte (1, S. 369). Also wieder eine Parallele zu den Bororó (Colbacchini, S. 47). Selbst die Männerhütte im Zentrum des Dorfplatzes scheint bei der Kayapógruppe vorhanden, jedenfalls vorhanden gewesen zu sein (Ferreira Gomes S. 492).

Wie der Ausdruck der mutterrechtlichen Exogamie schon besagt, bleibt der Mann trotz seines Wohnens im Hause der Frau, in seiner eigenen Sippe. Er nimmt also weiterhin an den Veranstaltungen seiner Altersklasse teil, die nicht die Brüder der Frau aufnimmt.

Im Gegensatz zu den Bororó scheinen keinerlei Beschränkungen im Verkehr mit Mitgliedern des anderen Mehakrân zu bestehen. Ich sah bei allen Krânstämmen die Männer mit ihren Frauen in aller Öffentlichkeit sprechen, lachen und scherzen; es ist mir auch nicht aufgefallen, daß ein Mann vor einer Frau der anderen Stammeshälfte sein Gesicht verbirgt und fand auch keinerlei Angaben hierüber in der Literatur.

### 33/34. Geschlechtsleben und Heiratsgebräuche.

Im allgemeinen leben die Krân in Monogamie. Sie haben allerdings schon bei Paula Ribeiro (1, S. 186) in dem Rufe gestanden, daß sie zwar sehr eifersüchtig ihre Töchter, weniger aber ihre Weiber bewachten, was darauf schließen läßt, daß diese es mit der Unverletzlichkeit der Ehe nicht so genau nahmen. Heute geben viele Männer ihre Frauen, viele Väter ihre Töchter für irgendeinen Gegenstand hin, der ihre Begierde reizt. Ja, wenn ich einem Berichterstatter glauben darf, verliehen die Bewohner des einen Krâodorfes am Rio Manuel Alves Pequeno einem in ihrer Nähe wohnenden Mulatten das jus primae noctis an sämtlichen Jungfrauen gegen eine jährliche Abgabe von zwölf Rindern. Aber soviel ich erfahren konnte, behielt jeder Krân die einmal erwählte Frau bis zu ihrem oder seinem Tode. Danach konnten Witwer sowohl als auch Witwen wieder heiraten. Pohl (II, S. 196) dürfte also völlig Recht haben, wenn er von den Purekamekrân berichtet: „Ein solches Ehebündnis ist durchaus unauflöslich; und wenn es ja einem Indianer einfiele, sich von seinem Weibe zu trennen, was schon einigen in den Sinn kam, besonders wenn die Weiber früh alterten, so widersetzt sich die ganze Gemeinde einem solchen Vorhaben, und alle alten Indianer, deren Autorität von den jüngeren sehr geachtet wird, verhalten den Sträflichen zur Ordnung.“ Ferreira Gomes bemerkt sogar ausdrücklich (S. 492), daß die Männer der Apinayé weder Polygamie noch Konkubinat kennen, nur mit einer einzigen Frau leben. Aber er fügt hinzu, daß sie den Ehebruch und die Prostitution der Frauen dulden. Die Angaben von Frei Rafael Tuggia (S. 123), daß die Krâo Polygamie und Scheidung kannten, beruht daher wohl auf falscher Beobachtung. Ebenso ist Pohl



(I, S. 403) wohl nicht richtig unterrichtet worden, wenn er annimmt, daß die Kayapó „im wilden Zustand“ in Polygamie lebten. Krause war der Ansicht, daß bei ihnen ebenfalls Monogamie herrschte.

Nach von den Steinen (1, S. 204) versuchten die Frauen der Suyá in Gegenwart ihrer Männer mit seinen Barqueiros und Soldaten intime Beziehungen anzuknüpfen.

Trotz der Duldung des Ehebruches scheint ein Teil der Krân sehr an den Frauen zu hängen. So berichtet Ferreira Gomes (S. 492) „alguns vi que se mostravam muito amantes das esposas, e tão zelosos que d'ellas não se apartavam um momento“. Und Joaquim Machado de Oliveira weiß in seiner Abhandlung über die Stellung der Frauen bei den brasilianischen Indianern verschiedene Fälle anzuführen (S. 191/92), in denen sich Krânführer freiwillig in Gefangenschaft begaben, weil es den Zivilisierten gelungen war, sich ihrer Weiber zu bemächtigen.

Die Eheschließung erfolgt bei den Weibern sehr früh, meiner Schätzung nach im Alter von 10 bis 12 Jahren, bei den Männern verhältnismäßig spät, wohl im 20. bis 22. Lebensjahr. Paula Ribeiro gibt das Alter beider Geschlechter etwas höher an, das der Mädchen (S. 190) mit 14 oder 15, das der Jünglinge (S. 191) mit mindestens 25. Pohl hinwiederum teilt mit (I, S. 403) „die Mädchen werden öfters schon mit dem 8. Jahre verheiratet“.

Über Verlobung und Hochzeit der Purekamekrân hat wieder Pohl interessante Beobachtungen gemacht (II, S. 195): „Die Brautpaare werden sehr frühzeitig verlobt, selbst die Knaben gewöhnlich schon im 10. Jahre. Nach dieser Verlobung hält sich der junge Bräutigam meist in dem Hause seiner Verlobten auf und steht ihren Eltern bei den häuslichen Verrichtungen bei. Auch teilt er bereits das Lager mit seiner Verlobten. Unter diesen Umständen ist der oben bemerkte Fall stets bewahrter Jungfräulichkeit eine doppelt interessante Bemerkung. Ein oder zwei Jahre nach der Verlobung hält dann der Jüngling förmlich um seine Braut an, und es wird die feierliche Hochzeit abgehalten. Der Bräutigam erscheint am ganzen Leibe mit Gummi bestrichen und mit weißen Vogelfedern beklebt. So geschmückt wird er von seinen Eltern und Verwandten unter dem weitdröhnenden Schalle der Hörner in das Haus der Braut geführt und dort in einer Art von Wortwechsel um dieselbe geworben. Nach erteilter Bewilligung wird die Feierlichkeit mit einem Schmause beschlossen.“

An diesem Bericht fällt zunächst auf, daß der Altersunterschied bei den Purekamekrân nicht so groß gewesen sein kann — vorausgesetzt, daß Pohl sich hierin nicht geirrt hat — als es von Paula Ribeiro und anderen angegeben und von mir selber beobachtet worden ist, und zwar bei allen Krân. Da die Verwunderung über die bewahrte Jungfräulichkeit ausgesprochen wird, müßte die Verlobte ungefähr gleichaltrig gewesen sein. Ferner wäre nach Pohl die Heirat bereits im Alter von etwa 12 Jahren bei den Jünglingen erfolgt. Ich habe aber sowohl bei den Kanella als auch bei den Apinayé Unverheiratete gesehen, die mindestens 18 bis 20 Jahre alt gewesen sind; die jungen Väter waren wohl alle älter. Die frühe Verlobung an sich dürfte richtig sein, denn ein etwa 15jähriger Remkokamekrân führte mich einmal strahlend zu seiner „Verlobten“, einem höchstens 8 Jahre alten Mädchlein. Sie wird auch von dem im allgemeinen aber aus ziemlich unzuverlässigen Quellen schöpfenden Etienne Ignace (1, S. 477) angegeben.

Pohl berichtet nichts über Heiratsproben, und Nimuendajú (3, S. 47) leugnet ausdrücklich die Heiratsbedingung des Klotzlaufes. Letztere wurde sowohl in der Revista trimensal als auch von den umwohnenden Zivilisierten immer behauptet. Auf persönliches Befragen der Remkokamekrân erfuhr ich, daß kein Mann heiraten dürfe, bevor er nicht imstande

sei, den etwa zentnerschweren Klotz aus Burity oder einem anderen Holz im Laufschrift etwa 2 km auf den breiten Wegen bis ins Dorf zu tragen. Doch waren sie bereit, auf diese Probe in meinem Falle zu verzichten, wenn ich ein mir näher bezeichnetes Mädchen heiraten und in Ponto bleiben würde. Vielleicht ist mit dem erfolgreichen Klotzlauf nur der Grad der Kraft, Gewandtheit und Tüchtigkeit erreicht, die Paula Ribeiro (1, S. 191), Ferreira Gomes (S. 492) und andere als die Vorbedingung der Heiratsfähigkeit bei den Krân betrachten. Ignace (1, S. 477) behauptet, daß die Heiratskandidaten sich auch der Ameisenprobe unterwerfen müssen. Meiner Meinung nach gibt er aber einen Bericht wieder, der sich gar nicht auf die Kanella bezieht, höchstens auf die Guajajára oder Verwandte der alten Tapuya Marcgravs und Barlaeus. Dafür spricht auch die Erwähnung von Rauschgetränken, die ich niemals bei Krân beobachtet habe.

Nach der Verheiratung wohnt der Mann, wie bereits erwähnt, im Hause der Frau, nach Pohl bei den Purekamekrân allerdings nur so lange, bis er imstande ist, seine eigene Hütte zu bauen (II, S. 196). Vielleicht ist dies aber nur bei Übervölkerung geschehen, denn ich sah bei Apinayé und Remkokamekrân bisweilen vier, fast immer drei Generationen beieinander hausen.

Nur die Bewirtschaftung einer eigenen Roça scheint der junge Ehemann bald selber in die Hand zu nehmen, wenn er sein Feld auch gern an das des Schwiegervaters anstoßen läßt, so daß z. B. der Farinhaofen von der ganzen Großfamilie benutzt werden kann.

### 35. Geburt.

„Sobald ein Weib sich gesegneten Leibes erklärt, tritt die strengste Enthaltksamkeit ein. Sowohl das Weib als der Mann genießen fortan keine Fleischspeisen, sondern nähren sich von Vegetabilien, besonders von Cara und Bataten, weil diese Nahrung auch besonders zum Gedeihen des Kindes beitragen soll“, erzählt Pohl (II, S. 196) von den Purekamekrân. Das ist auch heute noch Sitte bei allen von mir besuchten Krânstämmen. Ihre Wanderungen und Reisen unterbrechen sie auch bei hochgradiger Schwangerschaft nicht. „Ihre Geburten sind leicht“, fährt Pohl fort; „sobald das Weib geboren hat, geht sie sogleich mit dem neugeborenen Kinde an den Strom und badet dasselbe, was auch täglich während der ganzen Säugungsperiode wiederholt wird. Doch beabsichtigen sie bei dieser Prozedur weniger Reinlichkeit als Abkühlung. Mittelst einer Cuja (einer halben Kürbisschale), welche dann die Mutter gewöhnlich um den Hals hängend trägt, wird der Kopf des schreienden Kindes häufig mit Wasser begossen“. Ähnlich äußern sich Paula Ribeiro (1, S. 189) und Oliveira Bueno (S. 191). Häufig brauchen die Frauen bei der Geburt nicht einmal Beistand. Mir wurde aber erzählt, daß in der Regel eine ältere Frau der Familie mit an das Wasser kommt, in dessen Nähe die Niederkunft erwartet wird.

Während die Frau bald wieder an ihre Arbeit geht, muß der Mann sich in seiner Hütte auf das Plattformbett oder unterwegs in der provisorischen Unterkunftshütte auf den Boden legen und weiterhin bis zum Abfallen der Nabelschnur des Kindes sehr strenge Diät halten, damit dem Kinde keine Krankheiten zustoßen. Die richtige Couvade also, die Kissenberth (1, S. 4) ja schon von den Kanella beschrieben hat.

### 36. Erziehung.

Die Kinder wachsen in völliger Ungebundenheit auf. Ihre späteren Obliegenheiten lernen sie im Spiel. Gestraft wird sehr selten; es sind daher in den Krândörfern kaum jemals weinende Kinder anzutreffen. Zwang



wird erst angewendet, wenn die Jungen zu den Übungen für die Jugendweihe zusammengetrieben werden. In dieser Zeit bildet sich unter dem Oberbefehl eines älteren Mannes die „Altersklasse“, die auch im späteren Leben fest zusammenhält. Sportliche Übungen sind die Hauptbeschäftigung; außerdem scheinen die Jugendlichen aber mit den Gesetzen und Überlieferungen des Stammes vertraut gemacht zu werden. Eine Bemerkung von Ferreira Gomes (S. 492) läßt beinahe vermuten, daß früher auch — wenigstens bei den Apinayé — Altersklassen für junge Mädchen bestanden haben; er berichtet nämlich, daß außer einem Männerhaus auch eine Hütte für unverheiratete Mädchen im Zentrum des Dorfes sich befand.

### 37. Tod und Begräbnis.

Ich selber habe bei keinem der Kränstämme einen Todesfall erlebt. Auf meine Bitte führte mich aber der älteste Schwiegersohn des Häuptlings Ropko zu einem Begräbnisplatz, wo sechs Männer der Aponyekrân beerdigt worden waren. Er befand sich in einer Entfernung von etwa 3 km vom Dorfe. Es waren runde Hügel von etwa 1 m Durchmesser, bedeckt mit alten Strohmatten. Mein Begleiter erzählte mir, daß die Toten in Hockerstellung in die Grube gesetzt werden, das Gesicht gegen Osten gewendet. Dann wird er mit Matten und Korbgeflechten bedeckt, größtenteils Sachen, die den Verstorbenen gehört hatten. Besonderen Wert legte er auf die Tiefe des Grabes — „viel tiefer als die Zivilisierten begräben sie ihre Verstorbenen und verrammelten das Loch noch mit Holz, damit das Tatu peba (Gürteltier mit gelbem Panzer) nicht von der Leiche fressen könne“. In der Literatur finden wir verschiedene Darstellungen über Tod und Begräbnis. So schreibt z. B. Altmeister Pohl von den Purekamekrân (II, S. 197): „Wenn einer dieser Indianer stirbt, so versammelt sich die ganze Gemeinde mit großem Geheul, und Totenklagen ausstoßend, um den Leichnam. Er wird nebst seinen Waffen und Lebensmitteln in eine Grube gesetzt und mit Erde beschüttet. Nach Verlauf eines Jahres versammelt sich die Gemeinde wieder unter denselben Ausdrücken der Trauer an dem Grabe; es wird geöffnet, der Körper herausgenommen, hingelegt, und nun erzählt man ihm alles, was sich seit seinem Tode in der Aldea im allgemeinen, und in seiner Familie insbesondere, zugetragen hat. Hierauf werden die Gebeine des Verstorbenen mit Urucu rot bemalt und zur abermaligen Beerdigung nach dem allgemeinen Begräbnisplatz getragen. Auch hier besuchen die Indianer noch oft die Grabhügel ihrer entschlafenen Lieben und erzählen ihnen alle Vorfälle, fest überzeugt, daß die Verstorbenen sie hören und Anteil nehmen können.“

Bemerkenswert ist dieser Bericht besonders deshalb, weil er wieder eine gewisse Übereinstimmung mit den Sitten der Bororó zeigt (Wachnelt, S. 217; v. d. Steinen I, S. 504—510; Colbacchini I, S. 96—108; Colbacchini 2, S. 155—163). Die Totenklage, das zeitweilige Begraben des Leichnams, bis das Fleisch von den Knochen gefault ist, das Wiederausgraben und Schmücken der gereinigten Gebeine, das Wiedereingraben. In Einzelheiten weichen sie natürlich ab. Aber selbst das Beibringen von Verletzungen den Trauernden ist wenigstens bei einem Teil der Krân üblich, wie es Pohl (I, S. 401/402) bei den Kayapó erfahren hat: „Ähnliches (nämlich die Sühnungszeremonie Quebra Cabeça) geschieht auch bei den Begräbnissen der Reichen unter ihnen, das ist jener, welcher etwas Vieh oder Nahrungsmittel zurückgelassen hat. Der erste Tag nach dem Tode eines solchen wird mit Heulen und Weinen zugebracht. Dabei werden stets die Taten des Verstorbenen im singenden Klagetone erzählt und gepriesen; wie viele Rehe und Schweine er erlegt, wie viele Feinde er getötet habe usw.



Am zweiten Tage sieht man sie mit den schon erwähnten Klötzen zur Hütte des Häuptlings laufen, um jenen Stirnschlag mit der Keule zu erhalten, worauf sie mit herabströmendem Blute zu dem Toten zurück-eilen, um den Leichnam mit diesem Blute zu bestreichen. Endlich wird die Leiche sitzend in eine Grube gesenkt. Man gibt Eßwaren, den Bogen und die Pfeile, deren sich der Verstorbene bediente, mit ins Grab. Alles hinterlassene Vieh wird sogleich geschlachtet und unter Tanz und Gesang als Totenmahl verzehrt.“

Schließlich beschreibt Coudreau (S. 218) noch zwei Gräber der Kayapó: „Au chemin de Limpo Grande le mort est assis dans un trou cylindrique. On remplit la fosse jusqu'au ras du sol, on ferme l'orifice au moyen d'un treillis de bois qu'on enfonce dans le trou à une petite profondeur. Au chemin derrière la montagne à l'ouest du Limpo Grande, le mort est assis dans le même trou cylindrique, mais on ne recouvre pas la fosse d'un treillis, on se borne à jeter de la terre, jusqu'à ce que cette terre amoncelée fasse un cône à hauteur d'homme sur la fosse recouverte. Ce cône funéraire est consolidé du mieux qu'il possible par les parents et les amis du mort, mais le temps et les pluies l'affaissent et l'émiettent et le monument du défunt ne résiste généralement pas à une longue successions d'étés — qui disjoignent, et d'hivers — qui provoquent les écroulements.“

Ob es sich nun hier um Gräber handelt, die nur die gereinigten Gebeine der Verstorbenen enthalten oder ob die Leichname gleich und nur einmal an jenen Stellen beigesetzt worden sind, geht nicht aus diesen Zeilen hervor. So müssen wir, bis genauere Forschungen die Tatsache ergeben, Pohls Nachricht von dem Wiederausgraben für die richtige halten; obwohl Kissenberth unserem Museum das Gerippe eines Kayapó mitgebracht hat, dessen Bergung keinerlei Schwierigkeiten machte, da der Tote einfach an der Stelle, an der er starb, liegen gelassen worden war. Hier handelt es sich sicher um einen ungewöhnlichen Fall.

Bei einer Totenfeier, die Kissenberth (1, S. 55) beobachtet hat, beklebten die Männer ihre Tonsur und den Oberkörper mit den weißen Flaumfedern des Königgeiers.

Zu erwähnen ist noch die Sitte, daß sich die Witwer nach dem Tode ihrer Frau das Haar ganz kurz abschneiden (vgl. Kissenberth 2, S. 48). Ich beobachtete sie sowohl bei den Remkokamekrän als auch bei den Apinayé.

### 38. Gesellschaftliche Umgangsformen.

Unter sich, wie mir schien, zwanglose Höflichkeit, die auch bei scharfen Gegensätzen bestehen blieb. So gingen in der erwähnten Streitsache, die der Indianervormund zu entscheiden hatte, beide Gegner gemeinsam und äußerlich in voller Eintracht zu ihm. Besondere Grußsitten habe ich nicht bemerkt; will hiermit aber nicht behaupten, daß sie nicht bestehen. Der Zivilisierte wird mit dem als eins der ersten erlernten portugiesischen Worte „compadre“ (Gevatter) begrüßt; doch hat es keinen freundschaftlichen Sinn. Als die Remkokamekrän vertrauter mit mir wurden, ließen sie diese Anrede fort und fragten mich, wie ich titulierte werden wollte.

### 39. Arbeitsteilung.

Auch bei den Krän herrscht ziemlich strenge Arbeitsteilung. Dem Manne liegen Jagd und Fischfang ob, er macht die Rodungsarbeiten und hilft auch sonst in den Pflanzungen; vor allem sichert er sie gegen Schaden bringendes Wild. Das Herstellen der Matten und das Umflechten von Gegenständen ist seine alleinige Aufgabe, beim Flechten der Körbe hilft

wohl auch die Frau. Ferner fertigt er die Waffen, Musikinstrumente und seine Schmuckgegenstände an, macht meist auch die Cuyen. In der Hauswirtschaft unternimmt er es gern, im Erdofen zu braten. Dagegen hegt er gegen das Tragen von Körben und anderen Lasten Widerwillen. Wohl sah ich ganz selten einen jungen Mann seinem Weibe auf dem Wege zur Roça einen oder den anderen Gegenstand abnehmen; im allgemeinen trug er aber außer seinen Waffen und seinem Handwerkszeug nichts. Bei den Apinayé begleitete das älteste Weib den Jagdzug der jungen Männer; es war schwer mit Utensilien beladen und schlich wohl nur hinterher zu einer verabredeten Stelle. Bei den Remkokamekrân erlebte ich es, daß ein kräftiger Mann den mit meiner Flinte geschossenen Nandu seiner Frau auf den Rücken lud und von ihr den weiten Weg ins Dorf tragen ließ, während er selber stolz und frei mit seiner Waffe nebenherschritt und sich von Entgegenkommenden bewundern ließ. Das Zerlegen der Beute war wieder Sache des Mannes.

Die Frau macht den größten Teil der Hauswirtschaft, erntet in den Pflanzungen, bereitet die Farinha, spinnst und verarbeitet in der Regel die gewonnenen Fäden.

Über die Verteilung der Arbeit beim Sammeln der Früchte hat Paula Ribeiro (S. 188) sich folgendermaßen ausgelassen (Übersetzung): „Beim Morgengrauen geht die Gruppe der Männer los und teilt sich in gewisser Entfernung in zwei oder drei Haufen, um die Früchte zu sammeln; danach treffen sie an einem ausgemachten Punkte wieder zusammen . . . So sammeln sie viele Früchte, als da sind *burity*, *juçára*, *bacába*, *sapucaia*, *piquí*, *macajúba mangába*, *guabiróba*, *bacurí*, *puçá*, *cajú*, *araçá* und besonders die Nüsse der *palmeira brava*, von welcher sie auch die jungen Triebe oder das Mark ausnützen, wie sie auch den größten Teil des Stammes der *mucajabeira* aushöhlen, dessen Inneres, von Natur milde, voll eines angenehmen Saftes ist, aus dem man sogar Wein machen kann . . . Die Frauen setzen erst nach Sonnenaufgang ihre Reise fort und werden von den alten Leuten begleitet, die sie schützen sollen. Ohne große Unterbrechung dauert dieser Marsch bis gegen 5 Uhr nachmittags, um welche Zeit man, ohne sehr müde geworden zu sein, etwa 3—4 Meilen zurückgelegt hat. Diejenigen, die zuerst am Übernachtungsort ankommen, sind die Frauen; der Platz liegt immer am Waldrande, um sich nötigenfalls verbergen zu können; Wasser befindet sich in der Nähe und ist allen als Treffpunkt bekannt. Kaum angekommen, säubern sie 80 oder 100 Ellen Landes, gemäß der Anzahl der Familien, tragen in Krügen Wasser, sammeln Brennholz und schneiden Blätter der *Burity* oder anderer Palmen, um ihre Unterkunftshütten zu errichten. Danach erscheinen die Männer mehr oder weniger beladen.“

Hiernach scheinen also die Männer auf ihren Sammelzügen doch größere Lasten getragen zu haben.

Doch steht dem wieder Pohls Bericht über die *Purekamekrân* (II, S. 200) entgegen. Demzufolge pflegten diese Indianer sich während der Trockenzeit über das Land zu verteilen, zu jagen und zu fischen, während die Frauen und Kinder Früchte sammeln. In dieser Weise geschieht auch heute noch die Verteilung der Arbeit bei den von mir gesehenen *Krân*.

Die *Chavante* hatten nach Pohl eine ähnliche Arbeitsteilung der Geschlechter, wie ich sie oben von den *Krân* berichtet habe.

#### 40. Verkehr.

In der Nähe ihrer Siedlungen haben die *Kanella* vorzügliche, breite Wege bereitet, die aber in der Regel nur bei zeremoniellen Gelegenheiten



benutzt werden. Es führt z. B. von Ponto aus ein schnurgerader Weg zur Wasserstelle; die Bewohner benutzen aber, wenn sie ein Bad nehmen wollen, immer einen etwas gewundenen Pfad, der von der Rückseite ihres Hauses zum Bache führt. In den breiten, auf Barra do Corda und eine andere Ortschaft zuführenden Straßen sind ebenfalls nur schmale Pfade betreten, die von der Gewohnheit der Indianer herrühren, nur im Gänsemarsch hintereinander herzugehen. In den Savannen selber sind ihre Wege fast unkenntlich. Auf dem Marsche nach Ponto wurde mir von brasilianischen Kolonisten bedeutet, wir brauchten nur den Spuren zweier indianischer Frauen zu folgen, die sich im Sande deutlich abhoben. Trotzdem mein Begleiter als Sertãobewohner des Spurenlesens gewohnt war, verloren wir uns doch und mußten lange umherirren, bis wir endlich die breite Straße gefunden hatten. Der Kran-Indianer ist sehr rüstig zu Fuß; ich (zu Pferde) legte mit zwei jungen Leuten (zu Fuß) an einem Tage 72 km zurück, trotzdem sie noch mit einigen meiner Sachen beladen waren. Und mehrere Kanella, Kreapimkatayé und Krão, die ich sprach, waren zu Fuß nach S. Luiz do Maranhão oder gar Bahia gewandert. Allerdings erwarben sie sich als solche weitgereiste Leute großes Ansehen bei den ihrigen und nahmen dann Kommandantenstellen ein. Während ihrer Streifereien während der Trockenzeit dürften die täglich bewältigten Strecken allerdings nur kurz sein. Das Einsammeln der Früchte und die Jagd nehmen die meiste Zeit in Anspruch.

Boote besaßen nur die Kreapimkatayé. Sie waren augenscheinlich von den Zivilisierten oder den Guajajara eingehandelt. Bootsbauer sind die Krân jedenfalls nicht. Darüber sind sich alle Reisenden einig. Silva e Souza hat also sicherlich seine Berichterstatter falsch verstanden, wenn er den Apinayé „Uba's“, die sie selbst verfertigten (S. 595) zuschreibt. Selbst von den Kayapó des Südens erzählt Oliveira Bueno (S. 188), daß sie durch Stromschnellen nicht fahren konnten; nur (S. 190) mit schlecht gearbeiteten Kähnen über den Fluß setzten. Die Chavante bedienten sich hierzu der Blattstiele der Burity. Pohl (II, S. 171) teilt hierüber folgendes mit: „Sie binden sich zwei Stück von klafferlangen Blattstengeln der leichten Buritypalme (*Mauritia*) an den Hals . . . Auch verfertigen sie sich Flossen von 20 oder mehreren solcher klafferlangen Burityblattstengeln, welche mit Sipos (einer biegsamen Schlingpflanze) verbunden, bei Übersetzung der Ströme ihnen gute Dienste leisten.“ Sicherlich sind diese „Flossen“ das Urbild der heute auf den Strömen des nordostbrasilianischen Gebietes verkehrenden Balsas, deren sich die Ansiedler bedienen, um ihre Waren in die Städte zu bringen. Diese bestehen auch nur aus an- und übereinandergelegten großen Bündeln von Burityblattstielen, die mit Cipo zusammengesehnürt sind. Auch Castelnau (II, S. 78) sind die Flöße der Chavante aufgefallen. Ob die Krân dieses Hilfsmittel beim Schwimmen kennen, ist, soweit ich es zu beurteilen in der Lage bin, nirgends in der Literatur mitgeteilt worden. In diesem Zusammenhang ist vielleicht die Beobachtung, daß 1925 eine Anzahl Krão den Parnahyba abwärts mit einer Balsa gefahren sind, interessant; sie besagt aber nichts, da sie diese Beförderungsweise den Zivilisierten abgesehen haben mögen.

Die Suyá besaßen nach von den Steinen (I, S. 200) Boote, die sie sicherlich von ihren Nachbarn im Xingu-Quellgebiet übernommen haben.

Im allgemeinen werden von den Krân zum Überschreiten von Flüssen Furten benutzt. Wie die Krão, die 1922 die Apinayé überfielen, auf das andere Ufer des Tocantins gekommen sind, ist mir unbekannt. Hier müßten meines Erachtens Kähne oder andere Transportmittel zur Verfügung gestanden haben.



Nur bei den Apinayé sah ich einen über einen kleinen Fluß gefällten Baumstamm, der als Brücke diente.

Das Fortschaffen von gesammelten Früchten oder der Ernte geschieht in besonderen, früher bereits beschriebenen Tragkörben. Auf der Rückseite offene Kiepen, wie die Guajajara und Karajá sie besitzen, sind unbekannt. Größere Gegenstände, von denen hauptsächlich die zum Hausbau benötigten Baumstämme in Frage kommen, werden auf den Schultern der Männer herbeigetragen. Genügend Kräfte stehen zur Verfügung, da die meisten Dorfbewohner helfen.

Ein einziger Remkokamekrân besaß zwei Maultiere, die er bisweilen zum Transport von Farinha, Gemüse u. dgl. in Anspruch nahm. Zaumzeug und Tragsättel stammten natürlich von den Ansiedlern.

#### 41. Handel usw.

Mit Ausnahme von Farinha und anderen Früchten in verhältnismäßig geringen Mengen wird kaum etwas an die Zivilisierten verkauft. Etwas Geld, häufiger aber noch begehrenswerte Artikel verdienen viele Krân, indem sie ihre Arbeitskraft in den Dienst der Farmbesitzer stellen. Leider wird der Gewinn noch häufiger in Schnaps angelegt. Vom Werte des Geldes haben die meisten Krânindianer keine Ahnung, wovon ich mich leicht überzeugte, indem ich sie zwischen vier Kupfermünzen von je 20 Reis und einer Nickelmünze von 100 Reis wählen ließ. Fast stets wurden erstere genommen.

#### 42. Sachenrecht.

Persönliches Besitztum sind Waffen, Schmuck, Werkzeuge usw. Es wird nach dem Tode des Eigentümers mit ins Grab gegeben oder vernichtet. Das Haus ist Eigentum der Großfamilie.

#### 43. Erbrecht.

Vererbt wird nur das Haus mit der Inneneinrichtung und vielleicht auch die Pflanzung. Es bleibt im Besitz der Sippe, geht also immer auf die Töchter über.

#### 44. Strafrecht.

Das Strafrecht steht, wie aus einer Stelle von Paula Ribeiro (S. 187) hervorgeht, allein den Geschädigten oder Gekränkten zu. Der Häuptling sorgt nur dafür, daß der Schuldige ausgeliefert wird. Nach der gleichen Quelle wird Mord und Totschlag mit dem Tode, Diebstahl mit Schlägen bestraft. In geringeren Fällen wird heute der Dieb wohl nur gezwungen, das Gestohlene herauszugeben oder Schadenersatz zu leisten.

#### 45. Musik und Gesang.

Unter den Musikinstrumenten der Krân sind die bekanntesten wohl die großen Kürbistrompeten, die früher in den Kriegen eine große Rolle spielten. Sie bestehen aus einem ziemlich großen, meist umflochtenen, dicken Bambusstück mit großem Blasloch an der Seite, nicht weit vom Ende und einem als Schalltrichter dienenden Horn, das den ehemals üblichen, länglichen, offenen Kürbis ersetzt. Durch verschieden tiefes Hineinführen der einen Faust in den Trichter gelingt es dem Bläser, die Töne zu variieren, so daß eine ganze Tonreihe damit geblasen werden kann. Pohl (II, S. 214) nennt die bei den Krâo gehörten sogar „nicht übel lautende Akkorde“. Sie werden aber auch bei zeremoniellen Gelegenheiten gebraucht. Schon Castelnau hat die Klänge vor der Rede eines der An-

gesehenen der Apinayé gehört (II, S. 30). Während meines Besuches in Ponto wurde geblasen, wenn der nächtliche, augenscheinlich den Gestirnen geltende Tanz beginnen sollte. Und jede Phase fing an und endete mit einigen „Akkorden“.

Die kleinen Holzhörner wurden ebenfalls bei diesem Tanz geblasen. Hier brauchte man zur Modellierung der Töne nur ein bis zwei Finger. Die Laute waren bedeutend heller. Rohrflöten, deren Blasloch in der Mitte sich befindet, waren selten; ihre Anwendung bei bestimmten Gelegenheiten habe ich nicht beobachtet. Doch erwähnt sie schon Pohl bei den Krão (S. 214): „Wir bemerkten unter den Umstehenden einen jungen Indianer, welcher mit einem schmutzigen Hemde bekleidet war und eine Rohrpfeife in der Hand trug.“ Sogar Panflöten gibt es zuweilen, bei den Apinayé z. B. Auch diese sind

schon von Pohl (S. 216) bei den Krão beobachtet worden, und zwar wurden sie am Halse getragen. Sie sind also wohl niemals von der Größe derjenigen der Suyá. Die Flöten mit festgeleimter Schalldose, die Nimuendajú bei den Apinayé gesammelt hat, habe ich nicht gesehen; sie bilden wieder eine Parallele zur Kultur der Bororó, von denen wir ein solches Instrument in unserer Sammlung haben. Wohl aber gab es bei allen Stämmen Kürbisflöten mit einem Blasloch und okarinaähnliche Instrumente aus Kürbis und kleinen nußartigen Früchten (Abb. 21) mit zwei oder gar vier Grifflöchern, die ebenfalls bei den Kulttänzen benutzt wurden, aber wie die Trompeten und Hörner nur zu Beginn und Anfang

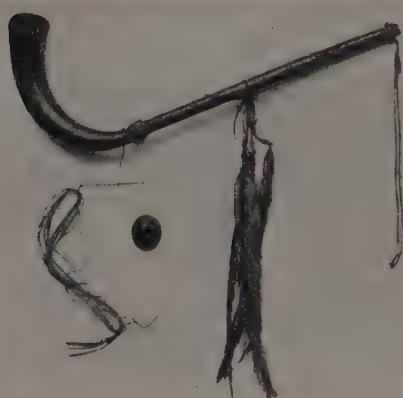


Abb. 21. Trompete mit Bastumflechtung und Federbehang und Mundflöte. Kreapimkatayé und Kanella von Ponto.

jeder „Strophe“. Beim Frauentanz wurde nur die Rassel aus Kürbis mit hindurchgestecktem und festgeleimtem Stab geschüttelt. Pohl (II, 201) sah bei einem solchen Mann „einen  $\frac{3}{4}$  Ellen langen Stab, an welchem eine schwarzgefärbte Kokosschale durch die Bewegung des Körpers auf und nieder geschoben werden konnte. In dieser Schale waren Maiskörner, welche ein lautes Geräusch verursachten.“ Bei einem Geschicklichkeitstänzer sah ich einen Rasselgürtel aus Früchten und Hufen, Rasselarm- und Knöchelbänder. Auch aneinandergebundene längliche Stäbe, die meist mit einigen Federn geschmückt waren, dienten als Klapperinstrument (vgl. Kissenberth 2, S. 51). Nach Nimuendajú sollen wenigstens bei den Apinayé auch kleine Nasenflöten vorkommen. Bei mehreren Stämmen, Kanella, Krão und Apinayé, gab es Schwirrhölzer. In der Sammlung Nimuendajús von den Krikatayé und Remkokamekrän befinden sich Surrscheiben.

Der Gesang der Krän ist monoton, in der Lautstärke aber sehr wechselnd. Einzelne Worte werden immer wiederholt, sie stehen mit der Bedeutung des Tanzes in enger Beziehung.

#### 46. Tanz.

Wie ich im vorigen Abschnitt schon andeutete, gibt es bei den Krän eine ganze Reihe verschiedener Tänze, von denen ich aus eigener An-

schauung Geschicklichkeits-, Frauen-, Kult- und Maskentänze kennen lernte. Paula Ribeiro erzählt, daß die Purekamekrän auch zur Begrüßung tanzten (S. 317); dieser Gebrauch ist wohl längst abgekommen. Der Geschicklichkeitstänzer als besondere Figur, wie er sich mir darstellte, wird in der Literatur nicht erwähnt. Er erschien schon am frühen Nachmittag, war, wie oben schon geschildert, über und über mit Rasseln bedeckt. Außerdem war er reichlich geschmückt und trug in seiner Hand einen umflochtenen Stab, den er bald auf den Fingerspitzen, bald auf Nase oder Kinn balancierte.

Vielleicht stand er früher in Verbindung mit den Frauentänzen. Pohl (II, S. 201) schildert diese nämlich folgendermaßen: „Einer der Befehlshaber, ein alter Indianer, stellte sich mitten auf diesen Platz. Er trug einen großen Palmenstab, und erhob ein lautes Geschrei, wobei er heftig gestikulierte. Sein ganzer Körper war in Bewegung. Jedes Wort ward mehrere Male wiederholt, wobei er sich stets mit der flachen Hand auf den Hintern schlug. So fuhr er eine Weile zu schreien und zu gestikulieren fort, und rief die Mädchen herbei. Diese Szene währte etwa eine Stunde. Hierauf erschien aus dem nahen Walde ein ganz nackter Vortänzer. Dieser trug in der Rechten einen  $\frac{3}{4}$  Ellen langen Stab, an welchem eine schwarz gefärbte Kokosschale durch die Bewegung des Körpers auf und niedergeschoben werden konnte. In dieser Schale waren Maiskörner, welche ein lautes Geräusch verursachten. Ihm folgten acht ganz nackte Mädchen, welche sich in eine Reihe vor den Tänzer stellten, und nun begann der eigentliche Tanz. Die anderen Indianer, welche sich eingefunden hatten, nahmen keinen Teil an demselben, sondern standen ohne Ordnung umhergeschart und sahen dem Vortänzer zu. Doch bliesen einige derselben in ihre Kürbishörner und entlockten ihnen dumpfe, heulende Töne. Der Vortänzer selbst war auch in einen monotonen Gesang ausgebrochen, den er ununterbrochen fortsetzte; dabei spreizte er bald die Beine weit auseinander, bald zog er sie wieder zusammen, bald neigte er seinen Leib in gestreckter Stellung bis zur Erde, bald erhob er sich wieder schnell und näherte und entfernte sich von den Mädchen. Dabei verführte er mit der erwähnten Kokosnusschale ein fortgesetztes Geräusch. Die Mädchen blieben unbeweglich in Reih und Glied stehen und stimmten nur mit traurigen, fast zum Mitleid stimmenden Gesichtern in seinen Gesang ein. Doch wiederholten sie nur einzelne Worte, teils mit gemäßigter, teils mit gellender Stimme. Die Verstärkung der Töne trat allemal ein, wenn der Vortänzer sich ihnen nahte oder den Leib zur Erde streckte. Ihre Bewegung bestand bloß darin, daß sie die Füße nach dem Takt des Geheules mehr oder minder einkrümmten, so die Knie vorwärts beugten und dann den rechten Fuß gleichmäßig vorsetzten oder zurückzogen, alles ohne ihre Stellen zu verlassen. Zu gleicher Zeit zeigten sie die Hände gleichförmig gebogen, und auch diese wurden, wie die Füße, im Einklang mit denselben vorgestreckt oder zurückgezogen, welches von allen Mädchen zugleich und taktmäßig geschieht. Die Bewegungen des Vortänzers wurden dann immer heftiger, gleichsam wütend. Je länger es währte, je konvulsivischer wurden seine Geberden, und er triefte von Schweiß; die älteren um mich herstehenden Indianer und die übrigen, welche in ihrer gewöhnlichen Stellung auf der Erde kauerten, schrien den Mädchen zu und schienen sie anzueifern . . .“ Danach begann der Tanz mit verändertem Gesang von neuem, nur noch toller. „Endlich schwangen sie (die umstehenden Indianer) ihre Keulen und gingen auf die Mädchen los, welche bei ihrer Annäherung in ein lautes Geschrei ausbrachen. Hier kam dann plötzlich ein Indianer herbeigesprungen. Er trug eine Mütze von Papagei- und Arararasfedern und einen bis an die Knie reichenden Mantel von



bunten Federn derselben Vögel . . . Dieser Indianer sprang nun ebenfalls, gleich dem Vortänzer, unter rasendem Geschrei im Kreise umher, daß die Federn seines Aufputzes in den Lüften umherflogen.“ Heute ist bei den Kanella nur noch der Tanz der Frauen geblieben mit dem vor ihnen tanzenden Angesehenen. Dieser Kernpunkt ist noch so, wie ihn Pohl beschreibt und wie ihn Castelnau auch bei den Apinayé gesehen hat (II, S. 31). Ich kann nur hinzufügen, daß von den Frauen mit allen Muskeln des Körpers Bewegungen ausgeführt wurden, vor allem auch mit dem Bauche (vgl. H. Snethlage 1, S. 466).

Von diesen Schilderungen weicht der Frauentanz, den Krause bei den Kayapó gesehen hat, ganz bedeutend ab (1, S. 401/402). Kein männlicher Vortänzer, kein Stehenbleiben in einer Reihe, sondern dauernde Fortbewegung von der Stelle.

Während die vorher beschriebenen Tänze vielfach schon am Spätnachmittag begonnen wurden, nahmen die meiner Ansicht nach kultischen Übungen erst nach Einbruch völliger Dunkelheit, nach Erscheinen der nächtlichen Gestirne ihren Anfang. Tonfolgen der großen Trompeten, von mehreren Männern geblasen, riefen die Teilnehmer, die meisten erwachsenen Männer des Ortes, herbei. Ganz gemächlich versammelten sie sich im Zentrum des Tanzplatzes. Frauen und Kinder hielten sich einige Meter außerhalb des sich bildenden Kreises. Noch einmal erklangen die Musikinstrumente, diesmal auch die kleinen Holztrompeten, Flöten und Okarinas; dann folgte allgemeines Gebrumm und Gezische. Nach dem Takte des monotonen Gesanges wurde der Körper langsam hin und her gewiegt, das Gleichgewicht von einem Bein auf das andere verlagert. Drehungen nach rechts und links ließen sich damit verbinden, ohne daß ein einziger sich von der Stelle bewegte. Die Worte des Liedes wiederholten sich, der Rhythmus des Tanzes blieb der gleiche. Bis nach etwa 10 Minuten ein Zischen und Brummen die Strophe abschloß und eine kurze Pause eintrat. Nach einigen Wiederholungen wurde der Tanz lebhafter, die Wendungen des Körpers wurden zu einzelnen Schritten; fester wurden die Füße aufgesetzt. Der Blick richtete sich gegen den Himmel, gewissen Sternen zu; ihr Name — *katsère* — wurde mehrfach wiederholt. Mir wurde bedeutet, daß ihnen der Tanz galt. Von Zeit zu Zeit trat aber immer wieder eine Pause ein, deren Anfang und Ende jedesmal durch Zischen, Brummen und Flötensignal kenntlich gemacht wurde.

Von den Außenstehenden beteiligten sich nur gelegentlich einige Frauen mit gellenden Stimmen an dem Gesang. Es waren aber meist andere Worte, die sie brauchten.

Dieser Tanz war auch der Mittelpunkt des Feuerfestes der Kanella von Ponto, das in der Nacht vom 31. August zum 1. September stattfand. Damals wurde er zum letzten Male im Morgengrauen wiederholt, als die Knaben das trockene Gras der ungerodeten Flächen zwischen den zum Tanzplatz führenden Wegen in Brand setzten. Ein märchenhaftes Schauspiel bot sich meinen Augen! In der Mitte die leidenschaftlich und doch würdevoll tanzenden Alten, durch das Feuer springend die zierlichen Jungen! Weithin leuchteten die urucuroten Bemalungen der nackten Körper, während die schwarze Genipapofarbe einen wirkungsvollen Kontrast bildete.

Ein ähnlicher Tanz scheint schon von Paula Ribeiro (1, S. 189) beobachtet worden zu sein. Leider ist seine Beschreibung zu allgemein gehalten, um irgendwelche Veränderungen feststellen zu können. Bei den Apinayé wurde er zu Castelnaus Zeiten (II, S. 31) noch mit Waffen getanzt. Eine bemerkenswerte Abwandlung beobachtete dieser Forscher (S. 32) nach Aufgang des Mondes: „Une longue ligne d'hommes et de femmes s'avancait

devant le feu entre les danseurs; chaque individu tenait l'une des extrémités d'un hamac dans lequel était étendu un enfant nouveau-né dont on entendait les vagissements, et que le père et la mère venaient offrir à l'astre de la nuit; arrivés à l'extrémité de la ligne chaque couple balançait le hamac en accompagnant ce mouvements de chants de tous répétaient à l'unisson, et qui, par leur ton monotone, ne semblaient être composés que de trois mots répétés sans discontinuer. Bientôt une voix aigue se fit entendre, et une affreuse vieille femme dont le corps ressemblait à un squelette, se présenta les bras élevés au-dessus de la tête, et fit plusieurs fois le tour de l'assemblée pour disparaître ensuite silencieusement . . ." (darauf folgten wieder andere Tänze).

Dieser Tanz scheint noch in vielfacher Abwandlung getanz zu werden. Über seine Bedeutung wird noch im Abschnitte über die Religion zu reden sein.

Bei den bisher beschriebenen Tänzen wurde keine Verkleidung, nur Schmuck aus Baumwolle und Federn und Körperbemalung angelegt. Masken waren von keinem der Forscher bei den nördlichen Kränstämmen gesehen worden. Sie erschienen, wie ich bereits in meinem Reisebericht im Journal f. Ornithologie (1, S. 465) berichtete, bereits am Spätnachmittag als abenteuerliche Gestalten (Abb. 22) mit langen, im Winkel von 45 Grad nach oben abstehenden „Hörnern“ (Holzstangen). Das Gesicht war durch eine Matte dargestellt, auf der quadratisch oder spiralig die Augen aufgemalt waren. Die Nase war durch einen Längsspalt, der Mund häufig durch einen Querspalt angedeutet. Einen Hals besaß die Maske nicht, wohl aber eine Art Kopfputz, der einem Zopfe glich. Der untere Teil des Körpers des Maskenträgers war durch Palmfiedern oder Embira verdeckt. Nach mir hat Nimuendajú in Ponto Masken gesehen und gesammelt; sie stammten von einem späteren Altersklassenfest und hatten sich in mehr als einer Hinsicht verändert. Die Augen sind bei diesen durch Sterne, Dreiecke und zahlreiche andere Figuren bezeichnet, den Mundschlitz konnte ich bei keiner einzigen von ihnen wieder auffinden, und auch der Zopf war durchaus nicht immer vorhanden. Die Erklärung dieser Unterschiede muß ich späteren Forschungen überlassen.

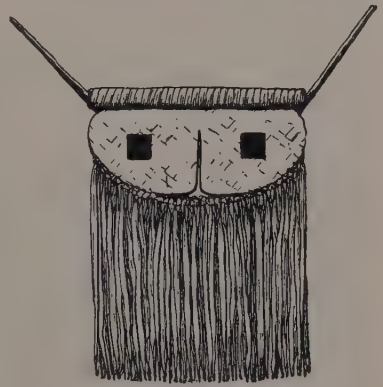


Abb. 22.

Maske der Kanella von Ponto.

Meist liefen die Masken nur auf den Wegen umher, hielten sich auch vor den Häusern auf und bettelten mich regelmäßig lautlos um eine Zigarette an. Die Sprache erschöpfte sich in gewissen Bewegungen des Nasenspaltes. Eine der um mich herumstehenden Frauen, die durchaus keine Scheu vor den Masken hatten, übersetzten mir den Wunsch. Regelmäßig wurde mir meine Gabe mit einem kleinen Tanz belohnt, d. h. die Maske hüpfte oder lief einige Schritte seitwärts und zurück, trampelte verschiedene Male heftig auf und verschwand dann im schnellen Lauf. Trafen sich zwei Masken, nahmen sie einander gegenüber Aufstellung, trampelten heftig auf, liefen in derselben Richtung einige Schritte seitwärts und zurück, trampelten wieder auf und stürzten in verschiedenen Richtungen davon.

#### 47. Spiel.

Spielend erlernten die Knaben das Schießen mit Bogen und Pfeil, die Mädchen die frauliche Tätigkeit. Schon dem kleinen Sohne, der eben

stehen konnte, schnitzte der Vater bei den Kanella, den Timbira und sogar bei den heruntergekommenen Apinayé einen winzigen Bogen und dazu passende Strohpfleichen und brachte ihm das Schießen bei. Zu fast jeder Tagesstunde schießen Knaben mit ihrem Alter angepaßten Waffen nach dem Ziel; alle Arten von Pfeilspitzen finden sich verkleinert auch bei den Kinderpfeilen. Besonders gern wird auf Vögel Jagd gemacht. Neben Bogen und Pfeil wird dazu auch eine sorgfältig aus Palmfieder geflochtene Steinschleuder gebraucht, wie sie sich in der Nimuendajú-Sammlung in Dresden befindet (Abb. 23). Das Mädchen richtet sich nach der Mutter. Der Tanzschmuck der Alten wird in Palmstroh nachgeahmt und bei den Tänzen der Kleinen angelegt. Figuren werden aus Palmblattstielen der Burity geschnitzt, die durch Hervorheben der Brüste Weiber, durch Flaumbekleidung Männer dar-



Abb. 23. Steinschleuder der Remkokamekrän. Nr. 44665 in der Sammlung für Völkerkunde Dresden.



Abb. 24. Puppen aus Palmblattstielen der Burity der Remkokamekrän, die männliche links mit Daunenbekleidung. Nr. 44756 und 44757 in den Sammlungen für Völkerkunde in Dresden.

stellen (Abb. 24), von Palmblattfiedern allerlei Tiere gemacht. Gewöhnliche und Brummkreisel werden angefertigt, mit denen sich auch die Kinder bewegen. Tänze, die unserem Ringelreihen ähnlich sind, habe ich bei den Kindern in Ponto beobachten können. Für Ballspiele werden Wurfbälle aus Maisblatt geflochten (Apinayé).

Zu den Bewegungsspielen der Krän möchte ich auch den sogenannten Klotztanz rechnen, an dem sich Jünglinge und Männer bis zum höchsten Alter hinein beteiligen. Es sind schwere, etwa 1 m lange Blöcke der Buritypalme und anderer Bäume, die auf die Schulter gehoben und im Laufe weite Strecken fortgeschafft werden. Gewöhnlich versammelt sich zu diesem Zweck eine Anzahl von Männern an einer Stelle der breiten, zum



Dorfe führenden Wege; einer der Teilnehmer läßt das Stammstück auf seine Schulter und mit großem Hallo geht es im wilden Jagen dem Dorfe zu. Wird der Träger müde, übernimmt ein anderer die Last, mitten im Lauf, ohne auch nur einen Augenblick anzuhalten. Im Dorfe selber wird noch einige Male der Peripherieweg durchmessen.

Diese Übung ist so in Fleisch und Blut der Kanella übergegangen, daß von dem heiratsfähigen Jüngling nach ausdrücklicher Bestätigung eines der Angesehenen eine Probe verlangt werden soll. Er muß imstande sein, einen der schweren Klötze aus dem Savanne im Laufschrift, ohne anzuhalten, einen etwa 2 km weiten Weg ins Dorf zu tragen. Nimuendajú behauptet allerdings (3, S. 671), daß bei den Remkokamekrân dieser Lauf weder mit der Heirat noch mit der Jugendweihe etwas zu tun habe.

Ich habe diese „sportliche Übung“ bei den Kanella und Apinayé beobachtet, bei den Kreapimkatayé und Krão soll sie nach der Aussage eines älteren Mannes ebenfalls gepflegt werden. Von den Kayapó berichtet sie schon Silva e Souza (S. 494). Kissenberth (1, S. 59) beobachtete ihn als den wichtigsten Bestandteil des Geierfestes, das er leider immer noch nicht näher beschrieben hat. Auch Pohl hat sie bei ihnen gesehen (I, S. 401), ebenso wie bei den Purekamekrân (II, S. 205). Frei Rafael Tuggia meldet diese Sitte von den Chavante und Cherente (S. 121).

Métraux (2, S. 208) hat ihn nach Douville (Métraux 3, S. 275) in seiner bei den Krân üblichen Form auch für die Kamakan, wo er „bolo“ genannt wurde, in Anspruch genommen.

Die Klotztänze der Tapuya unterschieden sich jedoch grundlegend von denen der Krân. Immer handelte es sich um einen Wettkampf; darin sind sich Roulox Baro (S. 220), Marcgraf (S. 280) und Barlaeus (I, S. 696) einig. Roulox Baro erzählt sogar, daß die Tapuya mit den Klötzen nach gefangenen Ratten warfen und möglichst viel von ihnen zu töten suchten.

Métraux (2, S. 209) erwähnt noch eine Stelle aus Nicolas de Techo, wonach auch die Itatin, ein Guaranistamm im Norden Paraguays ihre Kräfte im Klotztanz erprobten und der schnellste und kräftigste ausgezeichnet wurde.

Ringkämpfe, denen die Kenkatayé nach Kissenberth (1, S. 41), sich besonders hingeeben haben sollen, habe ich nur bei den Jünglingen der Remkokamekrân gesehen. Sie spielen wohl nicht die Rolle, die sie bei den Karajá haben.

Zu den Geschicklichkeitsspielen gehört eine Art Vexierschnitzerei aus Rohr, wie sie Nimuendajú von den Apinayé mitgebracht hat.

#### 48. Kunstempfinden.

Das Kunstempfinden der Krânstämme steht durchaus nicht auf der niedrigen Stufe, wie wohl allgemein angenommen wird. In der Plastik allerdings leisten sie so gut wie gar nichts, das Modellieren einiger höchst primitiver Wachfiguren und die mangelhafte Darstellung menschlicher Gestalten aus Burityblattstiel ausgenommen. Erheblich besser sind schon die Flechtereien aus Palmblattfiedern; sie geben darin jedenfalls den Karajá nichts nach. Unübertrefflich sind aber die geometrischen Muster, die sie aus verschiedenfarbigem Material im Stufengeflecht in ihre Körbe arbeiten und vor allen Dingen ihre Umflechtungen um Waffen, Musikinstrumente, Werkzeuge, Kopf- und Armbänder. Sie stehen darin auf genau derselben Stufe wie die Indianer Guianas und Nordwestbrasilien. Ritzungen oder Brandmalerei in Cuyen usw. kommen besonders bei den Kayapó vor. Sie sind ebenfalls in der Regel geometrisch. Die Körpermalerei beschränkt sich im allgemeinen auf Striche und Punkte oder die

Muster, die durch die aus halbierten Früchten, mit Zinken gearbeiteten Hölzern oder Schlangenwirbel hergestellten Stempel hervorgebracht werden können. Figürliche Darstellung sah ich äußerst selten, so an den von Nimuendaju mitgebrachten Masken in Leipzig und Dresden.

Die Ornamentik der Suyá gleicht völlig der ihrer Nachbarn im Xingú-Quellengebiet.

#### 49. Gottesglaube.

Mir ist von einem Gott der Krân nichts bekannt geworden. Verehrung genießen unzweifelhaft Mond und Sterne, wie aus dem vorher beschriebenen kultischen Tanz hervorgeht und auch von Pohl (I, S. 400), Castelnau (I, S. 34) und Kissenberth (1, S. 55) bemerkt worden ist. Gelegentlich einer Mondverfinsterung schoß nach letzterem Forscher die ganze Mannschaft des Stammes unter Klageliedern und Bittgesängen mit brennenden Pfeilen nach der verfinsterten Mondscheibe, um ihm das Licht wiederzugeben und zu verhindern, daß er sterbe, auf sie herabfalle und alles vernichte. Von den Purekamekrân sagt Pohl (II, S. 20): „Die Indianer erkennen ein höchstes Wesen, welches sie mit dem Namen Turpi bezeichnen. Es wohnt im Himmel, sendet Regen, Sonnenschein und Gewitter und verschafft ihnen Nahrung.“ Sicherlich handelt es sich aber hier um Überbleibsel aus der Zeit der Katechese durch die Jesuiten.

#### 50. Seelenglaube.

Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode wird ja schon durch die Grabbeigabe von Lebensmitteln und anderen Gegenständen bezeugt. Nach Pohl glaubten die Purekamekrân, daß die Seelen der Verstorbenen ihre Verwandten ständig umschwebten (I, S. 208). „Sie glaubten ihre Nähe durch ein leises Säuseln zu vernehmen.“

#### 51. Zauberglaube.

Der Zauberglaube ist natürlich auch bei den Kranindianern recht stark; er äußert sich aber nicht in der Weise, wie es bei den Tapuya Marcgravs Barlaeus und des Roulox Baro Sitte war. Beschwörungen habe ich nicht beobachtet und werden auch in der Literatur nur an unzuverlässigen Stellen wiedergegeben. Kissenberth (1, S. 56) spricht von den Wayangá der Megubengokrá-Kayapó als von Zauberpriestern und Medizinmännern, berichtet aber keine Zaubehandlungen. Auch von den Steinen (1, S. 206) spricht von Zaubern bei den Suyá. Amulette sind sehr häufig. Die Haut des Ameisenbären oder die Fingerringe aus dem Schwanz der Teyueidechse sollen gegen Schlangenbiß, Krokodilzähne gegen Fieber, Coaty-(Nasenbär-) Knochen gegen Fall helfen u. dgl. mehr. Pohl wies schon auf solche Amulette aus Baumwurzeln und Tierknochen bei den Kayapó (I, S. 406) hin.

#### 52. Kannibalismus.

Métraux (2, S. 215—220) hat durch seine Quellenkritik es schon wahrscheinlich gemacht, daß die meisten Ge des Südens und Zentralbrasilien den Kannibalismus nicht kannten. Bei den Botokuden allein mag Menschenfresserei vorgekommen sein, wurde aber, wenn er bei ihnen wirklich existierte, wohl erst von den Tupi übernommen. Auch die Krânstämme des Nordens — Timbira, Kayapó und Akuä — sind nur fälschlich der Menschenfresserei beschuldigt worden, damit im 18. Jahrhundert noch Sklavenjagden nach ihnen abgehalten werden konnten. Kein einziger der Berichtstatter, die wirklich bei ihnen gewesen sind, weiß von einer solchen Sitte zu erzählen; immer handelt es sich nur um Gerüchte

über andere Stämme. Sehr treffend kommt es an einer Stelle von Pohl (I, S. 400) zum Ausdruck. Dieser Forscher hat Anthropophagie weder bei den Apinayé noch den Krão, Purekamekrän oder Chavante auch nur angedeutet. Auch bei den Kayapó fand er sie nicht; aber er berichtet: „In der Wildnis sollen sie . . . und auch Menschenopfer gehören zu ihrem Kultus.“ Deshalb kann ich auch den Ausführungen von Castelnau (II, S. 36/37), der in langatmiger Weise zu erklären sucht, weshalb er sich berechtigt fühlt, bei den Apinayé und Chavante Kannibalismus anzunehmen, nicht Glauben schenken.

Endokannibalismus, der, wie Linné so schön nachgewiesen hat, seine Hauptverbreitung im nordwestlichen Südamerika hat, ist nicht eine Sitte der Krän oder Ge, sondern allein der Tarairyon und deren Verwandten. Zu ihnen gehörten wohl auch Maranhenser Küstenstämme, die Mujaraguanos und Tremembaiz. Auf dem letzten Amerikanistenkongreß konnte De Goeje mitteilen, daß die Kariri, zweifellos Verwandte der alten Tapuya, starke karibische Elemente aufweisen. Dadurch läßt sich das Vorhandensein des Endokannibalismus schon besser erklären.

### 53. Beschneidung.

Nach Kissenberth sollen die Kayapó das frenulum mit einem Taquara-Rohr durchschneiden, um den Penisstulp auf dem praeputium zu befestigen.

### 55. Heilkunde.

In der Wundenbehandlung leisten die Krän Außerordentliches. Entzündungen wissen sie in kurzer Zeit heilen zu lassen. Die Wirkung zahlreicher Wurzeln, Triebe und Kräuter ist ihnen bekannt. Nach Paula Ribeiro diene ihnen auch Urucúsamen als Heilmittel (S. 190). Pohl führt als solche bei den Purekamekrän (II, S. 197) an: „So vertreiben sie z. B. das Fieber mit einer *Dorstenia fol. rotundatis*. Die Syphilis, welche leider häufiger vorkommt, als man vermuten sollte, wozu vielerlei Ursachen mitwirken . . . wird bloß mit häufigem Waschen behandelt. In Heilung von Wunden wird der gekaute Samen von *Bixa brasiliensis* verwendet. Ophthalmie zeigt sich auch sehr häufig. Gegen dieses Übel, sowie gegen Schlangenbisse, sollen sie auch Arcana besitzen.“

Aderlaß mit Bogen und Schröpfpfeil ist bei allen Kränstämmen bekannt. Er wird schon von Paula Ribeiro (S. 190) erwähnt. Pohl beschreibt das Instrument bei den Kayapó (I, S. 406): „Bei Kopfschmerzen schröpfen sie die Stirne mittels eines kleinen Bogens, von welchem ein 8 Zoll langer Pfeil mehrmals gegen den leidenden Teil abgeschnellt wird. Der Pfeil hat am Ende einen Quarzsplitter mit einer knopfförmigen Vorragung, damit der Splitter nicht tiefer als notwendig eindringen kann. Mit demselben Instrument, welches kutuschua genannt wird, verstehen sie auch, gut und richtig Ader zu lassen.“

Der Gesundheitszustand war bei allen Krän, die ich zu sehen bekam, überraschend gut.

Ich habe auch wenig von Syphilis und anderen Geschlechtskrankheiten bemerkt. Die Kinder, die geboren wurden, waren fast ausnahmslos kräftig und gesund, wenigstens bei den Kanella. So gesund und wohlgestaltet, daß die umwohnenden Ansiedler — meiner Meinung nach, zu Unrecht — glaubten, die Eltern töteten jedes Kind sofort nach der Geburt, das mißgestaltet sei. Vor Fieber schützt sie meist der in der Regel in fieberfreier Gegend angelegte Wohnort; doch sollen einige das Fieber von ihren Wanderungen mitbringen und nicht selten daran zugrunde gehen.



Von einem durchaus zuverlässigen Farmbesitzer wurde mir folgende Geschichte erzählt, die auf die Behandlung der Alten und Hilflosen ein Licht wirft: Ein bei ihm arbeitender Kanella legte eines Tages die Arbeit nieder und erklärte, nach Hause gehen zu müssen, um seinen Vater zu töten. Auf eine entsetzte Frage erwiderte er, daß der Vater zu schwach sei, um noch leben zu können. Ein anderer würde ihn quälen, ihm jedenfalls wehe tun; er selber würde es ganz schmerzlos machen.

Diese Tötung der Hilflosen wird schon von Paula Ribeiro an zwei Stellen bezeugt; bei den Gamella von Vianna (S. 194) und den Capiecrã (S. 313). Letztere lautet in der Übersetzung: „Wenn jemand während ihrer Märsche an Blattern erkrankte, legte er sich auf den Boden und auf den Kopf einen Stein; seine Freunde und Verwandten schleuderten dann einen andern großen Stein an seinen Kopf und zerschmetterten ihn damit und ließen ihn da liegen, frei von seinen Schmerzen; ein solches Ende nahm der Häuptling Tempé und die bemerkenswertesten Kollegen verwandter Stämme.“

### 56. Sprachliches.

Bei der Durcharbeitung meiner bei den verschiedenen Krānstämmen aufgenommenen Wortlisten (die der Kreapimkatayé ist mir leider bei dem Untergang eines Bootes auf dem Rio Grajahu abhanden gekommen) werde ich mir ihrer Mängel recht bewußt. Person und Zeit der Verben z. B. sind höchst zweifelhaft; ich war bei Rückfragen während der Aufnahmen schon bisweilen auf Widersprüche gestoßen, was ich durch Fragezeichen andeutete. Ferner war mir damals schon aufgefallen, daß die Klangfarbe und die Länge einzelner Laute, die verschiedene Bedeutung hatten, wechselten. Es gelang mir damals nicht, sie zu fassen und zu Papier zu bringen.

Die verschiedene Klangfarbe gewisser Laute spielt vielleicht auch eine Rolle bei der Verwandlung des *k* in *g* oder umgekehrt. Auch bei den Apinayé gab es harte Laute, obwohl sie sich in zahlreichen Fällen in weiche wandelten. Ich bitte, diesbezüglich besonders auf die Silbe *ko* (*go*) zu achten; in der Bedeutung Wasser, Tanzplatz und Stab weist sie immer ein mehr oder weniger langes geschlossenes *o* auf.

Im Anfange glaubte ich, sprachlich die Krān nur in zwei Gruppen teilen zu können — eben durch die Verwandlung gewisser harter Laute *p-k-t* in die weichen *b-g-d* und mitunter auch des *l* in *r* (vgl. Kissenberth 2, S. 52—54). Vielleicht sind die Piokobyé aber doch zu verschieden von den Kanella und müssen — möglicherweise mit den Krikatayé und Kreapimkatayé — abgetrennt werden. Diese Frage zu entscheiden — wenn es auf Grund meines Materials möglich ist, das ich genau, wie ich es damals aufgenommen habe, bringe, einschließlich der Fragezeichen — überlasse ich den Sprachwissenschaftlern.

Eine kurze Bemerkung zur Aussprache: Das *s* ist hier etwas stimmhaft; auch die übrigen Buchstaben werden auf deutsche Weise ausgesprochen. Der Til mit nachfolgendem *n* bedeutet Nasalierung.

˘ unter dem Vokal = offen, ˙ = geschlossen, ˘ über Vokal kurz, - lang. Bei den Krāo und Remkokamekrān das *l* in *hial* und *jāl* sehr undeutlich, oft kaum hörbar. Vorsilben wie *pa* und *i* (*ir*) scheinen verschiedene besitzanzeigende Fürwörter zu sein. (K) bedeutet ein von Kissenberth aufgenommenes Wort.

Die Krān stoßen die Worte hervor. Diese scheinen daher häufig abgerissen und den Zivilisierten rau und widerwärtig — ganz im Gegensatz zur Sprache der Guajajára.

Körperteile:	Piokobyé	Remkokame- krän	Krão	Apinayé
Zunge	<i>to</i>	<i>panjató,</i> (K) <i>hōnató</i>	<i>hioptó</i>	<i>nijotó</i>
Mund	<i>karkoã</i>	<i>paijalkwã</i>	<i>hialkwã</i>	<i>akwã</i>
Oberlippe		<i>paijalkó</i>	<i>hialkó</i>	<i>akwákó</i>
Unterlippe				
Zahn	<i>wã</i>	<i>pāzwã</i>	<i>hizwã</i>	<i>wã</i>
Nase	<i>iakrá</i>	<i>panjalkrá</i>	<i>hínjalkrá</i>	<i>injakrá</i>
Nasenloch		<i>panñinjakrá</i>	<i>hínjalkrikrá</i>	
Auge	<i>ntó</i>	<i>pantó</i>	<i>hitó</i>	<i>ndó</i>
Ohr	<i>apáka</i>	<i>paipáku</i>	<i>hialpáka</i>	<i>ambák</i>
Loch im Ohr- läppchen		<i>kújū</i>	<i>hialpákuí</i>	<i>amkrāká</i>
Ohrloch		<i>paijapākrá</i>	<i>hiapākrá</i>	<i>ambākrá</i>
Stirn	<i>kokatós</i>	<i>pakuet tói</i>	<i>hikugatói</i>	<i>kügá</i>
Kopf	<i>nkrän</i>	<i>pakrän</i>	<i>hikrän</i>	<i>krän</i>
Schädel		<i>pakrānpéde</i>		
Kopfhaar	<i>nkã</i>	<i>pakí</i>	<i>hikín</i>	<i>kín</i>
Augenbrauen		<i>pantóhō</i>	<i>hitohū</i>	<i>dohū</i>
Bart	<i>harhū</i>	<i>pakrithō</i>	<i>hialkohū</i>	<i>injāmū</i>
Schamhaar		<i>hizothō</i>	<i>hizothū</i>	
Wange		<i>injētã</i>	<i>hialmahó</i>	<i>nīndã</i>
Kinn	<i>harmān</i>	<i>pajālmã</i>	<i>hialkohó</i>	<i>njām</i>
Schulter	<i>hēkrã</i>	<i>pajikrá</i>	<i>hialkrã</i>	<i>nikrá</i>
Arm	<i>ará</i>	<i>paiaará</i>		
Oberarm			<i>hipã</i>	<i>ītpã</i>
Unterarm			<i>hiantói</i>	<i>ītpanjūrē</i>
Ellbogen		<i>papakónē</i>	<i>hipākhōn</i>	<i>pakónē</i>
Hand	<i>nkrã</i>	<i>panjukrá,</i> (K) <i>hōnkrã</i>	<i>himkrã</i>	<i>nikrá</i>
Handrücken		<i>njukratūdu</i>		<i>nikrakrañ</i>
Handfläche		<i>njukrajonkwã</i>		<i>nikraonkwã</i>
Finger	<i>nkra</i>	<i>paijūnhĩ<sup>1)</sup></i>		
Daumen		<i>injūnhotí</i>		<i>nikrakrañ-</i> <i>matí</i>
Zeigefinger		<i>ijūnkapuhi-</i> <i>kuhē</i>	<i>hiūnhi</i>	<i>nikrakrañtōn-</i> <i>ja</i>
Mittelfinger		<i>ikóijūnitã</i>	<i>hiūnhi</i>	<i>nikrakrañko-</i> <i>rān</i>
Ringfinger		<i>hukóijūnitã</i>	<i>hiūnhi</i>	<i>nikrakrañtān-</i> <i>ja</i>
Kleinfinger		<i>ijūnkānēkuhē</i>	<i>hiūnhi</i>	<i>nikrakrañdūū</i>
Fingernagel		<i>hijūnkópē</i>	<i>hiūnkópo</i>	<i>nikkópu</i>
Bein	<i>para</i>	<i>patã</i>	<i>hikahí</i>	<i>itã</i>
Oberschenkel		<i>ikriã</i>	<i>hikigge</i>	<i>itkriã</i>
Unterschenkel		<i>parahi</i>	<i>hitã</i>	<i>itã</i>
Knie		<i>ikónē</i>	<i>hikónē</i>	<i>itkónē</i>
Fuß	<i>para</i>	<i>papal</i> (K) <i>ī-par(i)</i>	<i>hipal</i>	<i>ītpalē</i>

<sup>1)</sup> Der Remkokamekrän, der mir diesen Ausdruck mitteilte, kannte angeblich keine Ausdrücke für die verschiedenen Finger, während andere mir später die folgenden sagten.

Körperteile:	Piokobyé	Remkokame- kran	Krâo	Apinayé
Fußbrücken		<i>ipaliu</i>	<i>hipaliu</i>	
Sohle		<i>ipaliuhonkwă</i>	<i>hipalkráp</i>	<i>panjuonkwă</i>
Ferse		<i>palkâtě</i>		
Zehen		<i>palkrónhî</i>		
Zehennagel		<i>palkópě</i>		<i>panjukópu</i>
Huf eines Hirsches		<i>garonizwa</i>		
Körper	<i>nkó</i>	<i>pāntzî</i>		<i>ipitān</i>
Leichnam		<i>pāhirāmātuggě</i>		<i>mātúkě<sup>1)</sup></i>
Hals		<i>panjānkrā</i>	<i>hūānkrā</i>	<i>injokrā</i>
Nacken		<i>hitputkādě</i>	<i>hapukatūt</i>	
Kehle		<i>panjarakrá</i>		
Achselhöhle			<i>hialjakrā</i>	
Rippen		<i>pabruhî</i>	<i>nokóto</i>	
Brust	<i>nkut</i>	<i>pakó</i>	<i>hikó</i>	<i>itkó</i>
		<i>panjukótu</i>	<i>kokrūtě</i>	
Zitze eines Tieres		<i>ikó</i>		<i>injokótū</i>
Bauch	<i>ntó</i>	<i>patū</i>	<i>hatū</i>	
Nabel		<i>injontótu</i>		
Seite		<i>panjěpā</i>	<i>wuihî</i>	
Rücken		<i>panjatūdu</i>	<i>wakohî</i>	
Gesäß		<i>panjonkó</i>		
Penis		<i>patōtě</i>	<i>hizótě</i>	
Haut	<i>kuó</i>	<i>pakó, (K) ikó</i>	<i>hapā</i>	<i>itkó</i>
Behaartes Fell		<i>hiki</i>		
Knochen	<i>nhă</i>	<i>pahî</i>	<i>hahî</i>	<i>jî</i>
Blut	<i>kapurū</i>	<i>nukapurū</i>		<i>tzambrū</i>
		<i>pagapró</i>		
Ader		<i>pagukāge</i>		
Fleisch		<i>pauî</i>		<i>brū</i>
Herz		<i>paguněgu- kónlă</i>		<i>anjól</i>
Leber			<i>hitotzó</i>	
atmen			<i>hinkikî</i>	
Magen		<i>ijutókrā</i>	<i>hitotzó</i>	
Darm		<i>pajalkó</i>		
Urin		<i>pató</i>		
Schweiß		<i>panukó</i>		
Träne		<i>pantóhū</i>		
Kot		<i>paijālhókū</i>		
Atem		<i>waikākă</i>		
Schnabel		<i>krūtě</i>		<i>meōnhî</i>
Schwanz eines Hundes		<i>róbbějaprū</i>		
Schwanz eines Fisches		<i>tăpějaprū</i>		
Schwanz eines Vogels		<i>kwitnlăjaprū, (K) krōi-yapú (Papageien- schwanz)</i>		

<sup>1)</sup> Interessant ist die Verhärtung des Konsonanten! Die Worte wurden ohne vergleichende Einsichtnahme in die Vokabulare der Remkokamekrān und Piokobyé aufgenommen!



Elemente und Natur:	Piokobyé	Remkokame-krân	Krâo	Apinayé
Flosse		täpejaprutzé		
Flügel		harã		
Feder		prunrã		
Wasser	kō	kō, (K) gō, kō	kō	gō
Fluß	kōgatã	kōgatĩ, (K) gō-gatē		ngũraputĩ
Bach	kũngrã	kōgahōgra		gōngrĩrã
Feuer	kahō	kuchũ, (K) goché	kuwrũ	kuwũ
Rauch	hōn	hikũmẽ		kuwukũmẽ
Asche		pró		
Brennholz	pĩnkrã	pĩnhẽrã		pĩn
Himmel		kōikwã		katizwã
Wolke		agãklãn		
Regen	tã	tã	tã	dã
Nebel oder Tau		kumpirã		
Wind	kutã	kóku		
Sturm		kókutóitẽ		
Gewitter		kãipãgzó		
Blitz	takkotschĩ	takútzi		
Donner		tãũrirõnrókẽ		
Regenbogen		kókóraplẽikẽ		
Sonne	amkró	amkró, (K) put	amkró	arĩngró
Schatten	amkrãn	amkrãn		ambukrãn
Sonne aufgehend		putzapöitzó		
Sonne unter- gehend		putzajiãtzó		
Jahr		kakũ		
Regenzeit		ramatãjotãpẽ		
Trockenzeit		kakũramãmkró		
Tag	potpẽt- schãtẽ	ajuatĩ		
Nacht	wagapótẽ	ramokatzwã		
Morgen		ramogatĩ		
Abend		ramoputã		
Mond	pótlũ	putuwurũ (K) purẽ		putuwurũ
Neumond		putuwurura- mopintũa		
Vollmond		putuwurukĩm- pãtiã		
Stern	katschita	katschẽrẽ		kanjiti
Erdboden	pka	pitjã		putka
Land		nklogakló		
Kampo		palkó		
Roça		pũru		
Ebene		wampókrã		
Weg	peró	prũ		
Wald	akitã	kakẽtã		
Wiese		hatũ		
Sand		piã		

Haus, Gerät:	Piokobyé	Remkokame- krân	Krâo	Apinayé
Stein	<i>kăně</i>	<i>hakotpró</i> <i>kăně</i> , (K) <i>kchén</i>	<i>kăně</i>	<i>kăně</i>
Felsen		<i>kānekāntí</i>		
Eisen		<i>wakūrā</i>		
Wasserfall		<i>kururókō</i>		
Dorf	<i>krígatá</i>	<i>krī</i>		<i>krīn</i>
Haus	<i>ikrā</i>	<i>hikrā</i> , (K) <i>ikré</i>		<i>ikrā</i>
Dach		<i>hikrápruhí</i>		<i>krānhuari</i>
Tür		<i>harikwá</i>		
Pfosten		<i>pīm</i>		<i>krānbuikó</i>
Wand		<i>hikrájahéré</i>		<i>ikrākā</i>
Sitzschemel				<i>pipó</i>
Hängematte	<i>lité</i>	<i>itahōntzé</i>		<i>aritzó</i>
Tuch		<i>pénkrā</i>		<i>pantjé</i>
Plattformbett		<i>paikwatzó</i>		
Faden		<i>katótzé</i>		
Baumwolle		<i>katótzní</i>		
Tragkorb		<i>kāi</i>	<i>kāi</i>	<i>kāwó</i>
Proviantkorb		<i>paptu</i>		<i>kāwūrā</i>
Hängekörbchen (m. Deckel)		<i>kāipó</i>		<i>kāipó</i>
andere Körbchen		<i>paptú</i>		<i>kāngrá</i>
		<i>papturā</i>		
Matte		<i>katú</i> , (K) <i>katú</i>		<i>brukó</i>
Siebmatte		<i>taptí</i> , (K)		
		<i>kupémba</i>		
Hölzer zum Feuerreiben		<i>brórě</i>		
Feuerfächer		<i>potwó</i>		<i>kogapédja</i>
Flaschenkürbis		<i>potwó kónatá</i>		<i>nukrátě</i>
		<i>kónopisápa</i>		<i>gukóně</i>
		<i>kutóinkó</i>		
Kochtopf	<i>panöllě</i> (port. <i>panella</i> )			<i>gōi</i>
Beil	<i>kósch</i>	<i>wakrá</i>		<i>krámōn</i>
Messer				<i>guapó</i>
Schleifstein				<i>kamburá</i>
Kanu u. Waffen:				
Kanu	<i>kanó</i>	<i>póděkrā</i>		<i>pórě</i>
Stock oder Keule		<i>kópó</i> , (K) <i>kóp-</i> <i>po</i> , <i>kó</i>		
		<i>hijóko</i>		<i>ko</i>
Bogen	<i>kohě</i>	<i>kuhě</i> , (K) <i>kuhě</i>		<i>gutjě</i>
Sehne		<i>kuhētzé</i>		<i>gutjětjá</i>
Pfeil	<i>kro</i>	<i>kruwá</i> , (K) <i>krúa</i>		<i>krúa</i>
Pfeilfeder		<i>hikāipōatān</i>		<i>krūninbru</i>

Kleidung, Schmuck:	Piokobyé	Remkokame- krân	Krâo	Apinayé
Pfeil mit Bam- busspitze		<i>kruwá</i>		
Pfeil mit Knochenspitze		<i>krukopu</i>		
Pfeil mit Holz- spitze		<i>krujînkakóto</i>		
Vogelpfeil		<i>krukakóto</i>		
Fischspeer		<i>toëkatzwó</i>		<i>porubrátuti</i>
Angel		<i>asóti</i>		<i>tabrãntschó</i>
Angelschnur		<i>rônlätzé</i>		
Gewehr	<i>katónku</i>	<i>katónko</i>		<i>kutschí</i>
Pulver		<i>hakrú</i>		<i>prórü</i>
Schrot		<i>katónkhí</i>		<i>û</i>
Penishütchen				<i>kratkó</i>
Tanga		<i>tóikatěprá</i>		<i>mandiati</i>
Gürtel		<i>pîndikó</i>		<i>kratschi</i>
Armband		<i>hiprâhipatzé</i>		<i>ndoitschä</i>
		<i>ipáté</i> , (K) <i>batsé</i>		
Knöchelband		<i>itáté</i>		<i>tätschi</i>
Hut (eur.)		<i>tkrânkó</i>		
Kleid (eur.)		<i>waikákupa- kumân</i>		
Hemd (eur.)	<i>tuká</i>			
Hose (eur.)	<i>kraká</i>	<i>pânko</i>		
Hemd der Frau (eur.)		<i>perjékó</i>		
Frauenrock (eur.)		<i>kupânkó</i>		
Kamm		<i>palkó</i>		
		<i>palrudikó</i>		
Kopfschmuck		<i>hikrânkôn- pâitě</i>		
Halsschmuck		<i>hônkräkětzó</i>		<i>onkrédjé</i>
		<i>hidihókrä</i> , (K) <i>hakró</i>		
Rückenschmuck		<i>hogiará</i>		
Gürtelschmuck		<i>tzü</i>		
Tanzmaske		<i>kukrinlěhó</i>		
Tanzschmuck	<i>makró</i>	<i>wakrä</i>		
Musik:				
Mundflöte		<i>kônkrit</i> , (K) <i>gukon-krüte</i> , (K) <i>hânhi</i>		
Holzhorn		<i>koónlâ</i>		
Trompete		<i>kônhi</i>		<i>i podwó</i>
Tanz		<i>hînkřäre</i>		<i>mangřäre</i>
Gesang		<i>hônkräpöi</i>		
Fest		<i>wütü</i>		



Familie usw.	Piokobyé	Remkokame- krân	Krâo	Apinayé
Mensch				<i>mâmbûja</i>
Leute		<i>mâmhim</i>		<i>kupân</i>
Familie		<i>mägumâ</i>		<i>ipânikra</i>
Paar		<i>mâmkrutpa- mâmôn</i>		<i>imâne</i>
Mann	<i>hombrä (port.)</i>	<i>hipré</i>		<i>habatorä</i>
Vater	<i>ntschôn</i>	<i>hintschün</i>		<i>ntschünrä</i>
Vater des Mannes		<i>poikété</i>		
Vater der Frau		<i>tumié</i>		
Mutter	<i>tschi</i>	<i>hintschä hintsché</i>		<i>dirä inôn</i>
Mutter d. Mannes		<i>hozojä</i>		<i>papagété</i>
Mutter der Frau				<i>metprinrä</i>
Kind	<i>krarä</i>	<i>hikra</i>		<i>ikra</i>
Säugling				<i>karoräkrân</i>
Sohn		<i>hikrarä</i>		<i>ikrkrân</i>
Schwiegersohn		<i>iwawu hipiönjé</i>		<i>hipinjôn</i>
Enkel		<i>itämtwü</i>		<i>ikrändü</i>
Knabe		<i>hakrärä</i>		<i>mätprinrä</i>
Jüngling		<i>möprü</i>		
Bruder		<i>mentuajä</i>		
Älterer Bruder	<i>tônko</i>	<i>hikrêkó</i>		<i>kurüä</i>
Jüngerer Bruder	<i>hatôn ponkriä</i>	<i>hikrêkó ta- mihapu</i>		<i>hitôt</i>
Schwager		<i>hipöijé</i>		
Ältere Schwester	<i>atôn</i>	<i>hikrêkó</i>		<i>itôn</i>
Jüngere Schwester	<i>atonkä</i>	<i>hikrêkó tamihapu</i>		<i>kurapü</i>
Schwägerin		<i>hipöijé</i>		
Weib	<i>haprûn</i>	<i>hiprôn</i>		<i>itprôn</i>
Gattin				<i>tschüëti</i>
Mädchen		<i>mäggepru</i>		<i>mäggukrídë</i>
Tochter		<i>hikra</i>		<i>ikra</i>
Schwiegertochter		<i>hitzonëjé</i>		<i>tschüëti</i>
Enkelin		<i>itamtwá</i>		<i>tômjuä</i>
Witwe		<i>intiapidë</i>		<i>omdü</i>
Vaterbruder		<i>käti</i>		<i>ipamôn</i>
Mutterbruder		<i>tuirä</i>		<i>ipamôn</i>
Neffe		<i>itamtwó</i>		<i>kröndü</i>
Nichte				<i>kröndü</i>
Greis	<i>plik</i>	<i>keddëjã lanôn</i>		<i>pingédë</i>
Vetter		<i>kididti</i>		<i>kandü</i>
Großvater		<i>tuirä</i>		<i>tüi</i>
Mutter d. Mutter				<i>inôn</i>
Mutter des Vaters				<i>itpân</i>
Häuptling		<i>pahi</i>		<i>paüti</i>
Fremder		<i>wäihókku (?)</i>		
Freund		<i>hikonôn</i>		<i>kränjü</i>

Säugetiere	Piokobyé	Remkokame- kran	Krão	Apinayé
Feind Weißer Schwarzer Indianer	<i>kojaká</i> <i>pentagrã</i> <i>hãn</i>	<i>waimäpu</i> <i>pakritô</i> <i>pentagrã</i> <i>panjĩn</i>		<i>ikuritschũ</i> <i>kongrãngrãn</i> <i>kotũkã</i> <i>kôgãmbrũti</i>
Medizin, Religion: Arzt		<i>mãnjöntipäd- jiti</i>		<i>imambá</i>
Arzneimittel Krankheit		<i>ampotôgaikô</i> <i>itzô</i>		<i>mägadoëntzô</i>
Tabak	<i>karĩn</i>	<i>pollhõ (?)</i>		<i>karĩn</i>
Zigarre		<i>ampogatrõ (?)</i>		
Gott		<i>papáma</i>		<i>mäpámẽ</i>
Geist		<i>njumamahíta- japró?</i>		
Stimme				<i>õnkrá</i>
Wort		<i>waigakõku</i>		<i>gontwã</i>
Schlaf		<i>wangõnu</i>		<i>matabutí</i>
Säugetiere: Jagdtier		<i>hikrä</i>		
Affe	<i>kokũĩ</i>	<i>kukõĩ</i>		<i>kukõĩ</i>
Brüllaffe				<i>kupute</i>
Fledermaus	<i>ßibrã</i>	<i>ßebrã</i>		<i>njẽb</i>
Bunter Jaguar	<i>ropkro</i>	<i>ropruprũti</i>		<i>robkrórẽ</i>
Schwarzer Jaguar	<i>oribbõka</i>	<i>roptũka</i>		<i>robtũk</i>
Puma	<i>oropkaptik</i>	<i>ropõ</i>		<i>robhambrik</i>
Mazamaarten	<i>vinjatscherõ</i>	<i>karõ</i>		<i>karõ, njuteti</i> <i>adjõtĩ, bõ</i> <i>dẽ</i>
Fischotter	<i>tibã</i>	<i>tiritĩ</i>		<i>kutkrũt</i>
Tapir	<i>kokrãt</i>	<i>kukrũtẽ</i>		<i>brutĩ</i>
Wasserschwein	<i>kõtõm</i>	<i>kumtũm</i>		<i>grã</i>
Paka	<i>krã</i>	<i>krã</i>		<i>kukẽn</i>
Aguti	<i>kokĩ</i>	<i>kukẽnẽ</i>		
Raposa	<i>tschõrã</i>	<i>tschõrã</i>		<i>põdkokẽ</i>
Faultier	<i>põdirã</i>	<i>põdgahogẽrã</i>		<i>wuakõn</i>
Coati	<i>makõn</i>			<i>põt</i>
Großer Ameisen- bär	<i>põt</i>	<i>põt ta</i>		
Kleiner Ameisen- bär	<i>põtka- tschinerã</i>	<i>põtdolã</i>		<i>põtkaogrã</i>
Pferd	<i>kaũru</i>	<i>kawũti</i>		
Rind	<i>kukrãntũrẽ</i>	<i>prũti</i>		<i>boi (port.)</i>
Maultier		<i>kawukahogkrã</i>		
Eur. Schwein	<i>tschõ</i>	<i>kurũ</i>		<i>angrõ</i>
Hund	<i>urupurã</i>	<i>ropõ, (K) lõap</i>		<i>rob</i>
Katze		<i>robberã</i>		
Ratte	<i>amtschũ</i>	<i>amtzũ</i>		<i>amtjõ</i>
Hase	<i>kriankrã</i>	<i>kriakrã</i>		
Gürteltiere	<i>tũna</i>	<i>tõna</i>		<i>tõntĩ, tõn</i> <i>tõngumlãnã</i>

Reptilien, Niedere Tiere	Piokobyé	Remkokame- krân	Krâo	Apinayé
Riesengürteltier				<i>abjêt</i>
Großes Nabel- schwein				<i>ângrōtî</i>
Kleines Nabel- schwein				
Vogel:				<i>ângrōrā</i>
Vogel	<i>kowīnlā</i>	<i>kowīnlā</i>		<i>krānurā</i>
Ei	<i>nkrā</i>	<i>kōwinlākrā</i>		<i>krānurāgrā</i>
Arara		<i>tschēo-tschāb- bērā</i>		<i>bōl</i>
Perequito	<i>kidrā</i>	<i>krēnarā</i>		<i>krēnrā</i>
Papagei		<i>krūitî</i>		<i>kwūi</i>
Mutum (Crax)				<i>kāuti</i>
Jacu (Penelope)		<i>putānkā</i>		<i>butān</i>
Araukuan (Or- talis)		<i>jal-kwakērā</i>		
Wasserhuhn		<i>hīntōitî</i>		
Urubu	<i>tschūrē</i>	<i>tzōnu</i>		<i>njōn</i>
Uruburei		<i>kukrūtî</i>		
Falconide		<i>hōgga</i>		
Nandu		<i>māntî</i>		<i>māntî</i>
Ente		<i>gutzüitî</i>		<i>kambri</i>
Taube		<i>turūtî</i>		<i>turitî</i>
Hahn		<i>wo-tschan- tschaku-tschu- utî</i>		<i>kodurābūtî</i>
Henne		<i>tschan-tschaka</i>		<i>kodurādūi</i>
Küchlein		<i>tschantschak- tōra</i>		<i>kodurādūi- krārā</i>
Specht		<i>tzōi</i>		
Fische, Reptilien:				
Fisch	<i>tāpě</i>	<i>tāpě, (K) teap</i>		<i>tāpě</i>
Besondere Arten				<i>bientschētě</i>
				<i>krōrētî</i>
				<i>hambōn</i>
Alligator	<i>māti</i>	<i>mīti</i>		<i>mīnti</i>
Schildkröte		<i>apānē</i>		<i>kaprōn</i>
Schlange	<i>kāngān</i>	<i>kanōn</i>		<i>kaprōnti</i>
Klapperschlange				<i>kanōn</i>
Lachesis spec.				<i>upāri</i>
Surucuju de fogo				<i>abadkōtî</i>
Wasserschlange				
Frosch				<i>ōrōtî</i>
Kröte		<i>pōltî</i>		<i>priṭapirā</i>
Eidechse		<i>wātterā</i>		<i>pri</i>
Leguan				<i>wākantūgā</i>
Niedere Tiere:				<i>konku</i>
Ameise		<i>mātamtwōja- tōtî</i>		<i>murūma</i>
		<i>pulrūmānē</i>		



Pflanzen	Piokobyé	Remkokame- krân	Krâo	Apinayé
Termite				<i>prunjurä</i>
Mosquito				<i>pürä</i>
Fliege		<i>kóbbērä</i>		<i>kôbrä</i>
Biene	<i>päně</i>	<i>päně</i>		<i>bân</i>
Honig	<i>pänmě</i>	<i>päně kakú</i> (K), <i>pén</i>		<i>bânju</i>
Heuschreck				<i>gritě</i>
Wespe		<i>hāntschí</i>		<i>amjū</i>
Schmetterling		<i>wäwä</i>		<i>wäwä</i>
Käfer		<i>purika</i>		<i>porgantí</i>
Stechfliege				<i>pūti</i>
Laus		<i>pamekó</i>		<i>mängó</i>
Floh		<i>wabbērä</i>		<i>bi</i>
Spinne		<i>ampō</i>		<i>épi</i>
Krebs				<i>bagrā</i>
Schnecke				<i>gob</i>
Pflanzen:				
Ast	<i>kitá ?</i>	<i>hipa</i>		<i>pió</i>
Rinde		<i>hikó</i>		<i>pikó</i>
Wurzel		<i>pinjārě</i>		<i>pinjarä</i>
Dorn		<i>pän-ni</i>		<i>brinji</i>
Samen		<i>änrihuwakrä</i>		<i>piū</i>
Schale		<i>hikó</i>		
Blüte		<i>npōrān</i>		<i>pirān</i>
Frucht		<i>wapūkuni</i>		<i>pitó</i>
		<i>plati kōtōin</i>		
		<i>pōditōnarä</i>		<i>piprinrä</i>
Strauch				<i>hatú</i>
Gras				<i>ponu</i>
Mais	<i>pōnhó</i>	<i>pōnhū</i>		
Maispflanze		<i>wapōnhukrä</i>		
Manioc	<i>kūri</i>	<i>kwōru</i>		<i>kwūrě</i>
Maniocwurzel		<i>kwōltūmkō</i>		<i>twūmgrō</i>
Maniocmehl		<i>kwōltūmhōm-</i> <i>tzom</i>		
Banane	<i>pōwōbtschū</i>	<i>pupūbrä</i>		<i>pitjō</i>
Batate	<i>tjōtě</i>	<i>tjōta</i>		<i>jōtě</i>
Cara		<i>karó</i>		<i>bōb</i>
Pfeffer		<i>pōllhūrä</i>		<i>pōlrū</i>
Buritypalme		<i>krōwa</i>		
Tucumpalme		<i>rōnlä</i>		
Inajapalme		<i>hawāri</i>		
Babassupalme		<i>pōmōteldi</i>		
Bohne		<i>pōditōnlä</i>		<i>bōngrut</i>
		<i>pōnkrut</i>		
Erdnuß		<i>kahū</i>		<i>kaū</i>
Pfeilrohr		<i>kannajūba</i>		<i>krūa</i>
Zuckerrohr		<i>kangapirä</i>		
Urukustrauch		<i>pū, (K) pū</i>		<i>pū</i>
Kürbispflanze				<i>katānrä</i>
Kalebasse		<i>kukóně</i>		<i>gukon</i>

Pronomina	Piokobyé	Remkokame- kran	Krâo	Apinayé
Baumwolle		<i>atzódi</i> <i>katotzni</i>		
Wassermelone		<i>prasin</i>		
Bogenbaum (Tabibuia)		<i>kutó</i>		
Genipapo		<i>prim</i>		
Pao roxo		<i>kuhikatükě</i>		
Zahlen:				
1	<i>pětschätě</i> <i>hibiakrót</i> <i>nkri</i>	<i>putschitě</i> , (K) <i>bučiti</i>	<i>putschitě</i>	<i>puti</i>
2		<i>hibiakrukě</i> , (K) <i>dākrūt(u)</i>	<i>hibiakrukě</i>	<i>adkrūtě</i>
3		<i>inkri</i> , (K) <i>donkré</i>	<i>nkri</i>	<i>adkrunati</i>
4		(K) <i>dākrutpai</i>	<i>hibiakrukě-</i> <i>hibiakrukě</i>	<i>adkrunädkru</i>
5		(K) <i>tochokéte</i>	<i>hibiakrukě-</i> <i>hibiakruke-</i> <i>putschitě</i>	<i>adkrunädkru-</i> <i>puti</i>
Eine Hand		<i>hünkra</i>		
Beide Hände		<i>hünkrabiakrū-</i> <i>kě</i>		
Ding		<i>ampo (?)</i>		
Teil		<i>kumāngōn (?)</i>		
wenig		<i>kro</i>		<i>grirā</i>
viel		<i>hotóiti</i>		<i>oto</i>
halb		<i>kuható</i>		<i>kuōpidě</i>
voll		<i>hipūdu</i>		
alles		<i>baikuhato</i>		<i>pitān</i>
der Erste		<i>kakōni</i>		<i>agrumādi</i>
allein		<i>putschitě</i>		<i>puti</i>
der Zweite		<i>domíkě (?)</i>		<i>adkru</i>
Pronomina:				
ich	<i>he</i>	<i>pa</i>	<i>kupan</i>	<i>pa</i>
du	<i>ka</i>	<i>ka</i>	<i>mhin</i>	<i>ka</i>
er	<i>taha</i>	<i>tamau</i>	<i>tamā</i>	<i>mūnja</i>
sie				<i>dīmūnja</i>
wir	<i>kraptān</i>	<i>pakumōn</i> <i>haikrutēmōn</i>	<i>hikramikatan</i>	<i>pitān</i>
ihr				<i>makaija</i>
jener		<i>nalisa</i>		
dieser		<i>musanda</i>		
mein Bogen				<i>igutjě</i>
dein Bogen		<i>hikutschāti</i>		<i>agutjě</i>
sein Bogen				<i>ūnriagutjě</i>
Adjektiva:				
groß	<i>nkot</i>	<i>hikoti</i>		<i>prigrādi</i>
dick		<i>akotimua</i>		<i>toladi</i>

Farben	Piokobyé	Remkokame- krän	Krão	Apinayé
klein	<i>nkrirä</i>	<i>hinkrirä</i>		<i>pringa irä</i>
hoch		<i>hikotimo</i>		<i>abatō</i>
tief	<i>krä</i>	<i>krälüti</i>		<i>indüa</i>
lang		<i>iluti</i>		<i>pō</i>
breit		<i>ipoti</i>		<i>peradi</i>
mager	<i>nhirē</i>	<i>itschirē</i>		<i>irä</i>
schwer		<i>waggatüē</i>		<i>utın</i>
leicht				<i>aminjaprä-</i> <i>préjē</i>
jung		<i>intüati</i>		<i>düē</i>
gerade				<i>katódō</i>
kalt	<i>króde</i>	<i>krüti</i>		<i>klü</i>
heiß	<i>kakrō</i>	<i>higakrōdji</i>		<i>gangtó</i>
trocken	<i>nkrō</i>	<i>amkrōrä</i>		<i>grō</i>
naß	<i>nkō, nhön</i>	<i>hikō</i>		<i>gō</i>
verfault		<i>ramakakürē</i>		<i>omdūi</i>
gesund		<i>kamäkotzōdjē ?</i>		<i>bädi</i>
krank	<i>katjä</i>	<i>kamäēho ?</i>		<i>ō</i>
blind		<i>kutjumanärä ?</i>		
tot		<i>hintötüm (?)</i>		<i>dokrä</i>
taub	<i>ntök</i>	<i>lamätükē</i>		<i>tuk</i>
stumm		<i>hapatu</i>		<i>ambakrō</i>
lahm		<i>hipänkētē</i>		<i>kabänkētē</i>
schwanger		<i>ambeihabzō</i>		<i>radjō</i>
		<i>hamukra</i>		<i>konkrōmag-</i>
		<i>ramaikra</i>		<i>rakēdē</i>
gut		<i>ambeihompä ?</i>		<i>bätē</i>
		<i>hipäitē (?)</i>		
klug		<i>hipaipau</i>		<i>katjōēn</i>
dumm		<i>mantī (?)</i>		<i>pipaīm</i>
schlecht		<i>hoplitī</i>		<i>andui</i>
tapfer		<i>kutäpaurana</i>		<i>obri</i>
feig		<i>hozwati</i>		<i>amtümrä</i>
schläfrig				
Farben:				
weiß	<i>porkuke</i>	<i>hikätitti</i>		<i>kängängrän</i>
schwarz		<i>hitüti</i>		<i>tügrä</i>
dunkel		<i>aboapōtkuti</i>		<i>ambatkō</i>
schmutzig		<i>hitümrä</i>		<i>tügu</i>
rot	<i>pentschi- raplik</i>	<i>kaprikte</i>		<i>kōgambrik</i>
blau		<i>honküntē</i>		<i>ngrängrän</i>
grün	<i>kahuk</i>	<i>hinkōti</i>		
gelb	<i>kaprök</i>	<i>tatapti</i>		<i>akärä</i>
hell		<i>kakwilrō</i>		<i>kamagrutagü</i>
Zeit:				
gestern	<i>pōtmē</i>	<i>häpumē (?)</i>		<i>jāōn</i>
		<i>munjapōrōn(?)</i>		
morgen	<i>ngatak</i>	<i>hangati</i>		<i>habkatim</i>



Ort	Piokobyé	Remkokame- krân	Krâo	Apinayé
heute	ntakema- gato	itakemân		jaaân
immer		tohanjũltu		njũ
jetzt		kurmôn		amôn
				kurmôn
ein anderes Mal		kawatikapoi (du kommst morgen an)		tatjupujân
Ort:				
rechts		aopogromân		aratopogotân
links		aukãutân		aukãotân
hier		itãri		jãri
nahe		hituri		jawõhu
dort		nãtzo		nãna
fern		mãrli (?)		hawrũ (?)
gehe dorthin		malhumẽmôn		marummôn
komme hierher		heipãlmôn		
vorwärts		wamôn		
rückwärts		hamumôn		
vor dem Haus		hikrãguãma		
hinter dem Haus		hikrãgatũrli		
oben		himogli		
auf		hiputschãm		kutpi
unten		hikragli		pagrage
außen				kapõdãn
innen		põnpi (?)		ikrãmõm
				(im Hause)
ja		kazwanti, ma		ãntu
nein		nõnha (port ?)		tokwarin
vielleicht		unõnkemôn		atã
ich schneide mit meinem Messer		wapõhakãtẽ	wapõtøkãpẽ	paiwãpõhia- kro
ich trete durch die Tür ein		harkwanatõ		paakwakrakõ- rẽpatjonãmõ
ich kämpfe gegen die Feinde		waimãpu		pakuritscho- nãmãatpu
in dem Haus ist ein Mädchen	aniakwa	hatãikrari- mi (?)	ikrãkupluti	ikrãgamonku- kridiãjãn
ich springe in den Fluß			korakamãn- morõm	gorakamãn- morõn
ich gehe um das Feuer herum		kuchugapãmu- mõn	hapakuwru- purhu	kuwuru-pu
ich komme vom Gebirge her				kãnerumõn
Gemüse reinigen				
arbeiten		kuapẽ		niaropan
aufstehen		watwinju		monapẽ
baden		tõtã		koremãdja
Beischlaf voll- ziehen		wai-promẽnõn		wai-promãwai- rõngõrẽ

Verben	Piokobyé	Remkokame- krân	Krâo	Apinayé
berühren	<i>npro</i>	<i>koätpa</i> (?) (zusammen gehen ?)		<i>ambō</i>
binden		<i>waijuaprä</i>		<i>hiprū</i>
bleiben		<i>atwu</i>		
brennen	<i>hepuk</i>	<i>kukatōrē</i> <i>jakēmōn</i>		<i>jamānjān</i>
bringen		<i>haipentotā</i>		<i>tjērē</i>
denken		<i>waimikampa- mōn</i>		<i>amnōnmōn</i>
essen	<i>kapō</i>	<i>wapō</i>		<i>paōku</i>
fallen	<i>komä</i>	<i>hipōmō</i>		
fliegen		<i>hitōro</i>		
fließen		<i>kōapā</i>		
sich freuen		<i>amnikinti</i>		
fühlen		<i>hapuiso</i>		
fürchten		<i>imuapati</i>		
gähnen		<i>hānkrikē</i>		
geben		<i>komangōn</i>		
gebären		<i>hikrapōn</i>		
gehen		<i>wapumōn</i>		
ich kam an		<i>waipoi</i>		
ich komme an		<i>waiakatōlē</i>		
greifen		<i>wakutēmōn</i>		
hauen		<i>waggakēn</i>		
er hörte		<i>waitempārē</i>		
hungern	<i>plam</i>	<i>pramti</i>		
husten		<i>hikāku</i>		
kauen		<i>apō(?)</i>		
lachen		<i>kōgati</i>		
mahlen		<i>wahati</i>		
malen				<i>amjōk</i>
reden		<i>haipānē</i>		<i>māgapānē</i>
niesen		<i>tschi</i>		
rufen		<i>haipānēwultān</i>		
sehen		<i>waiduhampūn</i>		
schlafen		<i>wangonē</i>		
stehen		<i>tzanakrē</i>		
toten		<i>hikurā</i>		
trauern		<i>haipakampa</i>		
trinken		<i>waiķō</i>		
umkehren		<i>amiatzō</i>		
weggehen		<i>harumumōn</i>		
wachsen		<i>hikrākō</i>		
weinend		<i>hapankrān</i>		
werfen		<i>hitakaupäpi</i>		
Männliche Namen:		<i>pudukūi</i> <i>konrāgē</i> <i>tānuó</i> <i>pakó</i>		

Verben	Piokobyé	Remkokame- krân	Krâo	Apinayé
Weibliche Namen:		<i>hotokóto</i> <i>ropko</i> <i>hetzotu</i> <i>hokanana</i> <i>tato</i> <i>kronzo</i> <i>põtza</i> <i>krõtchu</i> <i>prutzé</i>		
		<i>kahukué</i> <i>horragu</i> <i>kupakué</i> <i>karukwõ</i> <i>krõwaku</i> <i>telekwõ</i>		

### Schlußworte.

Trotz der großen Lücken glaube ich in vorliegender Arbeit zu einigen Ergebnissen gelangt zu sein. Das wichtigste ist wohl das Herausheben der Krân aus dem großen Konglomerat der sogenannten Ge(Ze)völker. Als Krân im engeren Sinne möchte ich die Timbira-Gaviões (Waldtimbira Rivets), Kanella, Krâo (Savannen-Timbira Rivets), Apinayé, Kayapó und Suyá bezeichnen. Möglicherweise gehören zu ihnen auch noch einige nach Süden abgedrängte Teile, die Loukotka in seinem Vortrag auf dem 24. Intern. Amerikanistenkongreß zu Hamburg erwähnte. In engen kulturellen wie auch sprachlichen Beziehungen zu den Krân stehen auch die Akuä, Kamakan und Kaingang. Nicht zu ihnen gehören aber die Goytaca und Goyana, aus Gründen, die ich später darlegen werde. Die Bororó unterscheiden sich vor allem sprachlich und wohl durch den ausgesprochenen Totemismus, der bei den Krân, den sie doch sonst kulturell außerordentlich nahestehen, nicht nachgewiesen ist. Die Botokuden scheinen mir in den Wald gedrängte Verwandte der Krân zu sein, die unter den schlechteren Lebensbedingungen wohl von den Tupi den Kannibalismus annahmen. Die Trennung von den Krân mag schon auf einer früheren Kulturstufe erfolgt sein.

Die Tarairyou oder Otschukayana und ihre Verwandten, meistens als Tapuya bezeichnet, haben mit den Krân nichts zu tun. Unter den wenigen überlieferten Einzelheiten wiegen als Abweichungen besonders schwer: der Endokannibalismus, die beeinflussende Magie und das Vorhandensein der Töpferei und Knüpferei. Die Hängematten sind weniger beweiskräftig; der Klotzlauf, der wohl die Hauptschuld an der herrschenden Ansicht über die Zugehörigkeit der Tarairyou und Verwandten zu den Ge trägt, hat bei beiden Völkern verschiedene Bedeutung. Bei den Krân ist er eine Übung, die eng mit dem sozialen Leben verknüpft ist; bei den Tarairyou und Verwandten eine Messung der Körperkräfte. Mitteilungen von de Goeje und eigene Studien lassen mich schließen, daß sie enge Beziehungen zu den Kariri haben. So glaube ich, daß wir es hier mit Resten einer aus dem Norden gekommenen Wanderungswoge zu tun haben, die vor den Tupi nach Ostbrasilien kamen, in diesem Lande selbst aber im allgemeinen



sich nicht allzuweit von der Küste entfernte, jedenfalls nicht in das Zentrum des Gebietes der Krân und Akuä einzudringen vermochte. Sie haben wohl lediglich den ersten Anlaß zu der Nordwestwanderung der Akuä gegeben.

In Nordostbrasilien selber sind heute drei große Kulturgruppen zu unterscheiden: die Bewohner der Savanne, die Krân und Akuä, die Fischereibevölkerung des Araguaya, die Karajá und schließlich die Waldbewohner, die Tupi. Die enge Nachbarschaft hat natürlich einen nicht geringen Austausch von Sachgütern bewirkt; heute noch sind aber die verschiedenen Grundlagen der bezeichneten Völker deutlich zu erkennen. Exogames Mutterrecht, Monogamie, Altersklassenverbände, Runddörfer, Fehlen von Booten und Töpferei, Plattformbett, große Bedeutung der Jagd und des Sammelns von Wurzeln und Früchten bei den Krân, freimutterrechtliche Verfassung, Polygamie, magische Tänze, Vierecks- oder unregelmäßige Dörfer, Schifffahrt, Töpferei, rückseitig offene Kiepen, intensiver Bodenbau bei den Tupi, Häuptlingspolygamie, Zeilendörfer, die um die Beine der Unverheirateten gewebten Baumwollstulpe, Mäntel in Hängemattenform, Tonpuppen der Karajá sind nur einige von ihnen, die ich zum Beweise meiner Behauptung anzuführen brauche. In einem Vortrag auf dem 14. Intern. Amerikanistenkongreß in Hamburg habe ich mich ausführlicher hierüber geäußert.

Von den Krân-Stämmen selber haben die Suyá im großen und ganzen die Kultur des Xingu-Quellgebietes angenommen. Auf die Kayapó haben deutlich die Karajá, auf die Kreapimkatayé, Piokobyé und Krikatayé die Guajajara eingewirkt. Es besteht wohl ein kulturell erkennbarer Unterschied zwischen Kayapó und Timbira-Kanella-Krâo, der durch verschiedene Tonsuren, Vorhandensein oder Fehlen von Lippenpflocken sofort äußerlich kenntlich gemacht wird.

Zur Klärung des Ge-Problems ist noch viel Arbeit nötig. Ich möchte daher mit dem Wunsche schließen, daß es Nimuendaju, dem ausgezeichneten Indianerkenner, vergönnt sein möchte, ausführlich über seine letzten beiden Reisen zu den Krân und Akuä zu berichten!

### Literaturverzeichnis.

- D'Abbeville, Claude, Histoire de la mission des Pères Capucins en l'Isle de Maragnan et terres circonvoisines, Paris 1614.
- D'Acuña, P. Cristovão, Novo descobrimento do grande Rio das Amazonas. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXVIII, Rio de Janeiro 1865, S. 163—265.
- Adam, Lucien: Le parler des Caingangs. Congrès intern. Amer. XII, Paris 1902, S. 317—330.
- Alencastre, I. M. P. (1), Annaes da provincia de Goyaz. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXVII, 2; Rio de Janeiro 1864, S. 1—186 und 229 ff.
- (2) Fortsetzung. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXVIII, 2; Rio de Janeiro 1865, 1—167.
- Ambrosetti, Juan B., Los Indios Kaingangues de San Pedro (Misiones) con um Vocabulario. Rev. del Jardim Zoologico, Buenos Ayres 1895, II, S. 305—387.
- Augustine, Brief der Schwester A. an Schwester Berdoulat. Les Missions Catholiques I, Lyon 1868, S. 141—143.
- Avé-Lallement, Dr. Robert: Reise durch Nordbrasilien. I und II. Leipzig 1860.
- Azara, Felix de, Voyages par l'Amérique méridional. Paris 1809.
- Bahnsen, Kristian: Über südamerikanische Wurfhölzer. Int. Arch. f. Ethnogr. II, Leyden 1889.
- Barboza d'Almeida, Hermenegildo Antonio, Viagem ás villas de Caravellas etc. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. VIII, Rio de Janeiro 1846, S. 425—452.
- Barlaeus, Casper (1), Brasilianische Geschichte usw. Cleve 1659.
- (2) Rerum in octennium in Brasilia gestarum. Cleve 1660.
- Barreto, Xomingos: Civilização dos Indios. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XIX, Rio de Janeiro 1856.

- Betendorf, Chronica da missão dos Padres da Companhia de Jesus no Estado do Maranhão. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. LXXII 1, Rio de Janeiro 1910.
- Borba, Telemaco Morocines, Die Caingangsiadianer in der brasilianischen Provinz Parana, Globus 50, Braunschweig 1886, S. 233—236.
- Bullock, S. C., Tocantins and Araguaya Rivers, Brasil. Geographical Journal 63, London 1924. S. 370—391.
- Burmeister, Hermann: Reise nach Brasilien, durch die Provinzen Rio de Janeiro und Minas Geraes. Berlin 1853.
- Cardim, Fernão: Do Principio e origem dos Indios do Brazil, Rio de Janeiro 1881.
- Castelnau, Francis de: (1) Carta. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. VIII, Rio de Janeiro 1846. S. 405—411.  
— (2) Expédition dans les parties centrales de l'Amérique de Sud. Paris 1850. Bd. II.
- Cerqueira e Silva, Ignacio Accioli, Dissertação Historica, Ethnographica e Politica. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. II, 5, Rio de Janeiro 1849. S. 143—257.
- Colbacchini, P. Antonio (1), A Tribu dos Bororos. Rio de Janeiro 1919.  
— (2) I Bororos orientali „Orarimugodoge“ el Matto Grosso. Torino (1924).
- Costa Pinto Silva, Antonio da: Descoberta dos Campos de Guarapuava. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XVIII, Rio de Janeiro 1855, S. 252—276.
- Coudreau, H., Tocantins et Araguaya. Paris.
- Cunha Mattos, Raymundo José da (1), Itinerario do Rio de Janeiro ás provincias do Para e Maranhão. 3 Bde. Rio de Janeiro 1836.  
— (2) Chorographia Historica da provincia de Goyaz. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXXVII, 1, Rio de Janeiro 1874, S. 213—398.  
— (3) Fortsetzung. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXXVIII, 1, Rio de Janeiro 1875, S. 6—150.
- Daniel, Jão (1), Thesouro Descoberto no Maximo Amazonas. Segunda Parte. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. I, 2, Rio de Janeiro 1840, S. 328—347 und 447—500.  
— (2) Fortsetzung. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. I, 3, Rio de Janeiro 1841, S. 39—52; 158—183; 282—297; 422—441.
- Documentos officiaes, Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. VII, Rio de Janeiro 1845, S. 221—224.
- Ehrenreich, Paul (1), Ueber die Botokuden der brasilianischen Provinzen Espirito Santo und Minas Geraes. Z. f. E. XIX, Berlin 1887, S. 1—82.  
— (2) Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Berlin 1891.  
— (3) Die Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse. Petermanns Mitteilungen XXXVII, Gotha 1891, S. 81—89 und 114—124.  
— (4) Ueber einige Bildnisse südamerikanischer Indianer. Globus LXVI, Braunschweig 1894, S. 81—90.  
— (5) Anthropologische Studien über die Ureinwohner Brasiliens. Braunschweig 1897.  
— (6) Die Ethnographie Südamerikas im Beginn des XX. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Naturvölker. Arch. d. Anthr. N. F. III, Braunschweig 1905, S. 59—75.
- D'Évreux, Yves: Voyage dans le Nord de Brésil, fait durant les années 1613 et 1614. Leipzig et Paris 1864.
- D'Escragnolle Taunay, Alfredo, Viagem de Regresso de Mato Grosso a Corte. Rev. Inst. Geogr. Bras. XXXII, 2, Rio de Janeiro 1869, S. 35.
- Ferreira Gomes, Vicente, Itinerario da cidade de Palma do Goyaz á cidade de Belem do Para etc. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXV, Rio de Janeiro 1862, S. 485 ff.
- Ferreira de Oliveira Bueno, Jão, Simples narração da Viagem, que fez ao Rio Paraná. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. I (1839), Rio de Janeiro 1856, S. 179—193.
- Florence, Hercules, Esboço da viagem feita pelo Sr. de Langsdorff no interior do Brasil etc. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXXVIII, 2, Rio de Janeiro 1875, S. 241—248.
- Freyreiß, G. W., Bidrag till kannedom om Brasiliens Urbefolkning. Ymer Stockholm 1900, S. 269—279.
- Gonçalves Dias, Antonio, Vocabulario da lingua geral usada hoje em dia no Alto Amanonas. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XVII, Rio de Janeiro, 1854, S. 553—576.
- Goeje, C. H. de., Vortrag während des Amer. Kongr. Hamburg 1930 und mündl. Mitteilung.
- Hensel, Reinhold, Die Coroados der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul. Z. f. E. I, Berlin 1869, S. 124—135.

- Hintermann, Heinrich, Unter Indianern und Riesenschlangen. Zürich und Leipzig 1926.
- Hyades und Deniker, Cap. Horn. Paris 1891.
- Ignace, Etienne: (1) Les Capiékran. *Anthropos* V, Wien-Mödling 1910. S. 473 bis 482.
- (2), Les Camacans. *Anthropos* VII, Wien-Mödling 1912. S. 948—955.
- Ihering, Hermann von (1), Os Guayanas e Caingangs de São Paulo. *Rev. Mus. Paul.* VI, São Paulo 1904, S. 23—44.
- (2), A *Anthropologia do Estado de S. Paulo*, *Rev. Mus. Paul.* VII, São Paulo 1907, S. 202—258.
- (3), Os Botocudos do Rio Doce. *Rev. Mus. Paul.* VIII, São Paulo 1911, S. 112 bis 140.
- Kissenberth, Wilhelm (1), Über die hauptsächlichsten Ergebnisse der Araguaya-Reise. *Z. f. E.* XLIV, Berlin 1912. S. 36—59.
- (2), Bei den Canella-Indianern in Central-Maranhão. *Baessler-Archiv* II, Berlin 1911, S. 45—54.
- Knivet, Antonio: *Narração da viagem que, nos annos de 1591 e seguintes.* *Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras.* XLI, 1 Rio de Janeiro 1878 S. 183—272.
- Königswald, K. von (1), Die Botokuden in Südbrasilien. *Globus* XCIII, Braunschweig 1907, S. 37—43.
- (2), Die Coroados im südlichen Brasilien. *Globus* XCIV, Braunschweig 1908, S. 27—32 u. 45—49.
- Krause, Fritz (1), In den Wildnissen Brasiliens. Leipzig 1911.
- (2), Beiträge zur Ethnographie des Araguaya-Xingu-Gebietes. *Congr. Int. Amér.* XXI, Göteborg 1925.
- Krickeberg, Walter, Amerika. *Buschans Illustrierte Völkerkunde*, Bd. I. Stuttgart 1922.
- Kupfer, Cayapos. *Z. f. E.* II, Berlin 1870, S. 239—240.
- Lange, Algot, The lower Amazon. New-York 1914.
- Leal, Dr. Antonio Henriques, Apontamentos para a historia dos Jesuitas. *Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras.* XXXVI, 2; Rio de Janeiro 1873, S. 65—178 und 201—346.
- Léry,
- Leverger, Augusto, Roteiro da navegacao do Rio Paraguay etc. *Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras.* XXV, Rio de Janeiro 1862, S. 285—352.
- Linné, Sigvald, Darien in the Past. Göteborg 1929.
- Loukotka, Chestmir, Vortrag während des Amer. Kongr. Hamburg 1930.
- Machado de Oliveira, José Joaquim (1), Qual era a condição social do sexo feminino entre as indigenas do Brasil? *Rev. Inst. hist. Geogr. Bras.* IV, Rio de Janeiro 1842, S. 168—201.
- (2), Os Cayapos. *Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras.* XXIV, Rio de Janeiro 1861 S. 491—524.
- Magalhaes Gandavo, Pero de: Historia da provincia Sãta Cruz a que vulgarmente chamamos Brasil. *Rev. Inst. Hist. Bras.* XXI, Rio de Janeiro 1858, S. 367—430.
- Manizer, Henri Henrikowitch (nach Childe), Les Botocudos. *Arch. Mus. Nac.* XXII, Rio de Janeiro 1919, S. 241—273.
- Marcgraf in Piso, Guilielm. und Marcgraf, Georg, *Historia naturalis Brasiliae.* Lugdun Batavorum 1648.
- Martius, Karl Friedrich, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens. Leipzig 1867. 2 Bde.
- Mendes de Almeida, Candido: Notas para Historia Pabria. *Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras.* XLI, 2 Rio de Janeiro 1878. S. 71—144.
- Métraux, A., (1) La civilisation matérielle des tribus Tupi-Guarani. Paris 1928.
- (2), La religion des Tupinamba et ses rapports avec celle des autres tribus tupi-guarani. Paris 1928.
- (3), Les Indiens Waitaca (Thevet), *Journ. Soc. Amér. Paris*, N. S. XXI, Paris 1929, S. 107—126.
- (4), Les Indiens Kamakan. Pataso et Kutaso d'après ... Douville. *Rev. Inst. Etn. Tucuman* I, Tucuman 1930, S. 239—293.
- Nimuendaju, Curt Unkel, (1) Sagen der Tembé-Indianer (Pará und Maranhão), *Z. f. E.* XLVII, Berlin 1915, S. 281—301.
- (2) Vokabulare der Timbiras von Maranhão und Pará. *Z. f. E.* XLVII, Berlin 1915, S. 302—305.
- (3) Im Gebiete der Gê-Völker im Innern Nordost-Brasiliens. *Anthropos* XXIV, Wien-Mödling 1929, S. 670—672.
- Nordenskiöld, Erland v., (1) Eine geographische und ethnographische Analyse der materiellen Kultur zweier Indianerstämme in El Gran Chaco. Göteborg 1918.



- Nordenskiöld, (2), The Changes of the material Culture of two Indian Tribes under the Influence of new Surroundings. Göteborg 1920.
- (3) The Ethnography of South Amerika seen from Mojos in Bolivia. Göteborg 1924.
- (4) En jämförelse mellan indiankulturen i södra Sydamerika och i Nordamerika. Ymer 46. Stockholm 1926, S. 298—315.
- Oliveira Barboza, Francisco de, Noticias da Capitania de S. Paulo etc. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. V. Rio de Janeiro 1843, S. 22—35.
- Otoni, Theophilo Benedicto, Noticias sobre os selvagens de Muricy. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXI. Rio de Janeiro 1858, S. 191—232.
- Paula Ribeiro, Francisco de, (1) Memoria sobre as nações Gentias etc. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. III. Rio de Janeiro 1841, S. 184—197; 297—322; 442—457.
- (2) Descrição do territorio de Pastos Bons, nos sertãos do Maranhão. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. II, 5. Rio de Janeiro 1849, S. 41—86.
- Perreira d'Alencar, José Martins, Memoria, Chronologia e Corographia da provincia do Piahy. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XX. Rio de Janeiro 1857, S. 5—139.
- Perreira dos Lagos, Itinerario da provincia do Maranhão. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXXV, 1. Rio de Janeiro 1872, S. 385—422.
- Pinto Bandeira, Joaquim José, Noticia da descoberta do Campo de Palmas. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XIV. Rio de Janeiro 1851, S. 425—438.
- Pinto de Fonseca, José, Copia da Carta etc. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. VIII. Rio de Janeiro 1846, S. 376—390.
- Pires de Campos, Antonio, Breve Noticia etc. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXV. Rio de Janeiro 1862, S. 437—449.
- Plagge, C., Reise in das Gebiet der Guajajara-Indianer in der Brasilianischen Provinz Maranhão. Petermanns Mitteilungen III. Gotha 1857, S. 206.
- Ploetz, Hermann und Métraux, A., La civilisation matérielle et la vie sociale et religieuse des indiens Ze du Brésil meridional et oriental. Rev. Inst. Etn. Tucuman I. Tucuman 1930, S. 107—238.
- Pohl, Johann, Emanuel, Reise im Innern von Brasilien. 2 Bde. Wien 1832.
- Rivet, Paul, Langues américains. Les Langues du Monde. Paris 1925, S. 597 bis 805.
- Rolim, D. Antonio, Conde de Anambuja, Relação da viagem. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. I, 7. Rio de Janeiro 1845.
- Roquette, Pinto, E., Rondonia. Arch. Mus. Nac. XX. Rio de Janeiro 1917.
- Roth, Walter E., An Introductory Study of the Arts, Crafts and Customs of the Guiana Indians. 38. Ann. Rep. Bur. of Ethnology. Smith. Inst. Washington 1916/17.
- Roulox Baro, Relation du voyage. Relations véritables et curieuses de l'isle de Madagascar et du Brésil. Paris 1651, S. 195—307.
- Saint-Hilaire, Auguste de, (1) Voyages dans les provinces de Rio de Janeiro e de Minas Geraes. 2 Bde. Paris 1830.
- (2), Voyage dans la province de Goyaz. 2 Bde. Paris 1847.
- Sampaio, Theodoro, Os Krãos de Rio Preto no Estado do Bahia. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. LXXV. Rio de Janeiro 1912, S. 143—205.
- Sarfert, Ernst, Haus und Dorf bei den Eingeborenen Nordamerikas. Archiv f. Anthropologie N. F. VII. Braunschweig 1908, S. 119—215.
- Schmidt, Max, (1) Indianerstudien in Zentral-Brasilien. Berlin 1905.
- (2) Völkerkunde. Berlin 1924.
- Schuller, Rudolf, Zur Affinität der Tapuya-Indianer des Theatrum Rerum Naturalium Brasiliense. Int. Arch. Ethn. XXI. Leiden 1912, S. 79—98.
- Silva, Vicente Ayres da, Itinerario. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XIV. Rio de Janeiro 1851, S. 438—443.
- Silva e Souza, Padre Luiz Antonio da, Memoria sobre o descobrimento, Governo, populacao e coisas mais notaveis da capitania de Goyaz. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. II, 5. Rio de Janeiro 1849, S. 429—510.
- Simoens da Silva, Dr. Antonio Carlos, A tribu dos Indios Crenaks. Annaes XX. Cong. Intern. Améric. Rio de Janeiro 1924, S. 65—84.
- Snethlage, Emilie, (1) Zur Ethnographie der Chipaya und Curnahé. Z. f. E. 1910, S. 612—637.
- (2) Die Indianerstämme des mittleren Xingú. Z. f. E. 1920/21, S. 395—427.
- (3) Nature and Man in Eastern Pará. The Geographical Review IV. New York 1917, S. 42—50.
- Snethlage, E. Heinrich, (1) Meine Reise durch Nordostbrasilien I. Journal f. Ornithologie LXXV. Berlin 1927, S. 153—184.
- (2) Der Tanz der Kröte Cururú. Erdball II. Berlin-Lichterfelde 1928, S. 384.

- Soares, Diego e Cabral Camello, Jao Antonio, *Noticia praticas das minas do Cuyaba e Goyazes*. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. IV. Rio de Janeiro 1842, S. 487—500.
- Soares de Souza, Gabriel, *Tratado descriptivo do Brasil em 1587*. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XIV. Rio de Janeiro 1851.
- Southey, Robert, *History of Brasil*. London 1810—1819.
- Souza Silva, J. Norberto de, *Biographia Damiana da Cunha*. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXIV. Rio de Janeiro 1861, S. 525—538.
- Spix, J. B. von und Martius, C. F. von, *Reise in Brasilien in den Jahren 1817 bis 1820*. 3 Bde. München.
- Stahl, Günter, (1) *Der Tabak im Leben südamerikanischer Völker*. Z. f. E. Berlin 1925, S. 81—152.
- (2) *Zigarre; Wort und Sache*. Z. f. E. 1930 S. 45—111.
- Steinen, Karl von den, (1) *Durch Central-Brasilien*. Leipzig 1886.
- (2) *Unter den Naturvölkern Centralbrasilien*. Berlin 1894.
- Teixeira, Domingos, *Extracto da vida de Gomes Freire de Andrade*. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. III. Rio de Janeiro 1841, S. 457—468.
- Teixeira de Moraes, Francisco, *Relação historica e politica*. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XL. Rio de Janeiro 1877, S. 67—155 und 303—410.
- Teschauer, P. C., *Die Caingang- oder Corvados-Indianer im brasilianischen Staate Ria Grande do Sul*. Anthropos IX, Wien-Mödling 1914, S. 16—35.
- Tessmann, Günter, *Die Indianer Nordost-Perus*. Hamburg 1930.
- Tuggia, Frei Rafael, *Mappas dos Indios Cherentes e Chavantes ... e dos Indios Charaas etc.* Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XIX. Rio de Janeiro 1856, S. 119 bis 124.
- Veneri, R. P., *Quatre mois chez les Apinayés*. Les Missions Catholiques 56. Lyon Paris 1924, S. 489—491 und 497—499.
- Vieira Couto de Magalhaes, Dr. José, *Região e Raças Selvagens*. Rev. Inst. Hist. Geogr. Bras. XXXVI, 2. Rio de Janeiro 1873, S. 359—508.
- Waehnelt, Rudolpho, *Exploração da provincia de Mato Grosso*. Rev. I Inst. Hist. Geogr. Bras. XXXIII, 1. Rio de Janeiro 1864, S. 193—229.
- Wied-Neuwied, Maximilian von, *Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817*.

## Binsenboote auf den Seen von Ecuador.

Von

Walter Knoche, Santiago de Chile.

Anlässlich einer Mitteilung über ein Binsenboot an der mittelchilenischen Küste wies ich darauf hin<sup>1)</sup>, daß auch Binsenflöße von gleichem Typus „Caballitos de totora“ auf den Inlandseen Ecuadors benutzt werden. Auf einer Reise, die mich im Februar bis März 1930 zu Studienzwecken nach Ecuador führte, konnte ich feststellen, daß im Norden dieser kleinen, südamerikanischen Westküstenrepublik nur wenig nördlich des Äquator, in der Provinz Imbabúra auf dem See von San Pablo (2500 m) bei Otaválo, und auf dem Yahuár-Cocha (2200 m) zwischen Ibarra und dem Rio Chota, Binsenflöße fast gleicher Art vorhanden waren. Auf den beiden kleinen Seen sind aber diese Beförderungsmittel in raschem Verschwinden begriffen.

Otaválo ist das nördlichste, von einer starken indianischen Hochlandsbevölkerung bewohnte Gebiet, da es malariefrei ist, während in dem 300 m tiefer gelegenen Ibarra, durch das dort herrschende Fieber bedingt, schon eine ganz überwiegende Cholada, also indianisch-weiße Mischlingsbevölkerung, lebt, obwohl gerade am Yahuár-Cocha oder Blutsee, auch vereinzelt rein indianische Siedlungen anzutreffen sind. Der letztgenannte See hat seinen Namen nach der gewaltigen Schlacht erhalten, in der die vereinigten Stämme der Pastos, Otaválos und Caranquis nach langem Kampfe von dem Inka Huainacapác besiegt und abgeschlachtet wurden; der Inka ließ

<sup>1)</sup> Walter Knoche (Santiago Chile), Ein Binsenboot bei Cahuñl Pichilemu, Zeitschr. d. Ethnol., 61. Jahrg. H. 4—6, S. 306.

30 000 Leichen in den See werfen, den sie mit ihrem Blute färbten. Heute noch werden an stürmischen Tagen Schädel, teilweise mit Zerstörungen der Hirnschale, an das Ufer gespült.

So befinden wir uns inmitten eines kulturell außerordentlich hochstehenden, vorinkaischen Volkes, welches bis zur Jetztzeit, trotz des Vorhandenseins einer europäisch-vereinigten-Staaten-Zivilisation mit ihren „Bedürfnissen“, unter scharfer Ablehnung derselben seine Eigenart voll erhalten hat.

Die Caballitos de totora sind 2,50 m lang und bestehen, ebenso wie die chilenischen (s. Abb.), aus drei Stücken, d. h. aus einem nach vorn zugespitzten, aufgebogenen Kiel- und zwei Seitenbündeln. So kommt gleichfalls die Halbbootform heraus; zusammengehalten werden die Bündel nicht durch Ranken wie in Cahuil, sondern durch Binden, die ringförmig

angeordnet sind wie an der chilenisch-peruanischen Küste, und nicht spiralisch wie bei den Balsas auf dem Titicacasee. Benutzt werden die Binsenboote auf dem San Pablo fast ausschließlich zum Heranschaffen des Schilfes, welches als Dachbedeckung sehr geschätzt ist, und aus welchem auch Matten geflochten werden, auf dem Yahuár-Cocha hingegen zum Fang eines kleinen Fisches, des einzigen in den Hochlandseen vorhandenen, der Prentilla. Die Annahme liegt nahe, daß ebenso wie an der nordperuanischen Küste, so auch an der ecuadorianischen die gleichen Boote in Gebrauch waren, besonders da der Humboldtstrom während des größten Teiles des Jahres, vorzüglich im südlichen Winter, die herrschende Strömung ist, in-

dem er erst etwa unter 0° Breite scharf gegen Westen auf die Galapagos abbiegt. Nur in den Sommermonaten verdrängt ihn die äquatoriale Südströmung, der Niño, welcher dann regelmäßig bis über den Golf von Guayaquil hinaus südwärts vorstößt. So erscheint es möglich, daß entweder die Fischervölker Chiles und Perús, wie Changos oder Urus, direkt oder durch Vermittlung das Fahrzeug bis in das unmittelbar südlich des Äquators gelegene Gebiet von Manabí, wo noch heute Flöße aus Rohr von der beschriebenen Form benutzt werden, gebracht haben. Die hier wohnenden Caras hatten vorinkaisch das gesamte Hochland von Imbabura bis Azuay erobert, so daß das Vorhandensein der Binsenboote auf den genannten kleinen Inlandseen durchaus erklärlich ist. Selbst wenn ein Neuerfinden der hier betrachteten Bootsform in Gegenden, wo Binsen oder Schilf reichlich vorhanden sind, nicht ausgeschlossen ist, ist doch ein Zusammenhang im Sinne der Kulturkreisidee von der chilenischen Küste bis nach Ecuador, zumal in Verbindung mit der ozeanographisch-geographischen Bedingtheit, wahrscheinlicher.





## Der Urmonotheismus.

Von

Prof. Dr. Augustin Krämer, Tübingen.

(Vortrag, gehalten bei der Tagung der D. A. G. zu Mainz, August, 1930<sup>1</sup>.)

Es ist in den letzten Jahren ein Streit über den Urmonotheismus ausgebrochen, der etwas unerquickliche Formen angenommen hat<sup>2</sup>). Er wurde ja von dem schottischen Schriftsteller Andrew Lang an die Spitze menschlicher Religionserkenntnis gesetzt.

Wilhelm Schmidt hat in besonders ausführlicher Arbeit die Lehre vom Urmonotheismus, daß also sozusagen die ersten Menschen nur einen höchsten Gott gekannt haben, begründet und damit der Mödlinger Schule die historische Auffassung der Völkerkunde eingepflanzt, die durch die Kulturkreislehre schon vorbereitet war.

Die Lehre von Edward Tylor (1881), daß am Anfang eine Allbeseelung der Natur geglaubt wurde (= Animismus), neben dem höhere Geister (spirits) und Götter (gods) (= Polytheismus) vorhanden waren, wurde bekämpft, und ebenso der Praeanimismus, die voranimistische Zaubерtheorie, die von H. King 1892 (und R. R. Marett 1900) als Vorreligion verkündet worden war, also noch vor dem Animismus stehend.

Der Atheismus, „die Gottlosigkeit“ am Anfang, von Lubbock schon 1870 angenommen, von Wilhelm Wundt noch bei einzelnen Völkern behauptet, stand sowieso auf zu schwachen Füßen, um sich halten zu können.

Vor allem waren es die deutschen Philosophen und Religionshistoriker in den 1700 u. 1800ern als Leibniz, Lessing, Herder, Schleiermacher, Schelling, Hegel, Wundt usw., die den Entwicklungsgedanken in der Religion (ohne Kenntnis der Primitiven) zur Entfaltung gebracht haben (s. Hauer), bis dann die These vom Urmonotheismus aufkam. Trotzdem aber für sie lebhaft gekämpft wurde, konnte sie keineswegs allgemeine Anerkennung erfahren, im Gegenteil haben sich gegen diese These, wie erwähnt, früher und jetzt lebhaft Stimmen erhoben. Es wäre gut, wenn vom ethnologischen Standpunkt aus erneut eine Klärung dieser Frage versucht würde, möglichst unter Erhaltung des Burgfriedens in unserem Lager. Freilich Religionskämpfe sind immer die heißesten gewesen, aber hier handelt es sich ja weniger um Glauben, als um Wissenschaft.

Ehe ich aus meiner Kenntnis der Primitiven heraus auf die Anfänge der Religion eingehe, scheint es mir nötig, zuerst die Worte Gott, Götter, Geister usw. festzulegen, die für die „fehlenden Begriffe“ gesetzt worden sind, um keinen weiteren Streit zu veranlassen; denn: mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten, an Worte läßt sich trefflich glauben, von einem Wort läßt sich kein Jota rauben. Wir müssen aber die Begriffe, was z. B. „Gott“ ist, zu erfassen suchen, natürlich weniger religionsphilosophisch oder theologisch, als ethnologisch, wie er aus den Äußerungen der Naturvölker hervorgeht.

Da zeigt sich nun, daß diese den Begriff unseres Wortes „Gott“ kurzweg (lat. deus, griech. θεός, hebräisch Jahvê usw.) nicht kennen, denn er

<sup>1</sup>) Wegen Krankheit kam das Manuskript für den Kongreßbericht zu spät.

<sup>2</sup>) Der Holländer J. J. Fahrenfort veröffentlichte 1927 „Het hoogste Wesen der Primitieven“, wozu W. Schmidt im Int. Arch. f. Ethnogr. 1928, S. 99ff. Stellung nahm. Darauf erschien von Fahrenfort 1930 „Wie der Urmonotheismus am Leben erhalten wird“ (J. B. Wolters Groningen-Haag).

ist der christliche Gott der Güte, der Vater im Himmel, und ohne Nebengötter.

Von einem reinen Monotheismus kann man deshalb bei ihnen sicher nicht reden. Bei ihnen sind immer „Götter“, und unter diesen ist meist einer der höchste (Hauers Monarchotheismus), einer unter vielen, was eben das Wort Polytheismus ausdrückt. Diese Götter wohnen im Himmel, leben mit Göttinnen, kommen auf die Erde und verkehren mit Menschen. Auf der Erde aber, oder im Raum darüber (nicht im Himmel) befinden sich die Feld-, Wald-, Wiesen- und Wassergötter, als Schrate, Kobolde, Wichte, Oger, Seebäume, Zwerge, Unholde, Teufel, Alben, Mören, Sirenen, Nymphen usw. Für diese alle gibt es ein griechisches Wort, nämlich Dämonen (röm. Genien); bei den griechischen Philosophen sind sie Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen. Man kann sie auch magische Wesen nennen, im Gegensatz zu den ersteren, den göttlichen Wesen, muß jedenfalls den Polydämonismus vom Polytheismus unterscheiden. Götter sind meist gütig und leben im Himmel, Dämonen sind in der Regel böseartig und erdgebunden. Merkwürdig ist, daß wir vorgerückten Weißen, unsern Gottvater von Wotan, Jupiter, Zeus usw. wörtlich nicht unterscheiden können, denn jeder ist „ein Gott“ (deus, θεός) in unserer Sprache; wir Christengermanen pflegen eben nur von „Gott“ kurzweg zu sprechen. Dagegen haben die Hebräer ihren Jahvê (in der Bibel „der Herr“), die Mohammedaner ihren Allah. Sogar bei den Naturvölkern kommen besondere Benennungen des „Höchsten im Himmel“ vor, der z. B. auf Palau Uge-liánged heißt; die Dämonen heißen dort *galid*, das gleiche Wort wie *aitu* im Samoanischen, wo aber *atua* für „Gott“ gebraucht wird, identisch mit dem Malaiischen *tuán* „Herr“; Dämon heißt hier *hantu*, auf den Karolinen *anu* (= wie Babylon) und „der große Gott“ *anulap*, bei den Igoroten (Luzon) Dämon *anito* (Hauptgott Lumáwig), bei den Algonkin *manito*. Dieses Wort *anu* wäre für unsern Götterbegriff sehr passend, wenn es nicht auch meist die Dämonen einschloße, ein Zeichen, daß der Gottbegriff bei ihnen nicht vorhanden ist. Anläufe zur Gottbezeichnung sind aber doch bei ihnen da, aber immer ist es nur der Häuptling der Götter, nicht Gott. Also kann man von einem Monotheismus bei ihnen nicht reden.

Neben Göttern und Dämonen gibt es noch eine dritte Art von übersinnlichen Wesen:

Die Geister, die Seelen, die Schatten, Gespenster, die am besten als psychische Wesen bezeichnet werden.

Es gibt also drei Arten:

1. die göttlichen Wesen, kurzweg Götter;
2. die magischen Wesen, die Dämonen;
3. die psychischen Wesen, die Geister.

Diese drei gehören sicher meist zum Bestande aller Frühvölker, immer aber nur die beiden letzten.

Ist aber ein Höchster der Götter nicht bei allen bekannt, wie sollte der Monotheismus am Anfang stehen?

Durch mein langes Zusammenleben mit den primitiven Eingeborenen auf den Südseeinseln, aber auch in Afrika und Amerika, und durch lange Beschäftigung mit den Naturwissenschaften ist folgendes religiöse Frühbild in mir entstanden:

Der Mensch vor vielen Jahrzehntausenden muß in seinen Lebensverhältnissen sehr der Tierwelt angepaßt gewesen sein. Wohnung und Kleidung, heute noch bei manchen Stämmen, besonders bei den Jäger- und Sammelvölkern sehr einfach, erhoben sich sicher nicht über die oft recht kunstvollen Vorbilder bei Vögeln und Vierfüßern, blieben sogar zurück. Auch die Lebensäußerungen waren bei beiden in vieler Hinsicht die gleichen. Be-

findet sich ein Tier nachts im Urwald, wo es wie z. B. in Indien und Afrika viel Raubzeug gibt, das ihm gefährlich werden kann, so schrickt es bei einem Geräusche zusammen. Genau so der Mensch, nur daß dieser mit der Zeit die Ursache des Lärmes zu ergründen sucht (Kausalitätsdrang). Spengler hat dies Weltangst genannt; richtiger wäre Waldangst oder Dämonenfurcht. Das Tier sieht täglich die Sonne aufgehen, und nachts sieht es Mond und Sterne; es sieht Kometen, Sternschnuppen und Finsternisse, ohne etwas besonders instinktiv dabei zu empfinden. Der Mensch verhält sich ebenso; er staunt nur, solange ihm kein Schaden geschieht. Erst wenn die Sonne erbarmungslos alles versengt, wenn bei langer Dürre alles verschmachtet, dann beginnt er den Schädling zu fürchten und sucht nach einer Gegenwehr, durch Magie (Preuß). Ebenso geht es mit Donner und Blitz, Erdbeben, Vulkanausbrüchen, Stürmen, Wasserfluten usw., die in sein Leben eingreifen, die ihm belebt vorkommen (Animatismus Maret).

Er ist schon früh geneigt, alles lebendige mit Lebenskraft begabt, be-seelt zu betrachten, wie sich selbst, wenn z. B. Tiere springen oder Pflanzen hervorschießen, oder Steine fallen. Besonders mit der Tierwelt fühlt er sich eng verbunden (Animalismus Thilenius).

Er lebt in der wilden einsamen Umwelt, nur in dem Gedanken, gegen feindliche Mächte sich zu schützen, gegen Dämonen und Geister, gegen Unholde und Zauberei, die er fürchtet. Es ist die Zeit des Polydämonismus, der den Primitiven nicht mehr verläßt und bis in unsere Zeit hereinragt. Alles ist hier Abwehr!

Er kennt keine Dankgebete, er kennt nur Schutzansprachen, Beschwichtigungen; er kennt kein Dankopfer, nur Weihgaben (Tribute) zur Beruhigung des Feindes. Kurzum er kennt nicht Gott, so wie wir ihn fühlen in seiner Güte und Allmacht, dem wir uns willenlos unterwerfen, sondern nur ein Heer von feindlichen Widersachern, zu denen sich auch die Seelen der Verstorbenen als Geister gesellen, die er auch in Tieren und Sachen vermutet (Animismus). Die wärmende und Nahrung spendende Sonne läßt er ruhig, danklos, walten, so lange sie ihre Pflicht tut. Erst wenn sie glühend heiß ihn dürsten macht, Tag um Tag, Wochen und Monde und die Früchte und Saaten verdorren, dann sieht er, daß nicht auf der Erde, sondern auch am Himmel böse Mächte sind, die sein Leben bedrohen. Sie sind aber weit entfernt, unerreichbar, gewaltig, größer als die irdischen Gewalten. Er empfindet die Gestirne als etwas Göttliches; aber nur die Sonne bedarf der Beschwichtigung, weil sie schaden kann; so entsteht der Sonnenkult, der zum Polydämonismus bei fast allen Frühvölkern der Erde hinzukam und gleicherweise mehr oder weniger heute noch zu spüren ist. Der Mond, so eindrucksvoll sein Aufgang Abends, wenn er voll ist, sein mag, tritt als harmlos völlig gegen die Mutter Sonne zurück und beschäftigt die Gemüter nur als ähnliche Nebenerscheinung, in Mythe und Sage; ganz so das Heer der Sterne.

Die Sonne wird jetzt als so mächtig und selbständig angesehen, daß sie als ein großer Gott imponiert, der die Welt, die Menschen hervorbrachte, wie z. B. die Bukáua auf Neu-Guinea heute noch erzählen; später kommt die Ansicht zum Durchbruch, daß ein noch Größerer vorhanden ist, der die Gestirne als Leuchten geschaffen hat (vor denen die Dämonen der Nacht weichen), dann die Menschen; das glaubt man heute noch auf Palau; nur war es dort nicht ein Gott, sondern ein männliches Wesen mit seiner Schwester.

Die Götter mußten in der neuen Zeit schwinden. So ging es den Germanen, den Griechen und Römern. Ihre Götter und Dämonen liebten nur einsame Waldseen und wildes Gebirge; sie fliehen die großen Städte, die Landstraßen



des rasenden Verkehrs, die Wasserwege der korrigierten Flüsse und das von den Menschen nicht erreichbare nun von Flugzeugen durchlärnte Luftmeer. So wandelt sich der Götterglauben mit der Umwelt. Aber aus ihm ist die Erkenntnis des Gottes der Christen herausgewachsen. Seine Größe ist erst uns geoffenbart worden. Die vorzeitigen Menschen wußten nichts von ihm, dem einen, von dem Augustinus in seinen Bekenntnissen sagt, daß unser Wissen, verglichen mit seinem, ein Nichtwissen sei. Für uns ist Gott seit undenklichen Zeiten lebendig und wird ewig sein, wie Weltall und Raum. Gott ist in unserer Erkenntnis sich ewig gleich. Er ist also historisch und keiner Entwicklung unterworfen. Hier treffen sich die Historiker und Evolutionisten. Aber im Wissen der Menschen lebt „Gott“ erst seit wenigen Jahrtausenden, und so weit reichen auch nur günstigstenfalls unsere Überlieferungen<sup>1)</sup>.

Was will das besagen, gegen die Riesenspanne von Zeit, seit der der Mensch auf Erden wissenschaftlich nachgewiesen ist. So müssen wir den Monotheismus ans Ende, und nicht an den Anfang setzen. Ruhige Erwägungen und Prüfung der Überlieferungen sollten dies zu klären suchen. Gott ist historisch, aber menschliche Wissenschaft bedeutet Entwicklung.

Nach dem Vortrag im August erschien in den „Forschungen und Fortschritte“ am 1. Dezember 1930 eine Mitteilung von Prof. Dr. Georg Beer-Heidelberg „Zur Frage nach der ältesten Religion Israels“. Als erstes Ergebnis der neuen Ausgrabungen und Funde im Orient sei, mit anderen Gründen als bisher, bestätigt worden, daß der Urmonotheismus . . . nicht das Kennzeichen der ältesten Religion Israels ist. „Denn einmal ist der Monotheismus nicht der Anfang, sondern das Ende der Religionsgeschichte.“ Es ist interessant diese Ausführungen mit den auch ethnologisch erzielbaren zu vergleichen, worauf ich hier nur hinweisen will. Jedenfalls mehrten sich die Stimmen gegen den Frühmonotheismus (s. auch Fr. Pfister ebenda).

## Rationales und Irrationales in der Wirtschaftsentwicklung primitiver Völker.

Von

Dr. Ulrich Berner.

*Amicus Plato sed magis amica veritas.*

Eduard Hahn, der in der Geschichte dieser Probleme einen Markstein bedeutet, hat während seines Lebens schwer um seine Anerkennung ringen müssen. Erst in den letzten Jahren seines Lebens und jetzt nach

<sup>1)</sup> Bei der Heranziehung von Literatur, von Erhebungen bei den Naturvölkern, ist immer zu erwägen, ob die Ergebnisse als so alt angesprochen werden können, daß sie aus der Anfangszeit der Menschheit stammen. Unsere Quellen sind meist nur wenige 100 Jahr alt, günstigstenfalls einige Jahrtausende (Ägypten, Mesopotamien, Indien usw.). Der Anfang der menschlichen Kultur geht aber viele Jahrzehntausende zurück. Trotz der zweifellos vorhandenen Kulturbewahrung müssen sich die Frühanschauungen bei allen Völkern gewandelt haben; nur Reste werden, z. B. vom Solarismus, allenthalben vorhanden sein, so daß Schlüsse meist nur schwierig zu ziehen sind. Neuere Arbeiten über die Kunst der Paläolithiker wollen in ihr kultische Zwecke erkennen; wenn auch diese Darstellungen vornehmlich historisch sein dürften, d. h. Wiedergabe von Jagderlebnissen, Kämpfe usw., so sind kultische und magische Ziele, mindestens nebenläufig, nicht von der Hand zu weisen. Sicher ist anzunehmen, daß bei der Vollendung dieser Kunstbetätigungen eine langzeitige Schulung und Überlieferung vorhergegangen sein muß, die in die Anfänge der Menschheit zurückreicht.

seinem Tode — ich erinnere hier etwa an den Aufsatz von Honigsheim<sup>1)</sup> — hat er etwas mehr Anerkennung gefunden. Trotzdem besteht m. E. die Gefahr, daß in Zukunft seine Forschungen nicht die Beachtung finden, die ihnen eigentlich zukommt. Gerade nach seinem Tode erscheint mir sein Lebenswerk, je länger je mehr, von einer ganz außergewöhnlichen Bedeutung für die kulturgeschichtliche Erkenntnis. Nicht nur die Ergebnisse seiner Forschungen, sondern auch seine ganze Betrachtungsweise stellt zum mindesten so etwas Eigenartiges dar, daß die Geschichte der Kulturgeschichte, wenn ich so sagen darf, ihm einen ausgesprochenen Ehrenplatz schuldig ist. Trotzdem aber fürchte ich, daß selbst wenn der Kern seiner Ansichten allgemeine Anerkennung finden wird, doch leicht sein persönliches Ansehen daneben zurücktreten könnte, und zwar aus demselben Grunde, der seinem Ansehen und der Verbreitung seiner Ansichten bei Lebzeiten abträglich war. Obwohl ich mich als Schüler und Freund des Verstorbenen bezeichnen darf, kann ich nicht umhin, zu erklären, daß m. E. Hahn an dieser Entwicklung nicht ganz unschuldig ist. Gerade um sein Ansehen und die Verbreitung der Kernstücke seiner Lehren zu fördern, halte ich mich für verpflichtet, an einigen Punkten eine u. U. ziemlich energische Kritik zu üben. Ich will hier in diesem Aufsätze nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern ich will nur einige grundsätzliche Probleme herausgreifen. Der Aufsatz soll ferner weder eine Kritik noch eine Ergänzung der Arbeit von Honigsheim sein, sondern ich möchte hier an die Probleme von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus herangehen.

Wenn es Hahn so schwer geworden ist, die gebührende Anerkennung zu finden, so liegt das m. E. vor allem an zwei Gründen. Zunächst war es Hahn nicht gegeben in einem Stil zu schreiben, der dialektisch den Gegner zwangsläufig in den Bann schlug. Die Fülle der auf ihn einströmenden Erkenntnisse verhinderte ihn, in primitiver aber klarer Linie seine Gedanken dem mit der Materie Unvertrauten die Ergebnisse seiner Forschungen mundgerecht zu machen. Typisch ist, daß gerade sein Versuch, seine Ansichten einmal volkstümlich darzustellen<sup>2)</sup> nicht recht geglückt ist. Für den, der in die Hahnsche Gedankenwelt sich eingelebt hatte, gab auch dieses Büchlein eine Fülle reicher Anregungen. Als Einführung aber ist es m. E. völlig ungeeignet.

Noch mehr aber hat Hahn der Umstand geschadet, daß er sich häufig in Einzelheiten in — ich muß wohl sagen, „Marotten“ verrannt hat und diese mit derselben Zähigkeit und Energie vertreten hat wie die wahren Fundamente seiner Ansichten. Es ist bedauerlich, daß dadurch seine ganze Lehre in den Ruf des Phantastischen gekommen ist, um so bedauerlicher, als diese Marotten sich bei gutem Willen mit verhältnismäßig geringer Mühe von dem unvergänglichen Kern seiner Lehren hätten lösen lassen.

Man kann die Hahnschen Ansichten in drei Gruppen trennen. In die erste Gruppe fällt die Bekämpfung der alten Dreistufentheorie und das Aufstellen eines neuen Entwicklungsschemas. Die zweite Gruppe steht hiermit nicht in unmittelbarem Zusammenhange, wenn sie natürlich auch praktisch eng damit verknüpft ist. Es handelt sich um die Darlegung der Gründe für die Entstehung des Pfluges und der Pflugkultur, aber noch weit darüber hinaus um den Nachweis, daß der Pflugbau sich deckt mit einem eigenen Kulturkreise nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch

<sup>1)</sup> Honigsheim: Eduard Hahn und seine Stellung in der Geschichte der Ethnologie und Soziologie. *Anthropos* 1829. Bd. XXIV, S. 587—612.

<sup>2)</sup> Ed. Hahn: Von der Hacke zum Pflug. *Wissenschaft und Bildung* Nr. 127. Quelle & Meyer, Leipzig.



sozialer, religiöser, ja man möchte sagen philosophischer Art. Der dritte Teil der Hahnschen Ansichten beschäftigt sich mit den Folgerungen, die seiner Ansicht nach aus seinen geschichtlichen Erkenntnissen für das praktische Leben der Gegenwart zu ziehen sind. Diese will ich, weil sie stark ins Politische fallen, bei dieser Untersuchung außer acht lassen.

Zu Gruppe I ist folgendes zu bemerken. Hier sind die Ansichten von Hahn wohl am meisten anerkannt. Die Argumente die er hier gegen die Dreistufentheorie vorgebracht hat, waren ja so überzeugend, daß seine Publizistik in diesem Punkte weniger ein Kampf mit abweichenden Ansichten, noch auch einer zwar stummen aber bewußten Ablehnung, als vielmehr ein solcher mit der Trägheit des menschlichen Geistes war. Man kann wohl sagen, daß die Dreistufentheorie wohl endgültig überwunden ist. Die von Hahn aufgestellten Entwicklungsstufen sind zum größten Teil in ihrer Gesamtheit anerkannt, lediglich in bezug auf den Ursprung des Hirtenstadiums sind widersprechende Stimmen aus dem Kreise um Pater W. Schmidt<sup>1)</sup> hörbar geworden. Hahn nimmt bekanntlich an, daß die Zähmung der Haustiere, vor allem des Rindes, zuerst von Hackbauern vorgenommen ist. Die Zähmung und Zucht der Renntiere bei den Hyperboräern ist nach ihm ein sekundärer Vorgang gewesen, der nur als Nachahmung der damals schon bestehenden Rindviehzucht aufzufassen ist. Die Anthropos-Ethnologen sehen dagegen die Renntierzähmung als das primäre an, und nehmen somit die Entstehung des Hirtenstadiums aus dem Jägerstadium an. Ich führe diese Tatsachen nicht deshalb an, um erklären zu können, daß mir hier die Hahnsche Theorie doch als die glaubhaftere erscheint, und daß mir vor allem die Hahnschen Einwände gegen die Jäger-Hirtenentwicklung nicht hinreichend widerlegt zu sein scheinen. Ich möchte vielmehr hier Gelegenheit nehmen zu erklären, daß alle diese Fragen überhaupt nicht mit 100prozentiger Gewißheit zu lösen sind, daß es sich grundsätzlich immer nur um ein Wahrscheinlichmachen handeln kann.

Ich möchte sogar darauf hinweisen, daß es sich bei dieser Frage, wie bei so vielem anderen, nicht um ein entweder—oder zu handeln braucht, sondern daß ich auch ein sowohl als auch für möglich halte.

Weit mehr umstritten bzw. weit weniger anerkannt ist der zweite Teil der Hahnschen Ansichten. Hier machen sich in der Tat die oben erwähnten Schwächen bemerkbar. Hahn nimmt bekanntlich an, daß die Erfindung des Pfluges nicht aus rationalen, wirtschaftlichen Zweckmäßigkeiten erfolgt ist, sondern aus irrationalen, religiösen Beweggründen. Überhaupt erklärt er auch sonst sehr vieles, was man bisher als zweckmäßig rational ansah, als aus religiös-zauberischen Motiven entstanden. Diese Gedankenrichtung an und für sich erscheint mir nun im Grundsatz keineswegs falsch zu sein. Man darf die Psychologie des primitiven Menschen nicht durch die Brille unserer modernen Logik und unserer modernen Rationalistik ansehen. Ich selber als Nationalökonom bin fest davon überzeugt, daß in dem Wirtschaftsleben primitiver Völker sich sehr vieles findet, was nicht auf wirtschaftliche, sondern auf irgendwelche irrationale Motive zurückgeht. Ja, ich glaube sogar, daß das bis auf ziemlich hohe Kultur- und Wirtschaftsstufen hinauf der Fall ist. Sogar in unserer heutigen, im Prinzip doch völlig rationalisierten Wirtschaft dürften sich noch bei genauem Zusehen Spuren finden. So sehr man Hahn also zustimmen kann, wenn er auf diese Tatsache immer wieder hingewiesen hat, so ist er hier

<sup>1)</sup> Schmidt W., P.: Das Problem des Totemismus. *Anthropos* Bd. X—XI 1915—19. — Schmidt und Koppers: Gesellschaft und Wirtschaft der Völker, der Mensch aller Zeiten. Bd. III, 1. Teil. Regensburg 1925. — Koppers: Die ethnologische Wirtschaftsforschung. *Anthropos* Bd. X—XI.



zweifellos ins Extrem verfallen. Gewiß spielen Zauber, Mythe, Religion in dem Leben, und zwar in dem täglichen Leben der Naturvölker eine ganz ungeheure und kaum zu überschätzende Rolle. Aber bevor der Mensch religiöse Bedürfnisse gehabt hat, hat er doch zunächst einmal Hunger gehabt. Bei dem Studium der Landwirtschaften der primitiven Völker hat sich mir immer mehr die Erkenntnis aufgedrängt, daß im großen und ganzen die Betriebsweisen von einer verblüffenden Zweckmäßigkeit sind, wenigstens dann, wenn man sich in das ganze natürliche, soziale und sonstige Milieu dieser Völker hineinversetzt<sup>1)</sup>. Auch das, was dem Europäer heute als minderwertig und rückständig erscheint, hat in den meisten Fällen schon einen guten und zwar durchaus rationalen Sinn. Selbstverständlich haben diese eingeborenen Landwirte ihre Betriebsweise nicht gefunden wie ein moderner akademischer Landwirt. Das landwirtschaftliche Kalkül hat sich zweifellos nicht so vollzogen, wie wir es gewöhnt sind, sondern wohl mehr in einer unbewußten, oder besser gesagt, unterbewußten Weise. Aber es muß dagewesen sein, wie man an den Ergebnissen deutlich sieht.

Ich will hier gleich auf einen der Kernpunkte eingehen. Nach Hahn ist der Pflug nicht erfunden als ein wirtschaftliches, sondern als ein Kultgerät, ein Werkzeug des Fruchtbarkeitszaubers. Erst später hat man die wirtschaftliche Bedeutung erkannt. Hahn nimmt sogar an — er drückt sich hier zwar nicht ganz präzise aus, aber es entspricht zweifellos seiner Vorstellungswelt — daß diese Verwendung des Pfluges sehr, sehr spät in den Vordergrund getreten ist. Ich betone hier noch einmal, beweisen freilich läßt sich so etwas sehr schwer. Aber es erscheint mir zweifellos dieser Entwicklungsweg als unmöglich. Ebenso sehr wie die frühere Auffassung, die in dem Pfluge nur ein wirtschaftliches Instrument sah. Es bleiben noch zwei Möglichkeiten. Erstens der Pflug ist erfunden als religiöses Kultgerät. Aber gleich nach der Erfindung ist er in weitestem Umfange und mit tiefeinschneidender Bedeutung in den praktischen Gebrauch übergegangen. Oder zweitens, was mir persönlich noch wahrscheinlicher ist, was aber fast auf dasselbe herauskommt, der Pflug ist zunächst erfunden als wirtschaftliches Gerät. Sofort nach oder vielleicht besser gesagt im Augenblick der Erfindung ist den Gebräuchern die religiös-sexuelle Analogie des Vorganges klar geworden, und damit ist sofort der Pflug mit allen den religiösen, zauberischen Vorstellungen umkleidet, die z. T. bis an die Gegenwart an ihm haften geblieben sind. Ich bin in diesem Punkt nicht nur anderer Ansicht wie Hahn, sondern ich lehne es grundsätzlich ab, ihm hier zu folgen. Denn das von ihm in so überreichem Maße zusammengetragene Material hat samt und sonders nur die Beweiskraft und kann sie nur haben, daß der Pflug neben der wirtschaftlichen auch eine religiöse Bedeutung hat. Nirgends findet sich m. E. auch nur die Andeutung eines Beweises, daß er nur religiöse Bedeutung gehabt hat<sup>2)</sup>. Ganz unmöglich erscheint mir die Hahnsche Auffassung, daß der Pflug aus seinem Ursprungslande — welches sei dahingestellt — durch eine religiöse Mission sich weiter verbreitet habe. Ich habe nachgewiesen<sup>3)</sup>,

<sup>1)</sup> Siehe hier etwa Berner: Die wirtschaftlichen Grundlagen für Entstehung und Verbreitung von Hackbau, Gartenbau und Ackerbau. Zeitschr. für Ethnologie. Jahrgang 1925, Heft 3—6, S. 271—282. — Ferner als schönes Spezialbeispiel: Hubert Auhagen: Beiträge zur Kenntnis der Landesnatur und Landwirtschaft Syriens. Berichte über Land- und Forstwirtschaft Heft 16. Berlin 1907.

<sup>2)</sup> Nach der Hahnschen Methode könnte man auch zu folgendem Ergebnis kommen. Messer und Scheide ferner Schlüssel und Schloß haben im Volksmunde sogar in der Literatur — ich erinnere mich an eine Stelle bei Shakespeare — eine ausgesprochene sexualsymbolische Bedeutung. Also sind Messer und Scheide, Schloß und Schlüssel nicht als praktische Geräte sondern als Gegenstände des Fruchtbarkeitszaubers erfunden worden.

<sup>3)</sup> A. a. O.

daß die Pflugkultur sich überall dort durchgesetzt hat, wo sie zweckmäßig ist, während dort, wo das nicht der Fall ist, der Hackbau geblieben ist. Es kommt hinzu, daß hier in die Seele verhältnismäßig primitiver Zeiten und Völker etwas hineingelegt worden ist, was erst in späteren Zeiten nachweisbar ist. In alten Zeiten ist doch die Religion eine durchaus egoistische, im besten Falle eine nationale Angelegenheit. Die Religion ist ein Mittel gegen die Feinde und man hatte natürlich kein Interesse, den Gegnern oder Fremden die religiösen Trümpfe in die Hand zu spielen. Daß sich die Nachbarvölker auch des Pfluges bemächtigten, geschah m. E. ganz allein aus wirtschaftlichen Gründen. Nun aber ist folgendes zu bedenken. Religion und Wirtschaft ist für den primitiven Menschen eine festverknüpfte, ja sogar eine organische Neuheit. Die Antwort auf die Frage: wie fange ich Wild? lautet für den Naturmenschen: indem ich Fallen stelle und einen Fangzauber mache<sup>1)</sup>. Als die Nachbarn den Pflug und das Pflügen übernahmen, so wären sie nicht sicher gewesen, wenn sie neben dem Geräte mit seiner mechanischen Verwendung nicht auch alle Riten des Fruchtbarkeitszaubers übernommen hätten. Ob die Ausbreitung der Pflugkultur nach Nordeuropa mit der Ausdehnung einer anderen Kultur, etwa der Bronzekultur, zusammengefallen ist, läßt sich vorläufig wohl noch nicht sagen. Das letzte Wort haben hier natürlich die Prähistoriker zu sprechen.

Es liegt nicht in der Absicht des Aufsatzes, alle Einzelheiten des Hahn-schen Lehrgebäudes durchzusprechen. Auf einen Punkt möchte ich aber noch eingehen. Hahn äußert auch die Ansicht, daß die Düngung ursprünglich keinen rational wirtschaftlichen, sondern einen kultischen Sinn gehabt habe. Er steht dabei an der Seite von keinem geringeren als Meinhoff<sup>2)</sup>, der ähnliches geäußert hat. Diese Auffassung muß ich nicht nur ablehnen, sondern ich will hiermit gegen eine solche Art der Hypothesenbildung öffentlich Protest einlegen. Wenn man eine solche Ansicht ausspricht, und sie mit weiter nichts stützen kann, als mit den Tatsachen, daß das Rind bei dem Neger eine gewisse Heiligkeit besitzt, und daß dement-sprechend auch die Rinderexkreme als heilig und heilbringend gelten und daß die Dschaggas die Bananen auch mit Milch begießen, so ist natürlich der wissenschaftlichen Spekulationswut oder besser gesagt Phantasterei Tür und Tor geöffnet. Umgekehrt habe ich seinerzeit nachgewiesen, daß überall, wo in Afrika Düngung auftritt, darin ein absolut wirtschaftlich rationaler Sinn liegt. Überall wo Düngung auftritt, ist die Bevölkerung so dicht oder der kulturfähige Boden so knapp, daß sonst die Bevölkerung nicht zu ernähren wäre. Ganz neuerdings hat Hubert Kroll<sup>3)</sup> noch einige Beispiele für Düngung in Afrika beigebracht, die aber samt und sonders meine Auffassung bestätigen.

Es würde nun aber ein völlig falsches Bild von meiner Stellung zu Hahn geben, wenn ich mit dieser Kritik schließen würde. Selbst auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, muß ich zum Schluß noch einmal betonen, daß m. E. der Kern des Hahn'schen Lebenswerkes nicht im geringsten angetastet wird, wenn man alle diese wenig haltbaren Außenpositionen preisgibt.

<sup>1)</sup> Man könnte vielleicht Bedenken haben, ob die ganze Frage, rationaler oder irrationaler Ursprung des Pfluges bei dieser Denkweise der Naturvölker so überhaupt zu Recht besteht. Aber wenn auch für diese die scharfe Trennung nicht besteht, wir von unserm Standpunkt müssen sie natürlich herausarbeiten.

<sup>2)</sup> Meinhof: Die Religionen der Afrikaner in ihrem Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben. Oslo 1926, S. 76—77.

<sup>3)</sup> Hubert Kroll: Die Haustiere der Bantu. Zeitschrift für Ethnologie, 60. Jahrgang, 1928, Heft 4—6, S. 177—290. S. 255—256.

## Landkarten der Jenissej (Ketó).

(Aus den Ergebnissen einer mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ausgeführten ethnographischen Studienreise nach Nordsibirien, 1927–28).

Von

Hans Findeisen, Berlin.

Kartenzeichnungen der Jenissej (Ketó), jenes kleinen aussterbenden Polarvolkes des Turuchansker Landes in Nordsibirien, sind bisher nur in einem einzigen Exemplar bekannt geworden. Es handelt sich dabei um eine aus dem Sommer 1906 stammende Skizze auf Papier, mit einem Kopierbleistift ausgeführt, die den Jenissej unterhalb des Dorfes Lebedevaja (russ. = Schwanendorf) darstellt. (Veröffentlicht von B. F. Adler in seinem Werk: „Karty pervobytnyx narodov“ = Die Karten der Naturvölker, St. Petersburg 1910, Spalte 88, Text dazu: Sp. 87–89.) Der Zeichner der Karte ist der Jenissej Xingal, der sie dem russischen Ethnographen V. I. Anučin zeichnete, auf dessen Fragen, wie man von dem Jenissejlager am Jenissej zu der am Nebenfluß Viska gelegenen Niederlassung gelangen könnte. — Die Jenissej zeichneten V. I. Anučin auch verschiedentlich Karten mit einem Stabe in den Sand, und zumeist waren sie richtig, nur kam es vor, daß der Jenissej einmal einen Nebenfluß vergaß. Wegen des Interesses, das die Jenissej auch noch weiterhin der Völkerkunde und Kulturgeschichte bieten, sei die damals von Adler besprochene Karte auch hier näher behandelt, zumal auch wegen der notwendig vorzunehmenden vergleichenden Betrachtung.

Die Hauptorientierungslinie ist der Jenissej. Die Karte stellt eine Landschaft am Jenissej unterhalb des Dorfes Lebedevaja dar, und zwar wurde sie so gezeichnet, daß der Jenissej den Norden oben hatte, da er sich selbst unterhalb des Dorfes Lebedevaja befand, weshalb auf dem Original die entgegengesetzte Orientierung zu bemerken ist, d. h. der Norden oben und der Süden unten. Die Strömungsrichtung des Jenissej, die

ja nord-südlich ist, wird durch die auf dem Frühlingsrückflug nach Norden befindliche Ente links neben dem Fluß dargestellt. Oben links sehen wir eine durchgestrichene Sonne und einen Elch. Die Sonne ist hier nach Adlers Worten als Symbol des Südens anzusehen, während der Elch den Norden darstellen soll. Augenscheinlich erinnerte sich der Zeichner, daß er sich ja nördlich von Lebedevaja befand, strich die Sonne aus und setzte dafür den Elch hin. — Drei Flüsse sind auf der Karte dargestellt, alle durch einfache, gerade Linien bezeichnet. — Der See, durch den die Viska auf ihrem Wege zum Jenissej fließt, ist nach den Worten V. I. Anučins richtig gezeichnet, während der andere See, oben bei der Quelle der Viska im Nordteil, fälschlich verbreitert wiedergegeben ist. Die Wälder, durch die der Weg führt, sind durch zwei stilisierte Tannen gekennzeichnet. Die Siedlung, zu der der Reisende wollte, ist durch die



Abb. 1. Karte der Jenissej aus dem Jahre 1906. Der Jenissej unterhalb des Dorfes Lebedevaja. Nach B. F. Adler.



Figur des sitzenden Menschen gegeben, neben dem sich eine quer durch den Fluß gelegte Sperrvorrichtung zum Fischfang befindet. — Die zur Anschauung gebrachte Örtlichkeit hat einen Durchmesser von etwa 5 km und ist nach der Aussage V. I. Anučins vollkommen richtig dargestellt worden. Auf die Fragen, ob die Jenissejer die Flüsse immer nur durch eine Linie bezeichneten, antworteten diese zustimmend. Adler sagt aber zum Schluß des Abschnittes: „Um jedoch auf der Karte die Wichtigkeit des Jenissej zu unterstreichen (ottenit'), zeichnete der Ostjak [= Jenissejer] mit dem Kopierstift eine fettere Linie.“

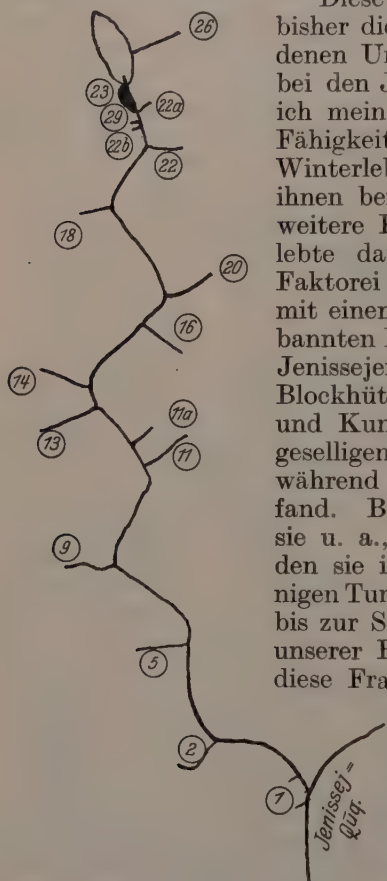


Abb. 2. Die Steinige Tunguska von der Mündung in den Jenissej bis zur Schwarzinsel. Die Zahlen beziehen sich auf die am Schluß der Arbeit gegebene Liste der geographischen Bezeichnungen. Original 23 × 12 cm.

Diese eben zusammengefaßten Nachrichten waren bisher die einzigen über Keto-Kartographie vorhandenen Unterlagen. Während meines Aufenthaltes bei den Jenissejern der Steinigen Tunguska wandte ich mein Augenmerk ebenfalls den kartographischen Fähigkeiten meiner Bekannten zu, und während des Winterlebens, während dessen ich mich näher mit ihnen befreunden konnte, gelang es mir auch, drei weitere Kartenbilder von ihnen zu erhalten. Ich lebte damals in einer kleinen Blockhütte auf der Faktorei Čornyj Ōstrov (Schwarz-Insel), zusammen mit einem Helfer für die Hauswirtschaft, einem verbannten Burjaten, und wir waren jeden Tag mit den Jenissejern zusammen, die sich meist bei uns in der Blockhütte einfanden, von uns mit Tee, Weißbrot und Kunsthonig bewirtet wurden und bei uns ihre geselligen Bedürfnisse reichlich befriedigen konnten, während meine Neugier ebenso genügend Nahrung fand. Bei unseren langen Gesprächen fragte ich sie u. a., ob sie wohl den Weg zeichnen könnten, den sie in jedem Jahre von der Mündung der Steinigen Tunguska in den Jenissej, erstere stromaufwärts, bis zur Schwarzinsel, zurücklegten. Es waren einige unserer Bekannten in der Hütte anwesend, als ich diese Fragen an sie richtete. Zunächst besprachen sie sich untereinander und zögerten, wenngleich ich ihnen Bleistift und Papier schon zurechtgelegt hatte, und sie auch schon mancherlei andere Proben ihrer Zeichenkunst in meinem Zimmerchen abgelegt hatten. Endlich erklärte sich der immer recht zurückhaltende Baśín Xäntān (sein russischer Name war Vasilij Pávlovič Tolstýx) bereit, eine solche Karte zu zeichnen. Er setzte sich an dem holperigen Holztisch zurecht, und langsam führte er den ihm ungewohnten Bleistift von unten nach oben über das Papier. Es entstand das Kartenbild Abb. 2, das die Steinige Tunguska von der

Mündung bis zur Schwarzinsel darstellt. Die Richtung der Steinigen Tunguska ist west-östlich. Nördliche Nebenflüsse und Bäche finden wir acht vermerkt, südliche sechs. Die Zeichnung zeigt, ebenso wie die von Anučin gewonnene, nur eine einzige Linie, durch die der Flußlauf dargestellt wird. Die Stelle der Faktorei, auf deren Gelände am nördlichen Flußufer wir uns befanden, ist durch den schwarzen Fleck links unter der Flußgabelung hervorgehoben. Unten ist auch noch ein Teil des Jenissejlaufes zur Darstellung gekommen.

Am nächsten Tage zeigte ich diese Karte anderen Jenissejern, die sie als für im großen und ganzen richtig erklärten. Unter anderem sah sie auch Ilíja Týganov, einer der einflußreichsten und angesehensten Männer der Stammesgruppe. Er hatte ebenfalls schon verschiedene Zeichnungen von Tieren für mein Skizzenbuch geliefert, wo er das Bestreben zeigte, alles recht wahrheitsgetreu und auch zierlich wiederzugeben, um von seinen Stammesgenossen auch bei dieser Kunstübung als einer der besten oder gar als der beste und geschickteste anerkannt zu werden. Als er die Karte des Baśín Xäntän sah, legte er trotz oder auch gerade wegen dessen Gegenwart sein Gesicht in kritische Falten, und wenn mir bisher meine verschiedenen Versuche, ihn zum Kartenzeichnen zu veranlassen, nicht gelungen waren, hier wirkte der Ehrgeiz mit, und schnell entschlossen sagte er, er würde ebenfalls den Lauf der Steinigen Tunguska bis zur Mündung zeichnen, seine Karte würde aber besser werden als die seines Vorgängers. Mir war nichts erwünschter als diese seine Stimmung; Papier und Bleistift waren schnell bereitgelegt, und nun entstand ein Kartenbild (Abb. 3), das an Ausführlichkeit nichts mehr zu wünschen ließ. Ilíja Týganov begann, genau so wie Baśín Xäntän, den Flußlauf der Steinigen Tunguska von der Mündung an, also von unten nach oben weitergehend, langsam mit Überlegung zu zeichnen, und zwar zunächst das südliche (rechte) Flußufer, wobei er in einem großen Zuge mit nur wenigen Absatzstellen verfuhr. (Die Stellen, wo er den Bleistift absetzte, habe ich auf der Umzeichnung, Abb. 4, mit einem  $\times$  versehen.) Das andere, nördliche, Ufer ist mit öfterem Absetzen zustande gekommen. Während nun aber Baśín Xäntän außer den Nebenflüssen und Bächen nur den Ort der Faktorei durch einen schwarzen Fleck und das Dorf Podkámennaja Tungúska durch zwei Striche kennzeichnete, in der Art, wie er auch die Flußläufe behandelte, zeigt die Karte von Ilíja Týganov eine ganze Reihe geographischer und kultureller Elemente, entsprechend dem von Anučin mitgeteilten Kartenbild, das Wälder, Siedlung und die Sperrvorrichtung zum Fischfang als für die Jenissejer wichtige Merkmale aufwies.

Dadurch, daß Ilíja Týganov das Flußbild durch zwei Linien begrenzte (was uns bei der Breite der Steinigen Tunguska eigentlich als das Natürlichere erscheinen wollte), hatte er auch die Möglichkeit, die zum Teil recht großen Inseln, die die Steinige Tunguska in diesem Stück ihres Laufes aufweist, einzuzichnen. Außer der Schwarzinsel, ganz oben, finden wir noch drei andere Inseln vermerkt, von denen die kleinste unterste leer gelassen ist, während die anderen mit Kreuz- und Querstrichen ausgefüllt sind. Diese Ausfüllung zeigt Waldbestand an. Die untere kleine Insel ist, nach meiner Erinnerung wenigstens, wirklich ohne Baumbestand und dient den russischen Bewohnern des Dorfes Podkámennaja Tungúska als Heuwiese. Weiterhin sind besonders auffällig die am Ufer erscheinenden, mit Schraffur sowie mit über die Umrandung hinausstehenden Strichen versehenen Halbkreise. Diese Halbkreise, am Nordufer neun und am Südufer vier, stellen die charakteristischen rotgefärbten waldbestandenen Mergelabhänge dar, einem Stoff, den die Jenissejer für ihre Gefäßmalereien benutzen. Die Striche stellen den Wald dar. Unter der Schwarzinsel erscheinen zwei mit Querstrichen versehene Rechtecke. Das sind Gebäude der Faktorei Schwarzinsel. Gegenüber der Faktorei, auf der anderen Flußseite, sind sechs Gebäude eingezeichnet, davon zwei von konischer Form (Zelte), die anderen dagegen mit Seitenwänden und Dach versehen (Erdhütten). Diese Stelle zeigt den winterlichen Wohnplatz der Jenissejer, bevor sie auf die große Jagdwanderung in der ersten Januarhälfte gehen. (Vgl. H. Findeisen, Bei dem Fischer- und Jäger-





Die dritte von mir mitgebrachte Kartenskizze der Jenissej (Abb. 5) stellt die Schwarzinsel selbst dar. Die Karte stammt von einem älteren Mann, Iván Nikoláevič (= sein russischer Name), der, ebenso wie die schon genannten, auch andere Zeichnungen geliefert hat. Da die Aufgabe diesmal darin bestand, die Insel und ihre Form zu zeigen, ist es verständlich, daß der Flußlauf wieder als bloße Linie erscheint. Hier treten nun aber weitere Einzelheiten in der Oberflächen-gestaltung der Schwarzinsel hervor: die Insel besitzt fünf Seen, von denen einer keinen Abfluß hat, je zwei dagegen untereinander verbunden sind und einen Bach in die Tunguska senden. Das wäre wohl nicht möglich, wenn sich auf der Insel keine Quellen befinden würden, die wahrscheinlich erst zur Bildung der Seen Anlaß gegeben haben. Die Waldbedeckung der Insel ist in der Zeichnung unberücksichtigt geblieben, dagegen sind noch links ein Bach (Nr. 29 auf Abb. 4) und rechts der Fluß Ésus (Nr. 26 auf Abb. 4) eingezeichnet worden.

Zum Vergleich der kartographischen Leistungen der Jenissej mit der russischen Kartographie gebe ich einen Ausschnitt aus einer handschriftlich im Archiv der Krasnojarsker Abteilung der Russischen Geographischen Gesellschaft aufbewahrten Karte, die das gesamte Flußgebiet der Steinigen Tunguska umfaßt (im Maßstab 1 engl. Zoll = 20 Werst). Wir ersehen daraus, daß die Richtung der Tunguska weder von B. Xäntän noch von Ilíja Týganov genau wiedergegeben ist, und der nach Süden ausweichende Bogen, den die Tunguska (von der Mündung in den Jenissej aus betrachtet) nach der Einmündung des Flusses „Málenskaja Rýbnaja Lebjázja“ (Nr. 14 auf Abb. 4) bei beiden nicht in Erscheinung tritt. Daß die Tunguska dagegen vor der Schwarzinsel wieder nach Norden abbiegt, kommt bei beiden Ketokarten gut zum Ausdruck. Durch die Angabe auch der kleinen Bäche, die in die Tunguska münden, sowie durch die Aufnahme der drei noch neben der Schwarzinsel vorhandenen anderen

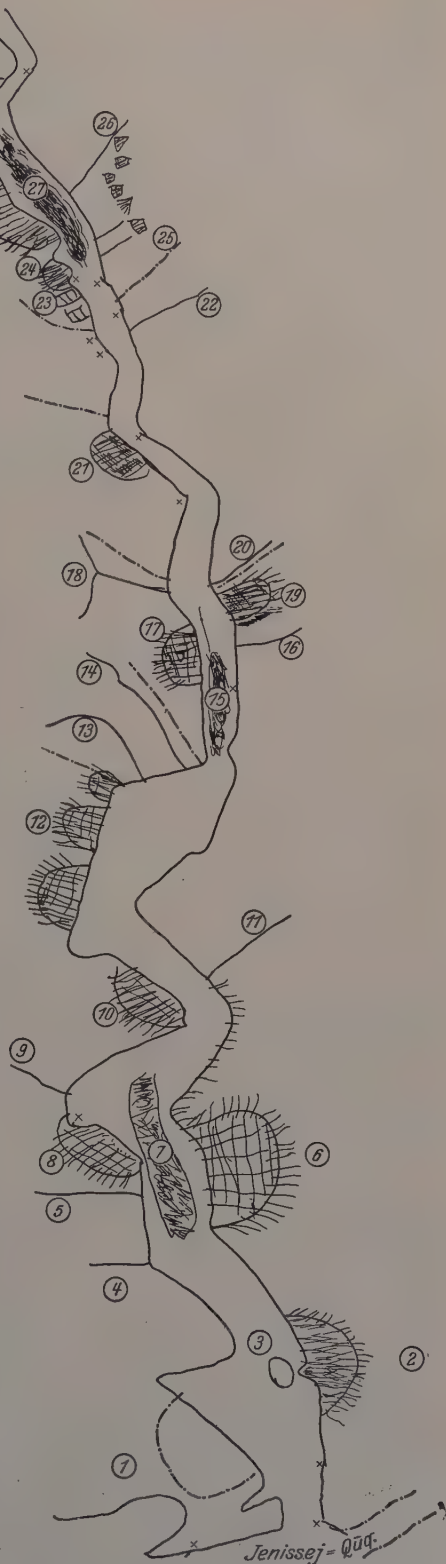


Abb. 4. Umzeichnung von Abb. 3 mit den entsprechenden Zahlen für den Gebrauch der am Schluß der Arbeit befindlichen Liste geographischer Bezeichnungen versehen.

Inseln, weiter durch die Kennzeichnung der Berghänge und die genaue Angabe der Keto-Winterplätze sowie ihrer Jagdwege, verdienen die kartographischen Leistungen der Jenissejer den Vorzug gegenüber der russischen Karte<sup>1)</sup>.

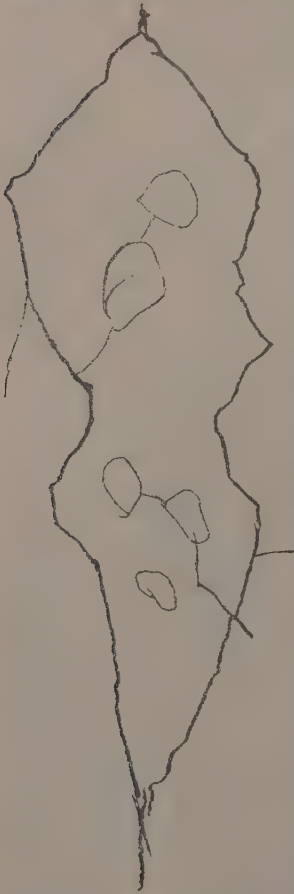


Abb. 5. Ketische Karte der Schwarzinsel mit Seen und Bächen.

Höhe des Originals 19,5 cm.

dargestellt. Wir finden auf ihr die Darstellung des Anadyr durch zwei Linien, sodann sind aber auch alle Nebenflüsse zweilinig dargestellt, wo-

Um nun die ketischen Landkarten auf ihre Stellung innerhalb der Kartographie der sonstigen sibirischen Völkerstämme zu untersuchen, bietet sich uns ein reichhaltiges Vergleichsmaterial in dem zu Beginn des Aufsatzes angeführten Werk von B. F. Adler über die Karten der Naturvölker. Adler selbst geht in einer Anmerkung (Spalte 89) kurz auf eine vergleichende Betrachtung ein. Er sagt: „Unter den von P. E. Ostrovskix gesammelten Eingeborenenkarten sind einige Zeichnungen von Jenissejern, die von den großen zeichnerischen Fähigkeiten dieses verkommenen (zaxudalyj narod) Volkes zeugen. Jagdszenen, Tiere und Bäume verschiedener Arten sind realistisch, wahrheitsgetreu und lebendig wiedergegeben. Der auf unserer Karte wiedergegebene Elch, die Ente, das Boot, der Mensch usw. verbinden die Karte mit den Karten der Tschuktschen, Korjaken und anderen Völker Nordasiens. Ähnliche Darstellungen finden wir niemals auf den Karten der Tungusen, Jakuten, Dolganen, die überhaupt zeichnerische Fähigkeiten (vladjjut risunkom) nur in beschränktem Maße besitzen.“

Ob das letzte Urteil zu Recht besteht, soll hier nicht näher untersucht werden, dagegen müssen wir die von Adler veröffentlichten Karten nacheinander durchgehen, um über die Stellung der ketischen Karten klar zu werden. — Zunächst behandelt Adler die Tschuktschen. Sehr eingehend dargestellt ist eine Karte der Anadyrmündung und des Anadyrlimans (Adler, zwischen Spalte 60 und 61, Text Sp. 61—63)

<sup>1)</sup> Eine sehr genaue Aufnahme der Steinigen Tunguska hat A. Ja. Tugarinov, damals Direktor des Krasnojarsker Museums, im Jahre 1921 vorgenommen. Ich konnte im Januar 1928 während meines Aufenthaltes in Krasnojarsk im Museum des Jenissejlandes Einblick in diese Materialien nehmen. Ob in absehbarer Zeit eine Veröffentlichung dieser wichtigen geographischen Ergebnisse möglich ist, scheint zweifelhaft. Vgl. den vorläufigen Bericht Tugarinovs in: *Izvestija Krasnojarskogo Otdela Russkogo Geografičeskogo Obsčestva* (Mittlgn. d. Krasnojarsker Abteilung der Russ. Geogr. Gesellschaft) Bd. III, Heft 2, Krasnojarsk 1924, S. 1—31. — Der Teil der Steinigen Tunguska von der Schwarzinsel bis zur Mündung ist kurz beschrieben auf S. 28. Eine zusammenfassende Charakteristik der Steinigen Tunguska ebenda, S. 29ff. Vgl. auch: Tugarinov, *Geografičeskije landšafty Prienisejskogo Kraja. Opyt charakteristiki* (Die geographischen Landschaften des Jenissejlandes. Versuch einer Charakteristik, Krasnojarsk 1925, S. 77f. — Eine ausführliche Schilderung meiner Reise vom Dorfe Podkámennaja Tunguska zur Faktorei Schwarzinsel im Herbst 1927, wo besonders auf die praktischen Wegverhältnisse eingegangen ist, s. in meiner Schrift: *Reisen und Forschungen in Nordsibirien*. Skizzen aus dem Lande der Jenissejostjaken, Berlin, Selbstverlag, S. 24—30. Vgl. auch ebenda, S. 45.

durch sie sich auch von der Karte des Ilja Týganov unterscheidet. Die den Flußufern folgende Pflanzenbedeckung, wohl Baumbestand, ist überall mit großer Liebe eingezeichnet, nur, daß der Tschuktsche auch hier noch ausführlicher ist als der Jenissej, der die Bäume auf den Bergen als einfache Striche wiedergibt, auf den Inseln durch wirre Linien, während der Tschuktsche einheitlich die Bäume in der Weise darstellt, daß von einem Stamm nach beiden Seiten, sich nach oben verzweigend, zwei, drei und vier nach oben gerichtete Hauptäste abzweigen, so daß man an Lärchen als Vorbild für den Zeichner denken muß. Berge oder Steilhänge, die sich ebenfalls des öfteren am Ufer finden, sind auf der tschuktschischen Karte durch dunkle Flecke zur Darstellung gebracht worden. Auch einen Zeltplatz sowie ein durch einen Strich dargestelltes Fischwehr sehen wir, dann aber noch weitere Szenen, wie sie auch die tschuktschischen Ritzzeichnungen zeigen: Boote, Rentiere in Herden oder allein, die über den Fluß setzen, auch ein von Hunden gezogenes Boot, auch sind die Vögel nicht weggelassen worden. Da diese Karte für die tschuktschische Art und Weise kartographischer Darstellung charakteristisch ist, braucht auf sonstige tschuktschische Karten nicht näher eingegangen zu werden (vgl. Adler a. a. O., Spalte 63).

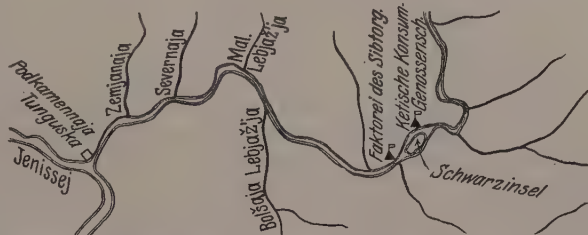


Abb. 5. Ausschnitt aus einer russischen modernen Karte der Steinigen Tunguska von der Mündung in den Jenissej bis zur Schwarzinsel.

Auf jeden Fall erkennen wir durch die Hervorkehrung der verschiedensten geographischen und kulturellen Elemente weitgehende Entsprechungen zwischen der Karte von Ilja Týganov und der von Adler veröffentlichten Probe tschuktschischer Kartographie.

Wenden wir uns zu den Eskimos. — Schon die ersten Worte Adlers (Spalte 61) über die tschuktschische Kartographie lauten: „Die Karten der Tschuktschen haben viele ähnliche Züge mit den Karten der Eskimos (gemeinsam)“, und der Abschnitt über die Eskimos beginnt (Spalte 64): „Die Karten der Tschuktschen sind den Karten der Eskimos durch die Art und Weise der Behandlung des geographischen Materials (Darstellung des Reliefs, der Uferlinie usw.) und auch durch die Wahrheit der Zeichnung sehr ähnlich.“ Wenn wir nun das von Adler vorgelegte Material durchgehen (13 Karten), so ist allen diesen Karten zwar eine große Genauigkeit in betreff der rein geographischen Elemente eigen, wogegen sich aber doch das Fehlen von dargestellten Kulturelementen bemerkbar macht.

Auf einer Eskimokarte vom Nordteil der Hudsonbucht (Abb. 10 bei Adler) sind durch Punktgruppen wenigstens die Stellen angegeben, wo der Zeichner auf Moschusböcke traf (vgl. auch Nr. 11 auf Spalte 72). Die eigenartigen Reliefkarten der Eskimos (s. Adler, Spalte 74—79) finden sich in Sibirien überhaupt nicht.

Von den Korjaken liegt bisher nur eine einzige Karte vor, die W. I. Jochelson mitgebracht hat (Adler, Spalte 80). Hier sind die meisten Flüsse zwar durch eine einzige Linie dargestellt, der Hauptgegenstand der Karte ist aber die Penšinabucht, die nach Jochelsons Worten genau wiedergegeben worden ist. Siedlungen sind nur durch Punktgruppen angedeutet, die Bucht selbst aber wieder angefüllt mit Jagdszenen, schwimmenden Eisschollen und Walfischen, die Wasserfontainen ausstoßen. Durch diese Elemente rückt die korjakische Karte der tschuktschischen am nächsten.



Von den Jukagiren sind eine Reihe von Karten und kartenähnlichen Zeichnungen durch Jochelson bekannt geworden (bei Adler, Abb. 18—22). Bei diesem Stamm hat sich eine eigenartige Methode der Mitteilung ausgebildet, über die Jochelson auch besonders berichtet hat: „Über die Sprache und Schrift der Jukagiren (XVII. Jahresbericht der Berner Geographischen Gesellschaft, Bern 1900). In Birkenrinde ritzen die Jukagiren nämlich Kartenzeichnungen mit Marschroutenangaben und zeichnerischen Darstellungen der verschiedensten Begebnisse, die für andere beim Wechseln des Wohnplatzes zurückgelassen werden. Die Art der Darstellung mit Zelten, Winterhütten, Menschen, Booten, Fischwehren, russischen Häusern usw., den durch zwei Linien begrenzten Flußläufen, zeigen die für die bisher erwähnten nordostsibirischen Stämme charakteristischen Züge<sup>1)</sup>.

Die drei samojedischen Karten (Abb. 24—26 bei Adler) geben nur Flußläufe mit einfachen Linien und Seen wieder. Berge sind (auf Abb. 24) durch zwei leicht mißzuverstehende Linien, auf Abb. 26 (unten) durch schwarze Punkte gekennzeichnet. Kulturelle Merkmale finden wir nur auf einer einzigen Karte vereinzelt vermerkt. Die Karten sind also als ziemlich ärmlich anzusehen und halten keinen Vergleich mit den tschuktschischen, korjakischen, jukagirischen und ketischen Karten aus. Dasselbe ist auch der Fall mit der jurakischen Karte (Abb. 27 bei Adler) und den dolganischen sowie den tungusischen, auf denen überall die Flüsse nur durch eine Linie dargestellt werden, und kulturelle Elemente nur höchst selten und erst auf Nachfrage des Europäers eingetragen wurden (Adler, Spalte 104). Es hat deshalb keinen Sinn, die Karten dieser Völker hier einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Auch die jakutischen Karten, die doch aus der Mitte eines schon höherentwickelten Volkes stammen, zeigen dennoch die Flußläufe immer durch eine einzige Linie dargestellt, sie sind aber sehr reich an dem verschiedensten geographischen Material (Seen, Inseln, Wegen: Adler, Spalte 147f.), darunter auch an Häusern, Kirchen, Zelten, so daß sie den Karten der nordostsibirischen Stämme näher stehen als etwa den tungusischen. Immerhin dürfen die jakutischen Karten hier nicht allzu hoch bewertet werden, wegen der allgemeinen größeren kulturellen Höhe dieses erst in historischer Zeit nach Norden vorgedrungenen Viehzüchtersvolkes.

Von den übrigen hier noch näher zu behandelnden Völkern, den europäischen Samojeden, Ostjaken und Wogulen, fehlt leider das Vergleichsmaterial, so daß ihre Stellung innerhalb der sibirischen Eingeborenenkartographie noch ungeklärt erscheint.

Unter den Karten der sonstigen sibirischen Völker fällt durch ihren reichen Inhalt die giljakische Karte des Südteils der Insel Sachalin auf (Abb. 77 bei Adler), über die Adler das folgende sagt (Spalte 155): „Die Art und Weise der Zeichnung, wenn man annimmt, daß sie aus den Händen einer mit Karten vollkommen unbekannten Person stammt, worauf Herr Sternberg hinweist, erinnert an die Art und Weise der Kartenzeichnung bei den Eskimos, Tschuktschen, teilweise den Jukagiren und Korjaken. Sie unterscheidet sich scharf von den tungusischen, jakutischen und den übrigen Eingeborenenkarten Nordostsibiriens. Die Flüsse, oder wahrer, die Flußmündungen, sind durch zwei Linien wiedergegeben. Außer dem großen Dampfer ‚Baikal‘ sind auch Darstellungen von Booten usw. vorhanden.“

<sup>1)</sup> Auf ähnliche nordamerikanische zeichnerische Mitteilungen weist Adler auf Spalte 85—87 hin. Er sagt: Gewiß, die jukagirischen Zeichnungen sind einfacher und erinnern mehr an die Zeichnungen der (sie) umgebenden sibirischen Eingeborenen; nichtsdestoweniger kann die Ähnlichkeit (mit den nordamerikanisch-indianschen) nicht geleugnet werden“ (Spalte 86).

Wenn es schon Adler bedauerte, daß von den Ainu kein kartographisches Material vorläge, so müssen wir dieses Bedauern auch noch heute teilen, zumal bei der neuerwachten Diskussion über die Stellung dieses Volkes jeder Hinweis zur Klärung außerordentlich willkommen wäre.

Zusammenfassend können wir sagen, daß die Kartographie der Jenissejer die nächsten verwandtschaftlichen Züge zur Kartographie der Tschuktschen, Korjaken, Jukagiren und Giljaken aufweist. Alle diese Völker, mit Einschluß der Jenissejer, gehören zur Gruppe der sogenannten Paläosibirier, und die sibirische Völkerkunde hat bis jetzt in ihnen die ethnologisch ältesten Völker in Nordasien gesehen. Es wäre jedoch gewagt, allein an Hand des hier besprochenen kartographischen Materials weitgehende Schlußfolgerungen kulturgeschichtlicher Art zu ziehen. Es müßte dazu die Vorfrage untersucht werden, wieweit denn überhaupt die Karten als ethnographisches Material ausgewertet werden können. Die Eingeborenen untereinander kommen schließlich nicht allzuhäufig in die Lage, Kartenbilder zu zeichnen. Sie können es aber alle mehr oder minder gut, ob sie nun in den Sand oder Schnee mit einem Stock oder mit dem Bleistift auf Papier zeichnen. Eine Tatsache gibt in dieser Frage aber den Ausschlag zu einer Entscheidung im positiven Sinne. Diese Tatsache ist die, daß die Karten der verschiedenen Stämme eine ziemlich einheitliche Auffassung innerhalb des einzelnen Stammes zeigen, und daß wichtige Merkmale, die z. B. auf den Karten der Tschuktschen und Korjaken erscheinen (kulturelle Elemente) bei anderen so gut wie niemals angetroffen werden (z. B. nicht bei den Samoieden). Wir können also aus diesem Grunde den Kartenzeichnungen der Eingeborenen (als für ihren Stamm typischen Ausdrucksformen) neben dem psychologischen Wert, den sie ja ohne weiteres besitzen, auch einen im umfassenderen Sinne ethnographischen Wert zugestehen, so daß unter Zugrundelegung des kartographischen Materials auch Schlußfolgerungen über eventuelle kulturelle Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den einzelnen Stämmen beleuchtet werden können. Es ist klar, daß man derartige Schlüsse jedoch auch an noch weiteren kulturellen Erscheinungen nachprüfen wird, denn die Kartographie bildet ja nur ein einziges Kulturelement in einem großen Komplex anderer und muß natürlich auch im Zusammenhang mit verwandten Elementen jedes einzelnen Stammes betrachtet werden.

Wenn wir der letztgenannten Forderung nachkommen wollen, müssen wir uns zunächst einmal darüber klar werden, im Zusammenhang mit welchen anderen kulturellen Erscheinungen die Kartographie überhaupt behandelt werden müßte. Dabei ergibt sich, daß die Kartographie als besondere Gruppe innerhalb des zeichnerisch-künstlerischen Schaffens des Stammes oder Volkes zu betrachten ist. Es müssen also nahe Beziehungen zwischen der allgemeinen Art und Höhe der Zeichenkunst eines Stammes einerseits und den kartographischen Darstellungen andererseits bestehen. Diese nahen Beziehungen erkennen wir nun wirklich in aller Deutlichkeit bei den als besonders eigenartig und begabt sich erweisenden Tschuktschen, Korjaken, Jukagiren und Giljaken, die alle eine hohe zeichnerische Kunst entwickelt haben, die ihre Anwendung reichlich auf ihren Gebrauchsgegenständen gefunden hat und findet. Eine naturalistische Kunst ist dabei besonders stark bei Tschuktschen, Korjaken und Jukagiren entwickelt, während die Giljaken dem geometrisch-ornamentalen Schmuckschaffen des Amurgebietes gewonnen worden sind. Immerhin mögen sich unter dieser modernen Überschiebung die alten Fähigkeiten, scharf-beobachtend realistisch zu sein, noch gut



erhalten haben, wofür die von Sternberg mitgebrachte giljakische Karte ein gutes Beispiel wäre.

Daß die Jenissejer zusammen mit diesen ostsibirischen Stämmen genannt werden müssen, findet seine Erklärung auch in ihrer alten Kunst, die u. a. rein realistische Elemente aufweist. Diese finden sich sowohl in den Eisendarstellungen an der Schamanenkleidung, dann aber auch in den Kerbzeichnungen auf dem Abschlußbrett des Frauenschlittens, wo Sonne, Mond, ein Baum, Renntiere, Bären u. a. Tiere eingezeichnet werden. Da in jeder Familie wenigstens ein solches Brett vorhanden ist, das von den Männern hergestellt wird, ist das ganze Volk an der künstlerischen Überlieferung beteiligt, und bei der Möglichkeit, solche realistischen Elemente anderswo anzubringen, wird diese von den geistig regeren Stammesgenossen sofort angewandt. Die Voraussetzung also dafür, daß in der Kartographie die zeichnerisch-naturalistischen Elemente zur ausgedehnten Anwendung kommen, ist das Vorhandensein einer älteren naturalistischen Zeichen- oder Kerbkunst.

Die weitere Frage, ob die Zeichenkunst der Jenissejer in Zusammenhang mit der entsprechenden Kunst der nordostsibirischen Stämme gebracht werden kann, soll hier nicht näher untersucht werden, sondern wird den Gegenstand einer besonderen Studie bilden, in der mein in den Jahren 1927—1928 bei den Jenissejern gewonnenes diesbezügliches Material vorgelegt und besprochen werden soll.

Am Schluß sei noch auf die geographische Nomenklatur<sup>1)</sup> der Steinigen Tunguska in dem hier behandelten Gebiet eingegangen. Ich habe mit den Jenissejern alle von ihnen namentlich bezeichneten Stellen auf Grund der von Ilja Týanov gezeichneten Karte in das Original eingetragen und stelle die Bezeichnungen im folgenden zusammen, von der Mündung der Tunguska in den Jenissej beginnend<sup>2)</sup>.

1) Zur Transkription der ketischen Worte sei kurz das Folgende bemerkt: Der Hauptton wird durch Akut auf dem Vokal der Silbe, der Nebenton durch den Gravis bezeichnet.

Bei Konsonanten deutet der Akut Palatalisierung an.

Ein Bogen über Diphtongen besagt, daß die Komponenten zu einem Laut verschmolzen sind.

Strich unter einem Konsonanten meint emphatische Aussprache.

Strich über einem Vokal = Länge.  $\approx$  bedeutet Halblänge. Kürze ist unbezeichnet.

x = deutsch „ch“ in „ach“.

ġ = frikativisches g wie in der Berliner Aussprache von „Tage“.

ē = geschlossenes langes e wie in bühnendeutsch „geben“.

ā = palatales a wie in bühnendeutsch „Tage“.

Für freundliche Ratschläge bei der Transkibierung danke ich Herrn Dr. W. Lentz von der Orientalischen Abteilung der Berliner Akademie der Wissenschaften.

2) Zu den mitgeteilten ketischen Wörtern sei bemerkt, daß ich an Ort und Stelle auf der Originalkarte die ketischen Namen vermerkt habe, die Übersetzung dieser Wörter und ihrer einzelnen Bestandteile dagegen nur bei einigen, z. B. qoks = Bach, qoo = Mündung, qai = Berg. Bei Nr. 16 finde ich die Angabe „aus den Bergen“ und bei Nr. 19 unter den Worten „tüget qoleb“ die Bemerkung „unteres Ende“. Mit Hilfe des Castrén'schen Wörterverzeichnisses ist es möglich, noch einige weitere Benennungen aufzuklären oder wenigstens Übersetzungsversuche von ihnen mitzuteilen.

Auffallend erscheinen mir Wörter wie Kaltänsis, Dēlimisiś, Hulśuś, Éśuś. In diesen Wörtern entspricht die letzte Silbe siś und śuś vielleicht den im Castrén'schen Wörterverzeichnis. S. 186 aufgeführten Bezeichnungen ses, ses der Bachta-Mundart = Fluß, Flüßchen, Bach. Ist die Schlußsilbe von Nr. 5 unserer Liste (Lipādasēs) damit identisch? Dann wäre sein Vokal den vorhergehenden palatalen Vokalen zu verdanken. Das stände allerdings im Widerspruch zu der Annahme C.s einer regressiven Vokalharmonie über die Wortgrenze hinaus.

Ist in Nr. 5 da etwa Genitivsuffix, so daß die Bestandteile *līpe* und *śeś* sind?



Ketische Bezeichnung	Russische Bezeichnung
Nr. 1. Kól-[de-] qō-jāṇō <sup>1)</sup> = Steinige Tunguska Mündung Dorf.	Podkámennaja Tungúska = Untersteinige Tunguska. — Im Oberlauf wird der Fluß von den Russen ausschließlich Kátanga genannt <sup>2)</sup> .
Nr. 2. Tāóśoks <sup>3)</sup> .	—
Nr. 3. Tŷ <sup>4)</sup> .	—
Nr. 4. Dŷe (Dāóaba) <sup>5)</sup> .	Réčka = Fließchen.
Nr. 5. Lipádasēs <sup>6)</sup> .	Zemljanája réčka = das erdige Fließchen.
Nr. 6. Bāóta qai = Bāóta-Berg.	—
Nr. 7. Táṇai <sup>7)</sup> .	Jarnája kosá = die am Steilhang gelegene Heuwiese.
Nr. 8. —.	Sévernij sulomáj <sup>8)</sup> = der nördliche Steilhang.
Nr. 9. Dóatād - dātāṇ - qoks <sup>9)</sup> .	Sévernaja réčka = das nördliche Fließchen.
Nr. 10. Qai = Berg.	Bélyj jar = der weiße Steilhang.
Nr. 11. Tāómmo - dvát - qoks <sup>10)</sup> .	Bol'shája réčka = das große Fließchen.
Nr. 12. Kaltāṇsis - qōo - sulomai = Kaltāṇsis - Mündung - Steilhang.	Krásnyj jar = der rote Steilhang.
Nr. 13. Xāóne Kaltāṇsis <sup>11)</sup> = der kleine Kaltāṇsis.	Suxája lebjázja = das trockene Schwanen[fließchen].
Nr. 14. Qā Kaltāṇsis = Groß - Kaltāṇsis <sup>12)</sup> .	Málenkaja rýbnaja lebjázja = das kleine Schwanen[fließchen] mit Fischen.
Nr. 15. —.	Poperóšnaja kosá = die quergelegene Heuwiese.
Nr. 16. Xátāṅgā - dvát - qoks <sup>13)</sup> .	Listveničnaja réčka = Lärchenfließchen.
Nr. 17. Kaltāṇsis - qōo - qótet - qòlèb - sulomai = Kaltāṇsis - Mündung - obere (vordere) — Seite - Steilhang <sup>14)</sup> .	—
Nr. 18. Dēlímśís <sup>15)</sup> .	Málenkaja čórnaja réčka = das kleine schwarze Fließchen.
Nr. 19. Húlśús - qōo - túget - qòlèb - sulomai = Húlśús - Mündung - unten - Seite - Steilhang <sup>16)</sup> .	—
Nr. 20. Húlśús <sup>17)</sup> .	Bol'shája lebjázja = das große Schwanen[fließchen].
Nr. 21. Dēlímśís - qōo - qótet - qòlèb - sulomai = Dēlímśís - Mündung - obere - Seite - Steilhang.	—
Nr. 22. Qóksus <sup>18)</sup> .	Pljašívaja réčka = das tanzende Fließchen.
Nr. 23. Jáṇō = Dorf.	Faktórija Čórnyj Óstrov = Faktorei Schwarzinsel.
Nr. 24. Éjut - sulomai = Éjut - Steilhang <sup>19)</sup> .	—
Nr. 25. Kāṇ <sup>20)</sup> .	—
Nr. 26. Ésus <sup>21)</sup> .	Bol'shája čórnaja réčka = das große schwarze Fließchen.
Nr. 27. Éśús - éi = Esus - Insel.	Čórnyj Óstrov = Schwarzinsel. —
Nr. 28. Qai - sulomai = Berg - Steilhang.	—
Nr. 29. Sulomai - qoks = Steilhang - Bach.	Bol'sój rúcej = der große Bach.
Nr. 30. Sulomai - tróika = Steilhang - Gebäude <sup>22)</sup> .	Vérxnaja postróika = Oberes [Faktorei-] Gebäude.
Nr. 31. Lāgēm-qai = Lāgēm - Berg.	—

<sup>1)</sup> Kol = die ketische Bezeichnung der Steinigen Tunguska. — „de“ dient nach Castrén gewöhnlich dazu, die Genitivendung zu ersetzen (S. 25). Es kann

in diesem Falle und auch sonst sehr oft wegfallen. Spielen rhythmische Gründe eine Rolle? Man kann also auch sagen: Kol-qō-jájō. — qō = Mündung. — jájō = Dorf, Stadt.

<sup>2)</sup> S. Tugarinov, in der in Anm. 1 auf S. 220 angeführten Arbeit, S. 1, Anm. Er sagt, daß die gesamte russische Bevölkerung den Fluß Katanga nenne. Im Dorfe Podkamennaja Tunguska (an der Mündung) habe ich dagegen immer die Bezeichnung „Tunguska“ gehört. Das Dorf Podkamennaja Tunguska wird von der russischen eingesessenen Bevölkerung und auch von den Jenissejern gewöhnlich einfach „derevnja“ (russ.), „jájō“ (ketisch), beides = Dorf genannt. Auf Karten findet man oft auch die Bezeichnung Podkamenno Tunguskoe, wo dann das Wort „seló“ (= Kirchdorf) zu ergänzen wäre.

<sup>3)</sup> Vielleicht ein zusammengesetztes Wort, wobei oks = Holz bedeuten könnte.

<sup>4)</sup> Vgl. Castrén, S. 177: Tyés und tyés (S. 178), Stein, Berg.

<sup>5)</sup> Castrén, S. 181 kennt di'e = Adler; dy'e (S. 183) = Mütze; di'e (S. 145) = Baumstamm. — dy-get = Samojede, Jurak (S. 183). Vgl. auch S. 181 dē-get wobei get = ket = Mensch ist. — Zu dāoaba vgl. dābu bei Castrén, S. 180 = das Netz werfen.

<sup>6)</sup> sēs = Fluß, Fließchen. Vgl. Anmerkung 2 auf S. 224.

<sup>7)</sup> Vielleicht taj = ohne (Castrén, S. 175) und ai = Sack, Quersack, Ranzen (Castrén, S. 157).

<sup>8)</sup> Sulomái ist ein ketisches Wort und entspricht dem russischen „jar“ = Steilhang, wonach auch die Stadt Krasnojarsk genannt = die Rotsteilhänge. Die Steilhänge der Tunguska sind ebenfalls von roter Farbe.

<sup>9)</sup> Dóatād = wahrscheinlich zusammenhängend mit der Bezeichnung für eine Geisterart dōtetam oder dōtam. dātāj kann ich nicht übersetzen. qoks = Bach.

<sup>10)</sup> Auf S. 1 seiner Sprachlehre sagt Castrén, daß w., wie wir es im Deutschen sprechen, sowohl im Symschen als auch im Imbaskischen fehle, in Fremdwörtern, wie im Ostjak-Samojedischen, durch b ersetzt werde, z. B. bet, bopsä aus dem russischen ved', vovse. Nach meinen Feststellungen ist der stimmh. labio-dentale Reibelaut v (wie dt. w in Weg) aber durchaus vorhanden. — Dasselbe Wort erscheint auch noch in Nr. 16 der Liste. Ob es sich hier vielleicht um das bei Castrén (S. 184) aufgeführte Wort „duot“ = Ahle handelt? Es ist nicht unmöglich, denn einmal kann sich das Ketische in der Zeit, die seit Castréns Aufnahmen verflossen sind (seit 1846), (infolge des russischen Einflusses?) auch in seinem Lautbestand verändert haben, dann aber ist auch der Hul-sús [Hammer-Bach(?) über sús vgl. Anm. 2 auf S. 224] nach einem hauswirtschaftlichen Gerät benannt worden. Wir kennen ja nicht die Anlässe, die im einzelnen bestimmend für die Namengebung einer Örtlichkeit gewesen sind. Es kann sich dabei um recht zufällige Begebnisse gehandelt haben, die schon vor vielen hunderten von Jahren stattgefunden haben mögen.

<sup>11)</sup> Wahrscheinlich = hēne, klein (Castrén, S. 174).

<sup>12)</sup> qā = groß. — Vgl. k'ēā bei Castrén, S. 170.

<sup>13)</sup> Erinnt auffallend an die Bezeichnung Katanga (s. Anmerkung 2) oder Chatanga; ein Flußname, der im nördlichen Turuchansker Land noch einmal auftritt.

<sup>14)</sup> Vgl. Castrén, S. 144 und 172. Nach Castrén, S. 144 wäre xot xoalap = südlich. Das würde insofern richtig sein, wenn die Blickrichtung des Steilhanges nicht aber seine Lage am Flußufer den Jenissejern wichtiger erschiene, was sehr wahrscheinlich ist.

<sup>15)</sup> Vielleicht dē = Plötze (Castrén, S. 180) und lum — Schwimmhölzchen an der Angel (Castrén, S. 175), also Plötzennetzholzfluß?

<sup>16)</sup> Vgl. Castrén, S. 176: tēā-bei = Südwind und S. 177 tygei, tygā = nach unten; tygl xoalap = untere Seite. — In meinen Aufzeichnungen finde ich tyē-bi = „verxovka“ = Wind vom Oberlauf des Flusses (russ.). — An dieser Stelle etwa wurde die Expedition Tugarinov ebenfalls von einer „verxovka-s vostoka“ = Oberlauf [= Wind] — vom Osten“ gestört, also von einem Ostwind: Tugarinov, in Izv. Kr. Otd., S. 28.

<sup>17)</sup> Hul = Hammer.

<sup>18)</sup> Qok-sus. Castrén kennt k'ok = Wade (Imbaskischer Dialekt).

<sup>19)</sup> Unteres Ende Steilabhang.

<sup>20)</sup> Castrén hat kaŋ = Loch, S. 246 u. S. 166.

<sup>21)</sup> Vgl. in Castréns „Versuch“ die Bezeichnung ēs-sēs (S. 161), was dem hier genannten Namen entsprechen mag; sus scheint das im Castrénschen Wörterbuch (S. 186) aufgeführte Wort sēs sēs, = Fluß, Fließchen, Bach, zu ersetzen, so daß man vielleicht ēs-sus zu verstehen hätte, gesprochen ēsus = Himmelsfluß oder Gottesfluß.

<sup>22)</sup> troika = russ. postrojka.

## Zur Erforschung der Rechtsgewohnheiten der Bergvölker des Kaukasus.

Von

A. M. Ladyshenskij, Rostow a. Don.

### I.

Heute werden in verschiedenen Gegenden Sowjetrußlands die nationalen Rechtsgewohnheiten sehr eifrig studiert. So existiert z. B. an der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften eine besondere Kommission für das Gewohnheitsrecht unter dem Präsidium des Akademikers I. A. Malinovskij und des Professors Arnold Christer. Dieselbe hat bereits drei Bände ihrer Arbeiten veröffentlicht, welche mehrere interessante Aufsätze enthalten<sup>1)</sup>.

Das Gewohnheitsrecht der Großrussen studieren speziell Tanajevskij und N. N. Pavlov-Silvanskij: Die Aufsätze des ersteren von den Rechtsgewohnheiten der Bauern des Gouvernements Wjatka („Frauenkauf“, — „Das Leben in Wjátka“ 1923, 3) und „Ein Programm zur Sammlung der Rechtsgebräuche der Bauern im Gouvernement Wjátka 1924“ bieten großes Interesse. — Pavlov-Silvanskij studiert eingehend die Gebräuche der Bauern Mittelrußlands. — Prof. B. Kagárov hat einen inhaltsreichen Aufsatz unter dem Titel „Reste primitiver Rechtsgewohnheiten im ostslavischen Volksgebrauch“ in der „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft einschließlich der ethnologischen Rechtsforschung“ (1929, Bd. 45, H. I) veröffentlicht. — Aber ganz besondere Aufmerksamkeit wird dem Gewohnheitsrecht des Sowjetorients gewidmet. Sowohl die allgemeine Unionsassoziation als auch die allgemeine ukrainische Assoziation für Erforschung des Orients arbeiten an der Erforschung des wirtschaftlichen und des Rechtslebens verschiedener Völker Sibiriens, Zentralasiens und des Kaukasus. In den Zeitschriften „Novyj Wostok“ und „Schidnij Swit“ werden Aufsätze über die Rechtsgebräuche jener Völker veröffentlicht<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Wir nennen die folgenden: „Der gemeinsame Besitz nach dem Gewohnheitsrecht in der Ukraina“ von Prof. M. Tovstoles; „Von den Funden nach dem ukrainischen Gewohnheitsrecht“ von demselben; „Der Bauernhof vom Standpunkt des Landrechts und der lokalen Gewohnheiten in Sowjetrußland“ von M. Germónov; „Von der ursprünglichen Art der Erwerbung des Eigentumsrechts nach dem Gewohnheitsrecht“ von W. Zavetnevitsch; „Die Aufteilung des Bauernhofes und des Eigentums im Bezirke im Wolynschen“ von W. Kaminskij; „Die repräsentative Methode und das Studium des Gewohnheitsrechts“ von G. Jazlovskij; „Der Einfluß der Gebräuche auf die richterliche Praxis“ von Jezérskij; „Rechtschöpfung ohne Gesetzgebung“ von A. Dobróv; „Zur Frage über das Studium des Gewohnheitsrechts der Ukraina“ von Prof. A. Christer; „Das Gewohnheitsrecht im Litauisch-Russischen Staate im 16. Jahrhundert“ von S. Borisénko; „Das revolutionäre Gewohnheitsrecht in Sowjetrußland“ von Akademiker J. Malinowskij.

<sup>2)</sup> Wir nennen folgende: „Zur Geschichte der kulturellen und ethnischen Verhältnisse im Wolga-Uralgebiete“ von Akad. A. N. Samoiólwitsch („Novyj Wostók“ Bd. 18); „Zehn Jahre Orientforschung“ von Prof. W. Gurko-Krjáshin (ibid. Bd. 19); „Das Studium der Kulturen des Sowjetorients“ von Prof. I. Borozdin (ibid.); „Die moderne Republik Krym“ von demselben (ibid.); „Die Agrarreform in Turkestan“ von M. A. Nemtschenko (ibid.); „Das Familiengewohnheitsrecht der Tscherkessen“ von Prof. A. M. Ladyshenskij (Bd. 22); „Die Methoden des Studiums des Gewohnheitsrechtes der kaukasischen Bergvölker“ von demselben („Ethnographie“, 1929, Bd. I); „Die Aisoren“ von Dumbis („Novyj Wostók“ Bd. 3); „Reste der Gentilverfassung in Kazakstan“ von A. Stusser, und „Die Rechte der Frau in Dagestan“ von E. Steinberg (ibid. Bd. 26 u. 27); „Aus dem Gebiete der tatarischen Kultur“ von Prof. I. N. Borozdin (ibid. Bd. 25); „Das Studium der Kultur und des Lebens in Zentralasien in den Jahren 1920 bis 1927“ von I. Umnjakóv (Bd. 23 u. 24); „In Berginguschetien“ von Prof. I. Borozdin



Diese Gebräuche werden von eigens zu diesem Zweck begründeten Forschungsinstituten studiert: der Abchasischen Akademie für Sprache und Literatur in Suchúm, der kaukasischen Abteilung der Geographischen Gesellschaft der Sowjetunion in Tiflis, der Tifliser Abteilung des ehemaligen Archaeologischen Instituts, dem Nordkaukasischen Bezirksforschungsinstitut in Rostov a. D., dem Daghestanischen Forschungsinstitut in Mahatsch-Kala (d. h. Petróvsk), dem Nordossetischen Institut in Wladikawkás, dem Inguschischen Forschungsinstitut in Wladikawkás und dem Adigheischen Institut in Krasnodar-Jekaterinodar. — Diese Forschungsinstitute haben eine Reihe von Abhandlungen veröffentlicht. — Die Abchasische Akademie hat eine Reihe von Aufsätzen über abchasische Literatur drucken lassen. — Die Kaukasische Abteilung der Russischen Geographischen Gesellschaft hat Studien über die natürlichen produktiven Kräfte des Kaukasus (Mineralien, Gewässer, die Fauna und Flora) veröffentlicht und hat Kulturfragen beinahe gar nicht berührt, weil diese von speziellen Instituten bearbeitet werden. — Das Dagestanische Forschungsinstitut setzt die noch in der Vorrevolutionszeit begonnene Herausgabe der Sammlung von Materialien zur Beschreibung von Gegenden und Völkern des Kaukasus fort (1929, Bd. 46). Es sind Briefe an Leo Tolstoi vom Kaukasus und eine große Arbeit des mohamedanischen Gelehrten Hassan Achkazari „Das Buch Asori Daghestan — die Geschichte Daghestans“ veröffentlicht worden. Außerdem ist eine interessante Arbeit von Prof. G. Tschursin erschienen: Amulette und Talismane der kaukasischen Völker. — Ferner hat dasselbe Institut eine „Daghestanische Sammel-schrift“ (Sbornik) Bd. 3 herausgegeben, mit dem Aufsatz G. Jasulovs über „Chadži Murat“, verschiedenen daghestanischen Sagen und Märchen, mit der eingehenden Studie Manais' „Die Adate der Kумыken“, L. I. Shirkóvs „Das alte und neue Lied bei den Avaren“, G. N. Prozritelevs „Die Gesandtschaft Schamils an die Abadzechen“, N. F. Jakovlevs „Die Kubatschische Juwelierindustrie“ — und mit Berichten von zahlreichen Expedition nach dem Daghestan. — Das Nordkaukasische Bezirksforschungsinstitut hat folgende Arbeiten im dritten Band der „Zapiski“ und in der dritten Lieferung der Bulletins publiziert: A. N. Djatschkov-Tarasov „Die sozialen Formationen im Karatschaigebiet und ihre moderne wirtschaftliche Bedeutung“, Prof. N. F. Jakovlev „Eine kurze Übersicht der tscherkessischen Dialekte und Sprachen“, Umar Aliev „Über Prinzipien einer karatschai-balkarischen Grammatik“, A. A. Vjazigin „Einige Quellen zum kulturgeschichtlichen Studium der kaukasischen Bergvölker in den Archiven des nördlichen Kaukasus“, Prof. P. N. Tschernjájev „Wie studierte P. K. Uslar die Sprache der Ubychen“, D. G. Shantjeva „Motive des geschichtlichen Epos der nordkaukasischen Bergvölker“, Prof. A. M. Ladyshenskij „Skizzen einer sozialen Embryologie“, B. W. Lunin „Zum Studium der menhirförmigen Denkmäler im Kaukasus“, Kokiev „Einige geschichtliche Nachrichten von den alten Ruinenstätten Tatartup und Dzulata“, M. W. Beljájev „Über vergleichendes Studium der kaukasischen Sprachen“ und „Ossetische Etymologien“, Ch.

(Bd. 20 u. 21); „Schariat und Adat im Leben des mohamedanischen Orients“ von W. Fédorov (im „Schidnij Swit“ 2); „In den Steppen Kazakstans“ (ibid. 1928 3) und „Ethnographischen Skizzen“ von W. Beletzkaja; „Über Tataren in der Ukraina“ von A. Saphanow (ibid.) „Adat, Maslagat und Schariat bei den kaukasischen Bergvölkern (Bd. 3, 4, 5 und 6) von Prof. A. M. Ladyshenskij; „Das Sowjetrecht im Kampf mit den schädlichen Gebräuchen der kaukasischen Bergvölker“ von Prof. A. R. Hünter (ibid. Bd. 1/2); „Die Entstehung und Entwicklung der Gesellschaftsformen bei den kaukasischen Bergvölkern“ Von Prof. A. M. Ladyshenskij (1929, Bd. 3—9).

Jandarov „Geschichte des Schrifttums der Tschetschenen“, Tschamozókov „Geschichte des Schrifttums der Kabardin“, D. A. Aschehamado „Geschichte der tscherkessischen Alphabete. — Von den in den Nachrichten des ossetischen Landesforschungsinstitutes erschienenen Aufsätzen wollen wir folgende erwähnen: G. A. Dzagurov „Die landeskundliche Forschung und ihre Aufgabe unter den nordkaukasischen Bergvölkern“, M. W. Rkitzkij „Die Hauptmomente in der Geschichte des landwirtschaftlichen Lebens des nördlichen Ossetiens und die heutige Wirtschaft in dieser Gegend“, S. Takoev „Zur Geschichte der revolutionären Bewegung im Terekgebiet“, Z. Waneti „Der Individualismus und Kollektivismus in der Gentilverfassung der Osseten“. L. „In Ossetien“. — Außerdem sind noch spezielle Sammlungen von Denkmälern der ossetischen Volksdichtung veröffentlicht. — Das Inguschische Forschungsinstitut hat publiziert: Martirosjan „Das gebirgige Inguschetien“ und „Nachrichten“ mit Aufsätzen von dem genannten Martirosjan über Inguschetien, von Nemirovskij (über das Studium der kaukasischen Sprachen in der Vergangenheit und Gegenwart) und von L. Semenov (über archäologische Arbeiten). — Die Erforschung Inguschetiens ist besonders interessant und zugleich besonders schwierig, da hier am meisten sich Reste einer entfernten Vergangenheit erhalten haben. Hier fühlen die Europäer ganz besonders deutlich, daß sie und die Bergvölker des Kaukasus zu verschiedenen Altersstufen des Menschengeschlechts gehören und zu verschiedenen Bänden der Weltgeschichte. — Das Tscherkessische Institut hat von neuem Dubrovins „Geschichte des Krieges und der Herrschaft der Russen im Kaukasus“ herausgegeben; ferner den Bericht des französischen Konsuls am Hofe des Chans der Krym Peisonel über den auswärtigen Handel der Krym im 18. Jahrhundert und die Arbeit von Lulje über die Tscherkessen. — Die Nordkaukasische Assoziation der Forschungsinstitute hat eine große Monographie des Prof. Christianowitsch „Das gebirgige Inguschetien“ herausgegeben. — „Der Krainazizdat“ (Landschaftlicher Nationalverlag) hat die Monographie Alievs über Karatschaj publiziert sowie die Aufsätze von Sejuchoy und Gorodetzkij über „Adigheja“ (das Land der Tscherkessen). — Professor Jakovlev in Moskau hat ebenfalls eine Studie über Inguschetien verfaßt. — Eine Reihe ethnographischer Aufsätze ist in der zweimal im Monate erscheinenden Zeitschrift „Die Revolution und die Bergvölker“ und in andern periodischen Zeitschriften abgedruckt worden. — Wir haben hier nur einzelne von den in den letzten Jahren publizierten Arbeiten erwähnt, da wir befürchten, daß wir ohnedies schon unsern Aufsatz mit Bibliographie überbürdet haben.

## II.

Aus dem Gesagten wird es wohl klar, wie groß das Interesse für den Kaukasus ist. Und das ist auch sehr begreiflich. Die Worte Puschkins im bekannten Gedichte „Der Kaukasus“:

„Den Ursprung der Ströme erblicke ich hier,  
Die erste Bewegung gewalt'ger Lawinen!“

kann mit vollem Recht auch der Soziologe wiederholen. Hier, im Kaukasus, kann man beobachten, wie die ersten Ströme des sozialen Lebens entstanden, wie die Klassen- und Ständegliederung sich entwickelte, wie der Feodalismus aufkam, wie dann der Handelskapitalismus sich gestaltete, wie das Zivil-, Straf- und Staatsrecht erzeugt wurde. Hier konnte man beobachten, wie die Herrschaft sich bildete und wie die erste Auflehnung dagegen entstand, die dann zur „Lawine“ wurde und große soziale Erschütterungen herbeiführte. Wie es ganz richtig der verstorbene Akademiker



W. F. Miller im Vorwort zum zweiten Bande seiner bekannten „Ossetischen Studien“ bemerkte, „gibt es keinen andern Ort auf der Erde, wo auf einem ziemlich kleinen Raum eine solche Masse der verschiedenartigsten Stämme und verschiedenartigsten Sprachen anzutreffen ist. Wenn sich jemals die Möglichkeit einstellen sollte, auch nur eine kleine Zahl der schwierigen Probleme über die Nationalzugehörigkeit der verschiedenen Stämme zu lösen, die im Altertum und im Mittelalter in den Ebenen Südrußlands einander abgewechselt haben, so wird dies nur durch die Erforschung der Ethnographie Kaukasiens möglich sein. — Schon ein arabischer Autor des 10. Jahrhunderts, Massudi hat den Daghestan einen Berg von Sprachen genannt. Das kann man mit vollem Recht vom gesamten Kaukasus behaupten. Wirklich sehen wir zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere nicht nur eine Kette von Bergespitzen, sondern auch Berge von verschiedenen Völkern, die sich auf sehr verschiedenen kulturellen und sozialen Entwicklungsstufen befinden. Sehr bezeichnend hatte sich der bekannte Erforscher der kaukasischen Sprachen, Uslar, in seiner Arbeit: „Die ältesten Berichte vom Kaukasus“ ausgedrückt: „Alle ohne Unterschied nahm der Kaukasus auf; sobald er aber jemand aufgenommen hatte, ließ er ihn nicht wieder fort. Ohne Rücksicht auf seine Vergangenheit, schmiedete er seine Zukunft ein für allemal in eine bestimmte Form. . . Als ein furchtloser, stummer, tatenloser Grenzwächter stand der Kaukasus zwischen zwei Meeren.“

Und nicht umsonst nennt man ihn ein ethnographisches Museum. In wilden, wenig zugänglichen Bergesklüften sind in längst vergangenen Zeiten die verschiedensten Völker stecken geblieben. Getrennt durch Bergesriesen von der äußeren Welt haben sie Reste alter Ansichten und Sitten bewahrt. Daher können wir im Kaukasus die verschiedensten sozialen Formationen beobachten. Der Akademiker N. J. Marr behauptet in seinem bekannten Werk „Die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung des Kaukasus“ (S. 24), daß man hier verschiedene Stufen der Sprachentwicklung beobachten kann. Ebensogut kann man hier verschiedene Entwicklungsstufen des sozialen Lebens verfolgen. Dabei ist der Kaukasus nicht nur ein ethnographisches Museum, für welches er bis jetzt gehalten wurde, sondern auch ein soziales Laboratorium. Die engen von der übrigen Welt durch riesige Berge getrennten Täler, waren, sozusagen, gewaltigen Destillierkolben vergleichbar, in welchen man die reine Entwicklung jener sozialen Prozesse beobachten konnte, die sonst durch eine Reihe von Nebenumständen verdunkelt werden. Im Kaukasus hat die Natur selbst die sozialen Experimente geschaffen, was uns, wie wir unten zeigen werden, behilflich ist, um die Frage zu lösen, wie sich die sozialen Klassen formierten, wie der Unterschied zwischen Zivil- und Strafrecht entstand, wie die Staatsgewalt sich aufbaute, wie der Feodalismus aufkam. Dabei zwangen die neuen Bedingungen eines abgeschlossenen, von der übrigen Welt getrennten Lebens die in den Kaukasus gekommenen Völker die sog. „Stufen“ der sozialen Entwicklung, die sie schon längst durchlaufen hatten, von neuem zu erklimmen. Viele Prozesse entstanden in diesem „Laboratorium“, wie wir unten sehen werden; von Anfang getrennt von den früheren Lebensbedingungen kehrten die Völker zu mehr primitiven Existenzformen zurück, die sie dann allmählich von neuem vervollkommneten. Natürlich war das keine buchstäbliche Wiederholung. Bekanntlich kehrt die Geschichte im allgemeinen nicht zum Ausgangspunkt zurück. Das Leben ist reich an Stoffen und es hat nicht alte Kleider nötig. Man kehrt aber doch zu alten Typen und Schnitten dieser Kleider immerfort zurück und ersetzt den leichten Sommermantel durch den Pelz, sobald wieder Kälte eintritt. Dabei wird der Typus des Kleides durch die Umstände bedingt.



Eben dieses gedenken wir im gegenwärtigen Aufsatz nachzuweisen. Als unsere Aufgabe erscheint es, den oben erwähnten soziologischen „Laboratoriumstandpunkt“ bezüglich des Kaukasus hervorzuheben im Gegensatz zu dem bis jetzt herrschenden historischen Museumstandpunkt.

Sich für den Kaukasus als ein historisches und ethnographisches Museum zu interessieren hat man längst begonnen. Schon dem sogenannten Vater der Geschichte, Herodot, war die Menge und die Mannigfaltigkeit der kaukasischen Völker aufgefallen (I 203). In einer verhältnismäßig späteren Zeit berichtet Strabo (XI, 5), als er die griechische Kolonie Dioskurias beschreibt, daß hierher Kaufleute von 70, oder, wie einige behaupten, 300 verschiedenen Völkern kommen, von denen keines sich um das kümmerst, was in der übrigen Welt vorgeht, und die Sprache der Nachbarn versteht, da alle getrennt voneinander leben und nicht miteinander verkehren „aus Stolz oder Wildheit“. Die meisten dieser Völker sind Sarmaten. Sie alle leben in den kaukasischen Bergen. Von 300 verschiedenen Bergvölkern, die jene einst berühmte Kolonie aufsuchten, spricht auch Plinius (VI, 5, 12), indem er sich auf Timosthenes beruft und hinzusetzt, daß die Römer mit den Fremden hier mit Hilfe von nicht weniger als 130 Dolmetschern verkehren. In 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zählte der oben erwähnte arabische Autor Massudi 72 verschieden sprechende Völker auf und Ibn Chazkal gar 360 (vgl. Karaulow „Die Berichte der arabischen Geographen über den Kaukasus“ in der „Sammlung von Materialien zur Beschreibung von Gegenden und Völkern des Kaukasus“ Lieferung 38 S. 40—97). Eine erste spezielle Beschreibung eines kaukasischen Volkes treffen wir im Anfang des 16. Jahrhunderts an:

Giorgio Interiano Genovese „Della vita dei Zychi chiamati Circassi“ (1559). Dieses Buch erregte Aufmerksamkeit und wurde 1574, 1583, 1606 und 1613 neu aufgelegt. Dann wurde es von Klaproth im 27. Kapitel seiner „Reisen in den Kaukasus“ (1814) deutsch übersetzt und von Dubois de Montpéreux — französisch (*Voyage de Dubois de Montpéreux T. I.*). Auszüge daraus erschienen auch in russischer Sprache<sup>1)</sup>. — Der Verfasser hebt bei den Tscherkessen den religiösen Hetärismus, das Levirat und einige Reste des Matriarchats hervor. Außer Interiano schrieben noch andere Italiener über das Gewohnheitsrecht der kaukasischen Bergvölker. Es sind folgende Werke: *Viaggio di Josophat Barbaro, ambasciadore di Venezia alla Tana ed in Persia* (1436—1471); Aldo Manuzio „*Viaggi*“ etc. (Venedig 1543). — G. B. Romansio „*Raccolta di viaggi*“ (1583). — Die letztere Arbeit hebt ganz richtig hervor, daß die Frau bei den Bergvölkern nicht als ein zurückgesetztes Wesen erscheint, wie man sonst glaubt, nicht als ein besseres Haustier (Haupthaustier) in der Wirtschaft, sondern in der Familie eine ziemlich bedeutende Rolle spielt. Wenn nach einem unter den Bergvölkern sehr gut bekannten Sprichwort, für den Mann die ganze Welt sein Haus ist und für die Frau das Haus ihre Welt ist, so erscheint sie in dieser ihrer Welt vollkommen als Herrin. Übrigens schrieb über die Lage der Frau, ihre eheliche Treue über Polygamie und Levirat ziemlich ausführlich auch Olearius („Über den Zustand Rußlands zur Zeit des Zaren Alexei Michailowitsch“). — Ebenso finden wir Angaben über das Frauenleben bei Johann de Lucca „*Relations des Tartares, Percopites et Nogaj, des Circassiens, Mingreliens et Georgiens*“. Über die kaukasischen Bergvölker schrieben ferner Lamberti (1620), Tavernier (1663—69), Struys, die die lockeren Sitten der Tscherkessen wohl in ihrem Verhalten zu Sklavinnen

<sup>1)</sup> Das Genauere in unserm Aufsatz: „Das Familiengewohnheitsrecht der Tscherkessen“ in der „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft“, Bd. 45, S. 183 u. ff.

hervorheben. In dem Buche: „Relation du Sieur Ferrand, médecin du Khan des Tartares touchant la Crimée, les Tartares Nogaïes et ce qui se fasse au serail du dit Khan“ (im Recueil des voyages au Nord, Amsterdam 1718) wird ausführlich von den Sitten der Kabardinien gehandelt. Wir können uns hier leider nicht mit der Besprechung dieser Literatur aufhalten und verweisen die sich dafür Interessierenden auf unsern erwähnten Aufsatz in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft<sup>1)</sup>.

Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts beginnen in den russischen Zeitschriften, wie z. B. im „Moskwitjanin“ Aufsätze über die kaukasischen Bergvölker zu erscheinen, und als die Russen bis an ihr Gebiet vorgedrungen waren, begannen sie dieselben genauer zu studieren. Man fing an sogar eine spezielle Zeitschrift herauszugeben: „Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker“, die später den Titel erhielt: „Sammlung von Beschreibungen der kaukasischen Völker und Stämme“ und heute noch erscheint. Sie ist für jeden Erforscher des Kaukasus unentbehrlich. Wichtig ist auch der „Kaukasische Kalender“; ferner die „Sammlung von Nachrichten über das Terekgebiet“, die „Sammlung der Nachrichten der Gesellschaft für Erforschung des Kubánjgebietes“ (Sbornik Obščestva Ljubitelei Kubanskoi Oblasti), die „Denkschriften (Zapiski) der Kaukasischen Abteilung der Russischen Geographischen Gesellschaft“, die „Arbeiten (Trudy) der Russischen Archaeographischen Kommission“.

Von speziellen Monographien muß erwähnt werden das mehrere Bände umfassende Werk von Dubrovin: „Geschichte des Krieges und der Herrschaft der Russen im Kaukasus“; ferner die Werke „Das Gesetz und die Sitte im Kaukasus“ (2 Bände) und „Die heutige Sitte und das alte Gesetz“ des bekannten Akademikers M. M. Kovalévskij und „Die Adate der kaukasischen Bergvölker“, des Professors der Universität Odessa Leontovitsch. — Zu allermeist hatten die erwähnten Werke und Aufsätze aber einen rein beschreibenden Charakter und nur in den Arbeiten M. M. Kovalevskijs und in den früher genannten „Ossetischen Studien“ des Akademikers W. Th. Miller kann man Verallgemeinerungen finden. Jedoch stehen beide hervorragenden Gelehrten auf dem vergleichend-geschichtlichen Standpunkt und bemühen sich durch alte Reminiszenzen und Entlehnungen das zu erklären, was nach unserer tiefen Überzeugung viel besser nicht vom „Museum-“, sondern vom „Laboratoriumstandpunkt“ erklärt werden kann, als unter dem Einflusse der lebendigen wirtschaftlichen Notwendigkeit hervorgerufen. In den Aufsätzen: „Die Methoden des Studiums des Rechts der kaukasischen Bergvölker“ in der Zeitschrift der Unionsakademie „Ethnographie“ 1 vom Jahre 1929 und „Das Familienwohnheitsrecht der Tscherkessen“ in der „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft“, Bd. 45 1 haben wir das Thema bereits behandelt.

<sup>1)</sup> Wir wollen hier noch folgende Werke erwähnen: Jakob v. Stöhlín „Nachrichten von Tschirkassien oder von dem kabardinischen Lande“ (1771). — Neumann „Rußland und die Tscherkessen“ (1840). — Garni „Reisen in den Ländern der asiatischen Türkei und des Kaukasus (1854). — J. G. Georgi „Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, ihrer Lebensart, Religion, Gebräuche, Wohnungen, Kleidungen und übrigen Merkwürdigkeiten“ (1776). — Alle diese Arbeiten sind rein beschreibend. Wie aus dem Ausdrucke „Merkwürdigkeiten“ im Titel des zuletzt erwähnten Werkes ersichtlich, interessierten sich die Autoren besonders für das, was man heute Exotik nennt. So interessiert Georgi besonders, daß die Tscherkessen das Institut der Zeitehe (wörtlich „Kebswießer behufs Prüfung ihrer Fähigkeit zum Gebären“) kannten. Von Frauen auf Probe wird uns in neuester Zeit aus Ossetien berichtet. — Der Graf Pototskij gibt uns in seinem „Voyage dans les pays du Caucase“ (1798) genaue Auskunft über Levirat bei den Bergvölkern. Nicht nur der Bruder muß seine Schwägerin heiraten, sondern auch der Stiefsohn seine Stiefmutter, wenn sie Witwe geworden ist.



Gegen unsere Ansichten haben sich einige Widersprüche erhoben, die wir hier beantworten möchten.

Indem wir die Ansichten früherer Erforscher des Kaukasus besprachen, hielten wir es für eine gewisse Einseitigkeit, alle Besonderheiten der Rechtsgewohnheiten der Bergvölker nicht so sehr durch wirtschaftliche Lebensbedingungen zu erklären, als ausschließlich durch Reminiszenzen einer längst vergangenen Zeit oder durch Entlehnungen. Wie wir schon oben bemerkt haben, kann man im Kaukasus verschiedene Stufen der sozialen Entwicklung beobachten. In den Aufsätzen „Die Bildung und Entwicklung der sozialen Formen bei den kaukasischen Bergvölkern“, der Vortrag auf der Allukrainischen Versammlung für Orientkunde, 4. November 1929, im „Schidnij Swit“ (1929, Bd. 3—9) und „Die ethnographische Erforschung der kaukasischen Völker“ im „Wochenbericht“ 1929, 25 II haben wir dieses Thema schon berührt und wollen hier nur kurz darauf zurückkommen. Von dem ursprünglichen Stammesaufbau über den Feodalismus und den Handelskapitalismus bis zur modernen gesellschaftlichen Ordnung können wir im Kaukasus verschiedene Grade der sozialen Entwicklung beobachten.

### III.

Einstmals, während einer meiner Ausflüge nach dem Kaukasus, sagte mir ein Geologe auf verschiedene Schichten in der Struktur der Berge hinweisend, die in der bekannten wilden Kassarskischen Schlucht liegen, „Nicht wahr, man fühlt sich hier wie die Reisenden nach dem Mittelpunkt der Erde“ bei Jules Verne. Wir beobachten hier eine längst vergangene Periode der Entstehung unseres Planeten. In diesen gewaltigen Gesteinsschichten lesen wir, wie in den gekrümmten Seiten eines alten Buches, vieles von längst vergangenen Zeiten“. Dem zustimmend bemerkte ich, daß nicht nur ein Geologe, sondern auch ein Soziologe vieles im Kaukasus von vergangenen Perioden der Geschichte der Menschheit lernen kann. Indem wir uns den Bergesgipfeln nähern, versinken wir gleichsam in die Tiefe der Jahrhunderte und es rollen sich vor uns verschiedene Stadien der sozialen Entwicklung auf. — Bei den alagirischen Osseten sehen wir noch eine Gesellschaftsordnung, in der es keine scharf ausgebildete Klasseneinteilung, keine Fürsten und Adelige gab, sondern das Volk durch die Stammeshäupter regiert wurde. Streitigkeiten wurden durch die Blutrache oder durch Schiedsgerichte geschlichtet. Hier gab es noch kein Bewußtsein persönlicher Verantwortung. Sämtliche Forderungen wurden an den Stamm als solchen, nicht an die einzelne Person gerichtet. Deshalb wurde die Rache für irgend ein Vergehen in erster Linie nicht an demjenigen, der das Vergehen begangen hatte, ausgeübt, sondern an dem besten und wertvollsten Vertreter jenes Stammesverbandes, dem der Schuldige angehörte. Deshalb wurden auch Handlungen ohne böse Absicht, wie z. B. ein zufälliger Totschlag, ebenso wie bewußte böswillige Handlungen gerächt. Man unterschied noch nicht ein Verbrechen von der Nichtausübung bürgerlicher Rechtsverbindlichkeiten, so daß z. B. die Nichtrückzahlung einer Schuld zur festgesetzten Frist als Diebstahl betrachtet wurde. — Die Gentilverfassung der Inguschen und Osseten, der die erwähnte Arbeit Z. Vannettis „Individualismus und Kollektivismus in der Gentilverfassung der Osseten“ gewidmet ist, ebenso wie unser Aufsatz „Skizzen der sozialen Embryologie. — Das innergentile und außergentile Recht der kaukasischen Bergvölker“ im ersten Bande der Memoiren (Zapiski) des Nordkaukasischen Bergforschungsinstitutes, bietet ganz besonderes Interesse für die genetische Soziologie. Dieselbe bezeugt ganz zweifellos, daß das Gewohnheitsrecht und überhaupt die rechtlichen Beziehungen früher entstehen als die



Klassen- oder Ständegliederung innerhalb des Stammverbandes, daß dieser letztere, wie ein jeder soziale Verband, seine bestimmte Rechtsform hat, und daß auch hier die altrömische Regel bestätigt wird „Ubi societas, ibi ius“<sup>1)</sup>.

Das innergentile Recht ist bei den Bergvölkern deutlich entwickelt. Es sind die Pflichten und Rechte einer jeden Altersklasse vorausgesehen. Der Älteste (und wenn er altersschwach ist oder überhaupt aus irgend einem Grunde nicht arbeitsfähig — der Nächstälteste) überwacht die ganze Arbeit. Aber der Stammeshauptling hat gar nicht die potestas eines altrömischen pater familias. Alle wichtigen Fragen entscheidet er nur mit den andern Mitgliedern des Stammes gemeinsam. Daher erscheint bei den Bergvölkern als höchste Macht die gentile Volksversammlung<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Diese Behauptung der Existenz eines innergentilen Rechts hat gegen uns die scharfe Beschuldigung einer antimarxistischen Gesinnung hervorgerufen, in der Zeitschrift „Die Revolution des Rechts“, (Herausgeber v. der kommunistischen Akademie Bd. 2, S. 185) seitens eines Rezensenten „A. Sch.“ Der Rezensent ersieht bei mir den Wunsch, die Prinzipien der Orthodoxie zu untergraben, da nach seiner Ansicht das Recht ohne die Existenz des Staates nicht denkbar ist und der Staat nur bei der Klasseneinteilung als eine Art von Diktatur einer Klasse über die andern erscheint. — Da wir es wohl wußten, daß es nicht ungefährlich ist, eine theoretische Behauptung ohne Berufung auf Marx oder Engels auszusprechen, haben wir unsere Behauptung der allbekannten Tatsache der Existenz des Innergentilrechts durch ein Zitat aus Anti-Dühring (S. 120) bekräftigt: „In einer jeden solchen (d. h. primitiven) Gemeinde existieren gleich von Anfang an gewisse gemeinsame Interessen, deren Aufrechterhaltung auf einzelne Mitglieder verteilt wird unter der Kontrolle der Gemeinde: Schlichtung von Streitfragen, Maßregelung Einzelner im Falle von Rechtsverletzung, die Aufsicht über die Wasserbehälter, besonders in heißen Gegenden, und, schließlich, in primitiven Zeiten auch einige religiöse Funktionen.“ — Man hat mich aber beschuldigt, daß ich . . . nicht ein solches Zitat aus Engels angeführt habe, da heute für den Rezensenten notwendig sei, und daß Engels hier gar nicht vom Recht spreche, sondern nur von Verteilung von Funktionen und von organischer Formierung der Verteilung der Funktionen, wie wenn eine organische Formierung der Verteilung der Funktionen nicht ein Recht wäre! Dazu spricht Engels in diesem Zitat ausdrücklich von Maßregeln bei Rechtsverletzung seitens einzelner Personen. Daher hat der Rezensent vollkommen Unrecht, wenn er behauptet, daß die Strafen, welche von innergentilen Machthabern verhängt werden, von orthodoxem Standpunkt keine eigentlichen Strafen für Rechtsverletzung seien, sondern nur väterliche Ermahnungen. Etwas anders betrachtet die Sache der bekannte marxistische Jurist Prof. M. A. Reisner in seinem letzten großen Werk „Das Recht“ (1925 — vgl. besonders Kap. II „Der Kampf um das Recht und die Blutrache“ und Kap. III „Der Stamm, das Recht und die Gerechtigkeit“ S. 36—92). — So hat der Rezensent absolut keinen Grund seinen Standpunkt für den einzig richtigen und allgemein anerkannten zu erklären, selbst innerhalb des Marxismus, und Leute, die anderer Meinung sind, mit Worten anzugreifen, die unter Gebildeten völlig unzulässig sind, so daß man beim Durchblättern dieser Zeitschrift befürchtet, der Autor möchte von seinen vorletzten Worten noch zu schärferen letzten übergehen und unwillkürlich sich umsieht, ob keine Damen in der Nähe sind.

<sup>2)</sup> Die Bildung derselben haben wir genau in dem Aufsatz beschrieben: „Die innergentilen und intergentilen Verhältnisse bei den Bergvölkern des Kaukasus“ (Vgl. die „Memoiren des Nordkaukasischen Bergforschungsinstitutes“, Bd. I). In der obenerwähnten Rezension dieses Aufsatzes unter dem Titel „Neue Offenbarungen des Prof. Ladyshenskij“ hat der genannte A. Sch. aus unbekanntem Grunde mir das Bedauern zugeschrieben, daß der kaukasische Stammesälteste keine solche Macht besitze, wie der römische pater familias. Einem derartigen Bedauern habe ich nirgends Ausdruck gegeben und mir ein solches zuzuschreiben kann nur den Zweck haben — den anders Denkenden politisch zu verdächtigen. — Ein Zitat verwechselt der Rezensent mit einer Verhehlung und eine Kritik mit einer Denunziation. — Ebenso kann man die Anschuldigung zurückweisen, als ob ich in einen Haufen Schichtungen verschiedener Zeiten zusammenwerfe. Nun aber führt der Rezensent selbst Stellen aus meinem erwähnten Aufsatz an, wo ich von der Notwendigkeit spreche beim Studium des Rechtes der Bergvölker zu unterscheiden: 1. die Sitten, die zur Zeit der alten Gentilverfassung aufgekomen sind, 2. den Einfluß der muselmännischen Gesetzgebung, 3. den Einfluß der vorrevolutionären russischen Gesetzgebung, und 4. den Einfluß des Sowjetrechts. — So überführt sich der Rezensent selbst einer Verfälschung unserer Ansichten.

Das Zivilrecht hat sich noch lange nicht vollständig von dem Strafrecht differenziert, und ein Verbrechen gegen das Leben und die Ehre kann durch eine materielle Vergütung gesühnt werden, während andererseits die Nichtausführung einer rein finanziellen Verpflichtung Blutrache nach sich ziehen kann. In Anbetracht dieser Tatsache und infolge Mangels des Bewußtseins einer individuellen Schuld meinen einige Autoren, wie z. B. Prof. A. R. Hünter in dem erwähnten Aufsatz im „Schidnij Swit“ und Prof. A. Dirr in der umständlichen Monographie: „Aus dem Gewohnheitsrecht der kaukasischen Bergvölker“ („Zeitschrift f. vergl. Rechtswiss.“ Bd. 41, S. 1—167), daß alles auf das Streben nach einer Vergütung hinausläuft. Zunächst scheint diese Ansicht vollkommen überzeugend. Wirklich wird bei der Bestimmung des Schadenersatzes nicht der böse Wille in Betracht gezogen, sondern der objektive Schaden. In der Sowjetliteratur hat aus diesem Grunde Paschukanis in seinem Aufsatz „Die allgemeine Rechtstheorie und der Marxismus“ (S. 103) unter anderm behauptet, daß die Schuldidee und die Idee der Bestrafung sich erst zu jener Zeit entwickelt habe, als der Warenaustausch begann, und die Idee des Äquivalents entstand. — Jedoch scheint uns jener Standpunkt nicht richtig. Ganz besonders grausam und energisch rächt man bei den Bergvölkern nämlich gerade solche Vergehen, die keinen materiellen Schaden verursachen. Z. B. wenn man einen Hund auf dem Grabe des Vorfahren eines feindlichen Stammes tötet, oder auf die Kette spuckt, an welcher der Kessel am Stammherde hängt, so wird dies als eine solche Beleidigung aufgefaßt, die nur mit Blut gesühnt werden kann.

Uns scheint die Blutrache eine sehr komplizierte Erscheinung zu sein, in welcher sich das rein instinktive Streben nach Rache bekundet, zusammen mit dem Glauben, daß der Getötete sich in der anderen Welt quälen wird, wenn sein Blut nicht mit Blut gerächt wird, und mit dem Wunsche, eine Genugtuung für erlittenen Schaden zu erhalten, vor allem aber — den feindlichen Stamm zu schrecken, damit er in Zukunft keine Neigung mehr verspürt, die Rechte des betreffenden Stammes zu schmälern. Im Grunde der Blutrache, in ihrer ursprünglichen Form, liegt der intergentile Terror. Eine staatliche Autorität war noch nicht vorhanden. Ein jeder einzelne Stammesverband führte einen hartnäckigen Kampf mit den andern um die zeitlichen Güter und erstebte mit Waffengewalt bei den Mitgliedern anderer Stammesverbände Achtung zu erzwingen für das Leben, die Ehre und das Vermögen seiner eigenen Mitglieder. Ein jeder Stammesverband schätzte sein Prestige und seine Autorität hoch. Ein jeder Stamm war bemüht, den Mitgliedern anderer Stämme begreiflich zu machen, daß man seine Rechte nicht straflos schmälern durfte. Und eben dieser intergentile Terror führte zu der durch Blutsverwandtschaft begründeten Blutrache.

Als ich diese Theorie der Blutrache entwickelte, griff mich in der Rostower Zeitschrift „Der Weg Lenins“ in einem Aufsatz betitelt „Die ersten Schritte in der Arbeit der Rostówer Organisation“ der marxistische Historiker und Landesforscher N. Lichnitskij an, weil ich die reine wirtschaftliche Erklärung (den Äquivalent) durch eine nichtmarxistische (nämlich durch die Theorie des intergentilen Terrors) ersetze. In der Zeitschrift „Die Revolution und das Recht“ schrieb aber ein anderer Rezensent, A. Sch., in dem Aufsatz „Neue Offenbarungen des Prof. Ladyshenskij“, daß auch Paschukanis nicht behauptete, daß der Blutrache kein intergentiler Terror zu Grunde liege und daß ich keine Ursache zu streiten habe! — Auf diese Weise weiß man wirklich nicht, wo man etwas findet und wo man etwas verliert, wie ein russisches Sprichwort sagt. Für ein und dasselbe wird man in ganz verschiedenen Sinn getadelt und dabei wird einem



die böswillige Absicht aufgebürdet, die Prinzipien der Orthodoxie zu erschüttern. Nun aber ist der Marxismus nach seiner Idee kein elementarer Ökonomismus, der alles überall und immer unmittelbar aus der Ökonomik ableitet.

Kehren wir aber zu den Osseten zurück. Wir haben gesehen, daß die Alagirzen unter einer Gentilverfassung ohne Klasendifferenzierung und ohne einen Keim einer territorialen staatlichen Autorität lebten<sup>1)</sup>.

In den Tälern von Kurtutinsk und Tagaursk finden wir bereits das Entstehen von Ständen und können mit Leichtigkeit feststellen, auf welche Weise sich in alter Zeit zuerst die soziale Ungleichheit und der sogenannte ursprüngliche Feodalismus gebildet hatte. In diesen Tälern finden wir schon eine bestimmte Art von Adeligen, die sogenannten Badiljaken und Aldaren. Die privilegierten Stände sind die stärksten und einflußreichsten Stämme, denen es gelungen ist, die besten Tränkstätten und die besten Landstücke zu erobern und die benachbarten weniger starken Stämme sich zu unterwerfen. Häufig trifft man in den Bergen Türme an. Es sind das Festungen, die der Stamm sich zum Schutze gegen seine Feinde errichtet hatte. In dem vorstaatlichen, primitiven Zustande gab es durchaus kein friedliches ruhiges Leben, wie man es sich dort früher vorstellte. Im Gegenteil, führte der Mensch dort im Altertum einen wilden Kampf nicht nur gegen Tiere, sondern auch gegen seinesgleichen. Die Entstehung der ständischen Vermögensungleichheit aus der Ungleichheit der Stämme beweisen nicht nur die Türme, die gerade auf den besten Landstücken sich befinden, nicht nur die Denkmäler des Kampfes zwischen den feindlichen Stämmen, sondern es bestätigt dies auch die Sprachforschung. Der bekannte Erforscher des Japhetischen, der Akademiker Marr, hat gut nachgewiesen, daß die Philologie im Stande ist, nicht nur die Nationalität eines Stammes, nicht nur den Einfluß, den dieser durch andere erfuhr, sondern zum Teil auch seine soziale Struktur in der Vergangenheit festzustellen. Besonders hat er nachgewiesen, daß man im Kaukasus alle Stadien in der Entwicklung der menschlichen Rede studieren kann (vgl. seinen Vortrag „Die linguistischen Epochen in der Entwicklung der menschlichen Sprache und ihre Beziehung zur Geschichte der materiellen Kultur“, den er in der Akademie für Geschichte der Materiellen Kultur gehalten hat (Leningrad 1926). Wenn die früheren Forscher des Ossetischen die indogermanischen Wurzeln darin hervorhoben, (Berg = ossetisch — hoch; Kreis, ossetisch — Rung; Hut, ossetisch — hud; fünf, ossetisch — fung; Kuh, ossetisch Kuh), und darauf hinwiesen, daß in den Namen der Flüsse Südrußlands noch heute die ossetische Wurzel „don“ nachweisbar ist („don“ bedeutet „Wasser“ — vgl. die Sanskritwurzel „dan“ in „udan“ = „Wasser“ — Alle Namen der Flüsse in Ossetien enthalten diese Wurzel: Aardon, Gizeldon, Zejdon; vgl. die Flußnamen Don, Donau, Dnjepr, Dnjestr), so sucht man jetzt darin eine Erklärung der sozialen Beziehungen. So kann man aus der Semasiologie der Sprachen der Bergvölker vieles für die Soziologie schöpfen. Es heißt z. B. im Tscherkessischen der Angesehene und Vornehme „tlecho-tlech“, was wörtlich „der Starkstämmige“, d. h. „zu einem starken Stamme gehörige“ bedeutet. Dies bestätigt den Ursprung der ständischen Ungleichheit aus dem Kampfe zwischen den Stämmen. Im Ossetischen heißt ein nicht freier Bauer oder ein gemeiner Mann „farschag-lag“, was wörtlich „ein Bittender oder Zugewanderter“ bedeutet, d. h. ein Mensch, der zu einem stärkeren Stamme kommt und bei diesem mit dessen Er-

<sup>1)</sup> Wir gehen hier nicht auf die umstrittene Frage ein, ob die Osseten ursprüngliche Nachkommen der Alanen gewesen seien und ob sie jemals eine staatliche Autorität gekannt haben. Jedenfalls haben sie dieselbe in der alagirischen Schlucht ganz vergessen, wenn sie dieselbe jemals auch gekannt haben.



laubnis, sich auf dem von diesem Stamme eingenommenem Lande ansiedelt. Svanisch heißt der privilegierte Stand „varhel“, was wörtlich passender, tauglicher, günstiger bedeutet<sup>1)</sup>. Dies alles beweist, daß die Ständedifferenzierung nicht aus der Vermögensdifferenzierung innerhalb eines ursprünglich einzigen Stammes, sondern aus dem intergentilen Kampfe verschiedener Stämme vor allem um Weideplätze, Tränkestätten, Jagdgründe entstanden ist. Die schwächeren und später angekommenen Stämme durften diese nutzbaren Plätze nur nach erhaltener Erlaubnis und für gewisse Abgaben benützen. So sind die persönlichen Verhältnisse entstanden.

### III.

Gehen wir jetzt von den Osseten zu den Inguschen über, so können wir hier die Ursprünge des nächsten Grades in der gesellschaftlichen Entwicklung, der Fürstenmacht, beobachten, obgleich bei ihnen die Gentilverfassung sich nicht minder gut erhalten hat als bei den Osseten, und obgleich sich bei ihnen noch keine Ständedifferenzierung ausgebildet hatte. Das beweist, daß die sozialen Formen unter dem Einflusse vieler und verschiedener Ursachen entstehen, daß „der Fluß der Geschichte in verschiedene Arme sich teilt“. — Bei den Inguschen hat sich die Fürstenmacht infolge von Eroberungen gebildet. Die Überlieferung der Inguschen erzählt uns etwas Ähnliches wie die russischen Chroniken von der Berufung der Fürsten. Ähnlich wie im russischen Staate die ersten Fürsten dem fremden Volke der skandinavischen Warjager angehörten, so kamen auch zu den Inguschen die Fürsten aus der Fremde. Teilweise hatten sie die staatlich nicht organisierte Bevölkerung unterworfen, teils übten sie die gesellschaftlich notwendige Funktion des Schutzes dieser Nachbarbevölkerung aus. Wie der bekannte Historiker, Prof. Kljutschevskij, im I. Band der „Russischen Geschichte“ sagt, wollten aber die Fürsten zu gut leben. Sie beraubten die Bevölkerung, und es entstand bald gegen die Fürsten ein heftiger Unwille. Der Akademiker M. N. Pokrovskij hat sehr richtig bemerkt, daß die Revolution ebenso alt ist, wie die monarchische Gewalt. Im alten Rußland wollte „der kühne Mann Wadim“ Rjurik stürzen, doch gelang ihm dies nicht, da die begüterten Klassen der Bevölkerung die Fürsten unterstützten. Bei den Inguschen war die ständige Gliederung der Gesellschaft noch nicht durchgeführt. So stürzten sie die „Beschützer“ noch vor der Ankunft der Russen.

Mithin sehen wir, daß das Studium der kaukasischen Bergvölker uns hilft, sogar die russischen Chroniken besser zu verstehen. Hier können wir leider nicht ausführlich auf die Überlieferung der Inguschen von der Berufung der Fürsten eingehen und auf eine Vergleichung mit den Zeugnissen der russischen Chroniken von der Berufung der Warjager im alten Rußland und von dem Versuche, sie zu vertreiben. . . .

Wenn man im gewissen Sinn die Osseten für Nachkommen der alten Alanen halten kann, so kann man von der Herkunft der Tschetschenen und der Inguschen, die eigentlich Varietäten eines und desselben Volkes sind, nichts Bestimmtes sagen. Prof. Jákovlev behauptet in seiner Monographie über die Inguschen, daß sie aus Transkaukasien zugewandert seien. Jeden-

<sup>1)</sup> Es ist interessant, hier zu bemerken, daß in der Sprache der Tscherkessen zwei Arten der possessiven Pronomen existieren. Man muß z. B. „meine Hand“ ganz anders als „mein Feld“ ausdrücken. Das bedeutet, daß die Zugehörigkeitsvorstellung des Menschen zum Feld später entstand, als die Zugehörigkeit der Hand anerkannt wurde, und daß das Feld „mein“ in einem kleineren und anderen Sinne ist als „meine“ Hand.

falls hat ihre Sprache eine gewisse Ähnlichkeit mit jener der Kartwelier und sind sie weniger erfahrene Viehzüchter als z. B. die Osseten. Freilich läßt sich ihre geringere Neigung für Viehzucht, wenn eine solche überhaupt konstatiert werden kann, durch die Lage ihrer Wohnsitze in sehr felsiger Gegend erklären. Die Gentilverfassung und die Blutrache hat sich bei ihnen besonders rein erhalten. Heute werden sie eifrig studiert. Wie oben erwähnt, erschienen über sie in den letzten Jahren drei Monographien: von Martirosjan, von Jakovlev und von Christianóvitsch.

Wir sind der Meinung, daß beim Studium des Gewohnheitsrechts der Bergvölker im allgemeinen und jenes der Inguschen und Tschetschenen im besondern man in den Adaten nicht so sehr Spuren einer alten Gesetzgebung suchen muß, wie es M. M. Kovalevskij tat, sondern sich die sozialwirtschaftlichen Verhältnisse klar machen muß, welche diese Gebräuche hervorgerufen haben, was leider die genannten Autoren nicht immer in Betracht ziehen. — Ein bekanntes zweibändiges Werk des Akademikers M. M. Kovalevskij führt den Titel: „Der moderne Brauch und das alte Gesetz.“ Schon im Titel wird der Grundgedanke des Verfassers hervorgehoben, daß die heutigen Gebräuche der Bergvölker Überbleibsel alter Gesetze seien. Dank der großen Belesenheit und dem schriftstellerischen Talent des berühmten russischen Soziologen erscheint seine Ansicht im Anfang vollkommen plausibel. Sie besteht darin, daß die kaukasischen Adate im allgemeinen und jene der Tschetschenen im besondern nicht in den Bergen unter dem Einflusse der Produktions- und Lebensbedingungen sich entwickelt haben, sondern von außen mitgebracht oder entlehnt worden seien. Sogar eine solche durch die Lebensumstände leicht erklärliche Sitte, wie die Einquartierung des Schwiegersohnes in dem Hause der Eltern der Frau, wenn diese keine anderen Kinder haben, erklärt Kovalevskij nicht dadurch, daß die Wirtschaft einer jungen Mannskraft bedarf und daß es keinen Sinn für die Tochter hat, den Hof zu verlassen, wo nur die alten Eltern zurückbleiben würden, sondern durch Entlehnung dieser Sitte aus der armenischen Gesetzessammlung des Mechitor Gosch. Gewöhnlich geht die Frau bei der Gentilverfassung, wenn sie heiratet, in die Familie und das Geschlecht des Mannes über. Wenn sie aber als einziger Erbe ihrer Eltern erscheint, so bleibt sie im Hause, und der Mann wohnt dann in der Familie der Eltern. Dies ist so natürlich, daß man zur Erklärung nicht eine Entlehnung aus armenischen oder georgischen Gesetzbüchern anzunehmen braucht, von denen die Tschetschenen keinen Begriff haben. Der bekannte Kenner des Kaukasus, Adolph Dirr, hat mir in seinen Anmerkungen zu meinem Aufsatz in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, den er so freundlich war ins Deutsche zu übersetzen, erwidert, daß die wirtschaftlichen Erwägungen, die jene Sitte hervorgerufen haben, auch dem Mechitor Gosch vorgeschwebt haben können. Ich zweifle daran nicht; sie sind aber so einfach, daß die Bergvölker leicht selbst auf die Sitte kommen könnten ohne Einfluß der armenischen Gesetzgebung, um so eher, als die Sitte überhaupt sehr verbreitet ist. Ich meine sogar, daß umgekehrt in Armenien Mechitor Gosch das Gesetz aus dem Gewohnheitsrecht entlehnt hat.

Als zweites Beispiel kann das Streben gelten, überall Reminiscenzen einer längst vergangenen Zeit zu erblicken. So erblickt V. Sokólskij in seinem Aufsatz „Archaische Form der Familienorganisation bei den kaukasischen Bergvölkern“ ein Überbleibsel des Matriarchats darin, daß die Schwangere zur Geburt ins Haus ihrer Mutter geht. Ich sehe darin keine Reminiscenz an altes Recht und erkläre die Sitte einfach durch die Lebensverhältnisse. Die Kreissende geht zu ihrer Mutter oder zu einer anderen alten



erfahrenen Frau, da sie von ihr Hebammendienste erwartet, und wer anders soll der jungen Mutter die Pflege der Säuglinge beibringen, außer ihrer eigenen Mutter? Sicher wird nach Einrichtung von Gebäranstalten in den Bergdörfern (den Aulen) dieses sogenannte „Überbleibsel des Matriarchats“ schnell verschwinden. — Darauf hat Prof. Dirr erwidert: „Ganz so einfach liegt wohl die Sache nicht. Die Mutter könnte ja auch zu ihrer Tochter kommen.“ Aber dieser Einwand des hochverehrten Gelehrten ist prinzipiell unrichtig. Die Kreissende lebt ja in der Familie ihres Mannes, d. h. im Geschlechtsverband, wo die Mutter des Mannes waltet (die „Ewzin“) und wo folglich die Mutter der Kreissenden keine Rechte hat. Daher kann die letztere niemals im Hause der Tochter wohnen, nicht einmal während ihrer Schwangerschaft und der Geburt. — Andererseits erscheint die Mutter der Kreissenden als Ewzin oder älteste Frau und Herrin in der Küche und dem Frauengemach, und als solche kann sie ihr Haus nicht einmal für kurze Zeit verlassen. Dies alles bewirkt, daß sie nicht zur Tochter während deren Schwangerschaft geht, sondern dieselbe in ihrem Hause aufnimmt. Eine Beziehung zum Matriarchat hat diese Sitte nicht.

Als ein weiteres Beispiel unrichtiger Erklärung kann man das Streben früherer Autoren anführen, die These festzuhalten, daß alle Völker notwendig alle Stufen der sozialen Entwicklung durchlaufen müßten. So werde die Blutrache allmählich nicht nur durch Schadenersatz, sondern auch durch das, was man im altrussischen Recht „póle“ (gerichtlicher Zweikampf) nennt, ersetzt. Nun kennen einige Bergvölker, wie die Inguschen und die Osseten, den gerichtlichen Zweikampf nicht. Sie hatten aber die Sitte, der zufolge der Schuldige, um der Rache aller fähigen Mitglieder des beleidigten Stammes zu entgehen, einwilligt, auf sich von einem der Männer des beleidigten Stammes schießen zu lassen. Der Betreffende wird dann durch das Los bestimmt. Wenn dieses einen alten Mann oder einen Knaben trifft, so kann der Schuldige auf einen für ihn glücklichen Ausgang rechnen. — M. Kovalevskij sieht darin eine Art Zweikampf, ähnlich dem sogenannten amerikanischen Duell. — Wir glauben, daß die Sitte keine Beziehung zu einem Duell hat und eher als ein Gottesgericht aufgefaßt werden kann.

#### IV.

Die nächste Stufe der sozialen Entwicklung finden wir in der Kabarda. Vor der Eroberung des Kaukasus durch die Russen war hier die sogenannte feudale Gesellschaftsstruktur stark entwickelt. Es gab hier Fürsten („pschj“) mit ihrer Gefolgschaft, Lehnsherren, („elecho-clech“) die in Vassalenabhängigkeit von den Fürsten standen und ganze Bezirke beherrschten. Diesen folgten dann Lehnsherren („uorks“), denen Leibeigene („tagonaputen“) und Sklaven („unauten“) gehörten. Neben dem Bojarentum bestand hier ein Adel, der seine Privilegien und Land für seine Dienste am Fürstenhof erhalten hatte. Die Erforschung von Karbadien kann viele Beiträge für die Theorie über den Ursprung des Feodalismus liefern. Zwischen dem Bojarentum und dem Adel wurde ein Kampf geführt, der in vielen Beziehungen jenem ähnelt, den die russische Geschichte kennt. Zwischen den vier ersten fürstlichen Familien ihrerseits wurde ein heftiger Kampf um die Vorherrschaft geführt, der von Kokiev in einem interessanten Aufsatz in der Zeitschrift „Die Revolution und die Bergvölker“ (1929, 10) unter dem Titel „Der Kampf der Kabardischen Feodalen um die Herrschaft“ beschrieben worden ist. Dieser Kampf erinnert vielfach an die Zeit der altrussischen Teilfürstentümer, und das Studium desselben wirft interessante Streiflichter auf jene weit hinter uns liegende und wenig bekannte Periode. Aber das Studium der feudalen Zustände



bei den Kabardinern ist auch im Allgemeinen interessant für die theoretische Betrachtung des Feodalismus, als solchen. Bekanntlich bekämpfen sich in der westeuropäischen historischen Wissenschaft zwei verschiedene Ansichten über die Herkunft des Feodalismus — die romanische und die deutsche. Die erstere führt die feudalen Zustände auf Reste des altrömischen Großgrundbesitzes zurück. Die andere erblickt ihre Wurzeln in den individualistischen und freiheitlichen Bestrebungen des deutschen Volkes. — Nun beweist das Studium des kabardinischen Feodalismus, nicht des primitiven, sondern des vollkommen entwickelten mit einem komplizierten System von Lehnverhältnissen, aufs deutlichste, daß ein Feodalismus auch ohne römische Latifundien und ohne germanischen Freiheitsgeist bestehen kann, und daß er vor allem aus den Verhältnissen der Produktion entsteht.

In neuester Zeit hat Prof. N. A. Jákovlev den Versuch gemacht, den Ursprung des kabardinischen Feodalismus zu erklären und ihn mit ähnlichen (aber bei weitem nicht indentschen) Verhältnissen im alten Rußland zu vergleichen. In dem Aufsatz „Eine kurze Übersicht der tscherkessischen Dialekte“ in den „Memoiren des Nordkaukasischen Wissenschaftlichen Forschungsinstituts“ (Bd. I, 1929, S. 127) schreibt er, daß der Feodalismus der Kabardiner und Besleneer, und dann auch der Kubanj-Tscherkessen wirtschaftlich nicht durch Landbesitz begründet werde, sondern durch das monopolisierte Recht, Sklaven zu erwerben und mit ihnen Handel zu treiben. Daher erinnere das System des karbinischen Feodalismus vielfach an das System der altrussischen Teilfürstentümer, das auf derselben sozialwirtschaftlichen Grundlage sich entwickelt habe. — Das ist freilich eine sehr vereinfachte Erklärung einer komplizierten Erscheinung. Die Kabardiner handelten in erster Linie nicht mit Sklaven, sondern mit Vieh und Wolle, was beispielsweise der oben erwähnte Bericht des französischen Konsuls Peisonel am Hofe des Khans der Krym über die Warenausfuhr am Schwarzen Meere bezeugt. Die Hauptbeschäftigung der Tscherkessen war nicht Handel, sondern Viehzucht. Daher spielten bei ihnen die Landverhältnisse bei der Bildung der Stände eine große Rolle. — Zweitens lebte man im alten Rußland auch nicht ausschließlich vom Sklavenhandel.

Wir meinen, daß der Kabardinische Feodalismus, wie wir es oben zu zeigen versuchten, aus dem intergentilen Kampfe entstanden ist und sich weiter durch Beherrschung der von den Ufern des Schwarzen Meeres nach dem Norden führenden Handelswege entwickelt hat.

Infolge der Entstehung einer Fürstenmacht wurde die Blutrache bei den Kabardinern allmählich durch von den Feodalen auferlegte Strafen ersetzt. Wie im alten Rußland, bekam einen Teil des Strafgeldes der Fürst. Wie es allen bekannt ist (außer dem Rezensenten in der „Revolution des Rechts“) wurde die irreguläre Blutrache nicht nur durch Schadenersatz, sondern auch durch den regulierten Zweikampf ersetzt. Den Ersatz einer irregulären Rache durch den vom Staate regulierten Zweikampf zu leugnen, wie es der erwähnte Opponent tut, und dabei sich auf Kovalévskij zu berufen, der ja eben diesen Ersatz ausführlich behandelt, ist überaus leichtfertig. Das zeugt von Unkenntnis der genannten Schriften.

## V.

Eine weitere Stufe in der sozialen Entwicklung können wir in Daghestan beobachten, wo vor der Eroberung durch die Russen die Königsgewalt geschaffen wurde. Es erfolgte dies, weil im Kampfe zwischen den Fürsten einige das Übergewicht über die andern erhielten. Durch Unterstützung von außen (Persien und die Türkei) erhielten die stärksten von

ihnen den Titel eines Regenten (Wali). Er war jedoch in Wirklichkeit oft ein unabhängiger Herrscher.

In Daghestan hat der Islam seit langem viel tiefere Wurzel geschlagen als im westlichen Kaukasus. Wenn die Tscherkessen erst im 17. Jahrhundert Mohammedaner geworden sind und die Osseten seit langem für Christen gelten, obgleich sie eigentlich auch heute noch ihrer alten Religion anhängen, Geister (in besondern Kapellen, den sog. Dzuaren), Bäume und Steine anbeten, so sind die Daghestanier um viele Jahrhunderte früher als die Tscherkessen, Mohammedaner geworden. Daher spiegeln ihre Rechtsgewohnheiten stark die Vorschriften des Schariats wieder.

## VI.

Wenden wir jetzt unsern Blick vom Kaspischen zum Schwarzen Meere, so beobachten wir bei den Schapzugen und Abadsechen, wie die Fürstengewalt unter dem direkten Einfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse eingeschränkt wird, nämlich durch eine Volksvertretung. Die Schapzugen und Abadsechen sind ein eben solcher tscherkessischer Stamm wie die Kabardiner. Sie scheinen die ältesten Bewohner des Kaukasus zu sein. Ihre Herkunft ist im allgemeinen unbekannt. Manche halten sie sogar für die alten Hyksos, die einst Ägypten erobert hatten. In ihrer Benennung Ziken oder Džiken ist eine gewisse Ähnlichkeit mit Hyksos zu finden. In ihren Sitten findet sich manches Ägyptische, so die Verehrung des Stiers (Chakustasch) nach Art der ägyptischen Apisverehrung. Die tscherkessischen Stämme unterscheiden sich sowohl in ihrem Äußeren, in ihrer Sprache und ihren Sitten, als auch besonders in ihren Lebensbedingungen scharf von den übrigen Bergvölkern. Daher hatte unter anderm Castagné unrecht, der eine ausführliche Besprechung meines Vortrages, den ich in der Unionsassoziation für Erforschung des Orients in Moskau über das Familiengewohnheitsrecht der kaukasischen Bergvölker hielt, in der zweiten Nummer der „Revue des Etudes islamiques“, 1930, unter dem Titel „Le droit coutumier familial des montagnards du Caucase et des tscherkesses en particulier d'après M. le prof. A. Ladyjenskij“ lieferte, da er die tscherkessischen Sitten mit den Sitten der übrigen Bergvölker identifiziert. — Schon M. Kovalevskij und Prof. Leontovitsch haben eine außerordentliche Zersplitterung und Mannigfaltigkeit in dem Gewohnheitsrecht der kaukasischen Bergvölker beobachtet. Die Stämme des nördlichen Abhanges der kaukasischen Gebirgskette unterscheiden sich von einander sowohl in ihrer sozialen Verfassung, wie auch in ihren geschichtlichen Schicksalen. Die Tschetschenzen, die keine soziale Gliederung kannten, haben in mancher Beziehung ganz andere Sitten, als die Kabardiner, bei denen der Feodalismus sich vollkommen entwickelt hatte. Wie wir soeben bemerkt haben, war der Einfluß des Schariats auf die verschiedenen Stämme der Bergvölker bei weitem nicht überall der gleiche. Dies alles spiegelte sich stark auch in dem innergentilen Gewohnheitsrecht der erwähnten Völker. So hatten die Töchter bei den Osseten nach dem Azdau (dem Gewohnheitsrecht) kein Recht, ihre Eltern zu beerben. Hier erhielt das alte russische Sprichwort, daß die Schwester neben dem Bruder keine Erbin sei, die strengste Anwendung. Bei den Kabardinern dagegen erbten die Töchter unter dem zweifellosen Einfluß des Schariats neben den Brüdern, wenn auch die Hälfte des Vermögens. Castagné leugnet diese Sitte der Osseten auf die Erklärung eines Osseten, des Herrn Elekhoti, sich berufend, oder vielmehr deutet sie als eine einfache „Höflichkeit“ der Schwestern gegenüber den Brüdern. Jedoch kommt es wohl selten vor, daß man aus Höflichkeit auf das ganze Vermögen verzichtet, und zweitens ist der Grundsatz, daß die Schwester neben dem Bruder nicht Erbin ist, so gut allen die Rechtsgeschichte



Studierenden bekannt und so sehr unter allen Völkern verbreitet, daß es gar nicht nötig ist, ihm eine Höflichkeit zu erklären, sogar als eine recht feine. Bei den Kabardinern hat der Grundsatz einst sicher auch bestanden, aber unter neuen Lebensumständen und unter dem Einflusse des Schariats ist er mit einem neuen vertauscht worden. — Ferner leugnet der Verfasser die Tatsache, daß die junge Frau in der ersten Zeit nach dem Eheschluß irgendwo sich verstecken muß und weder bei den Eltern des Mannes, noch bei den eigenen Eltern wohnen darf. Nun aber ist diese Sitte bei den Tscherkessen sehr verbreitet. Sie ist sowohl von Kovalevskij als auch von andern Erforschern des kaukasischen Gewohnheitsrechts beschrieben worden und findet ihre Erklärung darin, daß bei der Exogamie die Frauen geraubt wurden und man sie daher verstecken mußte. Von andern Meinungsverschiedenheiten mit Herrn Castagné will ich hier auf die Unrichtigkeit hinweisen, den sog. „Kalym“ mit dem Wunsche zu erklären, die Ausgaben für die Hochzeit zu decken. Der „Kalym“ ist vielmehr als Schadenersatz statt der Blutrache für den Raub der Frau bei der Exogamie entstanden. Dann wurde er zu einer dem Stamme geleisteten Bezahlung für den Verlust einer Arbeitskraft, der Frau, die von dem Stamme erzogen wurde und infolge der Verehelichung in einen andern Stammverband überging. Schließlich wurde er zu einer Art altrömischen „*donatio ante nuptias*“, da ein bedeutender Anteil davon der Braut selbst zu Gute kommt. Unrichtig ist auch die Bemerkung des Verfassers, als ob man nach dem Adat eine zweite Frau nur bei Unfruchtbarkeit der ersten nehmen kann. In Wirklichkeit konnte man nach dem mohammedanischen Recht, mit welchem in diesem Fall die Sitte der Bergvölker übereinstimmt, mit Ausnahme der Osseten, wo jenes Recht in den Familienangelegenheiten nicht eine so große Rolle spielt, wie z. B. bei den Daghestaniern, bis vier Frauen haben mit der Verpflichtung, eine jede von ihnen alle vier Nächte einmal zu besuchen.

Kehren wir aber zu den Tscherkessen, den Abadsechen und Schapzugen zurück. Da sie am Meeresufer wohnten, unterschieden sie sich stark von den Kabardinern, die im Gebirge leben. Die Tscherkessen der Küste haben einen ziemlich großen Außenhandel geführt. Bei den Schapzugen entstand eine Klasse von reichen Kaufleuten, die die Macht der Fürsten einschränken wollte. Zwischen dem Adel und der Bürgerschaft entstand ein heftiger Klassenkampf. Als im Jahre 1791 der Feodale Tscerlotukov mit seinem Anhang eine Handelskarawane überfiel, erhob sich ein Aufstand, und der Fürst wurde verjagt. Er wandte sich an Katharina II. mit der Bitte um Unterstützung. Die Kaiserin sandte zur Niederschlagung des Aufstandes eine Kosakenabteilung mit einer Kanone. Die Schüsse, die die Schapzugen bis dahin nie gehört hatten, machten einen großen Eindruck auf sie. Der Aufstand legte sich, doch mußten die Fürsten Zugeständnisse machen. Sie wurden genötigt, ihre Macht durch eine Volksvertretung einschränken zu lassen.

Bei den Küstentscherkessen konnte man einen sehr intensiven Prozeß beobachten, der bis jetzt besonders im Bezug auf die mittelalterlichen italienischen Republiken studiert wurde, wie aus den reichen Handelsfamilien sich eine feudale Aristokratie bildete.

## VII.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß man im Kaukasus die Entwicklung der Gesellschaft von der ursprünglichen Stammesorganisation über den Feodalismus bis zum Handelskapitalismus verfolgen kann. Die Forscher stehen vor einer sehr wichtigen und interessanten Aufgabe: das außerordentlich reiche und bis jetzt bei weitem nicht ausgenützte Material



zu sammeln und zu bearbeiten. — Zum Schlusse wollen wir noch einige Streitfragen besprechen.

In der neuesten Kaukasusliteratur in Sowjetrußland wird behauptet, daß alles früher über den Kaukasus Geschriebene wenig Wert habe, weil die Verfasser damals chauvinistisch gestimmt gewesen seien und nicht die richtige Methode befolgt hätten<sup>1)</sup>. Obwohl wir nicht leugnen, daß in der alten Literatur auch wertlose Schriften vorkamen, — wie auch in der neuen, — können wir doch nicht einer solchen allgemeinen Abweisung der „alten“ Kaukasusforschung zustimmen. — Es sind doch die Arbeiten des Akademikers W. Th. Miller, des Akademikers M. M. Kovalevskij, des korresp. Mitglieds der Akademie der Wissenschaften Dubrovin, Uslars, Bacharadze und vieler andern vorhanden, die in manchen Beziehungen auch heute noch nicht übertroffen sind. Das bedeutet natürlich nicht, daß man in allem mit jenen Autoren einverstanden sein muß. Sogar von ihrem eigenen Standpunkt — dem historisch-vergleichenden — sind die Arbeiten früherer Forscher nicht unanfechtbar. So sind z. B. die antiken Einflüsse besonders der iranischen Kultur auf rein ideologischen Gebieten, in Ossetien stärker, als man bisher angenommen hat. Wir sind durchaus nicht damit einverstanden, daß den Osseten die Vorschriften Vendidats über „reine“ und „unreine“ Gegenstände und über die Beobachtung der körperlichen Reinheitsvorschriften fremd seien, wie Kovalevskij meint. Wer den ossetischen Volksfesten, den Opferfesten der Djuharen beigewohnt hat, der kann nicht den Einfluß der iranischen Regeln auf die Osseten leugnen. — Noch weniger begründet ist die Behauptung Kovalevskijs, daß die Balkaren Bulgaren seien. Diese Behauptung stützt sich lediglich auf die Ähnlichkeit der Namen beider Völker („Zakon i Obyčai na Kavkase“). In Wirklichkeit sind die Balkaren gleichen Stammes mit den Karatschaiern, d. h. sie sind türkisierte Kaukasier (der Akademiker N. Marr nennt sie in seiner Schrift: „Der Rassenbestand der kaukasischen Bevölkerung“ — Japhetidoturken). — Als nächstes Beispiel einer unrichtigen Auslegung und Erklärung kaukasischer Sitten kann der Widerspruch in den Ansichten vieler Gelehrten über die Freiheit in dem geschlechtlichen Verkehr bei den Tscherkessen angeführt werden. Einige Forscher behaupten, daß die Adygen sich sehr streng gegenüber dem Ehebruch verhalten. Andererseits ist aber häufig festgestellt worden, daß ihre Frauen durchaus nicht männertreu sind. Kovalevskij, der die letztere Meinung vertritt, will in der ehelichen Untreue der Tscherkessen die sogenannte Gemeinschaftsehe der primitiven Völker erkennen. Indem er seinen „Museumsstandpunkt“ festhält, will er auch hier Überbleibsel eines alten Kulturzustandes erblicken. Stellt man sich aber auf den wirtschaftlichen und soziologischen Standpunkt unter Berücksichtigung der ständischen Gliederung, so dürfte das Problem viel leichter gelöst werden können. Wie oben erwähnt, war in der Kabarda der Feodalismus stark entwickelt. Daher unterschieden sich dort die verschiedenen Stände stark von einander in Bezug auf Lebensführung, Sitten und Gebräuche. Dies wurde bis jetzt wenig berücksichtigt, und ein jeder Stamm wurde als besondere Einheit studiert. So entstanden solche Widersprüche, wie z. B. bei Kovalevskij, der in dem Kapitel von der Blutrache behauptet, daß man besonders streng sich am Verführer für Treulosigkeit rächte, im Kapitel aber von den Überbleibseln alter Eheformen schreibt, daß man in der oft vorkommenden und geduldeten ehelichen Untreue der Tscherkessinnen ein Überbleibsel der ältesten Formen der Gemeinschafts-

<sup>1)</sup> Vgl. G. Levonjan: „Ein Räuberland oder literarisches Gesindel“ („Die Revolution und die Bergvölker“ 1929, Nr. 112; N. Lichnitzkij: „Über das Verhältnis zur alten Heimatkunde, von dem Nutzen und dem Schaden der Nachfolge“ (Ibid. 1929, 10).

ehe erblicken kann. In Wirklichkeit aber wurde in der Aristokratie die Blutreinheit streng bewahrt. Dagegen waren leibeigene Frauen und Sklavinnen wegen ihrer niedrigen sozialen und kulturellen Stellung leicht zu haben. An Überbleibsel einer Gemeinschaftsehe darf man hier nicht denken.

Alle diese Unrichtigkeiten und strittigen Behauptungen geben uns jedoch kein Recht, die Kapitalwerke der Gelehrten der Vorrevolutionszeit zu ignorieren, wie es einige allzu hitzige, aber wenig erfahrene Anfänger auf dem Gebiete der Kaukasusforschung vorschlagen. Das Studium der kaukasischen Sitten ist sehr kompliziert, da hier sehr verschiedene Prinzipien ineinandergriffen. In der vorliegenden Skizze haben wir versucht, nur einige prinzipielle Fragen der Kaukasusforschung aufzuwerfen und zu zeigen, wie wichtig sie für den Soziologen sind.

So wie der Botaniker, wenn er von der Meeresküste weg bis zu den Höhen der Gebirgswelt des Kaukasus aufsteigt, verschiedene Vegetationszonen beobachten kann, mit der subtropischen anfangend (Palmen, Kakteen, Bananen), dann zu der gemäßigten Zone übergehend (Laub- und Nadelhölzer), dann zur Steppen- und Almzone, die in die Zone des ewigen Schnees und der Tundren sich verläuft, so kann auch der Soziologe hier verschiedene Grade der sozialen Entwicklung beobachten, verschiedene Stadien, verschiedene „Zonen“ und „Klimate“. Eben daher ist die Kaukasusforschung reich an allgemein soziologischen Problemen, die nun eifrig studiert werden müssen.

## Das Völkergemisch Sumatras.

Von

H. Zondervan (Zeist).

Es ist allgemein üblich die Bevölkerung des großen westlichen Teils Inselindiens als malaiisch zu bezeichnen und besonders die riesige Insel Sumatra wird meistens als Wohnort der „echten Malaien“ erwähnt. In Wirklichkeit ist die Sachlage eine ganz andere und ist die Bevölkerung Sumatras aus zahlreichen Volksgruppen und Stämmen zusammengesetzt, die sich im Laufe vieler Jahrhunderte an den meisten Stellen mehr oder weniger gemischt haben, so daß die Lösung der Frage nach der Herkunft aller dieser Bevölkerungselemente eine der wichtigsten und bis jetzt nur zu einem geringen Teile gelungenen der modernen Ethnologie bildet. Daß auf dieser Insel verschiedene Völker aufeinander stoßen, sich bekämpfen, verdrängen und sich mischen mußten, geht schon aus ihrer Lage in der unmittelbaren Nähe des großen Weltteiles Asien, wovon es nur durch die schmale Malakkastraße getrennt ist, unmittelbar hervor. Dabei haben die Volksgruppen, welche sich auf Sumatra niederließen, nachher auch wieder teilweise ihren Wohnort gewechselt und dadurch neue Mischungen hervorgerufen, ebenso wie die ewigen Fehden zwischen den Nachbarstämmen, der Raub von Sklaven, auch wohl von Frauen, und besonders in historischer Zeit die Verbreitung des Hinduismus von Vorderindien aus, nachher das siegreiche Vordringen des Islams und zum Schluß die Gründung der europäischen Herrschaft, besonders durch die Holländer. Die Lösung der Frage nach Herkunft und Zusammensetzung der Bewohner Sumatras war desto schwieriger, weil man bis vor kurzem dabei als Hilfsmittel ausschließlich auf Körpermerkmale und Sprache angewiesen war, welche Mittel hier noch weniger als sonstwo zu einem entscheidenden Ausspruch berechtigten, um so weniger als die historischen



Überlieferungen mit ihrem stark mythischen Einschlag fast keine sicheren Anhaltspunkte bieten. Erst in der allerjüngsten Zeit haben prähistorische Funde, wenn auch nicht so reichlich wie auf Java, einige neue Anhaltspunkte geboten, wenn dieselben bis jetzt auch nur wenig dazu beitragen konnten die verzwickten Ursprungsfragen zu lösen. Teilweise haben dieselben die Lösung sogar noch schwieriger gemacht, so z. B. die Funde von steinernen Küchengeräten, welche 1920 in der Nähe Delis zwischen Kjökkenmöddinger angetroffen wurden, als Beweis, daß auch hier einmal ein Küstenvolk wohnte, daß sich hauptsächlich von dem Ertrage des Meeres ernährte; oder kurz nachher, ebenfalls in der Provinz Sumatras Ostküste, einer steinernen Axt, als erstes in Inselindien bekannt gewordenes prähistorisches Werkzeug, während wenige Jahre später auf der Pasemah-Hochebene in Palembang kräftige, aus Stein gehauene prähistorische Menschenfiguren entdeckt wurden.

Soweit sich bis jetzt feststellen läßt, stammt Sumatras Bevölkerung gänzlich aus dem benachbarten Asien und sind die ältesten Bewohner als zu den Wedda Vorderindiens gehörend oder mit ihnen verwandt zu betrachten, da sie dieselben Merkmale wie diese besitzen, nämlich eine kleine Gestalt, eine braune bis dunkelbraune Hautfarbe, dunkles, welliges Haar, dunkelbraune bis schwarze Augen und lange hagere Gliedmaßen. Typen dieser Art gibt es besonders noch bei den primitivsten Volksgruppen, wie die Kubu, Ulu, Lubu u. a., aber auch bei den Batakern, Niassern usw. Später wurden sie verdrängt, vernichtet oder unterjocht von den Urmalaien, welche die rein malaisischen Rassemkmale besitzen und von Hinterindien her über die Malakkastraße Sumatra leicht erreichen konnten. Ungelöst ist noch die Frage, ob nicht auch die Dravidas Vorderindiens ihren Beitrag zu dem Völkergemisch Sumatras geliefert haben, wozu einige Forscher auf Grund mancher Volks- und Geschlechtsnamen sowie anderer Anzeichen bei den Batakern und den Menangkabauern schließen möchten. Sodann siedelten, ebenfalls noch vor Anfang der christlichen Ära, die eigentlichen Malaien oder Küstenmalaien nach Sumatra über, welche eine malaisch-mongolische Mischung darstellen und wozu, außer vielen Küstenbewohnern, u. a. die Atjeher, Menangkabauer, Djambier, Palembang und Lamponger zu rechnen sind. Obwohl sie anfangs nur die Küstenstrecken besiedelten, drangen sie später allmählich tiefer ins Innere vor, wo sie sich teils mit der dort schon seßhaften Bevölkerung mischten, teils dieselbe verdrängten oder vernichteten. In historischer Zeit folgte nacheinander die Einwanderung der Hindu, Chinesen, Araber, Europäer (Portugiesen, Holländer, Engländer), in der allerjüngsten Zeit, wenn auch in sehr geringer Zahl, von Amerikanern und Japanern.

Die Hindu erschienen schon im Anfang unserer Ära in Sumatra und verbreiteten sich von hier aus über Java und die Nachbarinseln. Wenn auch Java nachher das Zentrum der Hindumacht, Hindureligion und Hindukultur wurde, so daß hier ihr Einfluß am nachhaltigsten war und sich bis heutzutage geltend macht, so war doch ihr Einfluß auch auf Sumatra größer als bis vor kurzem angenommen wurde. Anfangs beschränkten sich die Neusiedler auf die Küstenstrecken in der Nähe der Malakkastraße, bald aber drangen sie den großen Flüssen, welche an der Ostküste münden, entlang bis tief in das Innere von Nord-, Mittel- und Süd-Sumatra vor, wie die aufgefundenen Altertümer (Tempelruinen in Padang Lawas, Stupa in Muara Takus, steinerne Götzenbilder in den Batangharidistrikten, beschriebene Steine in den „Padangsche Bovenlanden“ usw.) zur Genüge dartun. Vom 7. bis zum Schluß des 12. Jahrhunderts gab es sogar in der heutigen Provinz Palembang das große und mächtige buddhistische Reich von Cridwidjaja, dessen Macht sich nicht nur über einen bedeutenden Teil



Sumatras, sondern auch über einen Teil von Java, Malakka und sogar Hinderindiens erstreckte und das ältere aber schwächere Hindureich von Malaja (in der jetzigen Provinz Djambi) im 7. Jahrhundert einverleibte. Erst 1377 wurde Cridwidjaja von dem javanischen Hindustaat Modjopaït, welcher damals seine größte Macht entfaltete, besiegt und nahm es damit ein Ende.

Nicht viel später, vielleicht sogar früher als mit den Hindu, fingen die Verbindungen mit dem chinesischen Reich an. Obwohl ursprünglich wohl nur Handelsinteressen die Chinesen nach Inselindien führten, besonders der Handel in Gewürzen, kam es jedoch bald zu politischen Beziehungen, besuchten chinesische Reisende den Archipel, von denen besonders der buddhistische Mönch Fa Hian (etwa 400 n. Chr.) durch seine ausführliche und hochinteressante Reisebeschreibung bekannt geworden ist, und ließen sich Händler und Handwerker dort nieder. Durch seine Nähe wurde dabei an erster Stelle Sumatra in den Kreis der chinesischen Interessen bezogen, und so erwähnen denn auch die chinesischen Annalen wiederholentlich von Huldigungen und Geschenken, welche ihren Kaisern von Fürsten Nord-Sumatras zuteil wurden, während Marco Polo sogar behauptete, daß letztere die Oberherrschaft Chinas anerkannten. Obwohl diese politischen Beziehungen im 15. Jahrhundert vollständig aufhörten, ging der Verkehr zwischen Sumatra und China ununterbrochen weiter, wurde sogar in der nachfolgenden Zeit noch reger, während gerade in dem letzten halben Jahrhundert viele Tausende chinesischer Emigranten als Kulis in den Gruben und weit mehr auf den Plantagen Beschäftigung fanden, so daß die Zahl der Chinesen in Sumatra heute mehr als 300000 beträgt.

Weit wichtiger noch als der chinesische Einfluß war der der Araber, hier sowohl als allerorts in Inselindien, besonders in religiöser, aber ebenso sehr in politischer Hinsicht und im häuslichen sowie gesellschaftlichen Leben. Wenn auch schon früher islamitische Reisende und Missionare Sumatra besuchten, so Ibn Chordâbbhek, dessen ausführliche Reisebeschreibung aus 846 herrührt, der persische Händler Soleiman (851) u. a., so macht sich die Verbreitung des Islams und zwar zuerst in Nord-Sumatra, erst seit Anfang des 12. Jahrhunderts geltend. Derselbe fand nicht nur durch emsige Predigung, sondern ebenso sehr durch Eheschließung mit Töchtern des Landes, welche dabei Mohammeds Lehre annehmen mußten, rasch weitere Verbreitung. Die Islamiten schlossen sich zu eigenen Gemeinden zusammen und diese entwickelten sich oft zu selbständigen kleinen Staaten, während manchmal auch die Ehe von Fürstentöchtern mit Bekennern des Islams den letzteren zu politischer Macht verhalf. Zahlreiche kleine mohammedanische Staaten wurden in solcher Weise, besonders der Nord- und Ostküste entlang, gegründet, wie Samutra, Atjeh, Pedir, Aru im Norden, Indragiri, Djambi und Palembang im Osten, während der Islam ebenfalls in der Westhälfte der Insel eifrige Bekenner fand, z. B. bei den Menangkabauern.

Als der Islam schon siegreich bis zu den östlichen Inseln des malaiischen Archipels vorgedrungen war, erschienen die Europäer (etwa 1500) in Inselindien, besonders die Portugiesen, bald nachgefolgt und verdrängt von den Holländern. Mit dem europäischen Element hielt die christliche Religion ihren Einzug und hatte, wenn auch erst viel später, gerade in Sumatra und den Nachbarinseln an mehreren Stellen, wie bei den Batakern und auf der Insel Nias, großen Erfolg. Daß die Jahrhunderte lange niederländische Verwaltung auf die soviel tiefer stehende Eingeborenenbevölkerung einen mächtigen Einfluß ausgeübt und viele Änderungen sowie auch Mischungen hervorgerufen hat, braucht kaum erwähnt zu werden.

Wenn man bei dem Vorhergehenden weiter bedenkt, daß auch von den Nachbarinseln, Java, Borneo und Celebes, sowie von mancher kleineren

stets ein Zuzug von Bewohnern stattgefunden hat und daß bei den Bewohnern Sumatras selbst verschiedentlich Ortsveränderungen, Trennungen und Zusammenfügungen vorgekommen sind, so ist es klar, daß reine Rassenmerkmale hier selten sein werden und der Versuch die Bevölkerung in ihre ursprünglichen Elemente zu zergliedern, auf die größten, wenn nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten stoßen muß.

Auch bei den sogenannten primitiven Gruppen, bei denen sogar nicht einmal feststeht, ob sie einer älteren Bevölkerungsschicht angehören oder als degenerierte Teile der benachbarten, geistig höher stehenden Volksstämme aufzufassen sind, verschwinden die ihnen eigenen Merkmale mehr und mehr und zwar in den letzten Dezennien in stets schnellerem Tempo. Dabei verringert sich ebenfalls ihre Zahl, teils durch den Einfluß des Islam, teils dadurch, daß sie in den Nachbarstämmen aufgehen oder daß die Regierungsmaßnahmen sie zu einem mehr menschenwürdigen Dasein gebracht haben, alles Fälle, wobei die ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten nach und nach verschwinden. So ist dies eingetreten bei den bekannten, noch um die Jahrhundertwende sehr tief stehenden echten Waldbewohnern, den Kubus, welche durch Jahrhunderte hin ein unstetes, kaum menschliches Dasein gefristet haben in der größtenteils mit Morastwäldungen bedeckten Gegend der Ostküste zwischen dem Musi- und dem Batang Harifluß. Als 1898 die Erdölgewinnung in ihrem Lande einen Anfang nahm, lernten sie, die bis dahin nur „stummen Tauschhandel“ getrieben hatten, den Wert des Geldes kennen und als bald nachher die Regierung sie veranlaßte das Normadenleben fahren zu lassen, lösten sie sich, wenigstens zum Teil, mehr und mehr auf in die benachbarten malaiischen Völkerschaften.

So heißt es denn auch bei van Dongen: „innerhalb absehbarer Zeit wird das Nachgeschlecht der jetzigen Kubus wunderbare Geschichten erzählen von ihren heidnischen Vorfahren, welche einmal als Waldeute dieses Land bewohnten“. Dasselbe läßt sich von den Lubus im Süden der Provinz Tapanuli an der Westküste Sumatras behaupten, derer Zahl von H. Kreemer, welcher sie zuerst gründlich und zusammenfassend beschrieben hat, auf nur noch 1700 angegeben wird. Sie sind in elf Weilern untergebracht, und besonders seitdem sie den Islam angenommen haben, hat sich hier manches geändert. Und nicht nur bei diesen und ähnlichen Primitiven, wie die Orang Akit an der Mündung des Siakflusses, die Orang Laut an der Mündung des Kamparflusses, welche fast nur auf dem Wasser leben u. a., aber auch bei den weit höher stehenden Volksgruppen werden die ihnen eigentümlichen Satzungen, Sitten und Bräuche stets mehr abgeschwächt durch den stets weiter um sich greifenden Einfluß der europäischen Kultur. So muß man sich bei einer Einteilung der heutigen eingeborenen Bevölkerung Sumatras, abgesehen von den zahlreichen winzigen, in der Kultur tiefer stehenden Gruppen, beschränken auf das folgende Schema:

1. Die Atjeher, etwa 700 000 an der Zahl, in Nord-Sumatra.
2. Die Bataker, etwa 1 300 000 Seelen stark, in weitem Umkreis um den Tobasee, hauptsächlich in der Provinz Tapanuli und der Westhälfte der Provinz Ostküste von Sumatra.
3. Die Menangkabauer, etwa 1,7 Mill. Menschen umfassend, in der Provinz Sumatra Westküste, besonders in der Abteilung „Padangsche Bovenlanden“.
4. Die Palembang, etwa 170 000 Seelen stark, ganz im Süden, in der Provinz Palembang, sowie in dem benachbarten Djambi und in Bengkulen.



5. Die Lamponger, etwa 200 000, in der Provinz „Lampongsche Distrikten“ und in Bengkulen.

Rechnet man hierbei die kleineren Gruppen und die nichteingeborenen Bewohner, wie die Chinesen, Araber, Klingalesen Vorderindiens, Europäer, Javanen und weiteren von anderen Inseln eingewanderten Malaien, so erhält man für diese riesig große Insel, welche an Oberfläche dem Deutschen Reiche nur wenig nachsteht, kaum 6 Millionen Einwohner oder 14 auf dem Quadratkilometer. Allerdings soll nach den vorläufigen Resultaten der Volkszählung 1930 die Einwohnerzahl Sumatras 8 Mill. betragen.

## Die Stein- und Kupferzeit Siebenbürgens.

Von

H. Schroller, Hannover.

Durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft wurde es mir ermöglicht zwei Jahre lang in Siebenbürgen prähistorisch zu arbeiten. Diese Zeit habe ich dazu benützt, das einschlägige Material sämtlicher siebenbürgischen Museen und Privatsammlungen, sowie der meisten Museen im Altreich zu studieren und eine Grabung auf dem Priesterhügel bei Kronstadt durchzuführen. Ich benütze die Gelegenheit, auch an dieser Stelle der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen. Ferner danke ich sämtlichen reichs-deutschen, siebenbürgisch-sächsischen, rumänischen und ungarischen Stellen, die mich bei meinen Arbeiten unterstützt haben.

Wie eine natürliche Burg ist Siebenbürgen rings von Gebirgen umschlossen. Im Westen ist es das siebenbürgische Erzgebirge, im Norden, Osten und Süden sind es die Karpathen, die das siebenbürgische Hochland aus den Tiefebene der Donau und der Theiß emporheben. Mit dem Westen wird es durch mehrere bedeutende Flußtäler verbunden, und den Verkehr nach den übrigen Seiten vermitteln einige gangbare Pässe.

Im Schnittpunkt zweier Welten — des Morgen- und des Abendlandes — gelegen, hat es die verschiedensten Einflüsse in sich aufgenommen. Aber auch die Bewegungen von Nord nach Süd und umgekehrt nahmen zum Teil durch dieses Gebiet ihren Weg und fanden hier ihren Niederschlag. So hat von jeher ein starkes Leben in diesem Lande gepulst, und es ist außerordentlich reizvoll, den Fragen urgeschichtlicher Kulturentwicklung gerade hier nachzugehen.

Schon die Altmeister deutscher Urgeschichtsforschung: Rudolf Virchow und A. Voß haben auf mehreren siebenbürgischen Reisen diese Verhältnisse studiert. Später war es insbesondere Hubert Schmidt, der in verschiedenen Arbeiten (in dieser Zeitschrift erschienen) dasselbe Gebiet behandelte. Grundlegend und heute noch nicht überholt, ist seine stilkritische Untersuchung der jungsteinzeitlichen Kulturen Siebenbürgens, die er in der Arbeit: Tordos<sup>1)</sup> gab. In der Folgezeit hat sich noch eine große Anzahl von deutschen und ausländischen Gelehrten mit den Problemen Siebenbürgens beschäftigt. Aber auch die heimische Forschung war tätig. Unter den älteren Forschern sind Frh. von Torma und Gooß hervorzuheben. Um die Jahrhundertwende kam eine neue Generation, vertreten durch Julius Teutsch, Dr. Franz Lábló (†)

<sup>1)</sup> Hubert Schmidt: Tordos, Zeitschrift f. Ethn. 1903 S. 438—469.



und I. Martian. Bald gesellt sich M. Roska dazu. Nach dem Kriege erscheint auch die altrumänische Forschung auf dem Plan. V. Pârvan (†) und seine Schüler sowie eine ganze Reihe von klassischen Archäologen beginnen mit großzügigen Untersuchungen.

In der ältesten Zeit gehört Siebenbürgen zum bandkeramischen Kulturkreise. Dieser wird vertreten durch die Siedlung von

### Nándorválya (Nadru Vale),

Komitat Hunedoara. Sie wurde von Roska ausgegraben, der in ihr verschiedene Schichten feststellen konnte<sup>1)</sup>.

Die Keramik der unteren Schicht zeigt wenig Verzierung. Es erscheint dort die Fußschale mit vollem Fuß (Abb. 1a) und ein vierfüßiges Tischchen mit wannenförmiger Vertiefung (Abb. 1b), wie wir es sonst von Tordos kennen.

In der jüngeren Schicht findet sich Sticheihenverzierung (Abb. 2a). Die Fußschale ist in derselben Form vorhanden. Ein Fußgefäß

mit bombenförmigem Körper kommt vor (Abb. 2b). Außerdem erscheint ein buttenförmiges Gefäß (Abb. 2c) und die bandkeramische Flasche. Die Steinbeile haben jeweils die für die Bandkeramik charakteristische Form mit halbovalen Querschnitt.

Zwischen beiden Schichten nimmt Roska keinen großen Zeitunterschied an. Die Fußschale der unteren Schicht zeigt uns, daß Nándorválya jünger ist als die böhmisch-mährische

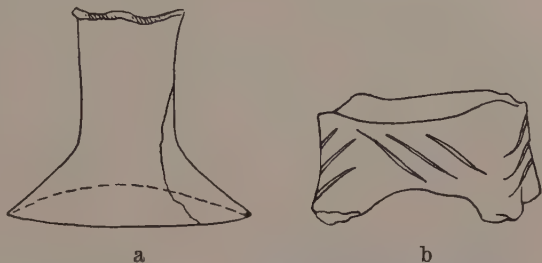


Abb. 1<sup>2)</sup> (ca. 1/3).

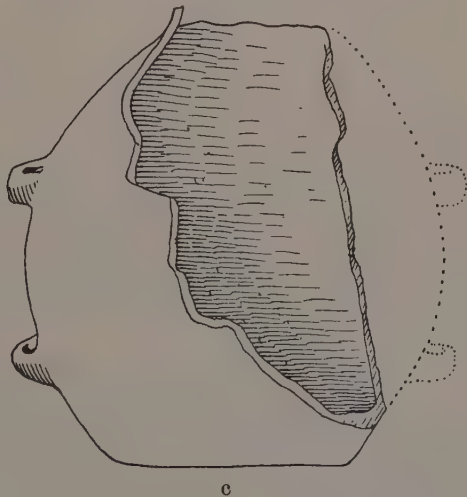
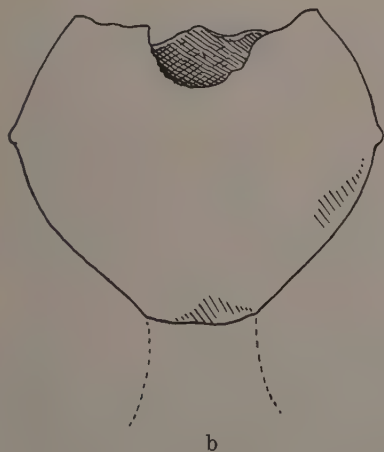


Abb. 2 (ca. 1/3).

<sup>1)</sup> Roska: Az ősrégészet kézikönyve II (Handbuch d. Urgeschichte Bd. II). Cluj-Klausenburg 1927 S. 403ff.

<sup>2)</sup> Die Strichzeichnungen sind Roskas „Handbuch“ bzw. seiner Arbeit „A Székelyföld őskora“ in Emlékkönyv 1929 entnommen.

Bandkeramik, die nach unserem jetzigen Wissen die älteste Stufe der donauländischen Spiral-Mäanderkeramik bildet. Das Inventar der oberen Schicht läßt uns noch eine genauere Einstufung vornehmen. Die Butte ist zwar eine langlebige Form, die von der Band- über die Stich- und Lengyelkeramik bis zur Jordansmühlkultur sich hält, aber das Bombengefäß ist bezeichnend für die Lengyelware. Auch die Stichreihenkeramik bestätigt diese Ansetzung. In Mähren findet sie sich oft in Wechsellage mit der Lengyelkeramik.

Etwas jünger als Nándorválya ist

### Tordos.

Hubert Schmidt teilt in seiner erwähnten Arbeit das keramische Material dieser Fundstelle in acht Sondergruppen ein. Seine dritte Gruppe bezeichnet er als Hauptgruppe. Unter dieser verstehe ich die eigentliche Tordosware. Die übrigen Gruppen sind zum Teil in Tordos gar nicht vertreten, wurden jedoch bereits im vorigen Jahrhundert von den Ausgräbern durcheinander gebracht. Um so erstaunlicher ist es, wie scharf Hubert Schmidt sie voneinander absonderte.

Seine Figuren 13, 19 und 21 geben diese Keramik wieder. Sie wird

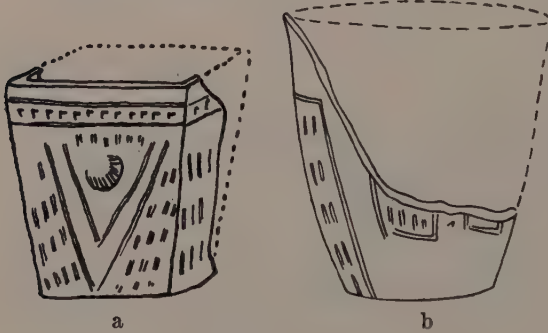


Abb. 3 (ca. 1/a).

insbesondere charakterisiert durch runde und vierkantige Becher (Abb. 3a u. b). Die Ornamente bestehen aus Bändern, die durch Parallelfurchen gebildet sind. Diese Bänder sind durch runde oder längliche Einstiche gefüllt oder werden aus dem stichverzierten Untergrunde ausgespart.

An der Fundstelle von Tordos hat Roska Kontrollgrabungen durchgeführt,

bei denen er drei verschiedene Schichten fand<sup>1)</sup>.

In allen drei Schichten kehrt dieselbe, eben geschilderte Keramik wieder. Neu ist jedoch ein guthaftender fleischroter Überzug, der den Fuß mancher Gefäße bedeckt. Er erscheint bereits in der ersten Schicht. In der folgenden Schicht tritt neben dieser Rotmalerei auch Weißmalerei auf. Ein Scherben war ganz mit weißer Farbe überzogen, ein anderer trug Bemalungsspuren nur auf dem stichgefüllten Bande. In der dritten und obersten Schicht waren die Spuren einer anderen bemaltkeramischen Gruppe nachzuweisen, die Hubert Schmidt als Gruppe 5 ausgeschieden hat. Sie ist als mittelsiebenbürgische bemalte Keramik zu bezeichnen und unterscheidet sich scharf von der bemalten Erösd-Priesterhügelgruppe des Ostgebietes.

Die reine Tordosware ist nur im mittleren Siebenbürgen vertreten. Ihr Hauptverbreitungsgebiet hat sie im Theißgebiet und wird von Tompa Theißkultur genannt. Childe verfolgt ihre Ausdehnung auf dem Balkan und nennt sie Danubian II. In Mähren und Pannonien erscheint sie in Verbindung mit der bemalten Lengyelware, der sie zeitlich vollkommen entspricht.

Da die Tordosware nicht in Siebenbürgen entstanden ist, sondern vom Westen hierher gelangt, und da sie gleichzeitig mit dem bemalten

<sup>1)</sup> Roska a. a. O. S. 406ff.

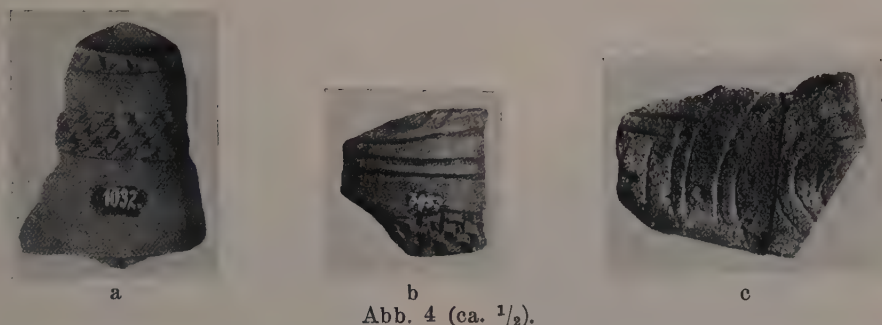
Lengyel ist bzw. in Siebenbürgen etwas nach den Beginn desselben fällt, so besteht die Annahme zu Unrecht, daß die bemalte Keramik in Siebenbürgen ihre Entstehung habe. Wir sehen vielmehr, daß Siebenbürgen noch keine Bemalung kennt (Nándorválya), als diese im Westen schon geübt wird.

Erwähnen möchte ich noch, daß die erste Schicht von Vinča durch ihre roten Füße eine gewisse Gleichzeitigkeit mit Tordos ergibt.

Die

### Boian A

Keramik ist aus den bulgarischen Tumuli bereits bekannt, wenn auch nicht unter diesem Namen. Hubert Schmidt behandelt sie kurz in seinem Tordos-Ausatz als Gruppe 8. Christescu hat durch die Grabung in Boian ihr stratigraphisches Alter festgelegt<sup>1)</sup>. Nachher hat Nestor sie als älteste neolithische Stufe Altrumäniens erkannt<sup>2)</sup>. Charakteristisch ist die Kerbschnitttechnik. In dieser werden gerade Furchen oder kleine Quadrate, Rhomben und Dreiecke ausgehoben (Abb. 4a, b). Auch das



Stufenornament kommt vor. Wagerechte Ritzlinien werden von ausgeschnittenen Rhomben unterbrochen und setzen sich am unteren Ende derselben wieder fort. Dieses Muster ist auch für Tompaş Bükk II bezeichnend. Auffallend ist das Auftreten von gebogenen Linien, die wohl als Spiralen zu ergänzen sind (Abb. 4b, c). Dieses Muster ist zweifellos von einer anderen — bandkeramischen — Gruppe übernommen. Manchmal tragen die wannenförmigen Tischchen der Tordosgruppe Boian A-Verzierungen.

Die Siedelungen dieser Gruppe erstrecken sich über Ost- und Mittelsiebenbürgen. Dort finden sich ihre Reste öfters mit denen der Tordosgruppe auf ein und derselben Fundstelle. Leider sind diese Überschneidungen bis jetzt noch nicht wissenschaftlich beobachtet worden, so daß wir über die relative Chronologie derselben nichts aussagen können. Wahrscheinlich aber sind beide Gruppen annähernd gleich alt. Von der Boiangruppe ist uns in einem Falle als Bestattungsweise das Hockergrab bekannt.

Keinen einheitlichen Charakter zeigt die

### Wietenberg-Keramik.

Ihren Namen hat sie nach einer besonders ergiebigen Fundstelle, dem Wietenberg bei Schäßburg, erhalten. Eine Gruppe zeigt geschnittene Spiral- oder Mäanderbänder, die durch einfache oder gekreuzte Schnittlinien oder durch Punkte in Stempelstich ausgeführt sind (Abb. 5).

<sup>1)</sup> Christescu: Les stations préhistoriques du lac de Boian. Dacia II. Bukarest 1925 S. 249—303.

<sup>2)</sup> Nestor: Zur Chronologie der rum. Steinkupferzeit. P. Z. 1928 S. 110—144.



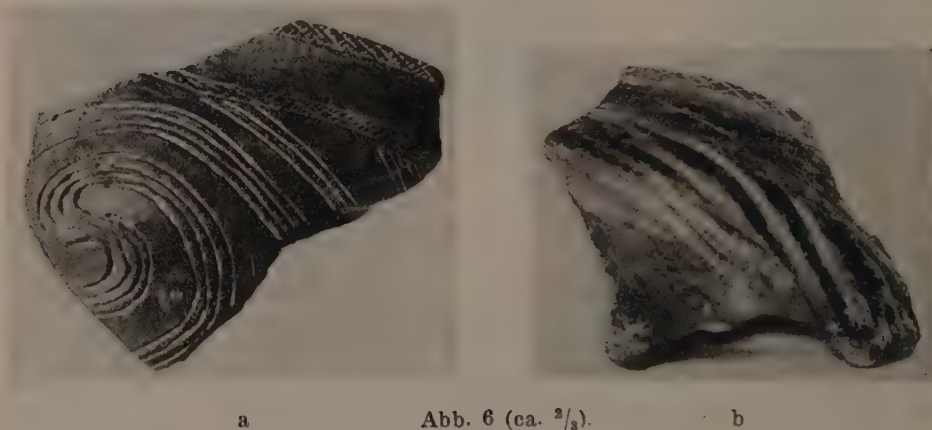
Die Ornamente einer anderen Gruppe bestehen aus geschnittenen fortlaufenden Spiralen, die durch mehrere Parallellinien gebildet werden



Abb. 5 (ca.  $\frac{1}{2}$ ).

(Abb. 6a). Dieses Muster findet sich in derselben Technik auch in der Bükker-Keramik. Manchmal werden die Ornamente in Furchenstichtechnik ausgeführt.

Eine andere Gruppe zeigt schräglauflende Kanneluren (Abb. 6b).



a

Abb. 6 (ca.  $\frac{2}{3}$ ).

b

Auffallend ist die Kerbschnittechnik, in der eine weitere Gruppe verziert ist (Abb. 7).

Die Wietenbergkeramik überschneidet sich einige Male mit der Boianware. Außerdem beeinflussen sich die beiden Gruppen friedlich,



Abb. 7 (ca.  $\frac{1}{2}$ ).

was in einem gegenseitigen Austausch des Ornamentes bzw. der Technik zum Ausdruck kommt.

Wietenberg übernimmt die Kerbschnitttechnik, während Boian A die Spirale in seinen Ornamentenschatz aufnimmt.

Die Wietenbergkeramik ist über ganz Siebenbürgen verbreitet. Wir können sie als die bodenständige bandkeramische Gruppe des siebenbürgischen Vollneolithikums auffassen. Sie bestand schon, als die Tordosgruppe dem Laufe des Marosflusses flußaufwärts folgend in das Land eindrang. Deshalb konnte sich diese nicht weiter nach Osten ausbreiten.

Während Wietenberg einerseits älter, bzw. gleich alt mit Tordos und Boian A ist, reicht es andererseits bis in das Jungneolithikum herunter. Dies ist aus dem gleichzeitigen Vorkommen mit Resten der

### Linsenkeramik

in derselben Wohngrube, sowie in Grabanlagen zu entnehmen.

Diese Ware findet sich verschiedentlich an den Siedlungsstellen der älteren Tordoskeramik. In gewissem Sinne bildet sie eine Fortsetzung



Abb. 8 (ca.  $\frac{1}{2}$ ).

derselben. Andererseits nimmt sie Einflüsse in sich auf, die noch nicht genau hergeleitet werden können.

Bezeichnend sind meißelartige, etwa 1 cm breite Einstiche, die nebeneinander gereiht in parallelen Horizontalreihen das Gefäß umziehen (Abb. 8b). Auf dem Scherben 8c ist das Ornament flüchtiger ausgeführt. Manchmal laufen schräge Schnittbänder über den Gefäßkörper, die keine Einfassungslinien besitzen. Auch werden Vertikalfelder durch Schrägstrichelung gefüllt. Das roh ausgeführte Muster in Abb. 8a zeigt in breiter Zone einen Streifen gegenständig schraffierter Dreiecke.

Häufig finden sich auf der Gefäßwandung aufgeklebte kleine Tonlinsen (Abb. 8b), die entweder wahllos die Oberfläche bedecken, oder gewisse Verzierungen abgrenzen.

Unter den Gefäßformen fallen insbesondere die kleinen Becher mit überhöhtem Mundsäum auf, die auch Hubert Schmidt a. a. O. Fig. 36, 37 und Fig. 33 abbildet. Die hohen Blumentopfbecher der Tordoskeramik werden auch in dieser Technik verziert.

Die Verbreitung der Linsenkeramik erstreckte sich über ganz Siebenbürgen. Auch im Gebiete der bemalten Erösd-Priesterhügelgruppe findet sie sich, jedoch nie in Wechsellage mit derselben, sondern stets an getrennten Fundplätzen.

Auf dem

### Priesterhügel

bei Brenndorf, nördlich von Kronstadt, habe ich eine Ausgrabung gemacht, durch die die älteren Berichte von Julius Teutsch im wesentlichen bestätigt wurden<sup>1)</sup>.

Es ließen sich drei Schichten feststellen. Die unterste ist die eigentlich bemaltkeramische. Durch verschiedene Studien von Teutsch, Hubert Schmidt, Hoernes-Menghin, Childe u. a. ist sie heute gut bekannt. Darüber folgt eine Schicht, die dieselben keramischen Formen — jedoch unbemalt — besaß. Zu oberst lag die sog. Schneckenbergkultur.

Als Wohnweise der bemalten Keramik wurde die Wohngrube festgestellt. Reste von Häusern, wie Pfostenlöcher oder Lehmbrand, wurden nirgends gefunden.

Während der Priesterhügel ein kleiner Hügel von etwa 18 m Höhe ist, erhebt sich ihm gegenüber am anderen Ufer des Altflusses der Tyiskberg auf 60 m Höhe, der die bekannte Siedlung von

### Erösd

trägt. Vermöge ihrer Lage und der Befestigungen ist sie als Akropole anzusprechen. Auf ihr hat László großzügig angelegte Grabungen durchgeführt und hat sehr interessante Ergebnisse gezeitigt<sup>2)</sup>.

László fand sieben Schichten vor. Die unterste, siebente Schicht wies dieselben Kultur- und Wohngruben wie der Priesterhügel auf. In ihr fanden sich z. T. einseitige Flachbeile mit halbovalen Querschnitt, also die alte bandkeramische Form. In ihr fanden sich ferner Tonstempel oder Pintaderas, die in den übrigen Schichten nicht mehr vorkamen. Diese Pintaderas haben eine weite Verbreitung. Wir kennen sie aus Ägypten, Kreta, Thessalien, Italien, Mähren, Bulgarien und Siebenbürgen. Auf Grund eines gemeinsamen Ornamentes, des Kreuzes mit Winkelfüllung, das in all den erwähnten Ländern mit Ausnahme von Bulgarien und Siebenbürgen gefunden wurde, ist anzunehmen, daß diese Pintaderas überall gleichzeitig sind. In Ägypten fallen sie in die Zeit von 2540—2160, also um rund 2300. Mit dieser Jahreszahl besitzen wir das ungefähre Anfangsalter der Erödschichten.

In der sechsten Schicht erscheinen plötzlich wohlausgebildete, zweiräumige Megaronbauten. Die Beile haben jetzt stets rechteckigen Querschnitt, die Tonstempel fehlen vollkommen.

In der bemalten Keramik Siebenbürgens ist das Megaron nicht entstanden, denn dazu tritt es viel zu vollkommen über den Wohngruben der siebenten Schicht auf. Wir müssen also annehmen, daß es von außen gebracht wurde. Die Träger des Rechteckhauses haben die bandkeramische Beilform in eine solche mit rechteckigem Querschnitt eingetauscht. Sie haben auch die — ihnen fremde — Sitte des Körperbmalens mittels Tonstempeln abgestoßen.

<sup>1)</sup> Teutsch: Prähistorische Funde aus dem Burzenlande. Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien 1900. S. 189ff. Derselbe: Die spätneolithischen Ansiedlungen mit bemalter Keramik am oberen Laufe des Altflusses. Mitt. d. Prähist. Kommiss. d. Kais. Akad. d. Wissensch. Wien 1903 S. 365ff.

<sup>2)</sup> László, F.: Háromszékvármegyei praemykenaei jellegű telepek Dolgozatok — Travaux Kolozsvár 1911 S. 1ff. Derselbe: Ásatások az erödsi őstelepen. Dolgozatok, Travaux 1914 S. 279ff.



In Mähren können wir dieselbe Beobachtung machen. In der bemalten Keramik (die dort zeitlich unserem Tordos entspricht) ist das einseitige Flachbeil heimisch. Durch Grabungen und durch Tonmodelle (Boskowstein) ist die Wohngrube belegt. In der dritten, jüngsten Stufe, gibt es die Tonstempel. Zugleich erscheint plötzlich an deren oberster Grenze das Hausmodell von Strelce II, das vollkommen realistisch ein Rechteckhaus wiedergibt. Ferner kommen jetzt schon einseitige Flachbeile mit rechteckigem Querschnitt vor, wie mir Stocky freundlichst mitteilte.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich in Thessalien. Sesklo I besitzt das einheimische Walzenbeil von Felsgestein. An der oberen Grenze von Sesklo I erscheinen die Tonstempel. Die Häuser haben nicht Megaronform. In Sesklo II (Dimini) haben wir plötzlich Megaronbauten und Rechteckbeile, dafür keine Tonstempel mehr. Die jüngste Stufe der mährischen bemalten Keramik (Tordos) bzw. von Sesklo I und Erösd VII (die älteste Schicht) laufen also einander parallel.

Für die Träger der Welle, die das Rechteckhaus und das Rechteckbeil brachte und die Überlieferung des Wohngrubenbaues und des Körperbmalens abbrach, müssen wir ein Volk annehmen, dessen Weg — entsprechend den Fundstellen in Mähren, Siebenbürgen und Thessalien — entweder von Nord nach Süd oder umgekehrt verlief. Der Stoß dieses Volkes mußte sich im allgemeinen zuerst gegen die Zentren richten, so daß wir seine Auswirkungen in Erösd, nicht aber auf dem Priesterhügel, zu sehen bekommen. Dieses Volk hat sich mit den bodenständigen Siedlern vermischt und hat deren hochstehende Töpferkunst übernommen, jedoch die eigene Wohnweise beibehalten.

Vielen Forschern ist der schnelle Verfall des Erösdstiles aufgefallen. Von Jenny wird er auf äußere Einflüsse zurückgeführt. Vielleicht läßt sich nachweisen, daß dieser Verfall mit dem Erscheinen des Rechteckhauses beginnt. (Diese Untersuchung konnte ich nicht durchführen, da mir das Erösdmaterial nicht in dem Maße zugänglich war. Es soll von dem Sohne des verstorbenen Dr. László herausgebracht werden.)

Bemerkenswert ist, daß in einer bandkeramischen Wohngrube vom Erösdstil ein typisches Gefäß der Bükk III-Kultur gefunden wurde<sup>1)</sup>. Nach obigen Ausführungen besagt dies, daß wenigstens in Siebenbürgen Bükk und Lengyel eine Zeitlang nebeneinander herlaufen und nicht einander folgen, wie Tompa annimmt.

Von der vierten Schicht an wird die Bemalung abgestoßen, die Gefäße behalten jedoch die alten Formen bei. Eine eigenartige doppelhenkelige Amphore ist jetzt häufig, die nur selten Bemalung aufweist. Hervorzuheben ist der Fund eines flachen lanzettförmigen Kupferdolches (Abb. 9), der dieselbe Form hat, wie die von Hillebrand in Pusztaistvánháza gefundenen Stücke.

Das Abstoßen der Malerei wurde durch einen erneuten Zustrom von außen verursacht. Während wir nämlich in der reinen bemalten Keramik in einem eng umschriebenen und gut durchforschten Gebiet 14 Fundstellen kennen, sind es jetzt in der sog. Übergangsstufe 26, also fast doppelt so viel. Bemerkenswerterweise geht die neue Besiedlung bei



Abb. 9  
(ca.  $\frac{1}{4}$ ).

<sup>1)</sup> Dr. Kovács István: A marosvásárhelyi őskori telep . . . Dolgozatok-Travaux. 1915, Fig. 16, auf S. 243.

einer gewissen Häufung im Innern etwas über das alte Siedelungsgebiet hinaus<sup>1)</sup>).

Als oberste Schicht von Erösd finden wir die Schneckenbergstufe.

Leider sind uns bei der siebenbürgischen bemalten Keramik die Gräber nicht bekannt. Im benachbarten Cucuteni in der Moldau aber, das unserer Gruppe entspricht, wurden fünf Skelette gefunden, die dolicho-, meso- und brachykephal waren. Sie stellen also eine Mischung dar. Eine Mischung ist auch zu erwarten, wenn wir annehmen, daß es sich bei den Neuerscheinungen in Erösd nicht bloß um Kulturübertragung handelt. Von wo aber sollen diese Einflüsse gekommen sein?

Wenn wir die Verbreitungskarte der Erösdgruppe mit der



a

Furchenstichkeramik kombinieren, dann sehen wir, daß die beiden Gruppen aneinandergrenzen. Die Furchenstichkeramik ist durch eine Verzierungsweise charakterisiert, die wir sonst bei der nordischen Keramik wiederfinden. Die Muster sind: hängende Dreiecke, wechselständige Dreiecke, die ein Winkelband einschließen, horizontale und vertikale Parallelinien (Abb. 10c).

b  
(ca.  $\frac{1}{4}$ )c  
(ca.  $\frac{1}{2}$ )

Abb. 10.

Unter den Formen erscheint wieder das kleine Gefäß mit überhöhtem Mundsäum, welches auch in der Linsenkeramik bekannt ist. Ein anderes Gefäß zeigt in Gestalt und Verzierung ganz die Form der schnurkeramischen Dosen (Abb. 10c).

Sehr aufschlußreich ist das Grabinventar der Tumuli von

Vlădhâza.

Neben Wietenbergware findet sich Linsen- und Furchenstichkeramik. Sehr bemerkenswert ist aber eine schnurkeramische Amphore von böh-

<sup>1)</sup> Schroller, H.: A háromszéki festett keramika (die bemalte Keramik im Komitat Háromszék). Emlékkönyv Sepsí Szt. Gheorghe 1929 S. 327ff. Daselbst Figur 10 und 11 vertauscht.

mischer Form (Abb. 10a u. b). Ein Topf erinnert an Rössener Formen. Die Skelette, die aus diesen Gräbern geborgen wurden, sind sämtlich langschädelig. Wahrscheinlich sind die Gräber, die scheinbar ein falsches Gewölbe aus Steinen besaßen, längere Zeit hindurch benutzt worden, wodurch sich das Vorkommen so verschiedener Keramik erklärt.

Die

### Schneckenbergstufe

ist die jüngste unter den behandelten Gruppen. Sie ist aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt. Die Gefäße haben gelegentlich noch schwach überhöhten Mundsaum. Die Verzierungsweise zeigt nordische Muster, wie: hängende Dreiecke, wagrecht umlaufende Rillen, die durch senkrechte Rillen verbunden sind usw. Echte Schnurkeramik erscheint<sup>1)</sup>. Selten finden sich aufgelegte Linsen oder Buckel, die von innen heraus gedrückt sind. Häufig sind die Gefäßränder durchbohrt. Unter ihnen ziehen sich aufgelegte Tupfenleisten herum. Gewisse Formen erinnern schon an die Aunjetitzkeramik.

Unter den Steinwerkzeugen ist der Knaufhammer charakteristisch und ein sichelförmiges Sandsteinmesser. Ersterer kommt auch in Tonminiaturen vor. Idolplastik ist noch vorhanden; sie ist ein Erbe der bemalten Keramik.

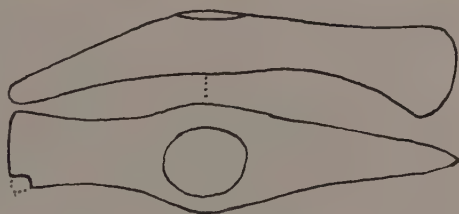
Ein Kupferbeil mit schwach ausgebildeten Seitenrändern gehört hierher (Abb. 11a). Auch eine kreuzschneidige Axt wurde in dieser Stufe gefunden (Abb. 11c). Wahrscheinlich sind die Dolche mit Griffzunge und ohne Nietlöcher hier einzuordnen (Abb. 11b). Sie bilden eine typologische Weiterentwicklung der Formen von Pusztaistvánháza, das Hillebrand in den älteren Abschnitt der Kupferzeit Ungarns versetzt. So können wir die Schneckenbergstufe als Kupferzeit II bezeichnen.



a (ca.  $\frac{1}{2}$ )



b (ca.  $\frac{1}{2}$ )



c  
Abb 11. (ca.  $\frac{1}{3}$ ).

Die Gräber sind Steinkistengräber mit liegendem Hocker. Ein Schädel zeigt dolichocephale Form.

Im allgemeinen erinnert diese Stufe an die Schicht B von Sary Zamek. Die Stufe B von Cucuteni kam in Siebenbürgen nicht zur Ausbildung, sondern wurde durch die Schneckenbergstufe ersetzt, die mit dem älteren Cucuteni B parallel läuft, jedoch nicht so weit in die Bronzezeit hinaufreicht wie dieses.

Zusammenfassend können wir sagen: Tordos, Boian A und Wietenberg sind etwa gleich alt. Sie gehen zeitlich Sesklo I und Lengyel parallel. Die Erösd-Priesterhügelgruppe überschneidet sich in ihrem Beginn mit den genannten Gruppen. Die Linsenkeramik reicht an Tordos heran,

<sup>1)</sup> Schroller, H.: Schnurkeramik in Siebenbürgen. Brandenburgia 1930 S. 72—75.



läuft also im wesentlichen mit der bemalten Keramik parallel. In Erösd 6 scheint die Furchenstichware einzusetzen. Die Übergangsstufe von Erösd 4 entspricht Pusztaistvánháza (Kupferzeit I). Schneckenberg ist die Weiterentwicklung dieser Stufe = Kupferzeit II und reicht bis an die mitteleuropäische Aunjetitzer Kultur heran.

## Sind die alten Kanarier ausgestorben?

**Eine anthropologische Untersuchung auf den Kanarischen Inseln, ausgeführt mit Hilfe der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.**

Von

**Eugen Fischer.**

Bekanntlich waren es die ausführlichen Arbeiten René Verneaus, die zur allgemeinen Annahme des Vorhandenseins der Cro-Magnonrasse in der vorspanischen Bevölkerung der Kanarischen Inseln führten. Verneau (1887, 1891) hat durch sehr gründliche Untersuchungen des Skelettmateriales aus den kanarischen Begräbnishöhlen jene wohl zuerst von Hamy und Quatrefages aufgestellte Ansicht ausführlich begründet. Seitdem blieb sie so gut wie immer unwidersprochen, eine Reihe von inzwischen erschienenen Arbeiten über kanarische Schädel haben sie bestätigt. Allgemein bestand also die Meinung, daß bis zur spanischen Eroberung (1402 bis 1494) die lebende Bevölkerung der Kanarischen Inseln eine Mischung der hier überlebenden Cro-Magnonrasse mit anderen Rasseelementen, etwa berberischen darstellte. Merkwürdigerweise wird fast nirgends daraus die Folgerung gezogen, daß dann die seitdem vergangenen kurzen 450 Jahre diese Verhältnisse nicht grundsätzlich geändert haben können. Stillschweigend oder ausdrücklich hat man vielmehr angenommen, eine solche grundlegende Änderung sei durch die Eroberung und die spanische Kolonisierung erfolgt. Gelegentlich wurde geradezu von der restlosen Ausrottung der „Guanchen“ gesprochen, wobei man diesen Namen unrichtigerweise auf die Bewohner aller Inseln ausdehnte. Schon einfaches Überlegen der Vorgänge bei der Conquista, noch mehr aber deren genauere Kenntnisse, müssen zur Überzeugung führen, daß ein sehr beträchtlicher Teil der vorspanischen Bevölkerung in die spanische Zeit überging. Es kam also nur ein neues ethisches Element zu dem bisherigen Bevölkerungsgemisch hinzu, wenn es rassenmäßig wirklich ein neues war. Wie groß freilich der überlebende alte Anteil war, und wie groß in ihm der Cro-Magnonbestandteil, läßt sich nach den vorliegenden geschichtlichen Quellen nicht abschätzen.

Diese Überlegungen, daß also die „Schädeltypen“, die man aus den alten Höhlen ausgrub, auch noch an den lebenden Kanaren festzustellen sein mußten, mußten auf Grund unserer neuen Kenntnisse der Mendelschen Vererbungslehre besonders einleuchtend sein. Der Erbforscher mußte sich sagen, man dürfte selbst unter der Annahme nur geringer Zahlen von Überlebenden zwar nicht allzuoft den ganzen sog. Cro-Magnontypus, wohl aber häufig seine einzelnen Merkmale herausmendeln sehen. Dieser Gedanke kam mir mit zwingender Macht, als ich 1908 auf der Rückreise von meinen Rehobother Bastardsstudien, ganz im Banne des „Mendelns“ von Rassemerkmalen stehend, in Las Palmas Aufenthalt hatte und die Schädelammlung des dortigen Museums eingehend betrachtete. Mein Wunsch, dieser Frage durch Untersuchung der heutigen kanarischen Bevölkerung nachzugehen, wurde erst 1925 erfüllt, indem mir die Notgemeinschaft

der Deutschen Wissenschaft die Mittel zur Verfügung stellte, an Ort und Stelle die entsprechenden anthropologischen Erhebungen durchzuführen. Ich möchte auch an dieser Stelle der Notgemeinschaft und ihrem verehrten Herrn Präsidenten, Exzellenz Staatsminister a. D. Dr. Schmidt-Ott, meinen aufrichtigsten Dank aussprechen. Ebenso ist es mir ein lebhaftes Bedürfnis, Herrn Professor Dr. Obermaier in Madrid und dem Deutschen Konsul Herrn Jakob Ahlers in Santa Cruz de Tenerife für vielfache Förderung und Hilfe herzlichst zu danken, nicht minder den spanischen Militärbehörden, die mir in großzügigster Weise Zutritt zu den Kasernen gewährten.

Die vorliegende Arbeit hat als Hauptziel den Nachweis zu führen, daß in der heutigen Bevölkerung noch genau dieselben Typen zu sehen sind wie in der vorspanischen, deren Reste uns die Höhlen aufbewahrten. Ist dies gelungen, erhebt sich die Hauptfrage, ob der sog. Cro-Magnontypus der Guanchen wirklich auf die aus dem diluvialen Europa bekannte Cro-Magnonrasse zurückgeht. Auch dazu sollte die Untersuchung Material bringen. Daß ihr nur solches und nicht eine endgültige Lösung möglich wäre, stand von vornherein fest. Jedenfalls aber kann die Arbeit zeigen, wie brennend und wichtig dieses Problem ist, nicht nur als lokales oder als Beitrag zur Anthropologie der Berber und des prähistorischen Nordwestafrika, sondern als Beitrag zu den Lösungsversuchen der Grundfragen der gesamten europäischen prähistorischen Anthropologie. Seit wir mit Paudler, Kern u. a. in der heutigen nordeuropäischen Bevölkerung eine fälische (dalische) Rasse in Mischung annehmen, kann man erst recht das sog. Guanchenproblem ein europäisches nennen.

Gegenüber der Eingangs erwähnten allgemeinen Ansicht vom Cro-Magnontypus unter den Kanariern nimmt die neueste, eingehende umfangreiche und außerordentlich mühevollen Arbeit Earnest A. Hootons, *The ancient Inhabitants of the Canary Islands* (1925) eine vollkommen entgegengesetzte Stellung ein. Wohl findet auch Hooton die bekannten Schädelformen mit dem breiten, niedrigen Gesicht, der sehr niedrigen Orbita, der etwas zurückgesetzten Nasenwurzel, aber er deutet sie anders. Er leugnet eine Cro-Magnonrasse überhaupt: „*The conclusion of this discussion is not that the Guanches of Tenerife show no affinities with the 'Cro-Magnonrace', but rather that there is, properly speaking, no 'Cro-Magnon race'.*“ Und weiter, „*the 'Cro-Magnon race' is nothing but an arbitrary selection of the extra large specimens of a fairly common, hybrid cranial form.*“ In einer ausführlichen Erörterung über die prähistorischen europäischen Rassen im Lichte der kanarischen Kraniologie führt er aus, daß aus einer Kreuzung des Galley Hill oder Combe-Capelletypus mit einem Protomongoloiden, dem ersten Einwanderer aus Asien, der breite, niedrige Augenhöhlen (!) und breite Nase gehabt haben soll, als Hybride die Cro-Magnonform herausgekommen sei. Die Körpergröße wird auf Bastardluxurieren zurückgeführt, die größere Schmalheit der Nase auf äußere, vielleicht klimatische Einflüsse (!). Es ist hier nicht der Ort, zu allen diesen unbewiesenen Erörterungen über diluviale Rassen Stellung zu nehmen. Die Frage nach der ursprünglichen Rassezusammensetzung und den ältesten Bewohnern der Kanarischen Inseln kann meiner Ansicht nach niemals durch kraniologische Untersuchungen an den Höhlenschädeln gelöst werden. Dazu bedarf es einer groß angelegten Erforschung der gesamten prähistorischen, anthropologischen sowohl wie ethnologischen Verhältnisse. Daran fehlt es heute noch vollständig! Weder sind die erreichbaren Quellen für die Sprachen der Vergangenheit erschöpft, noch hat man wirkliche ethnologische Untersuchungen vorge-



nommen, noch ist endlich jemals systematisch prähistorisch gearbeitet worden. Über Siedelungen, über wirkliche Schichtenfolge alten Kulturgutes wissen wir nichts. Auch die geschichtlich noch erreichbaren Bevölkerungsverschiebungen in der spanischen Zeit sind gänzlich unerforscht. Im Wunsch, diese Lücken auszufüllen und den Versuch zu wagen, mit modernen Arbeitsmethoden und unter Berücksichtigung aller Forschungsrichtungen eine Lösung des Guanchenproblems zu finden, traf ich mich mit Herrn Dr. Dominik Wölfel, Wien, der diese Frage schon seit Jahren erwog und jetzt mit aller Energie die Anregung gab, die Arbeit zu beginnen. Er war es, der den Plan zu einer solchen Erforschung aufgestellt hat, die wir beide in nächster Zeit durchzuführen hoffen. Auch hier sei wieder dankbar der Notgemeinschaft gedacht, die die ersten Schritte ermöglichte und hoffentlich weiter helfen wird. Als erstes Ergebnis archivalischer Vorarbeiten legt Herr Dr. Wölfel den unten folgenden Reisebericht vor<sup>1)</sup>. Im Zusammenhang mit diesem neuen Plan kann erst recht meine kleine Untersuchung an lebenden Kanariern nur den Wert einer ersten Stichprobe haben.

Ich wiederhole noch einmal, als einzige Aufgabe wollen die folgenden Darlegungen nur den Beweis bringen, daß dieselben Typen unter den vorspanischen Schädeln und den heutigen lebenden vorhanden sind.

Zu dieser Feststellung habe ich zunächst 100 Mann auf den Inseln geborener Soldaten anthropologisch untersucht. Daneben stellte mir die Militärverwaltung in liebenswürdigster Weise die Beobachtungsblätter über 834 Rekruten aus dem Jahre 1926 zur Verfügung. Diese sind von drei Militärärzten ausgefüllt und enthalten die unten bei Bearbeitung der einzelnen Merkmale angegebenen Maße und Beobachtungen.

Ich bin mir dabei natürlich der Fehlerquellen dieser Unterlagen bewußt, die in der Vielheit der Beobachter liegt, deren Technik ich nicht kenne. Aber die wenigen von mir benutzten Ergebnisse aus diesen militärischen Bogen sind in dem unten angegebenen Rahmen sicher verwendbar.

Wenn man die Gesichter der Bevölkerung an sich vorbeiziehen läßt, kann man neben einem außerordentlich starken Durcheinander folgende „Typen“ unterscheiden, die dem Beschauer immer deutlicher werden, wenn er einmal durch Beobachtung einiger besonders ausgeprägter Fälle darauf aufmerksam geworden ist. Auf S. 280 sind einige solche besonders deutliche Fälle zusammengestellt, während man unter den zahlreichen Soldatenbildern (S. 274—81) bald reine, bald Mischtypen in bunter Abwechslung findet. Es ist selbstverständlich, daß bei einer solchen dauernd sich kreuzenden Mischbevölkerung diese, wie ich glaube, ursprünglichen reinen Typen in der Minderheit sind. Ebenso ist selbstverständlich, daß bei sehr vielen Individuen nur ein oder der andere Zug im Antlitz zum übrigen nicht passen zu wollen scheint, so daß man es wohl noch zu der betr. Gruppe rechnen möchte, aber doch kein ganz reines Bild sieht. Die Typen sind folgende:

1. Der mediterrane Typ. Es sind Individuen, die man wohl der mediterranen Rasse im Sinne von Deniker, E. Fischer, Günther (hier westisch genannt) zuweisen muß. Sie sind in großer Zahl vorhanden, die eigentlich spanische Schicht gehört der Hauptsache nach hierher. Auf S. 280 ist die Abb. 95 und 96 je ein sehr guter Vertreter davon. Ich möchte ferner hierher rechnen auf S. 274 Abb. 4, 9, 11, S. 275, Abb. 22, 27, 28 (der aber helle Komplexion hat), S. 276, Abb. 34, 35, 39, S. 278, Abb. 60,

<sup>1)</sup> Inzwischen hat Herr Wölfel mehrere Berichte und erste Mitteilungen erscheinen lassen (s. Schriftenverzeichnis am Ende der Arbeit).



62, 66, 67, 71, 76, 77, S. 281, Abb. 79 und (allerdings nur dem Gesicht nach) 85.

Die Gesichter sind im ganzen schmal, oval, so daß die untere Gesichtshälfte, schmaler als die obere, in weicher Linie um das Kinn sich rundet. Der Schädel ist schmal, die Nase schmal bis mittelbreit, die Augenbrauen ziehen im Bogen über offenen lebhaften Augen. Die Lippen dünn, aber nicht auffällig dünn, geschwungen, Körpergröße klein bis mittel, die Glieder zierlich, die Farben dunkel.

2. Eine Art auffälliger Vergrößerung dieses Typus ist besonders häufig zu beobachten. Ich möchte ihn am liebsten provisorisch „berberisch“ nennen. Der Unterschied zum vorigen liegt eigentlich nur in einer größeren Derbheit und Verbreiterung des Gesichtes. Den Typ bildet Bertholon et Chantre mehrfach ab, ich sah ihn selbst bei marokkanischen Soldaten. Ich kann ihn nicht ganz deuten. Es könnte eine lokale, erbliche oder umweltbedingte nordafrikanische Variante der in Europa kulturell verfeinerten mediterranen Rasse sein. Es könnte aber auch eine Vergrößerung sein durch Aufnahme fremden Rasseeinschlags. Dabei wäre zunächst an eine, wenn ich so sagen darf, sehr verdünnte negride Komponente zu denken. Wenn sich eine solche in mehr Merkmalen äußert, die wir gewohnt sind, sofort als negerhaft zu bezeichnen, wie etwa dicke Lippen, sehr breite Nase, spiral gedrehtes Haar, dann bezeichnen wir solch ein Individuum ohne weiteres als Negermischling oder mindestens als „vernegerten“ Europäer. Wenn dagegen von der negriden Seite die Merkmale einer Mulatten-F<sub>x</sub>-Kreuzung allein vorhanden sind, also etwa betonte Backenknochen, Niedrigkeit des Gesichtes, verbreiterte Nase, etwas konkaver Nasenrücken, denkt man nicht sofort an etwas Negerhaftes. In Wirklichkeit ist sehr häufig nur eines oder das andere der genannten Merkmale in Mischung mit europäischen vorhanden. Kommt dazu schlichtes Haar und Aufhellung der Farben, so bleibt nur die erwähnte Vergrößerung des Gesamteindrucks. Wenn man sich vorstellt, daß die eigentlichen Berber seit prähistorischen Zeiten ab und zu etwas Negerblut aufgenommen haben, werden für die einzelnen Merkmale die betr. Allelenstufen ungekoppelt in der Mehrzahl der Individuen und in wechselnder Stärke zum Vorschein kommen.

Individuen, die ich hierher rechne, geben Abb. 97 und 98, S. 280 wohl am deutlichsten wieder. Bei 98 scheint mir auch das Haar die leichte Wellung oder leichte Spiraldrehung des Negereinschlages zu verraten. Ferner gehören wohl hierher S. 274, Abb. 8, (etwas mehr negrid), Abb. 14, S. 277, Abb. 53, S. 278, Abb. 61, 73.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß ein Typus, der bei den eigentlichen Berbern in Nordafrika vorhanden ist, in der kanarischen Bevölkerung allenthalben auftritt.

3. Im ganzen selten findet man feine orientalische Gesichter, den orientalischen Typ. Genau wie in Spanien besonders im Süden, etwa in Andalusia, sieht man in der Bevölkerung ab und zu die vornehm gebogene orientalische Nase, die eigentümliche Bildung von Kiefer, Mund und Kinn mit dunkeln, gelegentlich leicht mandelförmigen Augen, dunklem Haar, dünnem feingliedrigem Körper. Es läßt sich nicht sagen, ob es sich um Nachkommen spanischer Juden oder alten arabischen Blutes handelt. Selbstverständlich kommen auch von dieser Rasse Einzelmerkmale als Einschläge in andere vor, man wird es in Wirklichkeit fast nur merken, wenn es sich um die charakteristische orientalische Nase handelt. Ein guter Repräsentant dieses Types stellt Abb. 93, S. 280 dar. Deutlich vermute ich ihn auch zu sehen an Abb. 3, S. 274, angedeutet an Abb. 20, S. 275.

4. Am seltensten sind Gesichter, die mich ganz auffällig an die mir besonders gut bekannten Typen in Süddeutschland, in den Tälern des nörd-

lichen Schwarzwalds erinnern, also an die alpine Rasse nach Deniker, E. Fischer, Günther (hier leider ostisch genannt). Es war mir persönlich eine große Überraschung, diesen Typen gar nicht so ganz selten in Spanien, von Saragossa bis hinunter nach Sevilla, in städtischer und ländlicher Bevölkerung zu begegnen. Bertholon et Chantre stellen bei ihrem „Type brachycephale“ Vergleichen an mit Armeniern und mit Savoyarden und finden die Ähnlichkeit der kurzköpfigen Marokkaner mit den Savoyarden größer als mit den Vorderasiaten. (Schädelmaterial!)

Endgültig kann die Frage wohl erst durch künftige systematische Untersuchungen in Spanien, auf den Kanaren und in Nordwestafrika geklärt werden, ihre Erörterung würde hier zu weit führen.

Der Typus zeichnet sich aus durch ein etwas breites, aber nicht grobes und plumpes Gesicht, eine zierliche kleine, besonders bei Frauen leicht konkave Nase, spitzes Kinn, dunkle Farben. Eine sehr gute Vertreterin dieses Gesichtes ist S. 280, Abb. 94. Dieses Mädchen gleicht vollkommen zahlreichen Bäuerinnen im nördlichen Schwarzwald. Sehr viel häufiger ist der Typ nicht derartig rein vorhanden. Ich verweise auf S. 275, Abb. 16, 18, S. 276, Abb. 33, ein Mann, neben den ich Soldatenbilder aus süddeutschen Regimentern stellen könnte, die ihm vollkommen gleichen. Ähnliches gilt für S. 277, Abb. 51, 53, 57, S. 278, Abb. 70.

5. Die Gesichter nun, denen das eigentliche Hauptinteresse gehört, der Cro-Magnontypus, die fälische oder dalische Rasse. Es sei zunächst auf die Familie S. 280 hingewiesen. Leider habe ich keine Kenntnis vom zugehörigen Vater. Eine Vorstellung von dem Typus bekommt man wohl am besten durch Betrachtung der beiden Schwestern Abb. 89 und 91 dieser Gruppe und bei der Vergleichung dieser Gesichter mit denen von 93 bis 98. Aber auch der Bruder (88) jener beiden zeigt, wenn auch noch in kindlicher und nicht völlig ausgeprägter Form, dieselben Eigenheiten, und bei den Schwestern 87 und 92 ist in Mischung mit „berberischen“ Zügen dasselbe zu sehen.

Das Gesicht ist viereckig, niedrig. Diese Form ist vor allem bedingt durch das starke Vortreten der Kieferwinkel. Von der Jochbogenbreite fällt die Wangenlinie fast senkrecht zu diesem Kieferwinkel herab. Wenn man im Gesicht des Mädchens S. 280, Abb. 89 eine horizontale Linie durch die Augenbrauen legt, bildet das Gesicht darunter fast ein Quadrat. Noch mehr ist das der Fall in Abb. 101 auf S. 281. Die gesamte Gesichtsbildung ist von Kern (27) vorzüglich geschildert, ich kann Zug um Zug auf seine Darstellung verweisen.

Außerordentlich charakteristisch sitzen in dem viereckigen Rahmen des Gesichtes die Augenbrauen und der Mund. Die Augenbrauen bilden, worauf vor allen Stücken Kern (a. a. O.) wiederholt hinweist, fast eine gerade Linie miteinander. Unter ihnen liegen die Augen verhältnismäßig tief. Man sieht förmlich unter den Weichteilen die niedrige, oben gerandigte Augenhöhle. So wirken die Augen manchmal wie Striche, wie es z. B. S. 281, Abb. 101, 102 und 103 zeigen, wobei ganz gewiß höchstens 102 die Augen der Lichtwirkung wegen etwas zusammenzieht. Auf S. 280 zeigt die Mutter (90) und der Sohn, etwas auch die Tochter (92) diese Erscheinung. Man vergleiche aber auch die Augenformen sehr vieler der Soldatenbilder. Ein sehr guter Typ ist S. 274, Abb. 1, weniger deutlich Abb. 13. Die Augenbildung zeigt gut S. 277, Abb. 44. Weniger gut S. 276, Abb. 42, S. 278, Abb. 68, 74. Die Nase ist etwas breiter und derber als die nordische und mediterrane. Der Nasenrücken doch wohl gerade. Sie bietet also nichts Auffälliges. Dagegen machen mit Recht Paudler und Kern auf die ganz auffällige Schmalheit der Lippen aufmerksam. Ich verweise wieder auf die Familie S. 280. Der Mund ist verhältnismäßig breit, der Lippen-

rand fast gerade, die Mundspalte strichförmig. Es liegt in der Natur der Vererbung bei diesen Rassenkreuzungen, daß nicht in jedem Cro-Magnon-gesicht auch der schmale Mund sich findet. Auf S. 281, Abb. 99 z. B. sieht man die Form des Gesamtgesichtes nicht in ganz typischer Weise, aber Mund und Augenhöhlen scheinen charakteristisch zu sein. Auf derselben Seite zeigt 103 die Merkmale noch besser.

Dieses ist also die überlebende alte Cro-Magnonrasse im Gesicht der kanarischen Bevölkerung.

Es ist das große Verdienst Paudlers, die Aufmerksamkeit der Anthropologie auf das Problem des Überlebens dieser Rasse überhaupt gelenkt und es dargestellt zu haben. Die Folge seiner Arbeit war, daß man ziemlich allgemein an vielen Stellen der heutigen europäischen Bevölkerung dieses Rassenelement erkennt. Paudler hat es bekanntlich als dalisch bezeichnet. Lenz, dann Günther und Verfasser selbst bevorzugten die Bezeichnung fälisch. Mit sehr gut gesehenen Beobachtungen und ausgezeichnete Schilderung einzelner Züge hat dann Fritz Kern in einem geistreichen und anregenden Buch das Bild dieser Rasse (er bleibt beim Namen dalisch) herausgearbeitet.

Der Versuch, diese fälische Rasse in der stark gemischten Bevölkerung der Inseln mit anthropologischen Methoden wirklich zu beweisen, ist außerordentlich schwer. Dazu gehört ein ganz umfangreiches Material, das meiner Ansicht nach zur Feststellung der erblichen Übertragung bestimmter Merkmale familienweise untersucht werden müßte. Es sei also hier noch einmal betont, daß die vorliegende Arbeit nur den Wert einer ersten Stichprobe haben kann. Ich muß mich darauf beschränken, zu den oben geschilderten eindrucksmäßigen Befunden noch eine Anzahl ebensolcher und einige Messungsergebnisse zuzufügen, ich werde mich dabei auf das fälische Rassenelement beschränken, die übrigen oben genannten „Typen“ nur vergleichsweise benutzen. Es liegt in der Natur der Sache, daß dabei Ziffernwerte vorläufig keine sehr große Rolle spielen konnten. Es ist ja selbstverständlich, daß Durchschnittswerte, aber auch Variationsbreiten und sogar bis zu gewissem Grad verhältnismäßige Häufigkeiten einzelner Gruppenwerte bei der Kleinheit meines Materiales keine Ergebnisse versprechen, ja manche solcher Zahlen sind eher geeignet, verschleiern zu wirken. Die Czekanowskische Methode halte ich nicht für brauchbar, außerdem wäre auch für sie mein Material zu klein. So beschränke ich mich auf folgende metrische und beschreibende Angaben. Bei der Kleinheit meines Materiales glaubte ich auf die Berechnung des wahrscheinlichen Fehlers verzichten zu sollen. Die Einzelwerte werde ich bei anderer Gelegenheit bringen.

### Körpergröße.

Eine Übersicht über die Körpergröße von 934 Mann aus allen Inseln gibt Tabelle I und die Kurve, Abb. 1.

Tabelle 1.

Anzahl und Herkunft	Max.	Mitt	Min.	170,0 und mehr = %	180,0 und mehr = %
				Mann	Mann
523 Cran Canaria	187	165,3	147	162 = 30,1 %	15 = 2,9 %
215 Tenerife	179	165,3	148	53 = 24,6 %	0 = 0 %
96 La Palma	195(!)	165,1	150	24 = 25,0 %	6 = 6,2 %
				239 = 28,6 %	21 = 2,5 %
100 Soldaten	182	169,6	—	43 = 43 %	8 = 8 %



Danach ist die größte festgestellte Körperhöhe 195, die geringste 147, wozu allerdings noch ein Mann mit angeblich 140 kommt. Ich kann nicht feststellen, ob es sich hier um einen Schreibfehler oder um einen wirklich (pathologisch?) so kleinen Mann handelt. Die mittlere Körpergröße darf man wohl auf 165,3 ansetzen. Daß die mittlere Körpergröße der Männer von La Palma 165,1 ist, dürfte nur Zufall infolge der kleinen Zahl sein, ihr Maximum und ihr Minimum sind höher als bei den anderen. Aus dem errechneten Mittelwert für meine 100 Soldaten spricht sehr deutlich die Auslese zum schweren Artillerieregiment. (Infolgedessen hätte die Angabe einer Minimalzahl gar keinen Zweck.)

Der bekannten Arbeit von Oloriz seien folgende Vergleichsmaße entnommen. Er fand unter den spanischen Rekruten Männer mit einer Körper-

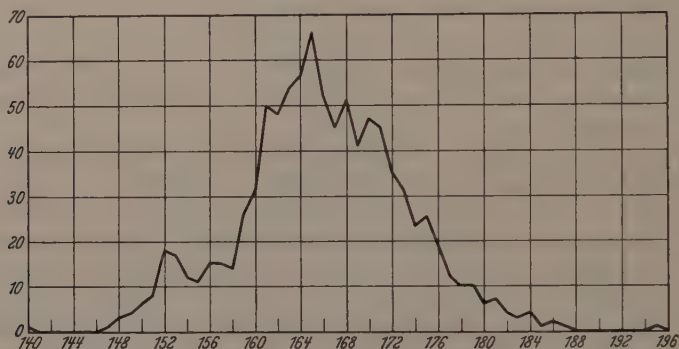


Abb. 1. Körpergröße von 934 Mann aus allen Inseln.

größe von mehr als 1,71 m in folgenden Hundertsätzen in den einzelnen Provinzen:

In der Provinz Logroño	25,5 %
Malaga	18,2 %
Huelva	16,7 %
Guadalajara	14,5 %
Avila	13,9 %
Cadix	12,2 %
Tarragona	11,3 %
Barcelona	10,4 %
Soria	10,1 %

In allen anderen sind es weniger als 10 % dieses Wuchses. Unter meinen 934 Kanariern sind 20,8 % über 1,71 m. Die Tabelle 1 oben zeigt, daß sogar noch eine ganze Anzahl 1,80 m und mehr messen, auf die Gesamtzahl berechnet, sind es 3,1 %. Nur eine einzige spanische Provinz kommt hier einigermaßen mit. Der größte Mann unter den kanarischen Soldaten hat 1,95 m. Aber in der Bevölkerung im Land habe ich einen jungen 17-jährigen Mann gemessen mit 2,02 m und eine ganze Anzahl Männer gesehen und sozusagen an mir selbst gemessen, die größer waren als ich, der ich 1,90 m messe. Vielleicht ist nicht ohne Interesse noch folgende Feststellung. Ich habe bei der Untersuchung meiner 100 Mann auf jeden Meßbogen eine abgekürzte Art von Rassebezeichnung aufgeschrieben, die vor allen Stücken den Eindruck, den ich von Gesicht und Kopf bekam, wiedergeben sollte. Freilich, bei meiner Diagnose spielte doch wohl auch, vielleicht nur halb bewußt, der Eindruck des Gesamtmannes, also Größe und Körperbau eine gewisse Rolle. Beabsichtigt war ganz gewiß nur die Charakterisierung des Gesichts. Nun hatten die 18 als fälschlich von diesem Gesichtspunkt aus be-

zeichneten Mann im Mittel eine Durchschnittsgröße von 173,3, also erheblich mehr als das Gesamtmittel. Und jener Mittelwert ist nicht durch einzelne außergewöhnlich Große bedingt, sondern durch das Fehlen von Kleinen; nur zwei Mann haben 1,60 m zwei bzw. 167 und 168, alle anderen sind über 171.

Man darf ganz gewiß sagen, daß unter den Kanariern eine außergewöhnlich große Anzahl Großwüchsiger und sehr Großwüchsiger sich finden, wenn man die Bevölkerung vergleicht mit irgendeiner südeuropäischen. Daß die Körpergröße einem Negereinschlag zu verdanken wäre, ist wegen der außerordentlichen Spärlichkeit anderer negroider Merkmale auszuschließen. Als Erklärung ist die Körpergröße der Cromagnonrasse das Nächstliegende.

Auch die Massigkeit von Wuchs und Körperbau, auf die vor allem wieder Kern und Paudler hinweisen, ist bei einer großen Anzahl Männer ohne weiteres auffällig. Ich erinnere mich an zwei Kaufherren, dann an meinen Wirt in Los Christianos, die breitbeinig dastehende, massig wirkende Erscheinungen waren. Es ist wohl doch nicht ganz Zufall, daß das Gastbett, das mir dieser Wirt, der größer war als ich, anbot, eine Länge von 2,30 m hatte. Die charakteristische Art des Stehens läßt sich an Mann und Frau auf S. 281, Abb. 102/3 deutlich sehen. Aber auch an einzelnen Soldatenbildern, z. B. S. 274 Abb. 1 u. 7, S. 276 Abb. 40, S. 277 Abb. 44 u. 45, S. 278 Abb. 76 kommt die Massigkeit des Körpers gut zum Vorschein.

Gerade gegenüber den schlanken, z. T. sehr zierlichen mediterranen und orientalischen Typen fällt dieser derbere Bau deutlich auf. Der grobe Berbertypus ist anders, mehr gedrunken, gelegentlich derb und untersetzt wirkend, aber man würde ihm nie die Bezeichnung mächtig zuerkennen.

Vielleicht muß doch an dieser Stelle noch darauf hingewiesen werden, daß es auch gelegentlich lange, schlanke Gestalten gibt. Wenn zu solchen etwa gar helles oder hellbraunes Haar kommt und ein nicht orientalischer oder typisch mediterraner Gesichtsausdruck, begegnet man Erscheinungen, die ohne weiteres an zentral- und nordeuropäische gemahnen, ja groben Bauerntypen bei uns vollkommen gleichen<sup>1)</sup>. Das Grobe im Gesicht ist berberisch und dalisch zu erklären, wie ich überhaupt diese doch im ganzen nicht häufigen und untereinander stark variierenden Typen als Misch- und Kreuzungsprodukte auffassen möchte.

Irgendwelche Ziffernwerte für die Mächtigkeit des Körperbaues zu geben, ist fast unmöglich. Immerhin mögen folgende Werte in dieser Richtung gedeutet werden. Die spanischen Untersuchungsblätter führen den Brustumfang auf. Ich kenne die ihm zugrunde liegende Technik nicht, möchte aber, da es nur eine Ziffer ist, ihn als mittleren Umfang bei ruhiger Atmung auffassen. Bei 877 Mann ist er im Maximum 129, im Minimum 72 cm, das Mittel beträgt 86,3, das von Palma allein 88,9, von Gran Canaria 85,8, von Tererife 86,6. Die Werte, die Martin sehr bequem zusammengestellt, weichen davon nicht viel ab. Bei deutschen Soldaten der Körpergröße 165 (dem Mittel unserer Kanarier) ist der Brustumfang rund 84 (nach Schwiening). Bei Münchener Studenten derselben Körpergröße (nach Bach) 86, bei ebenso großen Franzosen 80,1. Man kann also höchstens sagen, daß sich unter den Kanariern eine größere Anzahl mit recht gutem Brustumfang finden. Ähnliches ergibt sich bezüglich der Schulterbreite, die ich aber nur von den persönlich gemessenen 100 Mann kenne. Bei 42 dieser Leute ist die Schulterbreite zwischen 391 und 410 mm, während Bach (nach Martin) sie bei 165 cm großen Studenten durch-

<sup>1)</sup> v. Löhner betont die Ähnlichkeit vieler Kanarier mit niedersächsischen Bauern aufs Stärkste — gewiß mit Recht, wenn auch seine Erklärung unhaltbar ist.

schnittlich 384 findet. Sein Maximum 444 ist auch das meinige, sein Minimum 340 wird von dem meinigen, 350 nicht erreicht, aber ich habe militärisch als brauchbar ausgesuchtes Material, bei welcher Auslese bekanntlich gerade auf Thoraxbreite Wert gelegt wird.

Auf eine Beschreibung der Extremitäten und ihrer Messungsergebnisse möchte ich hier nicht eingehen. Ich möchte an anderer Stelle auf Messungen von Extremitätenknochen aus gewissen Höhlen zurückkommen und dabei dann die entsprechenden Ergebnisse an meinen 100 Soldaten berücksichtigen. Etwas Bedeutungsvolles für die vorliegende Cro-Magnonfrage fand ich an den Lebenden diesbezüglich nicht<sup>1)</sup>.

### Kopfmaße.

Soweit ich sehe, ist der einzige, der an nennenswertem Material Angaben über die Kopfform der heutigen Kanarier macht, Lajard (1892). Er untersucht 50 Schädel aus Ossuarien der letzten Jahre und gibt für die wichtigsten Merkmale den Mittelwert, den er mit Verneaus Guanchen und dem Cro-Magnonschädel vergleicht. Er zeigt in den meisten eine recht große Übereinstimmung.

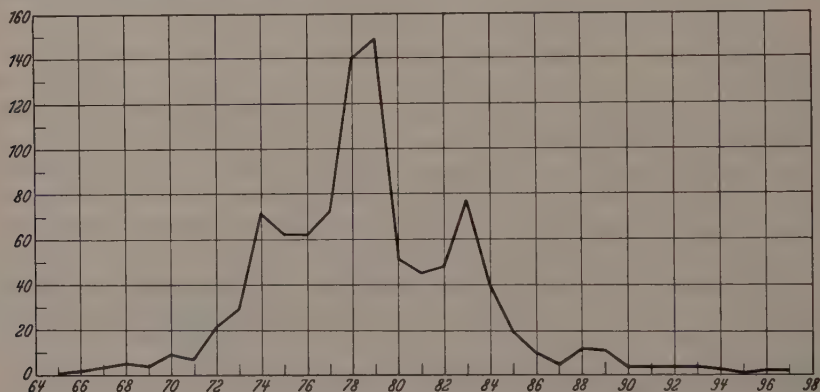


Abb. 2. Verteilung des Längenbreitenindex von 972 Mann aller Inseln.

Von den Messungen, die ich selbst an den erwähnten 100 Mann durchgeführt habe, mag noch einiges Wenige über Kopf und Gesichtsmaße zu den oben gegebenen Schilderungen des Gesichtes zugefügt werden. Der Längenbreitenindex verteilt sich nach folgender Variationskurve (Abb. 2). Ihr Mittel liegt bei Index 79. Da außer dem alpinen Rasseinschlag alle anderen dolichocephal sind, mediterran, orientalisch, Neger und Cro-Magnon selbst, sagt uns die Verteilung nicht viel. Bemerkenswert ist das wenn auch nicht gerade häufige Vorkommen der Brachykephalen. Auch die Zacke der Kurve bei 83 gibt zu denken, es sind doch immerhin 972 Mann der Kurve zugrunde gelegt. Tamagnini hat (Asoc. Espan. Progr. d. 1. Cience. Coimbra 1926) in einer sehr schönen Studie einige Schädelindices von Canarischen Schädeln mit solchen von portugiesischen verglichen und sehr große Übereinstimmung gefunden.

In seiner schönen Übersicht über den „Menschen der Vorzeit“ macht Weinert (30) auch auf die verhältnismäßig sehr erhebliche absolute Größe der Schädelgröße der Cro-Magnongruppe aufmerksam. Wenn man diese Größe an meinem Material prüft, findet man unter 742 Mann 290, d. h.

<sup>1)</sup> In meiner vorläufigen Mitteilung wies ich auf Größe von Händen und Füßen hin, im Gegensatz zu Paudlers Ansicht — sie fiel mir oft auf, aber die Maße an den Soldaten bestätigen meine Beobachtung nicht, ich komme später darauf zurück.



39 %, deren größte Kopflänge 191 bis 200 mm beträgt und noch 46 Mann (6 %) mit einer solchen von 201 mm und mehr, die Werte 218, 220, 221 kamen als die drei größten je einmal vor. Es sind also in der Tat absolut sehr große Werte vorhanden, größere als sie der mediterranen, orientalischen oder negriden Rasse zukommen. Sie etwa nur auf Luxurieren zurückzuführen, dürfte doch keine wirkliche Erklärung sein.

Die meisten Kopfmaße können wohl wegbleiben, da sie auf keine Weise das Problem klären helfen.

Die Niedrigkeit des Gesichtes kommt ziffernmäßig nicht besonders deutlich zum Vorschein. Der morphologische GesichtsindeX schwankt bei meiner Mannschaft von 74 bis 101 mit einem Mittelwert von 87,5. Die Gesichter sind also eben noch mesoprosop, recht viele leptoprosop. Ich lege dem Index, vor allem wegen der Unsicherheit der Bestimmung des Nasenpunktes am Lebenden keinen zu großen Wert bei. Noch mehr gilt das vom Nasenindex, wo besonders Hans Virchow mit Recht auf die geringe Eignung der üblichen Nasenmessung am Lebenden hinweist. An meinen Soldaten geht der Nasenindex von 59 bis 87 mit einem Mittelwert von 71,7, er stellt sich da zwischen die meisten europäischen Gruppen.

Sehr gut kommt dagegen die der Cro-Magnonrasse besonders charakteristische Breite des Unterkiefers und Eckigkeit des Gesichtes in den Ziffern zum Vorschein. Die absolute Kieferwinkelbreite liegt zwischen 98 und 129 mm mit einem Mittel von 110,8. An den rezenten Kanarierschädeln mißt Lajard 95,6. Wenn man dazu eine Weichteildicke von 2 mal 8 mm (nach Martin) dazufügt, gibt es 111,6, eine ausgezeichnete Übereinstimmung.

Dagegen finden de Hoyos und Arranzadi an spanischen Schädeln die Grenzwerte 90 und 103. Das ergäbe für den Lebenden nur 106—109.

Nach dem Martinschen Lehrbuch wird obige Breite im Mittelwert nur übertroffen von Jakuten mit 115, Jakoma mit 117 und Eskimo mit 131 mm Mittelwert.

Die absolute Winkelbreite des männlichen und weiblichen Pödmostkiefers ist 93 und 105 (nach Saller). Mit der Weichteildicke ergäbe das lebende Kieferwinkelbreiten von 109 und 121, das eine also fast gleich unserem Mittel, das andere noch unter unserem Maximum. Die Beimischung schmalkieferiger mediterraner und anderer Rasseneinschläge hat also nicht vermocht, das Mittel entsprechend stark herunter zu drücken.

Auch der Jochbogen hat die starke, cro-magnonhafte Breite. Seine absoluten Maße schwanken von 122 bis 153 mm mit einem Mittelwert von 138,0. Lajard findet an den rezenten Schädeln von Orotava und Telde 123,2 bzw. 121,8 im Mittel. Die Weichteildicke über dem Jochbogen ist nach Martin etwa 4,3 mm. Danach berechnete sich die Jochbreite am Lebenden bei Lajard auf 131,8 bzw. 130,4, Werte, die ganz in die meinigen hineinfallen. Hooton findet an seinen Tenerifeschädeln die Jochbreite im Mittel 132 mm, von 119 bis 146 schwankend. Wenn man auch hier eine Weichteildicke von 8,6 zuffügt, ist die Jochbogenbreite seines Materials nur einige Kleinigkeit über der des meinigen. Auch er hatte natürlich Rassensmischung. Von Behr gibt als Mittel dieses Maßes 134,6 an, das wäre für den Lebenden 143,2, also noch etwas mehr. Der Alte von Cro-Magnon hat nach Saller eine Jochbreite von 144, der eine Pödmostschädel 145. Unter meinen Soldaten ist einer mit 153, der Alte von Cro-Magnon hätte in Weichteilen 152,6!

Der Jugomandibularindex hat im Mittel 81,0, er steigt und fällt auf 89 bzw. 72. De Hoyos gibt für spanische Schädel als Mittel 76,5, mit den Grenzwerten 80,8 und 73,7. Man darf nach Martin diesen Index am Lebenden und am Schädel annähernd vergleichen. Die Grenzwerte sind bei Spaniern und meinen Kanariern nach unten annähernd gleich, dagegen

sind in meinem Material viele Köpfe mit höheren Indizes. Mein Mittel ist fast dasselbe wie das spanische Maximum. Nach Martins Tabelle gehen über einen Index von 77 im Mittel nur Eskimo mit 81,4, Semang mit 80,7 und Santa Rosa-Indianer mit 87,5 hinaus. Unter meinen Mannschaften sind nur 9 von 100 mit einem Index unter 77. Dagegen sogar 5 von 100 mit einem solchen über 85.

18 nach „Typus“ eindrucksmäßig ausgesuchte „Cro-Magnon-Männer“ haben einen durchschnittlichen Index von 82,3, während ebenso ausgesuchte 14 „Berbertypen“ 81,9, fünf „alpine Typen“ 81,0, dann 29 „mediterrane Typen“ 80,7 und 10 „orientalische Typen“ 79,8 hatten. Die „Typen“wahl erfolgte ganz rein eindrucksmäßig jeweils vor der Messung.

So zeigt also der Jugomandibularindex ganz ausgezeichnet den Einschlag der Cro-Magnonrasse.

Die Viereckigkeit, die manchmal an das Quadratische erinnernde Form des Gesichtes wird durch die relative Höhe des Jugofrontalindex gekennzeichnet, der bei einer Schwankung von 72 bis 85 einen Mittelwert von 78,3 hat. Nach der Martinschen Tabelle haben nur einige wenige Negergruppen einen höheren Index. Der Jugofrontalindex vom Cro-Magnonschädel Nr. 1 beträgt 71,5, von Predmost 71,7 (nach Saller). Beide haben eine etwas schmalere Stirn, so daß also hier keine Übereinstimmung herrscht.

Einiges Wenige sei noch statistisch über einige Weichteile angegeben.

Den Nasenrücken fand ich bei meinen 100 Leuten bei 73 gerade, bei 16 leicht konkav, bei 9 leicht konvex und bei 2 stark konvex. Die Konvexen sind fast alle unter den Typen, die ich vorher eindrucksmäßig als orientalisch bezeichnet hatte, von den Konkaven die Mehrzahl, aber nicht alle unter den „Berbertypen“. Die spanischen Militärärzte führen in ihren Tabellen ebenfalls die Nasenform an, allerdings mit recht verschiedener Beurteilung oder vielleicht verschieden großer Flüchtigkeit der Beobachtung. Der Arbeiter auf Palma hat allen seinen 96 Mann einen geraden Nasenrücken zugeschrieben, der von Tenerife von seinen 228 Mann ebenso allen bis auf drei, die er als „chato“, d. h. flach, platt, bezeichnete. Dagegen stellte der in Gran Canaria rund 44 % gerade Nasen, 42 % konkave und 14 % konvexe fest (522 Mann), was mit meinen eigenen Ergebnissen ziemlich gut stimmt.

Über die Lippen notierte ich mir unter 100 Mann 77 dünne, darunter 4 sehr dünne Lippen. Die von mir vorher als „Cro-Magnontypen“ ausgesuchten 18 Leute hatten bis auf drei dünne Lippen, zweimal sehr dünne. Im übrigen gab es 19mal mitteldicke und viermal dicke Lippen. Bei diesen, wie bei der konkaven Nasenform dürfte sich der leichte Negereinschlag bemerkbar machen.

Von Haarformen stellte ich bei 80 schlichtes, bei 9 welliges, bei 5 lockiges, keinmal echtes Kraushaar fest. Bei 6 konnte ich keine Angabe machen, weil das Haar hart am Kopf abgeschoren war. Echtes Negerkraushaar fand ich also nicht, das wellige deute ich als Mischform zwischen schlicht und spiralgedreht, wie ich es z. Z. bei meinen Bastards feststellen konnte.

#### Augen- und Haarfarben.

Das Auffälligste an der Bevölkerung der Inseln, das auch früher schon Reisende und Forscher immer wieder betont haben, ist das Vorkommen einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Blonden und Helläugigen.

In den militärischen Formularen werden die Augenfarben unterschieden als: negro, schwarz — castaña, braun — azul, blau — verde, grün — claro, hell. Danach gibt die folgende Tabelle eine Übersicht, zu der ich die von mir an 100 Mann von denselben Inseln mit der Martinschen Augentafel erhobenen Befunde dazufüge. Offensichtlich haben die drei Un-

Tabelle 2.  
Augenfarbe.

Herkunft und Anzahl	Schwarz	Braun	Grün	Blau	Hell (grau und blau)
541 Gran Canaria	4	489	—	48	—
233 Tenerife	27	182	3	0	21
96 Palma	14	82	—	—	—
Insgesamt 870	45	743	3	48	21
In %	5,2	86,6		8,3	
Augentafel: 100 Soldaten	N: 1—6 84		N: 7—10 9	N: 13—14 3	11—12 4

tersucher der drei Militärbezirke nicht nach demselben Gesichtspunkt ihre Angaben gemacht. Ich möchte also der aus der Tabelle ersichtlichen Erscheinung, daß auf Gran Canaria gar keine grünlichen und grauen Augenfarben vorkommen, auf Tenerife umgekehrt keine blauen und auf Palma überhaupt keine hellen, keinen Wirklichkeitswert beilegen. Offensichtlich hat der eine Untersucher die blauen Augen als hell und der andere alle hellen als blau bezeichnet. Nimmt man dagegen nur den Unterschied von dunklen und hellen, so zeigen die militärischen Listen ein Ergebnis, das zu meinem eigenen auf genauem Vergleich mit der Farbtafel beruhenden Befunden sehr gut paßt. Es haben also mindestens 10 % dieser 970 Mann wirklich helle Augen, ein recht ansehnlicher Bestandteil der Bevölkerung.

Die Haarfarben werden in den Militärlisten mit den Worten negro, schwarz — castaño, braun und rubeo, blond (rötlich) bezeichnet, rojo, rot, kommt nicht vor. Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht der Befunde, meine eigenen nach der Fischerschen Haarfarbentafel (1. Auflage) sind beigefügt.

Tabelle 3.  
Haarfarbe.

Herkunft und Anzahl	Schwarz	Braun	Blond	Rot
435 Gran Canaria	61	306	68	—
231 Tenerife	26	188	17	—
96 Palma	—	96	—	—
Insgesamt 762	87	590	85	—
In %	11,4	77,4	11,1	—
Haarfarbentafel: 100 Soldaten	N: 27 N: 4 24 47	N: 5 N: 6—7 12 10	N: 8—9 4	N: 3 1

Danach werden von den spanischen Ärzten 11 % als blond bezeichnet. Ich selbst fand deren vier. Rothaarige fand ich einen. Dagegen muß besonders betont werden, daß alle Blonden, die ich sah und ebenso die hellen Braun ausnahmslos nach der rotblonden und rötlichbraunen Seite gingen, niemals nach der aschblonden. Das steht in starkem Widerspruch mit der Annahme Paudlers, daß zum Cro-Magnontypus die aschblonde Haarfarbe gehört. Ich kann den Folgerungen, die Paudler aus den Untersuchungen von Rezius und Fürst an der schwedischen Bevölkerung zieht, nicht folgen, doch ist hier nicht der Ort, darüber in ausführliche Erörterungen einzugehen.

Angaben über die Hautfarbe zu machen, ist sehr schwierig. Die Militärlisten enthalten nichts darüber, was brauchbar wäre. Wohl sind Angaben gemacht, sie wechseln aber nur zwischen moro, dunkel und palido,



hell, was auch blaß bedeuten kann. Ich selbst habe 2 Mann als wirklich hell bezeichnet, 49 als ziemlich hell, 21 als gelblich, 25 als braun und 3 als dunkelbraun. Aber bei der starken Besonnung im Militärdienst will das alles nichts besagen. Es genügt nur eben, um festzustellen, daß offensichtlich auch bezüglich der Hautfarbe entsprechend den Augen- und Haarfarben Helle in der Bevölkerung sind.

Der relativ große Anteil der Hellen ist, wie gesagt, auch früheren Autoren auffällig gewesen. Hooton stellt eine Menge Angaben aus der alten Literatur und aus neuerer Zeit zusammen und kommt zum Schluß, daß die Einwohner von Fuerteventura und Lanzarote meistens dunkel, die von Gran Canaria dunkel und hell waren. Daß die letzteren besonders oft rot seien, was Hooton auf Kreuzung von Blond- und Dunkelhaarigen zurückführt, kann ich als Tatsache nicht bestätigen, die Erklärung ist unrichtig, wofür ich auf Conitzer verweise. Endlich sei Tenerife am blondesten gewesen, so daß hier dieses Element sogar vielleicht vorherrscht habe. Umgekehrt sei Gomera und Hierro vorwiegend dunkel, La Palma vorwiegend hell gewesen. Die ganze Zusammenstellung und der Hinweis auf das blonde Element in Nordwestafrika sind sehr überzeugend. Für dieses letztere finden sich umfangreiche Angaben in dem prächtigen Werk von Bertholon et Chantre. Hooton kommt zu dem Schluß, daß die Blondheit der Kanarier nichts anderes sei als die westlichste Ausbreitung des blonden libyschen Elementes, das schon den Ägyptern bekannt war. Seine Entstehung durch irgendwelche örtliche Umweltfaktoren hält er für undenkbar. Sicher mit Recht. Es kann also, so fährt er fort, kaum ein Zweifel bestehen, daß in vorhistorischen Zeiten Nordwestafrika ein Zentrum der Blondheit war, wie es heutzutage nur in Skandinavien gefunden wird (S. 78). Eine Erklärung aber für diese Erscheinung versucht Hooton nicht. Er kann es auch nicht, wenn er das Bestehen und erst recht das Weiterleben eines Cro-Magnontypus, wie oben dargelegt ist, ablehnt.

Die einzige Erklärung dieser auffälligen Blondheit und Helläugigkeit kann nur die sein, daß die Cro-Magnonrasse hellfarbig war. Ein anderes blondes Rasseelement kommt hier nicht in Frage. Für ursprüngliche Ausbreitung der blonden nordischen Rasse bis hierher spricht nichts. Die Phantasien von versprengten Vandalen bedürfen keiner Widerlegung. Ein Zurückführen der Blondheit auf einzelne Fälle, wo etwa in neuerer Zeit nordeuropäische Matrosen oder sonstige Reisende oder Einwanderer einzelne Kinder mit eingeborenen Frauen gezeugt hätten, ist angesichts der großen Zahl der Hellen ganz unmöglich, abgesehen davon, daß schon die alten spanischen Quellen die Blondheit ganz ausdrücklich betonen und ihre große Verbreitung schon damals erkennen lassen.

Wenn also die Merkmale der Körpergröße, des Gesichtes, des Schädels den Cro-Magnoneinschlag deutlich beweisen, wenn ferner die anderen in Mischung befindlichen Rassen, mediterrane, orientalische, alpine, negride nachgewiesenermaßen kein Blondelement in diesem Umfang gebracht haben können, bleibt nur der bindende Schluß, daß die Cro-Magnonrasse bei ihrer Einwanderung auf die Kanarischen Inseln blond war. Ich habe schon in meiner vorläufigen Mitteilung (1926) darauf hingewiesen, daß das auch eine grundsätzlich wichtige Feststellung für die fälische Rasse in Europa selbst bedeutet. Wohl hat Paudler die Blondheit seines dalischen (fälischen) Rasseelementes recht wahrscheinlich gemacht. Aber die Möglichkeit bleibt offen, daß diese Blondheit erst nachträglich im Norden entstanden ist, wie ich denke, entsprechend wie bei der nordischen Rasse durch Mutation. Man kann also nicht auf die Blondheit der Cro-Magnonrasse bei ihrem allerersten diluvialen Auftreten schließen, weil man sie ja im Norden nur in ihren späteren Abkömmlingen in Mischung mit der ebenfalls blonden

Nordrasse untersuchen kann. Durch den Nachweis, daß das blonde Element der Kanarier auf Cro-Magnon zurückgeht, ist bewiesen, daß diese mindestens bei ihrem Auseinandergehen nach Nord und Süd schon blond war. Die Paudlersche Annahme, daß dieses Blond ein Aschblond in Verbindung mit blauen Augen war, halte ich einstweilen, wie oben schon erwähnt, nicht für richtig. Dadurch soll Paudlers großes Verdienst, auf die Notwendigkeit der Scheidung der beiden Blond und eingehender entsprechender Untersuchungen hingewiesen zu haben, auf keine Weise geschmälert werden. Auch ich halte das für dringend nötig. Die Frage des „Blond“ ist noch lange nicht restlos zu beantworten. Auch auf den Kanarischen Inseln müssen weitere Untersuchungen hier Aufklärung bringen, meine 100 Mann bedeuten da noch nicht viel.

Eine Vergleichung der Farberscheinungen der Islänen mit der eigentlich spanischen Bevölkerung auf dem Festland hat keinen großen Zweck, da hier ja durch den starken Goteneinschlag gänzlich andere Verhältnisse geschaffen sind. In ihrer kurzen aber sehr willkommenen Zusammenstellung der entsprechenden Angaben geben de Hoyos Sainz und de Aranzadi auch einige Angaben über die Inseln, aber gegründet nur auf einige ganz wenige Individuen. Ich kann hierbei mir die Bemerkung nicht versagen, daß eine Anthropologie Spaniens in aller Ausführlichkeit und mit Berücksichtigung des Cro-Magnonproblem es für die anthropologischen Fragen ganz Europas von hervorragender Bedeutung wäre. Ebenso dürfte trotz des prächtigen Werkes von Bertholon et Chantre eine Prüfung gewisser anthropologischer Erscheinungen in Tripolis, Tunis und Algier wichtigste Ergebnisse versprechen, noch mehr eine Anthropologie von Marokko.

Endlich wäre wohl auch über die heutigen Bewohner eine psychologische Untersuchung vorzunehmen, ich möchte diesbezügliche erste Beobachtungen zurückstellen als Material für gründlichere künftige Studien.

### Ergebnisse.

Als Aufgabe war der ersten kleinen Untersuchung am lebenden Menschen auf Tenerife gesetzt, den Nachweis zu versuchen, daß unter den heutigen Menschen dieselben Schädelbildungen vorkämen, wie wir sie aus den Skelettresten in den zahlreichen Höhlen der Inseln kennen. Dieser Nachweis ist erbracht. Aus allgemeinen Gründen war anzunehmen, daß die Spanier bei ihrer Eroberung die vorhergehende Bevölkerung nicht ausgerottet, sondern sich mit deren Resten zu einer Mischbevölkerung, den heutigen Kanariern, umgebildet hätten. Und auf Grund der Mendelschen Erbgesetze mußten dann die Rassem erkmale der vorspanischen Bevölkerung in der heutigen spanisch-gemischten sich nachweisen lassen. Die obigen Ausführungen zeigen, daß diese Voraussetzungen richtig waren, die alte Bevölkerung ist allenthalben deutlich sichtbar.

Auf dieses erste Untersuchungsergebnis hin erwies es sich als nötig, die Voraussetzung vom Überleben der vorspanischen Kanarier auch aktenmäßig zu erhärten und, wenn möglich, nach Umfang, sozialen Schichten und Bedeutung der Überlebenden zu erweitern. Diese wichtige und vielversprechende Arbeit hat Herr Wölfel übernommen, seine ersten Beweise für das Überleben einer nicht unbeträchtlichen Bevölkerung folgen unten.

Die Bedeutung nun, die dieser ganzen Untersuchung zukommt, geht weit über die einfache Frage, ob frühere Bewohner der Inseln heute noch vorhanden sind, hinaus. Dadurch, daß nach weit verbreiteter und gut begründeter Ansicht die frühesten Siedler der Cro-Magnonrasse des gesamt-europäischen späten Diluviums angehörten, wird die Frage zu einem wesentlichen Bestandteil der prähistorisch-anthropologischen Probleme Europas. Das Ergebnis der Untersuchung ist also dann der Nachweis, daß



die in der vorspanischen Bevölkerung der Kanarischen Inseln, in deren Höhlenbegräbnissen nachgewiesene Cro-Magnonrasse auch in der heutigen Bevölkerung noch überraschend deutlich erhalten ist. Während wir aber aus jenen Höhlenfunden nur erfahren, wie das Skelett, vor allem der Schädel ausgesehen hat, lehren uns die heutigen Menschen in der Vergesellschaftung der bekannten Cro-Magnon-Skelettmerkmale mit Merkmalen der Weichteile und Farben auch diese erstmals für den Cro-Magnonmenschen einwandfrei erkennen. Der einzige Forscher Hooton leugnet zwar nicht den bekannten, sonst als Cro-Magnon gedeuteten Gesichtstypus an den alten Mumien Schädeln, wohl aber die Berechtigung, ihn als Cro-Magnon zu bezeichnen, ja, die Existenz einer solchen Rasse an sich. Gerade diesem Standpunkt gegenüber haben aber meine Untersuchungen so deutlich nachweisen können, daß genau dieselben Merkmale, oft in derselben Verbindung, unter den Kanariern vorkommen, wie an gewissen Stellen Nordeuropas, wo man in ganz anderer Bevölkerung zu demselben Schluß eines Überlebens der Cro-Magnonrasse gekommen ist. Ganz ausgezeichnet drückt Fritz Kern den Stand der Sache aus: „Um wahrscheinlich zu machen, daß es sich bei dieser Cromagnonähnlichkeit nicht um Zufall, sondern um wirkliche Abstammung handelt, . . . werden zwei Nachweise erforderlich sein. Einmal muß man aus der klassischen Cromagnonperiode, der letzten Eiszeit, eine zusammenhängende Reihe von Funden bis zur Gegenwart herstellen können und sodann muß trotz der vorauszusetzenden Zerkreuzung dieses ältesten im Land ansässigen Bevölkerungsbestandes die dalische Merkmalsverbindung in mehr als einem Gebiet verhältnismäßig häufiger als anderswo sich verwirklichen, dazu endlich solche Erhaltungsgebiete sich entweder als Gebiete ältester Besiedelung oder als Rückzugsgebiete erkennen lassen.“ Dieses letzte trifft für die Kanarischen Inseln ausgezeichnet zu. Das erstere, eine zusammenhängende Reihe vorzulegen, bleibt künftige Aufgabe. Das Folgende aber glaube ich wieder gelöst zu haben, nämlich Kerns Folgerung: „Kann dies nachgewiesen werden, so bleibt für grundsätzliche Zweifel wohl immer noch eine schwache Möglichkeit, um mit zufälligen Formähnlichkeiten zu rechnen. Aber eine unvoreingenommene Betrachtung dürfte dann doch wohl dazu neigen, in einem Typus, der sich nicht nur in einzelnen, sondern in so vielen Kennzeichen von den sonstigen Rassen abhebt und dafür im Vergleichbaren, d. h. vor allem dem Gesichtsskelett, sich so eng mit der Cro-Magnonrasse verbindet, das Überbleibsel dieser ehrwürdigen Urrasse anzuerkennen.“

Der Fachanthropologe und Vererbungsforscher würde es ein wenig anders ausdrücken, aber Kern hat hier mit ausgezeichnetem Blick das Wesentliche getroffen. Und wenn ich dieselben Gesichter und Farben und Körperformen auf den Kanarischen Inseln finde, wie sie Kern und Paudler und viele andere in Hessen, in Niedersachsen, in Schweden und England gesehen haben, dann dürfte das Ergebnis doch ein einwandfreies sein. Hootons skeptischer Standpunkt, der die Farben, den Gesichtsausdruck und anderes völlig unerklärt läßt, dürfte damit als unhaltbar erwiesen sein. Ich möchte glauben, der Beweis, daß in der heutigen kanarischen Bevölkerung die Cro-Magnonrasse überlebend vorhanden ist, ist erbracht, wir wissen zugleich besser wie vorher, wie sie auch ehemals ausgesehen haben muß.

Aber damit erhebt sich sofort eine sehr viel größere Aufgabe. Bei der ungeheuren Wichtigkeit der Cro-Magnonfrage für die Anthropologie Gesamteuropas genügt der sozusagen stichprobenartige Nachweis ihres Vorkommens auf den Inseln nicht. Wir müssen unbedingt erfahren, möglichst lückenlos, wie die ganze Besiedelungsgeschichte jeder einzelnen der sieben Inseln gewesen ist. Wir müssen versuchen, einwandfreie Unterlagen



zu erhalten über die Zahl der die Eroberungszeit überlebenden Einwohner, dann über die Menge der damals und später eingekreuzten Spanier und etwaiger mit ihnen ins Land gekommener Fremden. Wir müssen den Kulturzustand der vorspanischen Bevölkerungen der verschiedenen Zeiten und die Herkunft ihrer Kulturelemente untersuchen. Es ist gar nicht ausgeschlossen, ja es erscheint mir mit Sicherheit zu erhoffen, daß wir auch über kulturelle Leistungen der ehemaligen reinen Cro-Magnonbevölkerung greifbare Ergebnisse erhalten werden. Der erste Schritt zur Erreichung dieses Zieles ist dank der großzügigen Gewährung von Mitteln seitens der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft getan, Herr Dr. Wölfel schafft mit ihrer Hülfe zunächst ein geschichtliches Bild der Eroberungszeit und der ihr unmittelbar vorangehenden Periode. Dies geschieht auf Grund der Urkunden in den Archiven Roms, Spaniens, Portugals und der Inseln. Dann aber müssen systematische Grabungen an Ort und Stelle ein Gesamtbild der Vergangenheit herstellen. Dazu sind Herr Dr. Wölfel und der Verfasser entschlossen und haben die Mitarbeit des besten Kenners der spanischen Vorgeschichte zugesichert erhalten, Professor Obermaiers aus Madrid. Und hoffentlich wird abermals die Notgemeinschaft in der Lage und willens sein, uns zu einer großzügigen anthropologischen und prähistorischen Untersuchung der Inseln die Mittel zu geben. Es dürfte kaum eine Aufgabe geben, die so aussichtsreich wäre für die Lösung so mancher Rätsel aus der Eiszeit Europas.

#### Benutzte Schriften.

1. L. Bertholon et E. Chantre: Recherches anthropologiques dans la Berbérie orientale. Lyon 1913.
2. H. Conitzer: Über Rothaarigkeit und ihre Vererbung. Zeitschr. Morph. Anthr. Bd. 29.. 1931.
3. Eugen Fischer: Zur Frage nach der Urbevölkerung der Kanarischen Inseln. Tagungsber. D. anthr. Ges. 1926.
4. Ders.: Estudios antropologicos sobre Tenerife. (Trad. de A. del Castillo.) Butl. de l'Ass. Catalana d'Antr. Etn. i Preh. Vol. 4. 1926.
5. Hans F. K. Günther: Rassenkunde des deutschen Volkes. 14./15. Aufl. München 1930.
6. Earnest A. Hooton: The Ancient Inhabitants of the Canary Islands. Harv. Afr. Stud. Vol. 7. Cambridge 1925.
7. Luis de Hoyos Sainz und Telesforo de Aranzadi. Vorläufige Mitteilung zur Anthropologie von Spanien. Arch. Anthr. Bd. 22. 1894.
8. Dieselb.: Notes préliminaires sur les „Crania hispanica“ Bull. et Mém. de la Soc. d'Anthr. Paris 1913.
9. Fritz Kern: Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten. München 1927.
10. Lajard: La race Ibère (Crânes des Canaries et des Açores. Bull. Soc. d'Anthr. III. Paris 1882.
11. Rudolf Martin: Lehrbuch der Anthropologie. 2. Aufl. Jena 1928.
12. Federico Olóriz y Aguilera: La talla humana en España. Madrid 1896.
13. Fritz Paudler: Cro-Magnonstudien. Anthropos Bd. 12/13. 1917/18.
14. Ders.: Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten. Heidelberg 1924.
15. K. Saller: Die Cro-Magnonrasse und ihre Stellung zu anderen jungpaläolithischen Langschädelrassen. Zeitschr. induct. Abst. und Vererbungslehre. Bd. 39. 1925.
16. René Verneau: Rapport sur une mission scientifique dans l'archipel Canarien. Arch. des Miss. Sci. et Litt. s. 3. vol. 13. Paris 1887.
17. Ders.: Cinq années de séjour aux Iles Canaries. Paris 1891.
18. Hans Weinert: Menschen der Vorzeit. Stuttgart 1930.
19. Dominik Josef Wölfel: Bericht über eine Studienreise in die Archive Roms und Spaniens zur Aufhellung der Vor- und Frühgeschichte der Kanarischen Inseln. Anthropos. Bd. 25. 1930.
20. Ders.: La Curia Romana y la Corona de España en la defensa de los aborígenes Canarios. Ebenda.
21. Ders.: Un jefe de tribu de Gomera y sus relaciones con la Curia Romana, Invest. y Progreso IV Nr. 10. Madrid 1930.



1

2

3

4



5

6

7

8

9

10



11

12

13

14



15

16

17

18

19



20

21

22

23



24

25

26

27

28

29

18\*





30

31

32

33



34

35

36

37

38

39



40

41

42

43



44

45

46

47



48

49

50

51

52

53



54

55

56

57

58

59



60

61

62

63

64

65



66

67

68

69

70

71



72

73

74

75

76

77





78

79

80

81

82

83



84

85

86



87  
88

89  
90

91

92



93



94



95



96



97



98



99



100



101



102

103



## Sind die Ureinwohner der Kanaren ausgestorben?

Eine siedlungsgeschichtliche Untersuchung, ausgeführt mit Hilfe der  
Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.

Von

Dominik Josef Wölfel, Wien.

Die vorhergehenden Ausführungen von Prof. Dr. Eugen Fischer haben klar gemacht, daß alle anthropologischen Tatsachen dafür sprechen, daß die Ureinwohner der Kanaren in der heutigen Bevölkerung weiterleben. Von vornherein ist ja eine solche Annahme wahrscheinlich, da die restlose Ausrottung einer Vorbevölkerung nur dort bezeugt ist, wo Ackerbauvölker auf schweifende Sammler und Jäger stießen, wo dann die einen den ihnen notwendigen weiten Lebensraum verloren, während die anderen aus den Vorbewohnern weder Kulturgenossen noch Arbeitskräfte gewinnen konnten. Wie bei allen Fragen der Geschichte können uns prinzipielle Erwägungen, mögen sie auch noch so richtig sein, für den Einzelfall keine Gewißheit geben, hier gibt es nur einen Beweis aus den Tatsachen. Wenn wir hoffen, im folgenden einen tatsächlichen Nachweis des Weiterlebens der Ureinwohner bieten zu können, so stützen wir uns dabei vorerst auf drei Autoren, die in verschiedenem Grade und mit stets wachsenden Möglichkeiten schon früher diesen Beweis versuchten. Es sind dies: Sabin Berthelet, der in seinen zahlreichen Arbeiten über die Kanarischen Inseln immer wieder diese Ansicht vertrat und einzelne Belege dafür beibrachte, nach ihm dann R. Verneau, der an den lebenden Einwohnern darauf hinwies und schließlich D. Agustin Milliares, der als erster im weiten Ausmaße dokumentarische Quellen zur Beweisführung benutzte und die Tatsache des Weiterlebens im Prinzip sicherte. Die Arbeiten dieser drei wurden dann in letzter Zeit von D. Rafael Torres Campos in seiner Apologie der spanischen Kolonisation auf den Inseln gesammelt zusammengefaßt, in den Rahmen der anderen schon bekannten Litaratur eingefügt, und mit einigem neuen Material erweitert.

Die Unterstützung der Österreichisch-Deutschen Wissenschaftshilfe hat es mir nun in diesem Jahre möglich gemacht, durch die Auffindung neuer zeitenössischer Dokumente in den spanischen und in den römischen Archiven die Beweismittel in ungeahnter Fülle zu erweitern und die Frage endgültig zu klären. Im großen und ganzen bleibt jetzt nur mehr die Aufgabe, in sorgfältiger Detailforschung Ort und örtlichen Hundertsatz dieses Weiterlebens festzustellen und damit die Unterlagen für die anthropologischen und volkscundlich-völkerkundliche Untersuchung der Lebenden zu schaffen. Wir werden im folgenden sehen, bis zu welcher Genauigkeit der Beweis auch jetzt schon reicht.

Wie kam es aber nun überhaupt zu der allgemeinen Annahme, daß die Kanarier ausgestorben seien? Vor allem gab es dafür Zeugnisse ziemlich alter Autoren. Schon 1550 sagt Francisco Thamara<sup>1)</sup>, daß nur wenige der Eingeborenen leben. Dreißig Jahre später erzählt uns Girolamo Benzoni<sup>2)</sup> gar, daß überhaupt nur mehr einer von ihnen existiert. Mehr als hundert Jahre später aber weiß Le Maire doch das Richtige zu erkunden, wenn er schreibt: „Die Spanier wollten das Land unbedingt ihrer Herrschaft unterwerfen und schickten daher eine große Menge der Einwohner als Sklaven nach Spanien. Jene, die in ihrem Vaterland ge-

<sup>1)</sup> El libro de las Costvmbres de todas las Gentes del Mvndo y de las Indias, III/VI, Anvers 1556.

<sup>2)</sup> La Historia del Mondo Nvovo etc. Venecia 1572.

blieben sind, haben sich zivilisiert und leben in der Weise ihrer Besieger<sup>1)</sup>“. Wir werden sehen, wie richtig beide Angaben sind. Entscheidend aber für die Literatur des 19. Jahrhunderts wurden die Deklamationen D. José de Viera y Clavijo's<sup>2)</sup>, der die Einwohner als schon bald nach der Eroberungszeit ausgestorben erklärt und sich nicht genug tun kann in der Schilderung der Ausrottung durch die Europäer. Mag die Apologie von Torres Campos<sup>3)</sup> auch weit über das Ziel schießen, jedenfalls unterscheidet sich die Kolonialpolitik der Spanier auf den Kanaren, in Südamerika, Mittelamerika und auf den Philippinen sehr zum Vorteil der Eingeborenen von der der anderen Kolonisationsvölker.

Von Viera y Clavijo übernahmen alle folgenden Autoren diese Auffassung und erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vertrat Berthelot die richtige Ansicht. Aber auch die Arbeiten Berthelots und Verneaus hinderten nicht, daß man weiter von den ausgestorbenen Kanariern spricht.

Viera y Clavijo selbst bringt in seinem Geschichtswerke eine Unmenge von Belegen dafür, daß die Kanariern nicht ausgestorben sind, die alten Geschichtsschreiber, die zum Teil als Augenzeugen, wie Cedeño (Sedeño) und Escudero<sup>4)</sup>, zum Teil als Zeitgenossen, wie die spanischen Chronisten dieser Zeit, zum Teil nur hundert Jahre später schrieben<sup>5)</sup> sind überhaupt nur ein einziger Beweis dafür.

Überblicken wir zuerst einmal die politische Lage und die Bevölkerung der Inseln vor der Eroberung. Lanzarote war schon bevor Jean de Bethencourt die Eroberung begann durch Sklavenraub ziemlich bevölkerungsarm geworden, alle Zahlenangaben der alten Autoren geben niemals mehr als einige hundert Einwohner. Etwas mehr Bewohner zählte Fuerteventura, sicherlich aber unter Tausend. Von Hierro wird uns berichtet, daß Bethencourt etwa hundertfünfzig durch Treubruch und Verrat in seine Hände gelangte Einwohner und ihren König als Sklaven wegführte und verkaufte. Daran hat man die Behauptung geknüpft, daß in Hierro so gut wie gar keine Eingeborenen zurückblieben. Wir werden im folgenden sehen, ob das zutrifft. Jedenfalls wäre bei der schwachen Bevölkerungszahl dieser drei Inseln die Möglichkeit, daß auch weiterlebende Eingeborene in der Masse der europäischen Einwanderer aufgesogen wurden, nicht ganz von der Hand zu weisen.

Trotzdem wird dies auch für diese drei schwachbevölkerten Inseln zu einer Unwahrscheinlichkeit, wenn wir wissen, daß nach den ziemlich übereinstimmenden Angaben aller alten Schriftsteller, die Millares<sup>6)</sup> zusammenfaßt, am Ende des 15. Jahrhunderts Lanzarote und Fuerteventura je 900 Einwohner, Hierro deren 400 hatten. Das ist eine Anzahl, wie sie durch die natürliche Vermehrung der eingeborenen Bevölkerung, sobald sie einmal halbwegs vor dem Sklavenraub geschützt war, leicht

<sup>1)</sup> Les Voyages du Sieur Le Maire aux Iles Canaries, Cap Verd, Senegal, et Gambie., S. 34f., A Paris. MDC.XCV.

<sup>2)</sup> Noticias de la historia general de las Islas Canarias, Madrid 1772—1774, 1783, Santa Cruz de Tenerife 1858.

<sup>3)</sup> D. Rafael Torres Campos, Carácter de la conquista y colonización de las Islas Canarias, Madrid 1901.

<sup>4)</sup> Beide bisher ungedruckt.

<sup>5)</sup> P. Fray Juan de Abreu Galindo, Historia de la Conquista de las siete islas de Gran Canaria, geschrieben 1652, erst 1848 in Santa Cruz de Tenerife gedruckt; P. Fray Alonso de Espinosa, Del Origen y Milagros de N. S. de Candelaria, Sevilla 1594, Santa Cruz de Tenerife 1848; P. José de Sosa, Topografía de la isla afortunada Gran Canaria etc., 1678, gedruckt Santa Cruz de Tenerife 1849; D. Juan Nuñez de la Peña, Conquista y antigüedades de las Islas de la Gran Canaria, Madrid 1676, Santa Cruz de Tenerife 1847.

<sup>6)</sup> D. Agustín Millares, Historia General de las Islas Canarias, I—X, Las Palmas 1893—1895, X/126.



erreicht werden konnte, wenn man auch weiß, daß die drei Inseln zur Eroberung und Besiedlung der drei großen Inseln Gran Canaria, Tenerife und La Palma viel Blut abgaben. Wir wissen aber ganz genau, daß die normannischen Einwanderer sehr gering an Zahl waren, so gering an Zahl, daß sie schon in der zweiten Generation vollkommen hispanisiert waren und wir haben keinerlei Nachrichten darüber, daß eine nennenswerte spanische Einwanderung in sie erfolgte, da die Inseln arm waren, unter einem fürchterlichen Steuerdruck standen und sich eben gleichzeitig den Bewohnern der Länder der kastilischen und jenen der aragonischen Krone die schönsten Niederlassungsmöglichkeiten in den neugewonnenen früher maurischen Ländern des südlichen Spanien boten.

Aber wir haben auch direkte Beweise dafür, daß das spanisch-normannische Element auf diesen drei Inseln eine kleine Minderheit darstellte. Cadamosto<sup>1)</sup>, der die drei Inseln 50 Jahre nach der Eroberung besuchte (1555) sagt ganz ausdrücklich „Die Bevölkerung der eroberten Inseln“, das waren damals nur diese drei, „setzt sich zum größerem Teil aus Eingeborenen zusammen, die sich untereinander nicht verstehen, wegen der Verschiedenheit der Dialekte“. In der Chronik der ersten Eroberung beschreibt Le Verrier<sup>2)</sup>, wie Bethencourt dem eingeborenen König von Lanzarote und den beiden Königen von Fuerteventura eine reichliche Landschenkung macht. Maciot de Bethencourt, der Neffe des normannischen Eroberers und sein Statthalter, von 1420 bis etwa 1450 Herr der Insel Lanzarote, heiratete Teguisse, die Tochter des Königs Guardafia von Lanzarote und hatte Nachkommenschaft von ihr, und eine Enkelin desselben Luis Guardafia Doña Catalina Da-Fia ist die Geliebte Sancho de Herreras des Feudalherrn von Lanzarote, der die Tochter aus dieser Ehe, Doña Costanza, legitimiert und zu seiner Erbin, d. h. zur Herrin Lanzarotes, macht, so daß das alte Herrscherhaus, ganz nach dem eingeborenen Mutterrecht, wieder zur Herrschaft kommt.

Noch beweiskräftiger sind vielleicht die Wendungen, in den Privilegien, die D. Enrique de Guzman, Conde de Niebla, zwischen 1420—1434, den beiden Inseln Fuerteventura und Lanzarote gewährt<sup>3)</sup>. Es heißt darin: „Weil es den Königen und großen Herren, besonders jenen, welche eine neue Eroberung zur Bekehrung Ungläubiger haben, zukommt, Gutes zu tun und Gnaden zu erweisen gewähre ich Euch meinen Vasallen und Einwohnern meiner Insel Fuerteventura, die Ihr zu diesem Glauben bekehrt seid, und um Euch besser anzueifern mit Euren Herzen gut zu wirken und zu leben in diesem Glauben usw.“ Und genau dieselbe Wendung gebraucht er auch gegenüber den Bewohnern von Lanzarote. Daß diese Wendung gegenüber Cristianos viejos, wie es die normannischen und spanischen Einwanderer gewesen waren, nicht nur sinnlos, sondern geradezu eine Beleidigung, wäre, liegt auf der Hand, wenn er sie also gebrauchte, dann muß sie auf die übergroße Mehrheit der Einwohner zutreffend gewesen sein.

Wir sehen außerdem aus den Urkunden und Zeugenaussagen der genannten Pesquisa, daß die sicher von Spanien stammenden Personen,

<sup>1)</sup> Aloisio de Cadamosto, *Delle sette isole delle Canarie e delli loro Costumi* abgedruckt von Ramusio, III/II, S. 66.

<sup>2)</sup> *Le Canarien, Livre de la Conquête et Conversion des Canaries*, publié d'après le manuscrit original . . . par Gabriel Gravier, Rouen MDCCCLXXIV.

<sup>3)</sup> 1422, Juni 8, Almonte, und 1426 März 18, San Lucar de Barrameda, einverleibt der Pesquisa des Estéban Pérez Cabitos in der *Información sobre cuyo es el derecho de la isla de Lanzarote y conquista de las Canarias*, Biblioteca del Escorial, abgedruckt bei Chil y Naranjo, *Estudios históricos, climatológicos y patológicos de las Islas Canarias*, II/518—632, bzw. 605—611.



die darin erwähnt werden, Kaufleute sind, also nicht recht als Ansiedler in Betracht kommen, und daß die Einwohner immer „Naturales“ (Eingeborene) genannt werden.

Da die eingewanderten Normannen und Spanier meistens keine Frauen herüberbrachten, sondern, ebenso wie es auf den später eroberten Inseln geschah, eingeborene Frauen heirateten, wird der Hundertsatz des Europäerblutes noch mehr herabgesetzt und man könnte also sagen, daß diese beiden Inseln rein kanarisch geblieben sind, wenn wir nicht die Belege einer ganz massenhaften Einwanderung von gefangenen, versklavten und später emanzipierten Berbern im 15. und 16. Jahrhundert hätten. Im 16. Jahrhundert dürfte das neu eingewanderte Berbertum mindestens ein Drittel der Bevölkerung betragen haben. Wir werden weiter unten noch darauf zurückkommen.

Noch klarer liegen die Dinge für Hierro, trotz der von Bethencourt hinweggeführten Gefangenen.

Abreu Galindo<sup>1)</sup> berichtet, daß Jean de Betancor in Hierro den Vizcayer Lázaro als seinen Statthalter zurückließ, der mit seinen Leuten die Eingeborenen plagte und vergewaltigte, worauf diese sich erhoben und den Lázaro töteten, seine Leute aber belagerten. Dieselbe Episode wird von anderen Autoren etwas anders, aber doch im wesentlichen gleich berichtet. Maciot de Bethencourt bestrafte die schuldigen Europäer und die zufriedengestellten Eingeborenen kehrten wieder zum Gehorsam zurück. Das alles setzt aber voraus, daß die Eingeborenen nicht nur nicht ausgerottet waren, sondern daß sie außerdem noch in beträchtlicher Überzahl sein mußten, wenn sie die soviel besser gerüsteten Europäer belagern konnten. Aber es muß nicht nur die Unterschicht der Eingeborenen, sondern auch ihr Adel auf dieser Insel weitergelebt haben, denn etwa 70 Jahre später lebt ein Vetter der Inés Peraza, Erbin und Feudalherrin der Inseln als ihr Statthalter auf Hierro und dieser Luis Gonzalez Martel de Tapia heiratet eine wunderschöne Eingeborene der Insel<sup>2)</sup>. In diese Insel ist, soviel ich sehen kann, keine, oder wenigstens keine nennenswerte Einfuhr von Berbersklaven erfolgt.

Schwieriger darzustellen, aber nicht weniger beweiskräftig in unserem Sinne ist die Sachlage auf der Insel Gomera.

Bezüglich Gomeras verfügen wir nun, dank der glücklichen Funde meiner Archivreise, über ein reiches, völlig neues Material, aus dem sich ergibt, daß jedenfalls die Behauptung einiger der alten Autoren, daß auch diese Insel bereits bald nach 1400 erobert wurde, falsch ist<sup>3)</sup>. Andere Autoren schreiben ganz richtig die Eroberung entweder Hernán Peraza dem Älteren, etwas vor 1450, oder Diego de Herrera, etwas nach diesem Zeitpunkt zu<sup>4)</sup>. Wenn wir es nicht bereits aus den vielen Aufständen der Gomerer, von denen die genannten Autoren berichten, wüßten, so würden es uns unsere neuen Dokumente lehren, daß diese Eroberung bis gegen 1485 eine sehr zweifelhafte war<sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> A. a. O. 54f.

<sup>2)</sup> Millares, a. a. O. V/78.

<sup>3)</sup> Viera y Clavijo vor allem.

<sup>4)</sup> Man sehe: Abreu Galindo 158—163, Millares IV/109, Sosa 128, Juan Nuñez de la Peña 96; alle diese a. a. O. Ferner D. Pedro Agustín del Castillo, Descripción histórica y geográfica de las Islas de Canaria, geschrieben 1737, gedruckt Santa Cruz de Tenerife 1848; Quezada y Chavez, Manuskript im AEER (= Archivo de la Real Embajada de España en Roma).

<sup>5)</sup> Die Dokumente werden im folgenden zitiert: AV = Vatikanisches Archiv, RV = Registratura Vaticana, AS = Archivo general de Simancas, RS = Registro general del Sello, ACA = Archive de la Corona de Aragon in Barcelona, CaCa = Camara de Castilla. Die betreffenden Dokumente sind zugänglich in meinem

Azurara<sup>1)</sup>, dessen Chronik 1445 geschrieben wurde, mit den Ereignissen aber, die er schildert, in das Jahr 1430 zurückgeht, kennt die Insel noch als völlig unabhängig, wenn sie auch in lebhafteste Handelsbeziehungen zu den Europäern getreten ist und ihre Eingeborenen als Hilfstruppen die Europäer im Sklavenraub auf den drei großen Inseln unterstützten. Dabei kam es freilich öfters vor, daß die ehrenwerten europäischen Sklavenhändler auch gleich ihre gomerischen Bundesgenossen nach Europa mitnahmen und verkauften. So kam der Häuptling Piste nach Lissabon, wurde aber dort von Prinz Heinrich dem Seefahrer befreit, gastlich aufgenommen und reich beschenkt in die Heimat entlassen. Dieser Piste und der neben ihm von Azurara erwähnte Häuptling Bruco scheinen dann auch mit zweien der Stämme der Insel die portugiesische Partei gebildet zu haben. Jedenfalls schildert aber Azurara die Insel noch als ganz heidnisch und unzivilisiert.

Unmittelbar darauf aber hatte der Bischof Fray Fernando Calvetos von Lanzarote aus missionarische Beziehungen zu Gomera angeknüpft, die sich von 1431, dem Ernennungsjahr dieses Bischofs, bis zum September 1434 derartig entwickelt hatten, daß Papst Eugen IV dem „Herzog“ Chimboyo einen Geleitbrief schicken konnte, in dem er ihn regelrecht zur Katechisation auf seiner eigenen und den anderen Inseln ermächtigt und seinen frommen Eifer lobt. Es muß damals schon ziemlich viele Christen auf der Insel gegeben haben. Andere päpstliche Urkunden an den Bischof von Rubicón sowie an verschiedene Erzbischöfe erwähnen immer wieder die Insel neben Gran Canaria. Es werden rapide Fortschritte der Christianisierung erwähnt, ein eigenes Schiff wird auf Kosten kurialer Einkünfte erworben und als Missionsschiff dem Bischof zur Verfügung gestellt und es hat ganz den Anschein, als ob die Inseln knapp vor einer friedlichen, aber gründlichen Christianisierung ständen. Die eigentliche Missionstätigkeit wird dabei in die Hände christianisierter Eingeborener von Gomera und Gran Canaria gelegt, von denen einige Kleriker, andere Laienbrüder sind. Eingeborene werden in den Handwerken unterrichtet, Ackerbaugeräte und Werkzeuge beschafft, die so ersetzten Metalle mitgebracht, durch Loskauf geraubter Eingeborener und ihre Heimsendung nach erfolgter Christianisierung die Verbindung hergestellt, kurz die fortgeschrittensten Methoden der Mission angewendet. Wie weit die Dinge bereits gediehen waren, ersieht man daraus, daß schon im Februar 1431 Eugen IV. den Bischof über dessen Bitte ermächtigt, das Bistum nach Gran Canaria zu übertragen (AV, RV, 371/214ff.). Wenn man auch einerseits daraus schließen kann, daß der Bischof sich aus irgendwelchen Gründen in Lanzarote nicht mehr wohl fühlte, so müssen doch andererseits genügend Voraussetzungen für eine solche Übertragung des Bischofsitzes in eine damals ausschließlich den Eingeborenen gehörige Insel gegeben gewesen sein<sup>2)</sup>.

In diesem Zusammenhang verstehen wir es nun, wenn die besten alten Autoren erzählen, daß einerseits die Gomerer die Spanier friedlich

gleichzeitig erscheinenden Artikel: *La Curia Romana y la Corona de España en la defensa de los Indígenas Canarios*, *Anthropos* XXV/1930 wo sie in der Reihenfolge der Daten abgedruckt sind.

<sup>1)</sup> *Cronica do Descobrimento e Conquista De Guiné escrita por mandado de ElRey, D. Alfonso V, sob a direcção scientifica, e segundo as instrucções do illustre infante D. Henrique, pelo Chronista Gomes Eannes de Azurara . . .* erstmaliger Abdruck durch den Visconde de Santarem. Paris Aillaud, MDCCCXLI.

<sup>2)</sup> Die angeführten Dokumente finden sich im AV, RV, vol. 367, fol. 5ff., 44ff., vol. 371, fol. 214ff., vol. 373, fol. 78ff., vol. 374, fol. 141ff., und waren bisher bis auf zwei unbekannt. Jetzt abgedruckt bei Wölfel, *Anthropos* XXV/1930.



und freiwillig aufgenommen hätten, andererseits aber immer wieder Aufstände erfolgen und die Portugiesen sich auf eine eingeborene Partei (zwei der vier Stämme) stützen konnten. Die Herrschaft Hernán Perazas des Älteren scheint sich über kaum mehr als einen der Stämme erstreckt zu haben und auch Diego de Herrera, sein Schwiegersohn und Nachfolger, scheint vorerst nicht viel mehr erreicht zu haben.

Dessen Sohn, Hernán Peraza der Jüngere, hat vor dem 20. September 1477 fast hundert seiner gomerischen Untertanen, unter dem Vorwande den Kaufleuten beim Verladen zu helfen, auf Schiffe aus Palos und Moguer gelockt und in Spanien als Sklaven verkauft. Damit beginnt aber das mannhafte und echt christliche Eintreten D. Juan de Frias, des damaligen Bischofs, für seine eingeborenen Diözesanen. Er geht nach Spanien wendet sich an den höchsten Gerichtshof, an den König selbst, und findet bei diesem vollste Gerechtigkeit und durchgreifende Hilfe. Der König läßt sogar die Kanarier vor sich kommen, um selbst zu sehen, ob sie richtiggehende Christen sind, läßt die verkauften Gomerer sequestrieren, gibt dem Bischof 1478, Februar 6, die Ejecutoria zu dem von ihm bestätigten Urteil und am 20. Februar darauf beauftragt er die beiden Richter Juan de Aranda und Lope Sanches de Villa Real damit, jeden einzelnen der Gomerer im ganzen Reiche aufzusuchen und dem Bischof zur Freilassung zu übergeben.

War es 40 Jahre früher die römische Kurie, die mit Interdikten, Exkommunikationen und Loskaufungsgeldern für die Eingeborenen und gegen die Sklavenjäger eintrat, so ist es jetzt die kastilische Krone. Freilich mit einem Unterschied: Die Kurie sah auch in den Heiden künftige Christen und schützte sie, während der König nach damaliger Rechtsansicht den Sklavenraub im offenen Kampfe für erlaubt ansah, wenn er sich nicht auf Christen erstreckte.

Von anderen Europäern als einigen Kaufleuten ist dabei auf der Insel keine Rede, nur der Turm der Herreras hat eine Besatzung von Eingeborenen von Lanzarote, sonst bleiben die Gomerer unter sich. In der bereits erwähnten Pesquisa über die Eigentumsrechte an Lanzarote wird Gomera 1478 in den Zeugenaussagen ganz als Insel der Eingeborenen geschildert und das Christentum derselben stark in Zweifel gezogen und erwähnt, daß Hernán Peraza sich auf einen der Häuptlinge stützte, während die drei anderen Häuptlinge und Stämme ihm weiterhin ungehorsam und feindlich blieben und die Portugiesen unterstützten<sup>1)</sup>.

Im Januar 1482 geht Hernán Peraza mit einem Hilfskorps seiner Gomerer nach Gran Canaria, um sich an der Eroberung dieser Insel zu beteiligen. Während er selbst bald darauf nach Gomera zurückkehrt zu seiner jungen Gattin, der lieblichen Renaissancebestie Beatriz de Bobadilla, die durch ihre Greuelthaten die Inseln mit Schrecken erfüllen sollte, blieben die Gomerer auf Gran Canaria zurück und zeichneten sich bei der Eroberung aus, ihre daheimgebliebenen Landsleute aber erhoben sich bald darauf in einem Aufstand, der von Pedro de Vera, dem Feldherrn der Spanier in Gran Canaria, blutig unterdrückt wurde. Trotzdem wurde Hernán Peraza kurz darauf, im November 1478, von den Gomerern erschlagen. Die Nicht-Gomerer auf der Insel, unter denen sicher die Europäer in der Minderheit waren, verfügten über keine größeren Kräfte, als daß sie sich in dem Turm der Insel verteidigen konnten, bis Pedro de Vera wieder zum Strafgericht kam. Diesmal soll er unter den Eingeborenen ganz fürchterlich gewütet haben und ebenso unter den verdächtig ge-

<sup>1)</sup> Real Biblioteca, Madrid, MSS. II. M. 10; Torres Campos a. a. O. 121—206.



wordenen gomerischen Hilfstruppen auf Gran Canaria, aber der Bischof trat wieder heldenhaft für die Eingeborenen ein und soll nach den alten Autoren die Freilassung der als Sklaven verkauften erwirkt haben. Jedenfalls kam es damals trotz alledem zu keiner Ausrottung der Gomerer, denn es werden der Insel zu Ende des Jahrhunderts ungefähr ebensoviel Einwohner zugeschrieben wie zu Anfang desselben und irgendeine nennenswerte europäische Einwanderung läßt sich nirgends nachweisen.

Wir wollen uns nun Gran Canaria zuwenden. Die verheißungsvollen Anfänge einer Christianisierung, die wir bereits erwähnten, waren mittlerweile durch die Raubgier und Treulosigkeit Diego de Herreras zunichte gemacht worden. Er muß dabei in einem Gegensatz zu den Bischöfen geraten sein, die ihre eigene Politik der Religion und Menschlichkeit betrieben. 1478 wurde den Herreras eine Entschädigung für ihr Eroberungsrecht an den drei großen Inseln zugesprochen, welches dafür die kastilische Krone an sich brachte und am 13. Juni dieses Jahres segelte die Armada der Konquistadoren nach Gran Canaria ab. Das Heldenlied der Eroberung, dessen Helden fast ausschließlich die Eingeborenen sind, gehört nicht in diesen Zusammenhang. Am 12. November 1482 wird Thenesort Semidan, der Guanarteme oder König von Gran Canaria, gefangen genommen und die große Wendung tritt ein; hier aber beginnen wieder die von mir aufgefundenen Dokumente zu sprechen.

Am 30. Mai 1481 hatten die katholischen Könige den Eingeborenen von Gran Canaria einen besonderen Bestätigungsbrief verliehen, der sich auf einen Punkt einer vorher abgeschlossenen Kapitulation bezog. Es wird darin den Kanariern der Insel freies Geleit auf den Meeren und in den spanischen Reichen und den anderen Inseln, sowie Freiheit in Handel und Wandel zugesagt. Das Zitat aus der Kapitulation gibt die Bitte der „Guanartemes, Caballeros y omes buenos“ von Gran Canaria und die Zustimmung des Königs und der Königin wieder und wenn wir auch leider über die anderen Punkte der Kapitulation keine Aufklärung erhalten, so ist es doch klar, daß es sich um einen regelrechten Friedens- und Unterwerfungsvertrag zwischen der spanischen Krone und den eingeborenen Herrschern, dem Adel und den Gemeinfreien Gran Canarias handelt, der den Eingeborenen im Wesen dieselben Rechte zusichert wie den Spaniern selbst. Erhalten ist uns diese Bestätigung der Kapitulation in einer neuerlichen Bestätigung vom Januar 1515<sup>1)</sup>, die zwei Eingeborenen von Gran Canaria, die als Konquistadoren auf ihren Repartimientos in Tenerife lebten, gewährt wurde.

Die Tragweite des Dokumentes brauche ich nicht hervorzuheben; es macht vieles klar, was uns die Geschichtsschreiber berichten, aber es gibt uns auch Rätsel auf. Wie konnte die spanische Krone 1481 mit einem Guanarteme einen Friedens- und Schutzvertrag abschließen, wenn dieser erst 1482 kriegsgefangen wurde? Entweder wurde der spätere Don Fernando Guanarteme schon vor dem 30. Mai 1481 gefangen genommen, und dem widersprechen einmütig alle Autoren und die zeitgenössischen Chroniken und Augenzeugen, oder aber es muß der Guanarteme im Frühjahr 1481 seine Unterhändler in Calatayud am Hofe des Königs-paares gehabt haben, die in seinem Namen den Vertrag abschlossen, und die Gefangennahme war nur ein Scheinmanöver, um die kanarische Kriegspartei zu täuschen. Für diese Annahme sprechen die Umstände der Gefangennahme. Der Guanarteme begab sich mit fünfzehn Begleitern in eine Höhle ganz nahe einer spanischen Befestigung und wurde dort ausgehoben. Das ganze weitere Verhalten spricht dafür: Der Guanarteme

<sup>1)</sup> AS, RS, 1515, Enero, dia en blanco, Valladolid; Wölfel a. a. O.

wird feierlich im spanischen Lager empfangen, sofort an den kastilischen Hof geschickt, dort mit Gnaden überhäuft, getauft und kehrt als freier Mann, als einer der Kapitäne der Spanier, dem alle bereits unterworfenen, spanierfreundlichen Eingeborenen unterstellt sind, nach Gran Canaria zurück. Dort wendet er dann alle Mittel friedlicher Überredung und Vermittlung, allen seinen Einfluß auf, um die Insel zur Unterwerfung zu bringen und er ist es auch, der nach verschiedenen Rückschlägen der Spanier diese Unterwerfung zustande bringt. Und es ist eine Tatsache, daß er und seine Familie und seine Getreuen auf Gran Canaria reiche Repartimientos erhalten und daß die Kanarier dieser Insel sich in die neue Ordnung friedlich einfügen. Für die Teilnehmer an einem letzten Aufstand, die einige Geistliche ermordet hatten, weiß er Milde zu erwirken und als sie in Sevilla interniert sind, bittet er das Königspaar um Erleichterung ihrer Lage und Abhilfe ihrer Beschwerden, was das Königspaar in seiner Provision vom 30. August 1485, Córdoba, auch wirklich gewährt.

Die Lage der unterworfenen Eingeborenen von Gran Canaria gestaltete sich nach der Beruhigung des Landes durchaus nicht ungünstig. Don Fernando Guanarteme erhielt als Repartimiento das Gebiet von Guayedra, nach seiner Teilnahme an der Eroberung von Palma und Tenerife kamen reiche Ländereien auf La Palma, ausgedehnte Ländereien in Adexe, Tegueste und Tejina auf Tenerife, ja sogar Besitzungen in Sevilla dazu<sup>1)</sup>. Seine Familie wurde in Galdar begütert, seine Töchter und weiblichen Verwandten verheirateten sich mit den vornehmsten Spaniern und seine Hauptleute traten mit ihm in die Reihen des spanischen Adels ein.

Der Notar Diego de Flores von Galdar auf Gran Canaria verzeichnete 1565 eine ganze Reihe von Transaktionen zwischen Nachkommen von Kanariern und zahlreiche andere Belege für den Landbesitz der Kanarier auf dieser Insel sind durch die Testamente der Eingeborenen gegeben. Wie bei den anderen Inseln, waren auch hier mit den Spaniern nur wenige Frauen gekommen, so daß die Nachkommen der eingewanderten Spanier selbst nicht reinblütig, sondern Mischlinge waren. Wie groß der Anteil der Kanarier an der Gesamtbevölkerung der Insel nach der Eroberung war, läßt sich mit genauen Zahlen nicht angeben. Wir können auf Grund der Angaben der Geschichtsschreiber die Zahl der Krieger bei Beginn der Eroberung mit etwa 5000 bis 7000 annehmen, die Gesamtbevölkerung somit auf etwa zwanzigtausend schätzen. Sklaven wurden während des Krieges verhältnismäßig wenig weggeführt. Dafür sorgte schon der Bischof Don Juan de Frias, der aus den Mitteln der Indulgenz Sixtus IV. zur Bekehrung und zum Freikauf der Kanarier die Mittel zur Eroberung zur Verfügung gestellt hatte und kraft der Kapitulation vom 13. Mai 1478<sup>2)</sup> maßgebenden Einfluß im ganzen Eroberungsunternehmen hatte. Im 16. Jahrhundert wird die Einwohnerzahl der Insel Gran Canaria auf 10000 Köpfe geschätzt, davon müssen, abgesehen von den kanarischen Frauen der europäischen Einwanderer und deren Mischlingsnachkommen mehr als die Hälfte Eingeborene gewesen sein. Darauf deutet ja schon hin, daß das ganze Jahrhundert hindurch über Menschenmangel und neuerliche Auswanderung der kaum erst Eingewanderten geklagt wird, so daß die Könige darüber Verfügungen treffen. Noch deutlicher aber ist es, wenn Castillo<sup>3)</sup> berichtet, daß Hernando de Porras,

<sup>1)</sup> Wir folgen darin und im Weiteren Millares, a. a. O., IV/90ff., der sich auf die Libros de Datas (Grundbücher über die Repartimientos) und die Dokumente der Inquisition auf den Inseln stützt.

<sup>2)</sup> AS, RS.      <sup>3)</sup> A: a. O. 159.



der im Auftrage der spanischen Eroberer zu Hof gegangen war, um Beschwerden über die Zuteilung der Repartimientos vorzubringen, dort Vorstellungen darüber erhob, daß es so viele Kanariier auf der Insel gebe, daß sie sich leicht erheben und die spanische Herrschaft abschütteln könnten. Das setzt doch wohl voraus, daß die Eingeborenen in der Majorität waren.

Wir haben keinen Anhaltspunkt dafür, daß die Krone darauf einging. Sie hielt die Kapitulation, wie die erwähnte Bestätigung aus dem Jahre 1515 zeigt, genau so treulich ein, wie sie von Don Fernando Guanarteme eingehalten worden war und wurde. Diese Besorgnisse wurden ja bald hinfällig, als der einstige Guanarteme und der tapfere Häuptling Maninidra mit dem kriegerrischesten Teile des Kanariieradels Alonso de Lugo zur Eroberung von La Palma und Tenerife folgten, dort Repartimientos erhielten und sich dauernd dort ansiedelten.

Einiges Licht über die Lage der Eingeborenen der Insel bringt ein von mir aufgefundenes königliches Schreiben vom 7. November 1504, Medina del Campo (AS, RS), worin den Kanariern Schutz gegen Übergriffe des Statthalters gewährt wird. Die Besitzer von Viehherden, wahrscheinlich im gebirgigen Innern der Insel, hatten sich beklagt, daß die entlaufenen kanarischen, berberischen und Negersklaven zu ihnen kämen und von ihnen Nahrung erbettelten und daß dann der Gobernador und die Eigentümer dieser Sklaven, obwohl sie abgewiesen worden waren, diese Herdenbesitzer dafür verantwortlich machten und von ihnen die Einbringung der Entlaufenen forderten. Das Schriftstück, das sich wohl auf die soziale Mittelschicht der Eingeborenen bezieht, zeigt, daß dieselben zwar auch ihre Plackereien erlitten, daß sie aber trotzdem Mittel und Wege hatten, sich an die Krone um Schutz zu wenden und daß sie diesen Schutz auch immer erhielten.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die eingeborene Gesellschaft vor der Eroberung eine breite Schicht von ziemlich verachteten Hörigen umfaßte und daß diese sicherlich nach der Eroberung ihre Lage kaum verbessert hatten, mochten sie nun unter der Herrschaft eingeborener Adelige geblieben oder unter die eingewanderter Fremder gekommen sein. Die eingeborene Mittelschicht wieder war wohl vielfachen Übergriffen ausgesetzt, bis sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts restlos mit den Einwanderern verschmolzen war. Nur der Adel war den Einwanderern von vorneherein gleichberechtigt und er konnte schon dreißig Jahre nach der Eroberung als völlig hispanisiert gelten.

Viera y Clavijo weist auf von ihm in Spanien vorgefundene Vorschriften hin, nach denen bei dem Eintritt in ein Kollegium der Nachweis zu führen war, daß der Aufnahmswerber kein Nachkomme von „Guanchen“ sei. Wenn diese Ausnahmsverfügung wirklich bestand, dann bezog sie sich offenbar auf die Nachkommen nach Spanien verkaufter Sklaven, nicht aber auf die freien Nachkommen der Eingeborenen auf den Inseln. Wie wäre es sonst zu erklären, daß die vornehmsten Spanier der Inseln sich mit den Eingeborenen verschwägerten und spanische Grandenfamilien wieder mit diesen Mischlingsfamilien? Auch ist der Ausdruck *Guanches* verdächtig, weil sich dieser nur auf die Einwohner von Tenerife bezieht, die daneben, wie alle anderen Eingeborenen der Kanaren in allen Dokumenten und bei allen alten Autoren „*Canarios*“ genannt wurden. Am Schlusse unserer Untersuchung werden wir sehen, wann und wie die Bezeichnung *Canario* und *Guanche* sozial sank und verächtlich wurde.

Daß die nach den in der iberischen Halbinsel geltenden Grundsätzen urteilenden Inquisitoren die Neubekehrten und ihre Nachkommen mit



Mißtrauen beobachteten, ist nur natürlich, aber Millares zeigt in seiner *Historia de la Inquisición en las Islas Canarias*<sup>1)</sup> ganz ausführlich, wie das Santo Oficio sein Augenmerk nahezu ausschließlich den zahlreichen getauften Juden und Nachkommen derselben, den Berbersklaven und den niederländischen und englischen Ketzern, nur zuweilen aber den Eingeborenen zuwendet.

Bevor wir nun die nächste Insel behandeln, wollen wir ganz ausdrücklich davor warnen, nun annehmen zu wollen, daß Gran Canarias Bevölkerung auf etwa drei Fünftel bis zu zwei Drittel Kanarierblut und den Rest Europäerblut zurückgehe. Gerade diese Insel hat eine starke Einfuhr von Neger- und von Berbersklaven erfahren, die ganz beträchtliche Zuschüsse zur heutigen Population geliefert haben müssen. Eine Spezialuntersuchung kann die auf die Zuckerrohrpflanzungen beschränkten Zentren dieser Einwanderung leicht feststellen und dadurch deren Sonderbehandlung sichern.

Am wenigsten unterrichtet sind wir von der nächsteroberten Insel, von La Palma. Weder die Geschichtsschreiber noch die dokumentarischen Quellen bringen viel über sie. Glücklicherweise konnte ich einige neue Dokumente auffinden, die, abgesehen von ihrem absoluten Werte angesichts dieses Mangels noch mehr an Bedeutung gewinnen. Am 31. August 1505 gaben Don Fernando und Doña Isabel dem Lizenziaten Juan Ortiz de Zarate den Auftrag, zur Reformation der Repartimientos der drei großen Inseln nach den Kanaren zu gehen. Im Januar 1506 erschien er in Gran Canaria und schon im März war er in Tenerife. Dort herrschte eine heillose Wirtschaft, da Don Alonso Fernández de Lugo, der Eroberer der beiden Inseln La Palma und Tenerife, seine unbegrenzten Vollmachten ganz nach den Neigungen seines grausamen, treulosen und launenhaften Charakters ausübte. Er hatte die Witwe des Hernán Peraza, Beatriz de Bobadilla, geheiratet, und dieses grausame Weib paßte ausgezeichnet zu ihm. Soweit er immer konnte, verhinderte er es, daß Beschwerden und Klagen den Hof erreichten, indem er den Schiffskapitänen verbot, Beschwerdeführer mitzunehmen. Trotzdem sind die Dokumente, die ich aus Spanien heimbrachte, voll von Beschwerden gegen seine Tyrannei. Ortiz de Zarate legte in Tenerife regelrechte Prozeßakten an, in welche alle bezughabenden Urkunden und die Aussagen der von ihm einvernommenen Zeugen eingetragen sind. Das Original dieses „Proceso de Canaria“ fand ich im Archiv von Simancas auf und es wird demnächst veröffentlicht werden<sup>2)</sup>. Wenn ich darauf verweise, daß die Eroberung nur zehn Jahre vorher stattgefunden hat, so ist der geschichtliche Wert des Fundes zur Genüge charakterisiert. Wir finden darin auf S. 110 eine Aussage des Pedro de Valdes, Regidors von Tenerife, über die Vorgeschichte der Eroberung von La Palma. Diese besagt:

Wie bei Gran Canaria, war auch bei dieser Insel das Eingreifen der Kirche entscheidend. Das Kapitel der Kathedralkirche von Las Palmas rüstete ein Schiff aus und schickte darin eine christianisierte, auf Gran Canaria lebende Palmera nach der Insel. Diese verhandelte mit den eingeborenen Fürsten und kehrte mit einer ganzen Anzahl derselben nach Las Palmas zurück, wo die Fürsten so lange blieben, bis sie getauft, unterrichtet und zu Vasallen Kastiliens gemacht worden waren. So wurde der größere Teil der Küstengebiete auf friedlichem Wege spanisch und auf allen Inseln wurden diese Gebiete Palmas als Freundesland, das unverletzbar bleiben mußte, ausgerufen. Erst einige Zeit darauf erschien Alonso de Lugo mit der Eroberungsarmee auf der Insel.

<sup>1)</sup> Las Palmas 1874.

<sup>2)</sup> AS, CR (= Consejo Real), Leg. 93, fol. 10, pags. 1—216, fol. 1—108.

Von dieser ganzen Episode wußte man bisher gar nichts, die Geschichtsschreiber der Inseln und die spanischen Chronisten schweigen darüber. Aber ebenso wie der Friedensvertrag mit Gran Canaria paßt das Ganze genau in den geschichtlichen Zusammenhang. Alonso Fernández de Lugo erhielt am 13. Juli 1492 die königliche Zusicherung, daß man ihm die Kosten der Expedition ersetzen würde, wenn er La Palma auf eigene Kosten innerhalb eines Jahres erobere. Das konnte nach den Erfahrungen des fünfjährigen Kampfes um Gran Canaria doch wohl nur unter der soeben wiedergegebenen Voraussetzung von ihm verlangt und von seiner Seite als Bedingung angenommen werden. Nach den übereinstimmenden Berichten aller alten Autoren landet er friedlich in La Palma, schlägt dort unangefochten ein Lager auf, zieht unangegriffen in den Küstengegenden umher und schließt Unterwerfungsverträge. Erst auf der anderen Seite der Küste hat er Schwierigkeiten und erst im gebirgigen Inneren kommt es zu Kämpfen. Die Geschichtsschreiber werfen deshalb den Palmeros Feigheit vor. Wir wissen es nun besser. Der Unterschied beruhte eben darauf, ob die eingeborenen Fürsten bereits getauft und verbündet oder aber es nicht waren. Da Lugo seinen Termin leicht einhalten kann, scheut er den Eingeborenen des Inneren gegenüber nicht vor einem Treubruch zurück und aus einem Aufstande jener Inselgebiete, die schon anfangs Schwierigkeiten gemacht haben, zieht er ebenfalls Vorteil. Ihm handelt es sich ja um eine Beute von Gefangenen, die er als Sklaven verkaufen konnte.

Der Cura de los Palacios<sup>1)</sup> berichtet darüber: „Er eroberte sie (die Insel) im Jahre 1493 und errang den Sieg über sie und er hatte an Cabalgada (Raubgewinn) und Spolien 1200 Seelen, Männer und Frauen, Kleine und Große, und 20000 Stück Vieh.“ Ob bei dieser Menschenbeute schon verräterisch weggeführte Verbündete und durch Friedensverträge Geschützte waren, vermag ich nicht festzustellen. Jedenfalls haben wir in meinen Dokumentenfunden den Beweis, daß sich die in Verletzung der Friedensverträge als Sklaven verteilten oder verkauften Eingeborenen von Tenerife und La Palma bei der Krone beschwerten und daß die Krone ihre Freilassung verfügte. Dadurch, daß Alonso de Lugo am 1. August 1489 auf der Insel Gomera eine Beschwerdefrist mit Zeugenaussagen gegen die rücksichtslose Art der Durchführung dieser Maßregel aufsetzen ließ, können wir in diesem einen Falle gleichsam als unmittelbare Zuschauer das Ereignis verfolgen. Der Gobernador von Gran Canaria, Lope Sanches de Valenzuela, führte in Tenerife seinen Auftrag rasch und gründlich durch und er wird es also in La Palma auch nicht anders gehalten haben.<sup>2)</sup>

So können wir mit aller Sicherheit sowohl aus den alten Geschichtsschreibern als auch aus unseren neuen Dokumentenfunden feststellen, daß die Insel Palma im großen und ganzen doch ihre Eingeborenen behielt, wenn auch die überaus günstigen Eroberungsverträge von dem treulosen und tyrannischen Eroberer vielfach verletzt wurden. Es fragt sich nun, wieviel Einwandererblut auf die Insel kam? Es setzte sich auch hier wie auf Gran Canaria und Tenerife zum größeren und seßhafteren, nicht wieder abwandernden Teile aus Leuten der schon früher eroberten Inseln zusammen, die, wie wir bereits wissen, entweder reinblütige Kanariier oder Kanariermischlinge waren. War es schon für Gran Canaria und Tenerife schwer, europäische Einwanderer heranzuziehen, so noch

<sup>1)</sup> Crónica de los Reyes Católicos, publiziert in der Biblioteca de Autores Españoles, 1878. Cap. CXXXII.

<sup>2)</sup> AS, CaCa (= Camara de Castilla), „Canarias“; Wölfel a. a. O.



viel schwerer für diese Insel. Eigene Maßnahmen wurden geschaffen, um die Wiederabwanderung zu erschweren und zu verhindern. Die Eroberung Tenerifes und der Krieg gegen die Mauren Granadas zog die abenteuerlustigen Europäer wieder ab. Die Insel blieb weiterhin unendlich menschenarm und zum Betrieb der Zuckerrohrmühlen mußten Berberklaven eingeführt werden. Wir müssen also auch hier mehr mit neu hereingekommenem Berberblut als mit Europäerblut rechnen, soweit es sich um die unteren Stände handelt. Im 16. Jahrhundert wird die Einwohnerschaft auf bloß zweitausend Menschen geschätzt. Es ist zu hoffen, daß Archivforschungen auf dieser Insel selbst uns ein klareres Bild geben werden.

Nun wenden wir uns der letzteroberten und größten Insel zu. Tenerife hatte bis zum Jahre 1494 wenig unter dem Menschenraub gelitten. Das verdankte es außer seiner für Schiffe so ungünstigen Küstengestaltung der wilden Tapferkeit seiner Bewohner. Aber zwischen den einzelnen Einfällen der Menschenräuber gab es auch lange Zeiten friedlicher Beziehungen zu den Europäern, besonders zwischen 1430 und 1436 als die römische Kurie den Bischof Fray Fernando Calvetos so wirksam unterstützte. Die Heimbringung geraubter und mittlerweile christianisierter Eingeborener durch den Bischof war auf dieser Insel ein ebenso wirksames Mittel der Annäherung wie auf Gomera und Gran Canaria. Ob man auch Eingeborene von Tenerife in Handwerken damals ausbildete, läßt sich nicht feststellen.

Am 30. April 1494 begann Alonso de Lugo den Kampf um die Insel. Er fand dabei von vornherein Unterstützung bei dem König von Güímar, in dessen Reich es bereits Christen gab. Nach verschiedenen Rückschlägen und Wechselfällen unterwarfen sich am 25. Juli 1496 die vier verbündeten Menceye von Taoro, Tegueste, Tacoronte und Anaga und erhielten mit ihren Untertanen Freiheit, Leben und Eigentum zugesichert. Die drei bisher nicht am Kampfe beteiligten übrigen Könige sahen sich kurz darauf gezwungen, ihrem Beispiele zu folgen. Große und ganz beispiellose Verätereien und Grausamkeiten wurden von Alonso de Lugo nicht nur gegen die weiterhin in Auflehnung verharrenden, sondern auch gegen die durch Friedensverträge geschützten Guanchen begangen. Trotzdem ist es ganz aussichtslos, von einer Ausrottung der Guanchen zu sprechen. Auf die Repartimientos wollen wir vorerst nicht eingehen, sondern zuerst jenen Teil der eingeborenen Bevölkerung behandeln, der bei der Landverteilung so gut wie leer ausging und der die untere und unterste Schichte der neuen Gesellschaft bildete.

Schon bei der Besprechung Gran Canarias wurde darauf hingewiesen, daß ein großer Teil, wohl die Hälfte, der eingeborenen Bevölkerung schon vor der Eroberung hörig war, dieser Teil veränderte seine Lage wohl nur ausnahmsweise. Diese Leute blieben Hirten und Ackerbauer und wechselten höchstens die Herren. In allen Dokumenten werden ständig die unfreien Hirten erwähnt. Dank des Fundes des schon erwähnten „Proceso de Canaria“ kennen wir jetzt die Lage Tenerifes nach der Eroberung genau und können diese Tatsache belegen. Dazu kam nun noch ein anderes Element: jene versklavten Guanchen, welche, weil sie unter die feierlich beschworenen Friedensverträge gehörten, in einem Prozesse vor der Krone für frei erklärt worden waren und durch den Statthalter von Gran Canaria am 24. Juli 1498, also schon zwei Jahre nach der endgültigen Eroberung Tenerifes, wieder in Freiheit gesetzt wurden.

Es ist eine köstliche Ironie des Schicksals, daß wir davon gerade durch den treubruchigen Tyrannen und die Zeugenaussagen der über die Besitzstörung entrüsteten Sklavenhalter unterrichtet werden, da-



durch natürlich auch in anschaulichster Weise. Ich lasse einige der bezeichnendsten Stellen des Dokumentes folgen<sup>1)</sup>:

Antonio de Penálosa sagt aus, daß der Gobernador Lope Sanches de Valenzuela dem Stellvertreter des Statthalters der Insel das königliche Handschreiben vorwies und es durch öffentlichen Ausruf auf der ganzen Insel bekannt machen ließ. Der Gobernador führte einen „Guanche Canario“ mit sich und dieser mit einem schon auf der Insel befindlichen anderen ging nun von Haus zu Haus und erklärte allen Guanchen, daß sie frei seien und hingehen könnten, wo sie wollten. Er beschränkte sich dabei nicht auf die im königlichen Schreiben bezogenen Guanchen (les Guanches de las Paces = der Friedensverträge), sondern dehnte die Maßnahme auf alle aus. So verließen die Guanchen ihre Herren und die Herden, die sie hüteten, oder nahmen wohl auch die Herden mit. Die Vecinos (vollberechtigten Bürger) kamen sich beschwerten zu Valenzuela aber dieser erklärte, daß er nichts machen könne und daß so der Befehl der Krone sei.

Man sieht, die wirtschaftsschonenden Übergangsmaßnahmen, die das moderne Europa bei der Sklavenbefreiung kannte, wurden hier nicht beobachtet, Recht blieb eben Recht.

Aber wir werden auch sehen, um welche Massen von Menschen es sich dabei handelte. In allen Zeugenaussagen wiederholt sich der Ausdruck, daß „die ganze Insel in Aufruhr war“. Mehrfach heißt es auch, daß die Insel dadurch in einen Zustand geriet, „daß es von neuem notwendig wurde, sie zu erobern“.

Wir werden gleich sehen, daß dieses Eingreifen der Krone gegenüber einem so rücksichts- und treulosen Tyrannen wie Alonso de Lugo keine Umkehr bedeutete. Wieder und wieder verübte er Ungerechtigkeiten und Übergriffe.

Eine Kanarierin, Leonor de Morales, hatte sich auf Grund königlicher Schutzmaßregeln, von denen wir leider nicht wissen, ob sie eine Fortsetzung der eben erwähnten waren, oder sich auf neue Fälle bezogen, energisch für die zu Unrecht versklavten Eingeborenen Tenerifes eingesetzt, die einzelnen und ihre Fälle aufgesucht und ihnen so die Freiheit verschafft, dafür wurde sie von Alonso de Lugo und dem Prior de Magazela mit Haß verfolgt und am Leben bedroht. Ein königlicher Schutzbrief vom 20. März 1512, Burgos, stellt sie, ihren Gatten, ihre Familie, ihre Hausgenossen und Freunde unter den besonderen Schutz der Krone und bedroht jeden, der sie verletzen wollte, mit den härtesten Strafen<sup>2)</sup>.

Über Einschreiten des Armenanwaltes am Reichsgericht wendet sich Königin Johanna an die Behörden von Sevilla, um zu verhindern, daß kanarische Sklaven, um deren Freiheit ein Prozeß schwebt, verschleppt werden und so ihre Freilassung verhindert wird<sup>3)</sup>.

Am 30. März 1512 richtet dieselbe Königin ein Emplazamiento und eine Compulsoria (Vorladung vor die Krone und Zwangsvollstreckung) an Alonso de Lugo zugunsten der gegen die beschworenen Friedensverträge versklavten Kanarier von Tenerife und La Palma. Das Dokument zeigt die schärfste Form und Ausdrucksweise<sup>4)</sup>.

Am 26. Januar 1515, Valladolid, wendet sich die Königin an die Statthalter der Inseln, und verbietet ihnen, die Kanarier von Gran Canaria, die als Konquistadoren mit Alonso de Lugo nach den Inseln Palma und Tenerife gegangen waren, zu placken und ständig auf die Sklavenjagden in die Berberei mitzuschleppen<sup>4)</sup>. Die beiden Kanarier-Konquistadoren

<sup>1)</sup> AS, CaCa, Canarias; Wölfel a. a. O.

<sup>2)</sup> AS, RS, Wölfel a. a. O.

<sup>3)</sup> AS, RS, Wölfel a. a. O.

<sup>4)</sup> AS, RS; Wölfel a. a. O.

Juan Beltran und Juan Cabello hatten dabei angegeben, daß von ihrer stolzen Schar in den drei Inseln Gomera, Palma und Tenerife nur mehr hundert übrig seien. Wir wissen aber aus ihren Testamenten und aus dem „Proceso de Canaria“, daß sie hauptsächlich auf Tenerife und Palma reich begütert waren, daß sie dort ihre Familien mit reichem Kindersegen hatten und daß Alonso de Lugo, gegen den sich ja allein das königliche Schreiben richtet, mit den anderen Vecinos der drei Inseln nicht besser verfuhr.

Wahrscheinlich am selben Tage erfolgte dann die bereits erwähnte neuerliche Bestätigung der auf Freizügigkeit usw. bezüglichen Bestimmungen des Friedensvertrages mit Gran Canaria, die ebenfalls von diesen beiden eingeborenen Konquistadoren erwirkt wurde<sup>1)</sup>.

Viera y Clavijo hat uns zu diesen beiden ganz neu gefundenen Dokumenten schon im 18. Jahrhundert eine Ergänzung geliefert. Er zitiert nämlich die Vollmacht, die die Konquistadoren aus Gran Canaria Fernando de León, D. Fernando Guanarteme, Pablo Martín und Luís Fernández 1514 in Laguna dem Miguel Gonzáles und dem Juan Cabello erteilen, damit sie diese Eingaben in ihrem Namen machten<sup>2)</sup>. Wir werden bei Beschreibung der Repartimientos in Tenerife noch ausführlich auf diese eingeborenen Konquistadoren aus Gran Canaria zurückkommen.

Aus dem neugefundenen Dokumentenmaterial bleiben uns jetzt noch drei weitere, für die Siedlungsgeschichte hochwichtige Dokumente zu besprechen. Alle drei stammen von der Königin Juana und sind datiert aus Medina del Campo, April 1515. Am 18. verfügt die Königin Abhilfe der Beschwerden des Guanchen Andrés de Güímar, der sich im Namen der anderen Guanchen darüber beklagte, daß Alonso de Lugo sie als Krieger auf seine Sklavenjagden in der Berberei mitschleppte, daß er ihnen innerhalb der Insel das Waffentragen verboten und die Waffen abgenommen habe und daß er sie unter nichtigen Vorwänden nach San Cristóbal de la Laguna, der Hauptstadt, zitiere und dort tage-lang warten lasse, was ihnen schweren wirtschaftlichen Schaden bringe. Wir finden alles dies im „Proceso de Canario“ bestätigt. Die Königin befiehlt Abstellung der Übergriffe.

Am 19. April befiehlt die Königin dem Stellvertreter des Statthalters, daß er die Schadensvergütung und Geldstrafe, die aus einem von Alonso de Lugo gegen Andrés de Güímar verlorenen Prozeß noch ausständig seien, durch Zwangsvollstreckung eintreibe. Das wirft ein scharfes Licht auf die Stellung der Guanchen. Wenn es einer aus dem Guanchenadel, und Andrés muß entweder ein Sohn oder ein ganz naher Verwandter des ehemaligen Königs von Güímar gewesen sein, wagen konnte, einen solchen Prozeß zu führen und zu gewinnen und eine Zwangsvollstreckung zu erwirken, dann muß die Rechtslage für die Guanchen eine durchaus gesicherte gewesen sein.

Freilich genügte dies dem Tyrannen gegenüber noch nicht. Mit dem Datum vom 21. erwirkt sich Andrés de Güímar einen energischen königlichen Schutzbrief gegen Alonso de Lugo und die Seinen. Aber aus den drei Schriftstücken geht hervor, daß Andrés de Güímar ein reichbegüterter Grundbesitzer von großem Anhang und guten Beziehungen war. Wir können hier gleich bemerken, was für alle anderen Repartimientos an Guanchen genau so gilt, daß natürlich diejenigen, die auf einer solchen Besetzung eines Guanchen lebten, Familienangehörige, freie Vasallen und Hörige, doch wohl ohne Ausnahme alle ebenfalls Guanchen waren<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> AS, RS; Wölfel a. a. O.      <sup>2)</sup> A. a. O. III, Prólogo.

<sup>3)</sup> Alle drei Dokumente, AS RS; Wölfel a. a. O.



Wir wenden uns nun den Repartimientos auf Tenerife zu und beginnen selbstverständlich mit jenen an die Guanchen selber. Die alten Geschichtsschreiber berichten, daß alle neun Menceye oder Könige von Tenerife Repartimientos erhielten, aber Nuñez de la Peña, der eine lange alphabetische Liste von Personen, die mit Repartimientos bedacht wurden, aufstellt, erklärt, daß er darin nur den einzigen Pelinor von Adexe (als Christ Diego) gefunden habe. Dies wurde dann von allen folgenden Autoren bis auf den heutigen Tag abgeschrieben. Dabei hat man den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, denn wenn sich auch nur bei diesem einzigen Mencey die Hinzufügung seiner einstigen Königswürde findet, so sind, zwar ohne diese Beifügung, aber sonst ganz genau so benannt, wie sie von Peña und den Autoren vor ihm als Christen erwähnt werden, noch vier weitere Könige in der Liste Peñas zu finden. Es sind dies: Acaymo = Fernando de Tacoronte, Tegueste = Antón de Tegueste, Romen = Gonzalo de Daute, Pelicar = Blas Martín de Icod. Gaspar de Abona (Adxoa) steckt vielleicht unter dem Gaspar Guanche und Juan de Candelaria de Güímar unter einem der Juans der Liste. Daß der letztere nicht ausgelassen war, ersehen wir aus der Lage des oben erwähnten Andrés de Güímar. Außer diesen zwei, die zweifelhaft bleiben, fehlen uns also von den neun Königen nur noch Bencomo = Cristóbal de Taoro, von dem es aber auf Tenerife adelige Nachkommen gab, die sich der Abkunft von ihm rühmten, und Beneharo = Pedro de los Santos de Anaga. Aber Peña selbst sagt ja ausdrücklich, daß seine Liste keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben darf. Für Pedro de los Santos de Anaga tritt den Beweis der in den Libros de Datas erwähnte Don Enrique de Anaga an, der nicht den Titel Don getragen haben könnte, wenn er nicht der König von Anaga selbst (der also bei den Geschichtsschreibern falsch benannt sein mußte), oder aber sein Sohn wäre. Da die in Genua, Venedig und anderswo zum Anstaunen herumgeschickten kanarischen Könige unmöglich aus Gran Canaria und, wie ich eben gezeigt habe, auch schwerlich aus Tenerife waren, müssen sie aus La Palma gewesen sein. Nun hat Berthelot auch wirklich gefunden, daß in solchen Dokumenten außer Don Diego de Adeje und seinem Sohn und Vetter auch noch D. Cristóbal de Taoro (Bencomo) und die Könige von Güímar, Anaga, Tacoronte, Abona, Icod und Daute, Vater und Sohn, vorkommen. Damit haben wir alle neun Könige beisammen und wenn auch Berthelot<sup>1)</sup> keine Einzelheiten gibt, so hat der eifrige Forscher in den Repartimientos García Ramos<sup>2)</sup> doch für die meisten seiner Angaben und weit darüber hinaus die Belege geliefert.

Von dem Umfang der Repartimientos an solche ehemalige Guanchenkönige spricht wohl, daß Güímar wohl zur Gänze Guanchenland blieb und daß der König von Adeje das ganze ausgedehnte Tal von Masca und 100 Fanegas (zu je mehr als 64 Ar, wenn Ackerland) in Tajo erhielt. Ebenso viele Fanegas erhielt sein Sohn in Tijoco. Daß auf diesem Grundbesitz der eingeborenen Fürsten mit ihnen ihre ehemaligen Vasallen und Hörigen saßen, ist selbstverständlich.

Ich führe nun noch die unzweifelhaften Guanchen aus Peñas Liste an: Antonio de Azaque. Benito Gonzales de Daute, Anton de Tegueste (Mencey), Blas Martín de Icod (Mencey), Benito Gonzalez de Daute, Don Diego de Adeje (Mencey), Diego de Mazaneque Diego Bendidagua, Fernando Aguavense und Sohn, Fernando de Tacoronte (Mencey), Fernando Aguabenque, Fernánd Malegua, Francisco Gonzalez de Daute,

<sup>1)</sup> Antiquités Canariennes, Paris 1879.

<sup>2)</sup> In Zeitschriften und Tagesblättern der Kanaren, mir hier unmittelbar nicht zugänglich.



Francisco de Tacoronte, Gaspar Gonzalez de Daute, Gaspar Guanche, Gaspar Gonzalez Tabordo, Gonzalo Yañez de Daute (Mencey), Gonzalo Aguanequia, Juan Gonzalez de Daute, Juan de Tegueste, Juan Delgado (Neffe des Königs von Adeje), Juan Aguavenque, Melchor Gonzalez de Daute, Miguel de Güímar, Pedro Fernández de Yne, Pedro de Ibaute, Pedro la Lengua (vielleicht aus Gran Canaria), Sebastian Rodriguez de la Orotava, Cristóbal Fernandez de Taodio, zusammen 32. In dieser Liste fehlen mindestens noch halb mal soviel Namen, die andernorts erwähnt werden.

Wir wenden uns nun einem zweiten eingeborenen Bevölkerungselement Tenerifes zu, den eingeborenen Konquistadoren aus Gran Canaria.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Mehrheit der Kanarier auf Gran Canaria den Spaniern Alpdrücken machte. Pedro de Vera suchte ihre Überzahl durch einen Schurkenstreich und eine Gotteslästerung zu vermindern; später verlangte der Rat der Insel vom König diesbezügliche Maßregeln, aber die Krone hielt den Friedensvertrag ein. Da war es nun hochwillkommen, daß ein paar hundert aus dem kriegerischen Adel der Eingeborenen Alonso de Lugo zur Eroberung von Palma und Tenerife folgten. Diese blieben dann dauernd auf diesen beiden Inseln und auf Gomera angesiedelt, hauptsächlich auf Tenerife. Die von mir gefundenen Dokumente zeigen, daß sie dort Plackereien ausgesetzt waren, aber der Proceso de Canaria zeigt zugleich, daß es den europäischen Ansiedlern auch nicht besser erging, alle miteinander seufzten unter der Willkür und Raubgier des Adelantado.

Stolz aber erklären sie, bei einer Gelegenheit: „Wir werden für Kastilier genommen“<sup>1)</sup>. Und sie verschmolzen auch mit den Führerschichten der eingewanderten Spanier, ebenso wie der Guanchenadel. Sie wurden überreich mit Repartimientos bedacht, nicht nur wegen ihrer Verdienste um die Konquista der beiden Inseln, sondern auch um sie dauernd von Gran Canaria fernzuhalten, was auch gelang. Ihr Anteil an der Bevölkerung der Nachkriegszeit auf Tenerife kann gar nicht hoch genug angenommen werden. Reich beteiligt wurden alle die berühmten Kriegshäuptlinge. Was der einstige König, Don Fernando Guanarteme erhielt, wurde bereits erwähnt. Die Libros de Datas sind voll von ihren Namen, wobei es sich stets um große Besitzungen handelt<sup>2)</sup>.

Ich gebe nun die Eingeborenen von Gran Canaria in Peñas Liste: Alonso González, Alonso Bentagaira, Alonso Diaz, Alonso Pérez, Anton de la Sierra (Dara), Augustín Delgado, Baltasar de Morales, Diego Macanafio, Diego Sanchez Bendidagua, Diego Pestaña, Fernando de Llarena, Fernando de León, D. Fernando Guanarteme, Fernando de Gran Canaria, Guillen Castellano, Juan de Llarena, Juan Delgado, Juan Cabello, Juan de Cantaya, Juan Viscaino, Juan Ramos, Juan de Dara, Juan Moreno, Juan Suárez, Juan Beltran, Juan Prieto, Juan Duramas, Juan Hernández, Martín Sanchez, Martín Cosme, Martín de Vera, Miguel Gonzalez, Nichel Canario, Pedro de Lugo, Pedro Mayor, Pedro Maninidra, Pedro Magdaleno, Pedro García, Pablo Martín, Rodrigo el Cojo, Rodrigo Álvarez, Rodrigo Cosme, Rodrigo García, Rodrigo Pestaño, Rodrigo González, Sebastián de Porras, Sebastian Rodríguez, Cristóbal Delgado. Zusammen 48, dabei konnte ich aber etwa fünfzehn sonst genannte Kanarier in der Liste nicht auffinden. Ich mache dabei noch aufmerksam, daß man bisher meist nur die ausdrücklich als Canario bezeichneten zählte, während ich

<sup>1)</sup> Gelegentlich der schon erwähnten Vollmachterteilung, s. o. S. 294.

<sup>2)</sup> Millares II/127ff., IV/248ff., García Ramos a. a. O.

meine Liste sämtlicher in den Quellen genannter Kanarier mit der Liste Peñas verglich.

Nun wollen wir uns dem dritten eingeborenen Elemente in der Bevölkerung Tenerifes nach der Konquista zuwenden. Es sind dies die Eingeborenen der vier kleineren Inseln, die mehr als zur Hälfte reinblütig, zum anderen Teile Mischlinge waren.

Antonio de Viana<sup>1)</sup> gibt im 11. Gesange seines Epos eine lange Liste der Konquistadoren, welche aus den Inseln kamen, bei der sich aber nicht genau entscheiden läßt, wie groß der Hundertsatz der neueingewanderten Europäer gewesen ist. Er kann nicht groß gewesen sein. Wir fügen zu dieser Liste die Namen jener unzweifelhaften Isleños, die sich bei Peña finden:

Alonso Sanchez (Fuerteventura), Alonso de las Islas, Baltasar de Bethencourt, Diego Hernández (Fuerteventura), Francisco Aragomero (Gomera), Francisco de Flandes Gomero, Gerónimo de Lanzarote, Guillen de Betancor, Juan Izquierdo (Gomera), Juan Sanches Negrín (Gomera), Juan Berriel, Juan de Day (Lanzarote), Ibone de Armas (Gomera), Martín de Gandia (Fuerteventura), Pedro Perdomo, Pedro Hernández (Fuerteventura), Pedro Izquierdo (Gomera), Pedro del Hierro, Rubín Dumpierres, Sebastian Diepa, Sebastian del Hierro. Das wären 21, aber mindestens doppelt so viel sind noch nach der Liste Vianas zu vermuten. Wie viele Eingeborene sonst noch in der Liste Peñas stecken, läßt sich nicht entscheiden, da die Namen, wie man sich bereits aus meiner Aufzählung überzeugen konnte, nichts beweisen. Der Eingeborene nahm gewöhnlich den Taufnamen und Familiennamen seines Taufpaten an, nur die vornehmsten Adelligen unter ihnen, an deren Beinamen in eingeborener Sprache ruhmvolle Erinnerungen hingen, behielten sie bei oder übersetzten sie (z. B. Dara = Sierra).

Auch wenn wir diese sicher ansehnliche Zahl außer acht lassen, kommen wir insgesamt auf 101 Kanarier in Peñas Liste, die mit Repartimientos in Tenerife beteiit wurden. Das ist eine ganz stattliche Anzahl in den über 900 Namen der Liste, aber von diesen 900 fallen eine große Anzahl von Namen weg, mindestens ein Fünftel, weil es sich um Schreiber und Würdenträger des Hofes und andere Personen handelt, die nachgewiesenermaßen nie auf die Insel kamen. Unter diesen Pseudoansiedlern wurde bei den Reformationen der Repartimientos wiederholt stark aufgeräumt.

Im bereits so oft zitierten Proceso de Canaria besitzen wir eine notariell und durch Zeugenaussagen beglaubigte Darstellung der Insel im Jahre 1506. Übereinstimmend werden die „Vecinos“ (vollberechtigten, mit eigenem Grundbesitz ausgestatteten Bürger) auf etwa 150 in den neuen Ansiedlungen und wenig mehr über das ganze Land zerstreute geschätzt. Danach können wir die Gesamtzahl der Vecinos auf höchstens 400 schätzen, von denen die zerstreut Lebenden wohl in der übergroßen Mehrzahl Guanchen waren, wie aus allen zeitgenössischen Dokumenten aufscheint. Abreu Galindo<sup>2)</sup> gibt uns glücklicherweise einen Anhaltspunkt dafür, wie wir das Verhältnis zwischen Vecinos und Einwohnerzahl annehmen dürfen. Er sagt von Hierro: „Die Vecinos dieser Insel werden etwa 230 sein und in ihnen mehr als 1000 Personen“. Rechnen wir demgemäß für Tenerife fünfmal 400, so kommen wir auf 2000 vollberechtigte, landsässige Einwohner. Da die Insel vor der Eroberung mindestens 20000 Einwohner hatte und im 16. Jahrhundert auf 15000

<sup>1)</sup> Antigüedades de las Islas Afortunandas de la Gran Canaria, Conquista de Tenerife etc., Sevilla 1604. Ich benütze den Neudruck durch Franz v. Löher (Der Kampf um Tenerife), Tübingen 1883.

<sup>2)</sup> A. a. O. 49.



Einwohner geschätzt wurde, so müssen wir trotz aller Sklavenwegschleppungen und Kriegsverluste, trotz der fürchterlichen Seuche und trotz Einfuhr von Berbersklaven, angesichts der geringen Einwanderung und verhältnismäßig starken Rückwanderung der Europäer, die nicht vollfreie Guanchenbevölkerung der Insel auf mindestens 6000 Köpfe schätzen. Man vergleiche nur, was ich über den Umsturz der Insel infolge der Guanchenfreilassung des Jahres 1498 anführte.

Wenn wir jetzt noch darauf hinweisen, daß wohl mehr als die Hälfte auch der Europäer unter den Vecinos mit eingeborenen Frauen verheiratet waren, was im Proceso de Canaria, in den alten Geschichtsschreibern und in den Papieren der Inquisition und zahlreichen anderen Dokumenten immer wieder gesagt wird, dann können wir Tenerife in der gesellschaftlichen Unterschicht als zu drei Vierteln guanchisch, in der Oberschicht als mindestens zur Hälfte guanchisch und sonst kanarisch bezeichnen.

Es bleibt uns jetzt nur mehr eine kleine Nachlese von Nachrichten, darunter besonders zwei Seiten unserer Frage: Wie erging es den Kanariern gesellschaftlich? Wie kam man dazu, sie als ausgestorben zu erklären?

Viera y Clavijo schreibt<sup>1)</sup>: „Es ist traurige Wahrheit, daß bei dem zum Eintritt in die Colegios Mayores geforderten Adelsproben der Nachweis zu liefern war, daß der Bewerber kein Nachkomme eines Kanariers, Mauren oder Juden war.“ Wir finden auch bei Millares<sup>2)</sup> eine ähnliche Vorschrift, aus den Synodalkonstitutionen Canarias erwähnt: „Daß die Bewerber um Benefizien keine Bastarde legitimierte, noch Söhne eines Mauren, Neubekehrten oder von der Inquisition Bestraften . . . sein dürfen.“ Derselbe Autor erwähnt die zahlreichen Stammbäume von Familien mit Abstammung von Kanariern in den Geheimregistern der Inquisition. Ebenso druckt er einen Brief vom 25. Januar 1577 ab, den Ortiz de Funes, damals Inquisitor von Canarias an die Inquisition in Sevilla richtete. Daraus geht hervor, daß eine Genealogie aller von Kanariern abstammenden Familien angefertigt worden war, welche 1200 Familien umfaßte, und zwar reinblütige Familien, weil daneben auf die zahllosen Familien verwiesen wird, welche mit Kanariern gekreuzt waren, weil die wenigsten europäischen Einwanderer Frauen mitgebracht hatten<sup>3)</sup>. Daraus schließt Millares, daß die Abkömmlinge der Kanarier schon frühzeitig dazu gelangt seien, ihre Abstammung zu verheimlichen, ihre Namen zu ändern und damit der gesellschaftlichen Schlechterstellung und den Plackereien durch die Inquisition zu entgehen. Weil die Kanarier gesellschaftlich geächtet waren, haben sie ihre Abstammung verleugnet und konnten so nach und nach als reinblütige Spanier gelten.

Wir können dies nur bedingungsweise für richtig halten. Erstens hatten die Kanarier von der Inquisition nur wenig zu leiden, weil diese sich hauptsächlich mit den getauften Juden und deren Nachkommen, mit den getauften Berbersklaven und deren Nachkommen und mit den niederländischen und englischen Ketzern, die auf die Inseln kamen, beschäftigte. Millares bringt in seinem Spezialwerke über die Inquisition auf den Kanaren nur einige wenige Fälle von Kanariern und diese sind ganz leichter Art und betreffen nur die unterste Volksschicht, meistens Sklaven<sup>4)</sup>.

Zweitens aber steht dem die Tatsache entgegen, daß sich der spanische Adel der Inseln mit dem Kanarieradel verschwägte und daß der

<sup>1)</sup> A. a. O. I/356.

<sup>2)</sup> A. a. O. V/157.

<sup>3)</sup> A. a. O. II/133.

<sup>4)</sup> Historia de la Inquisición en las Islas Canarias, I—IV, Las Palmas 1874.



Kanarieradel der Inseln unter den spanischen Adel zu einem großen Teil aufgenommen und zum Teil schon in der ersten Generation, in großem Ausmaße aber in den folgenden Generationen die höchsten Ämter und Würden erreichte. Außerdem verschwägerten sich die stolzesten spanischen Grandenfamilien mit diesen kanarischen Mischlingsfamilien, und diese Granden werden wohl alles vermieden haben, was ihre Nachkommen gesellschaftlich unmöglich machen mußte. Wir werden im folgenden reiche Belege dafür bringen.

Espinosa, der auf den Inseln unter den Kanariern lebte und es wissen mußte und dessen Buch 1594 erschien, lobt die Eingeborenen, weil sie immer schon den einen Gott kannten (dieses Lob spenden ihnen auch die von mir im *Anthropos* abgedruckten Bullen) und so rasch und eifrig das Christentum annahmen und fährt dann fort: „und der Samen fiel auf fruchtbaren Grund, der ausgezeichnete Männer hervorbrachte eifervoll für Religion und Christentum, Männer reichen und feinen Geistes in den weltlichen und geistlichen Wissenschaften. Männer, die nicht nur in der Amtstracht des Richters und Magistraten, sondern auch mit dem Schwerte ihre Tüchtigkeit und jene ihrer Vorfahren bewiesen. Aus den Leuten dieser Inseln sind Männer jeden Standes hervorgegangen, deren sich der König in Krieg und Frieden gerne bediente. Und die Heilige Inquisition gewährt ihnen, da ihre Reinheit bekannt ist, Zutritt zu ihren Beratungen und Geheimnissen, und schmückt sie mit ihren Ehrenämtern und die Kathedralkirchen fühlen sich geehrt, von ihnen geleitet zu werden und sie auf ihren Kanzeln zu sehen<sup>1)</sup>.“

An Ehen zwischen vornehmen Kanariern und vornehmen Spaniern lassen sich eine Menge nachweisen, ich erwähne: Aus der Familie des Guanarteme von Gran Canaria heiratete seine Tochter Doña Margarita den vornehmen Konquistador Miguel de Trexe y Carvajal; die Tochter des anderen Guanartemes, Doña Catalina (Masequera oder Arminda) Hernán Pérez de Guzman; Tenesoya Vidiña (Doña Luisa), seine Nichte oder Base, die aus dem Bade geraubt und nach Lanzarote geführt worden war, den Maciot Perdomo de Betancor; Juana Guanarteme den Francisco de Cabrejas; Maria Guanarteme den Juan Delgado. Diese Damen führten ganz offiziell bei den Spaniern den Titel *Infantas* (Prinzessinnen). Andere Ehen mit Eingeborenen von Gran Canaria waren: Maria Gonzalez de Galdar mit Juan de Quintana; Juana Hernández mit Vicente Montes de Oca; Maria Domínguez mit Diego Falcón. Marin y Cubas schreibt in seinem ungedruckten Geschichtswerk: „In Galdar lebten andere adelige Kanariern, die ihre Töchter mit Spaniern verheirateten.“ In der Pfarrkirche von Galdar war deshalb auch die erste Bank zur Rechten für die Nachkommen der einheimischen Königsfamilie reserviert.

In Lanzarote und Fuerteventura kam dreimal das Blut des alten einheimischen Fürstenhauses auch noch nach der Eroberung zur Herrschaft. Maciot de Bethencourt, der Statthalter des Eroberers und spätere Feudalherr von Lanzarote, heiratete Teguisse, die Tochter des eingeborenen Königs Guadarfía. Sancho de Herrera, Herr von Lanzarote und Fuerteventura, legitimierte seine Tochter Doña Constanza de Sarmiento, welche ihm von Doña Catalina Da-Fia, Urenkelin Guadarfías geboren worden war. Und sie wurde seine Erbin und Herrin der Inseln. Ein zweiter Fall einer solchen Legitimation hatte nicht dieselbe Wirkung, weil der damalige Feudalherr in spätem Alter von einer spanischen Hochadeligen doch noch einen Sohn bekam.

Auch für Tenerife fehlen die Belege nicht: Die beiden Töchter des Königs Bencomo von Taoro verheirateten sich, die eine mit einem Spanier,

<sup>1)</sup> A. a. O. 17f.

die zweite mit dem König Adxona von Abona (Gaspar Hernández) und eine Tochter dieser Ehe dann mit dem vornehmen spanischen Capitán de Caballos Hernán García del Castillo. Viana machte daraus eine Ehe des Castillo mit der Infanta Dácil (Catalina) selbst. Die alte Königsfamilie von Adeje soll sich gar mit der Familie des Adelantado verschwägert haben, wobei ein Guanche eine vornehme Spanierin heiratete.

Die Ehe des Vetters der Ines Peraza, Luis Gonzalez Martel de Tapia, mit einer bildschönen edlen Eingeborenen von Hierro wurde bereits erwähnt.

Daraus geht schon zur Genüge die Behandlung des eingeborenen Adels und seine Einschätzung hervor, aber wir haben weitere Beweise. Die alten eingeborenen Fürsten wurden insgesamt mit „Don“ angeredet, was damals etwa dem heutigen englischen Mylord entsprach. Und die Nachkommen dieser Familien rühmten sich dieser Abstammung noch zweihundert Jahre später, wie Ulloa<sup>1)</sup> bezeugt. Zahllos sind die „Informaciones de Nobleza“ (Adelsproben), worin diese eingeborenen Adeligen stolz die Größe ihrer heidnischen Vorfahren rühmen. Millares<sup>2)</sup> und Berthelot<sup>3)</sup> zitieren dieselben, der letztere erwähnt unter den ersten eingeborenen Familien, die Adelsbriefe erhielten: Guanarteme, Negrín (Armas), Bencomo, Vizcaino, Sierra (Bentaguayre), Las Casas (Dara), Mayor, Doramas, Pedro, García (den Comendador), Juan Prieto, Rodrigo Alvarez.

Aber auch für von Kanariern eingenommene Ämter fehlen die Belege nicht: Juan Negrín, Abkömmling eines eingeborenen Priesters von Gomera, bekleidete die hohe Würde eines Rey de Armas, und vererbt sie auf seinen Sohn und Enkel, die beide Juan de Armas Negrín hießen. Ein anderer Enkel desselben, Luis de Armas, war Regidor von Tenerife. Pedro Chimida, ein Kanariar aus Fuerteventura oder aus Gran Canaria, war Kommandant der Garnison, die Diego de Herrera in Gando zurückließ. Juan de Mayor, Eingeborener von Lanzarote, war Escribano und Alcalde in Lanzarote und wurde der erste Alguazil Mayor von Gran Canaria. Guillen Castellano spielte eine entscheidende Rolle bei den Repartimientos von Tenerife, war Regidor dieser Insel und wurde später Alcalde mayor. Pedro de Aday war Alcalde von Lanzarote. Der Eingeborene von Gran Canaria und Konquistador von Tenerife Pedro García erwarb die Würde eines Comendadors, auch seine drei Brüder erlangten Würden. Die Familien Delgado, Daute, Medina, Vera, Torres, Oramas (Doramas), stellten viele Kapitäne und Fähnriche der Miliz<sup>4)</sup>. Maninidra, der Bruder des D. Fernando Guanarteme, hinterließ zwei Kinder, ein Enkel von ihm war Augustín Delgado, der berühmte Konquistador Südamerikas.

Ich glaube hier widerspricht doch alles einer gesellschaftlichen Zurücksetzung der Eingeborenen. Ganz anders wurde freilich die Lage ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte später. Damals war der eingeborene Adel seit mehr als 150 Jahren restlos hispanisiert, dasselbe galt seit etwa 100 Jahren von den besseren Schichten der Eingeborenen. Mit Guanche und Kanario wurde damals nur der arme hörige oder gar versklavte Landarbeiter, der Viehhirte usw. bezeichnet, Naturales (Eingeborene) war zugleich der Ausdruck für die armen Berbersklaven und deren Nachkommen. Alles dies wollte natürlich niemand mehr sein. Zugleich erlosch ja auch, außer in den Adelsfamilien, die Familientradition.

<sup>1)</sup> Manuskript in der Biblioteca Nacional, Madrid, ich besitze die Photokopien davon.

<sup>2)</sup> A. a. O. II/128.

<sup>3)</sup> Antiquités Canariennes 65.

<sup>4)</sup> García Ramos, Diario de Tenerife vom 17. Mai 1899, unter dem Titel „Conquistadores y Conquistados“, zitiert nach Torres Campos, a. a. O.

Weil alle Menschen besseren Standes nach Sprache und Sitte völlig Spanier waren und weil die Reisenden nirgends mehr einen Eingeborenen fanden, außer unter den Hirten, darum waren die Kanarier ausgestorben. Kritischere Reisende freilich haben die Wahrheit erkannt und sagen, daß die Eingeborenen zu Spaniern geworden seien. Da die Rassen der Eingeborenen in den Kreis der europäischen Rassengruppe gehören, waren die Leute ja überhaupt nicht mehr zu erkennen, sobald sie einmal spanische Sprache und Sitte angenommen hatten.

Ich glaube, daß ich aus der ganzen bisherigen Literatur und aus meinen neuen Dokumentenfunden eine erdrückende Fülle von Beweisen dafür zusammengebracht habe, daß die Eingeborenen der Kanaren nicht ausgestorben sind und daß im Gegenteil im 16. und wohl auch im 17. Jahrhundert das eingeborene Element in der Inselbevölkerung überwog. Wir erleben das überraschende Schauspiel, wie ein echtes Steinzeitvolk binnen einem Jahrhundert völlig eintritt in die Gemeinschaft eines modernen europäischen Hochkulturvolkes. So müssen sich wohl auch die Kulturwandlungen in Alteuropa vollzogen haben. Völliger Rassenwechsel war wohl selten, Akkulturation aber die Regel. Aber ich möchte als vorsichtiger Vertreter einer vorsichtigen Wissenschaft davor warnen, daß man nun auf der anderen Seite über das Ziel schießt. Die europäische Einwanderung im 15., 16. und 17. Jahrhundert war gering, die Auswanderer aus der iberischen Halbinsel gingen nach Amerika, wo nicht das beste Land in riesigem Grisgrundbesitz unzugänglich war. Auch die Inseln selbst sind seit dem 16. Jahrhundert Auswanderungsland, das Menschen nach Amerika schickt. Aber ich weiß vorläufig noch nicht, ob nicht das 18. und 19. Jahrhundert eine größere Einwanderung aus Spanien gebracht hat.

Und dann müssen wir mit der großen Einfuhr von Berbersklaven und der nicht geringen Einfuhr von Negersklaven rechnen, die zwar örtlich begrenzt, aber von großem Einfluß war. Die vorliegende siedlungsgeschichtliche Untersuchung kann also nur als eine, vielleicht die wichtigste Voraussetzung für die Lösung der Frage nach der Rassenzusammensetzung der heutigen Inselbevölkerung, aber noch lange nicht als deren endgültige Lösung betrachtet werden.

## Die Sprache der Baja<sup>1)</sup>.

Von

Hermann Hartmann.

### Einleitung.

Die Bajasprache wird zu den Sudansprachen gezählt.

Die Wurzeln der Worte sind ein- und zweisilbig. Anscheinend mehrsilbige Worte sind, wie sich bei näherer Untersuchung derselben ergibt, Zusammenziehungen aus zwei Worten, z. B.

*bebuko* das Mädchen, aus *bea* klein und *buko* Weib, kleines Weib, *jedawi* verrückt, aus *jeda* verrückt und *wui* Mann.

Die Bajasprache so weit zu erlernen, daß man sich den Eingeborenen verständlich machen kann und diese selbst versteht, ist nicht schwer. Ich kannte eine Reihe Europäer, die in dieser Weise Baja sprachen. Damit

<sup>1)</sup> Vgl. Z. f. Ethnologie, 1927, Bd. 59, S. 1—61.



spricht man die Bajasprache aber noch nicht grammatisch richtig. Bei näherer Betrachtung findet man doch kompliziertere Regeln, die der Erforschung wert sind, und deren Kenntnis vielleicht auch noch mehr Licht in die Herkunft des Bajavolkes bringt.

Meine Sprachstudien sind durch den Ausbruch des Weltkrieges unterbrochen worden, so daß ich nichts Abgeschlossenes bieten kann. Das von mir bisher Festgestellte soll ein Beitrag zu späteren weiteren Forschungen sein.

Die Bajasprache, wenigstens in dem mir bekannten westlichen Stammesgebiet, enthält als Folge der langjährigen Oberherrschaft der Fulbe viele Fulfuldebeimischungen; die wandernden Haussahändler haben auch Haussaworte hineingebracht. Ich habe diese Worte im Wörterverzeichnis bezeichnet. Der Sprachforschung muß es vorbehalten bleiben, zu prüfen, welche weiteren Worte keine reinen Bajaworte sind.

Die Arbeiten des Oberleutnant Naumann und des Franzosen Landréau (siehe Quellennachweis) sind mir bekannt. Naumann kann das Recht für sich in Anspruch nehmen, als erster Deutscher eine Einführung in die Bajagrammatik veröffentlicht zu haben.

Ich habe diese Arbeiten zu Vergleichen benützt, bin im übrigen aber bewußt weder von den von mir erkannten grammatischen Regeln noch von meiner Schreibweise abgewichen. Der Unterschied zwischen Naumanns und meiner Schreibweise erklärt sich einerseits aus Dialektunterschieden, denn Naumann hat seinen Arbeiten den Dialekt von Buar, ich den Dialekt der Bajaburi, also etwa 250 km südwestlich Buar, zugrunde gelegt. Andererseits ist es beim Abhören oft schwer, festzustellen, ob der Baja „r“ oder „l“ sagt. Beide Buchstaben klingen ziemlich ähnlich, so hat Naumann z. B. für „Huhn“ *gorra*, ich *guele* gehört, tatsächlich kann man aus der Aussprache des Baja wohl beide Schreibweisen heraushören. Ähnlich verhält es sich manchmal mit den Buchstaben „d“ und „r“. Auch die Schreibweise des Stammesnamens „Baja“ ist ebenso wie viele sonstige Namen ungenau abgehört. So wie ich den Stammesnamen hörte, müßte ich ihn statt „Baja“ etwa „Ngbeja“ oder „Ngbaja“ schreiben. Das Dorf Bertua bei Dume, genannt nach einem verstorbenen Häuptling, sprechen die Baja: „Mbatua“ aus.

Die Bajasprache hat einen hübschen anmutenden Klang. Sie klingt klar und offen, beinahe herrisch wie das Fulfulde; sie unterscheidet sich damit vorteilhaft von den Fangsprachen, die als Singsprachen langweilig und verschwommen klingen.

Meine Gewährsleute bei meinen Sprachstudien waren ein Bajajunge aus der Gegend von Baja (am Mambere), ein Bajamann aus dem Bajadort des Häuptlings Sambo (dicht beim Offizierposten Baturi), ein Bajamann aus dem Bajadort Mbuno bei Baturi. Außerdem noch eine Reihe sonstiger Eingeborener aus dem südwestlichen Stammesgebiet.

Über Ausdehnung des Stammesgebietes und Geschichte der Baja siehe Seite 53, II, 1.

## 1. Grammatik.

### Aussprache.

Es ist auszusprechen: *e* wie in See,  
*e* wie im franz. *mère*,  
*o* wie in Sohn,  
*o* wie im engl. *all*.

Nasalierte Vokale, an denen die Bajasprache reich ist, werden durch einen Zirkumflex bezeichnet: *î*, *û*, *ï* wird nasal als ein Mittelding zwischen *e* und *i* gesprochen.

*w* wird beinahe wie das englische *w* ausgesprochen.

Soll ein Vokal gedehnt ausgesprochen werden, so ist dies durch einen darüberliegenden Strich ( $\bar{a}$ ) angezeigt, besondere Betonung einer Silbe ist durch einen Akzent angegeben ( $\acute{n}\acute{d}\acute{i}\acute{a}$ ).

### Das Hauptwort.

Das Hauptwort ist unveränderlich, Einzahl und Mehrzahl sind gleich. Ein Unterschied im Geschlecht besteht nicht; soll bei Menschen oder Tieren das natürliche Geschlecht ausgedrückt werden, so geschieht dies durch Vorsetzen von „*wui*“ oder „*wu*“ (Mann) bei männlichen, von „*buko*“ oder „*'ko*“ bei weiblichen Wesen.

Einen Artikel gibt es nicht.

<i>wui</i>	Mann und der Mann	<i>sam</i>	Schaf
<i>buko</i>	Weib	<i>wuisam</i>	Schafbock
<i>be<sup>wui</sup></i>	Knabe ( <i>be</i> = klein)	<i>'kosam</i>	weibl. Schaf
<i>bebuko</i>	Mädchen ( <i>be</i> = klein)	<i>jange</i>	Pferd
<i>bobing</i>	Säugling	<i>wu'jange</i>	Hengst
<i>wui na doa</i>	viele Männer	<i>'kojange</i>	Stute.

Der Genitiv wird ausgedrückt durch *ko* = besitzen, Besitzer sein, der Dativ durch *a* oder *ha* = geben. Der Dativ wird aber meist nicht besonders ausgedrückt.

### Das Zeitwort.

Die Wurzel des Zeitworts ist unveränderlich; das persönliche Fürwort wird vorangesetzt. Die verschiedenen Zeiten haben keine Veränderung der Wurzel des Zeitwortes zur Folge, sie werden, wo nötig, durch Umschreibungen oder Zeitbezeichnung ausgedrückt. (Nach v. Duisburg wird durch Anhängen von *a* an die Wurzel des Zeitworts der Aorist bezeichnet.)

<i>mî hea mbodi</i>	ich kaufe eine Ziege
<i>mî tē hea mbodi</i>	ich komme kaufen eine Ziege, d. h. ich werde eine Ziege kaufen
<i>mî hea mbodi membóloe</i>	ich habe gestern eine Ziege gekauft
<i>mî hea mbodi sisin</i>	ich kaufe jetzt eine Ziege.

Das Hilfszeitwort „sein“ heißt „*ne*“: *mî ne tuwi* ich bin ein Schwarzer.

Für unser Hilfszeitwort „haben“ hat der Baja kein Wort. Er ersetzt es, wenn es nicht überhaupt wegfällt, durch das besitzanzeigende Fürwort oder durch das Hilfszeitwort „*ne*“ „sein“:

<i>oan-le ene bindigaru tar</i>	der Häuptling hat drei Gewehre
Häuptling Dorf er ist Gewehre drei	
<i>jange bong na doa</i>	} ich habe viele Pferde
Pferd mein viele }	

Vereinung wird durch Anhängen von „*na*“ ausgedrückt:

<i>mî gbea foro</i>	ich habe einen Elefanten getötet
<i>mî tua foro mî gbea na</i>	ich habe auf den Elefanten geschossen, aber ich tötete ihn nicht

Wird ein Satz mit dem Hilfszeitwort „sein“ verneint, so wird die Verneinung doppelt ausgedrückt durch Anwendung des Wortes: „*buna*“ = es gibt nicht, ist nicht:

<i>wui ane kulu</i>	der Mann ist geizig
<i>wui ebuno kulu na</i>	der Mann ist nicht geizig
<i>mî ne tuwi</i>	ich bin ein Schwarzer
<i>mî buno tuwi na</i>	ich bin kein Schwarzer
<i>mbafa mû a tua</i>	mein Vater ist zu Hause
<i>mbafa mû bua tua na</i>	mein Vater ist nicht zu Hause

Die Frage wird durch Heben des Tones der letzten Silbe, oder durch Anhängen von „*é*“ oder „*nde*“ ausgedrückt.

<i>me tua foro-é?</i>	hast du einen Elefanten geschossen?
-----------------------	-------------------------------------

## Das Eigenschaftswort.

Ich habe nur wenige Eigenschaftswörter festgestellt. Attributiv steht das Eigenschaftswort vor dem zugehörigen Hauptwort, prädikativ wird es nachgestellt mit der Aoristendung *a*:

*wui ane dea* der Mann ist gut; *de wui* guter Mann

Ausnahmen: „klein“ prädikativ heißt *tigidi*“, attributiv „be“,

„groß“ prädikativ heißt „*angbange*“, attributiv „*gasa*“

*pa bong tigidi* mein Messer ist klein (oder: ich habe ein kleines Messer)

*be pa* kleines Messer

*pa bong angbange* mein Messer ist groß (ich habe ein großes Messer)

*ha mi gasa pa* gib mir das große Messer

Viele Eigenschaftswörter, für die wir ein besonderes Wort haben, bildet der Baja durch Verneinung des entgegengesetzten Eigenschaftsworts unter Anhängung der Verneinungssilbe „*na*“:

*de* (Aor.: *dea*) schön, gut; *dena* häßlich; *ngai* (*ngaia*) stark; *ngaia-na* schwach; *na doa* (hinter dem Hauptwort stehend) viel, *doa-na* wenig.

(„furchtsam“ heißt „*kili*“ oder „*jumu*“. Mit „*kili*“ kann keine Verneinung verbunden werden, also nicht: *wui e kili na*, sondern *wui e jumu na* der Mann ist nicht furchtsam).

„sehr“ heißt „*dang*“ (hinter dem Eigenschaftswort): *foro ene ngaia dang* der Elefant ist sehr stark. Manche Eigenschaftswörter werden verdoppelt, um ihnen mehr Nachdruck zu verleihen: *bele-bele* schnell, sehr schnell, *ngai-ngai* sehr stark.

Die Steigerung wird ausgedrückt durch „*gan*“ oder „*pin*“ = über-  
treffen“.

## Das Fürwort.

## 1. Das persönliche Fürwort ist unveränderlich.

<i>mi</i>	ich	<i>o, e</i>	wir
<i>me</i>	du	<i>ene</i>	ihr
<i>a</i>	er	<i>jua</i>	sie.

2. Das besitzanzeigende Fürwort wird ersetzt durch das persönliche Fürwort unter Voransetzung der Zeitwurzel „*ko*“ „besitzen“ (wie beim Genitiv des Hauptworts).

<i>ko-mi</i>	mein ( <i>mi</i> oft abgekürzt in <i>m'</i> )	<i>ke</i>	(aus <i>ko-e</i> ) unser
<i>ko-me</i>	dein	<i>kenē</i>	(desgl.) euer
<i>ko-a</i>	sein	<i>kua</i>	(desgl.) ihr

Statt „*ko-mi*“ gibt es für „mein“ noch: *mū*, *mong*, *bong*; und zwar kann nach meinen Beobachtungen jedes Hauptwort nur mit einem von diesen Fürwörtern verbunden werden:

<i>jange bong</i>	mein Pferd
<i>mbafa mū</i>	mein Vater
<i>te mong</i>	meine Haut

(ich vermute, daß „*mū*“ und, vor Vokalen, „*mong*“ vor Personen steht, „*bong*“ vor Tieren und bestimmten Gegenständen, im übrigen „*mong*“ und „*ko-mi*“ gebraucht wird, doch bedarf dies noch der Aufklärung. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß der Baja verschiedene Wortklassen unterscheidet, die zwar bei dem unveränderlichen Hauptwort nicht zum Vorschein kommen, sich aber durch den Gebrauch verschiedener Fürwörter zeigen).

3. Das hinweisende Fürwort: „*ke*“ und „*i*“.

*wui-ke* dieser Mann, *pa-i* dieses Messer

„ich“ betont heißt: „*mi-me*“.

## 4. Fragefürwörter:

*nou? nu?* wer? *ka?* wann? *gi?* was? *ne?* *ane?* *aneng?* *ahong?* wo?



## 5. Unbestimmtes Fürwort:

*ma* irgend ein . . . (voranstehend)      *ma-buko* irgend ein Weib

## Die Präpositionen.

*a* an, zu, nach (Richtung); *m'bane a li* ich gehe an den Fluß; *ko, be* zu eigen.  
*adju* auf; *mine adju jange* ich bin auf dem Pferd, d. h. ich reite  
*na* mit, *mî gbe' foro na se* ich töte den Elefanten mit einem Speer

Viele Präpositionen bleiben überhaupt weg.

*mbafa mung a toa* }  
 Vater mein er ist Haus } mein Vater ist zu Hause

## Das Zahlwort.

Das Zahlensystem des Baja ist aufgebaut auf den Zahlen von 1 bis 5. Außerdem hat er nur noch besondere Worte für 10, 100 und 1000.

1 <i>ndang</i>	11 <i>buk' e djonge ndang</i>
2 <i>bua</i>	12 <i>buk' e djonge bua</i>
3 <i>tar</i> (Fulfulde: <i>tati</i> )	13 <i>buk' e djonge tar</i>
4 <i>nar</i> ( „ ; <i>nai</i> )	14 <i>buk' e djonge nar</i>
5 <i>moro</i>	15 <i>buk' e djonge moro</i>
6 <i>moro be djonge ndang</i> (5 und dazu 1)	16 <i>buk' e djonge moro be djonge ndang</i> (10 und dazu 5 und dazu 1)
7 <i>moro be djonge bua</i>	17 <i>buk' e djonge moro be djonge bua</i>
8 <i>moro be djonge tar</i>	18 <i>buk' e djonge moro be djonge tar</i>
9 <i>moro be djonge nar</i>	19 <i>buk' e djonge moro be djonge nar</i>
10 <i>buko</i>	20 <i>bu' bua</i> (zweimal 10, <i>bu'</i> Abkürz. von <i>buko</i> )
30 <i>bu' tar</i>	25 <i>bu' bua djonge moro</i>
40 <i>bu' nar</i>	27 <i>bu' bua djonge moro be djonge bua</i> (10 2 dazu 5 und dazu 2)
50 <i>bu' moro</i>	48 <i>bu' nar djonge moro be djonge tar</i>
60 <i>bu' moro djonge buko ndang</i> (10 5 dazu 10 1)	
70 <i>bu' moro djonge bu' bua</i>	
80 <i>bu' moro djonge bu' tar</i>	
86 <i>bu' moro djonge bu' tar gbara moro be djonge ndang</i> (10 5 dazu 10 3 und 5 und dazu 1)	
90 <i>bu' moro djonge bu' nar</i>	
100 <i>gomae</i> , 200 <i>gomae bua</i> , 300 <i>gomae tar</i> usw.	
1000 <i>tumae</i> .	

## 2. Sätze und Redewendungen.

Wie heißt du?	<i>ling me</i> (e) <i>neó</i> ? (dein Name er ist?)
Ich heiße Ardu	<i>ling ko-mi</i> Ardu.
Wie heißt dieser Bach?	<i>ling li</i> <i>aneó</i> ?
Wie heißt dein Vater?	<i>ling mbafa me</i> <i>eneó</i> ?
Du gehst nach Dume (oder: gehe nach Dume)	<i>mene á</i> Dume.
Mein Pferd geht nach Betare	<i>jange bong</i> <i>ane á</i> Betare.
Ich komme heute von Dume	<i>mî hoá</i> Dume mese.
Er kam vor 4 Tagen von Berberati	<i>a hoá</i> Berberati <i>tebo dje</i> nar.
Ich will mich im Fluß baden	<i>m' bane djo</i> e <i>li</i> .
Ich bin krank	<i>té mong mî njima</i> (meine Haut schmerzt mich).
Wo bist du krank?	<i>té me njima</i> <i>ane</i> ? (die Haut schmerzt dich wo?)
Ich kaufe heute eine Ziege	<i>mî hea</i> <i>mbodi</i> mese.
Das Dorf Berberati ist groß, viele Leute sind darin	
Wir kaufen diesen schönen Hund	Berberati <i>gasa le</i> , <i>wui na doa</i> <i>adjange</i> .
Ich gehe den Berg hinauf	<i>o</i> <i>hea</i> <i>de'</i> <i>tolo</i> .
Dogo ist ganz verrückt	<i>m' ba</i> <i>dang</i> <i>adju ngadi</i> .
Ist dein Vater zu Hause?	Dogo e <i>jeda</i> <i>dang</i> .
Mein Vater ist zu Hause	<i>Mbafa me a toa</i> <i>ndé</i> ?
Mein Vater ist nicht zu Hause	<i>Mbafa mung a toa</i> .
Dieses Ding stinkt	<i>mbafa mü</i> <i>boa toa na</i> .
	<i>mo ene</i> <i>nuna</i> .

Ich rieche es  
Was ist los? Was ist das?  
Hier sind zwei Messer  
Welches willst du, das große oder das  
kleine?  
Gib mir das kleine  
Guten Tag!

Gegengruß: Guten Tag!  
Hast du Elefanten geschossen?  
Ich schoß auf einen Elefanten, aber ich  
tötete ihn nicht  
Was habt ihr im Busch getan?  
Wir haben Elefanten getötet  
Geh zu Bett  
Wecke mich morgen früh  
Der Morgen ist angebrochen  
Was willst du?  
Schickst du dem Häuptling einen  
Sklaven?

Nein!  
Hast du verstanden?  
Ja!  
Nein!  
Sage Bukende, er solle das Pferd fertig  
machen!  
Baguta, gib mir Wasser zum Trinken!

Häuptling! schicke mir viel Verpflegung!  
Bringe mir das Häuptlingsbuch!  
Häuptling Djambala hat große Farmen  
In der Farm ist wenig Verpflegung  
Es gibt kein Fleisch!

*mî dje nuna* (ich höre Gestank)  
*ene gî?*  
*ene so pa bua.*

*me kone ngeaî, o bea, o gasa?*  
*ha mî bea.*  
*me hoâ nde?* (wörtlich: bist du ge-  
kommen?)  
*mî hoai* (wörtl.: ich bin gekommen).  
*me tua foroé?*

*mî tua foro, mî gbea na.*  
*ene dene gî a bele?*  
*o gbea na foro.*  
*mene o jala.*  
*me sa mî nomosa tûtele!*  
*mosa kadi.*  
*me kone gî?*

*me bene si oan-le ma-bara?*  
*mî ngue na!* (wörtl.: ich will nicht).  
*me djiâ?*  
*mî djiâ fet* (= ich habe alles gehört).  
*mî dji' na* (= ich habe nicht gehört).

*Me to Bukende, a de jange!*  
*Baguta, me ba li, me ha mî no* (wörtl.:  
nimm Wasser, gib mir trinken.  
*oan-le, me te sa mî njongemô na doa!*  
*me te se mî takarda oan!*  
*oan-le Djambala ene gasa fo.*  
*njongemô be fo na doa na.*  
*sadi buna!*

### 3. Wörterverzeichnis.

e. = englisch, F. = Fulfulde, H. = Haussa)

#### A.

Abend *mboro*  
Abtritt *mbong*  
Adler *dabu*  
Affe *daua*  
alles *fet*  
Alligator *ngando*  
Ameise *nene*  
Ameise weiße *dule*  
Ameisenbär *tungo*  
Antilope, große rote *kuéde*  
Antilope, große mit weißen Streifen  
*mbale*  
Antilope, Zwerg- *mban*  
anzünden *dji*  
Arm *baka*  
Armbrust *mbanu*  
(kl. Pfeile dazu *koko*)  
Armmesser *pa-ko*  
Armring (aus Eisen) *bana*  
auf *adju*  
Auge *li*  
Axt *gpi*

#### B.

Baum *té*  
beenden *kada*  
Bein *seli*  
Berg *ngadi*

Bett *jala, jara*  
Beulenpest (der Schafe, Ziegen) *ngabil*  
Bier (Mais-) *dogo*  
Biene *si-golo*  
Bindfaden *pel*  
blau *bua*  
blau = schwarzblau *tua*  
Blitz *kolo pi li* (Regen wirft Auge)  
Bogen *kundi*  
Bogensehne *jage kundi*  
breit *bun*  
brechen *gon*  
Brettspiel *dare, tila.*  
Brief, Buch *takarda* (H.)  
Bruder *ja, jam*  
Büffel *jeli*

#### D.

Dach *te*  
darin *adjange*  
Donner *tuwa*  
Doppelglocke *kungi*  
Dorf *le*  
Dupas (Eisengeld) *mbosso*

#### E.

Einbaum *bung*  
Eisen *bui*  
Eines (zum Feuerschlagen) *bolo*

Eisengeld *mboſso*  
 Eisenspirale *ndele* (Fuß-Schmuck)  
 Elefant *foro*  
 Elefantenzahn *ini foro*  
 Erdklotz *gböku* (zum Aufstellen der  
 Töpfe aufs Feuer)  
 Erdnuß *bingo*  
 Esel *do*  
 Essen *njongemö*  
 essen *njong*  
 Eule *dua*  
 Europäer *mbūi* (= *mbua wui* weißer  
 Mann)

## F.

Fächerpalme *ko* (und deren Frucht)  
 Fackel (aus Gras) *ndjo* (*ndjo* = Gras)  
 Falle siehe Wildfalle  
 Farm *fo* (*fo jumbo* Kassadafarm)  
 Felltasche *baru*  
 fertig *kada*  
 fertigmachen *de*  
 Feuer *wui* (das *u* ist kürzer als in *wui*  
 = Mann)  
 Feuerholz *goe*  
 Feuerstein *ta*  
 Feuerzeug *saura* (H. ?)  
 Finger *donko*  
 Fisch *ndjoro*  
 Fischgift *do*  
 Fischkorb *ngongo*  
 Fleisch *sadi*  
 flüchten *ju*  
 Fluß *bali, li*  
 Flußpferd *ngubu*  
 fortgehen *pin* (*me pin!* fort!)  
 Frau *buko*  
 Frosch *ndjue*  
 früh morgens *tútele*  
 Fufu (Kassadamehl) *fu*  
 Fufu (gekocht) *ndia*  
 Fufubrei mit Mohn *kō*  
 Fufuschippe (alte Kalebasse) *gong*  
 furchtsam *kili, jumo* (siehe Grammatik)

## G.

ganz *fet*  
 gehen *bane, bene, ne, na, sia*  
 gehen = fortgehen *pin*  
 Gehöft *ndogo* (Hof des Gehöfts: *hadja*  
*ndogo*)  
 Geige *kunde*  
 geizig *kulu*  
 Gerbstoff *sangi*  
 Geruch, Gestank *nuna*  
 Gesäß *godo*  
 gestern *membóloe*  
 Gewehr *bindigaru* (F. H.), *ngodi*  
 Gift siehe Fischgift, Pfeilgift  
 Gift bei der Giftprobe *ngbane, bondó*  
 Glocke *kungi*  
 Graphit *dang*  
 Gras (hohes) *gbuju*  
 Gras (niederes) *ndjo*  
 Grasfackel *djo* (= Gras)  
 Grasland *bele*  
 Grasratte *bia*  
 Griff (des Schildes) *bag e ngeli*

groß *ngabange*; in Zusammensetzung  
*gasa-, ngbange-*  
 gut *dea*  
 guten Tag *mēi*  
 guten Tag *me hōa nde?* (bist du ge-  
 kommen?)  
 guten Tag (Gegengruß) *mī hōai*  
 (ich bin gekommen)  
 Gürtel *pīl*

## H.

Haar *me-dju* (Kopf- *dju*)  
 Haarpfeil *gu-dju*  
 Hackegut  
 Halle *gala*  
 Hammer (aus Stein) *dono*  
 Hammer (aus Holz, zur Herstellung von  
 Rindentuch) *sang*  
 Hand *ko*  
 Hängetisch *guru*  
 Harke *ngoak*  
 Haumesser *ada* (Jaunde: *kpada*)  
 Häuptling *'oan le*  
 Häuptlingsbuch *takarda 'oan* (H.)  
 Haus *toa, tua*; aus Stroh: *búgaru*; aus  
 Lehm: *gangala*; Palawerhaus: *gala*.  
 Haut *té*  
 Herr (Europäer) *mbui*  
 heute *mese*  
 Himmel *li soe* (Wörtl.: Auge der Sonne)  
 Hirse *fun*  
 Holz (zum Feuerreiben) *baja, te-wui*  
 Holz (Bauholz, auch bearbeitetes) *te*  
 Holz = Feuerholz *goe*  
 Holz = glimmendes Holzscheit *nū wui*  
 Holzteller *li-bang*  
 Honig *golo*  
 hören *djá*  
 Huhn *guele, goele* (Hahn *wui guele*,  
 Henne *'ko guele*)  
 Hühnerstall *tua guele*  
 Hund *tolo*  
 Hütte *tua*

## I, J.

ja *ēi*  
 Jahr *bele* (= Gras)  
 ich (betont) *mī-me*  
 jetzt *sisin*  
 irgendein *ma*

## K.

Kalebasse *bira da*  
 Kalebasse kleine zum Schnupfen *son*  
 Kank (Kassadawurst) *gbede*  
 Kanu *bung*  
 Kassada *jumbo*  
 Kassada gewässerte *mbodo e jumbo*  
 (*mbodo* aus d. negerengl. = *potta-*  
*potta* Sumpf)  
 Kassadagemüse *suga, mbudi*  
 Kassadaklopper *kongo*  
 Kassadamehl (Fufu) *fu*  
 Kassadaschaufel *bako*  
 Kassadasieb *kada*  
 kaufen *hea*  
 Kauri *tanda*  
 Klapper (des Medizinsmanns) *sogo*



Klapper (Spielzeug) *kökö*  
 klein *tigidi* (in Zusammensetz. *bea*)  
 Klopfer (für Rindentücher) *sang*  
 Knabe *bewui* (*be* klein, *wui* Mann)  
 Kochen *gi*  
 Kochtopf *gbana*  
 Köcher *boto-ndoro*  
 kommen *te*, *hōa*  
 Kopf *dju*  
 Korb *boto*  
 Korb großer *ngbere*  
 Korb zum Fischen *ngongo*  
 Korbsieb *kada*  
 kräftig *ngaia*  
 krank *njima* (wörtl. Schmerz)  
 Krokodil siehe Alligator  
 Kürbis *sai*, *ngambe ngoto*, *waja*  
 Kürbiskerne *njako*, *ngumbe*  
 Kugel *bara ngodi* (Sklave des Ge-  
 wehrs)

## L.

lachen *mama*  
 legen *pi*  
 Leopard *go*  
 Lepra *gasinga*  
 lieben *ko*, *ngue*  
 Löffel *djumbu*  
 Löwe *dila*

## M.

machen *dene*, *de*  
 Mädchen *bebuko*  
 Mahlstein (Unterer Stein) *ta*, *ta oan*  
 Mahlstein (Reiber) *be ta*  
 Mais *mbongo*  
 Maisbier *dogo*  
 Mann *wui*  
 Männchen (beim Tier) *wuja*  
 Männerhaus *gala*  
 Matte *dere*  
 Mausfalle *kengere*  
 Medizin siehe Zauber  
 Messer *pa* (Armmesser *pa-ko*)  
 mit *na*  
 Mohn *sundu*  
 Mond *dji*  
 Morgen, der *mosa*  
 morgen *no mosa*  
 Mörser (aus Holz) *du*, *ndu* (Stampfer,  
 dazu *de-du*)  
 Mund *nū*  
 Mutter *nana*

## N.

Nacht *dje* (*dje tar* = 3 Tage)  
 Nadel *ndue*  
 Name *ling*  
 Nase *djo*  
 Neger *tu'wui*, *tuwi* (*tua* = schwarz)  
 nehmen *ba*  
 nein *mi ngue na* (ich will nicht)  
 Netz (zum Aufhängen der Töpfe im  
 Haus) *jaki ge gbana* (*gbana* =  
 Kochtopf)

## O.

Ohr *djara*  
 Öl *nū*  
 Ölpalme *mbanga* (*Jounde*?)

## P.

Palawerhaus *gala*, *gara*  
 Palmöl *nū*  
 Palmwein *masanga*  
 Papier *takarda* (H.)  
 Parfüm *njama* (vom Gras *njama* ge-  
 wonnen)  
 Perücke aus Affenfell *fula daua* (*fula*  
 H. = Mütze, *daua* Affe)  
 Pfeife (Tabaks-) *lofe*, *kudu*  
 Pfeil *ndoro*, *sirgu*  
 Pfeil zur kleinen Armbrust *koko*  
 Pfeilgift (Pflanze) *ndjoe*  
 Pfeilgift (Pulver) *mada*  
 Pfeilgift (fertig angerührt) *min*  
 Pferd *jange*  
 Pflanzung *fo*  
 Pflöckchen im Ohr (Schmuck) *te-kula*  
 (*te* Stock, *kula* Rotholz)  
 Pilz (allgemein) *boa* (eine besondere  
 Pilzart) *magu*  
 Puste (zu Darmeinläufen) *dake ha jena*

## R.

Rasiermesser *pa-le-dju*  
 Ratte *ndui*  
 Räude (b. Hund) *biti*  
 Raupe *ndo*  
 Regen *kolo*  
 Regenbogen *butu*  
 Regenzeit *kolo*  
 reiten *dange*  
 Rindentuch *tul* (vom Baum *ngbola*)  
 rot *bea*, *baia* (daher angeblich der  
 Name des Stammes)  
 rote Farbe *kula*  
 Rotholz *kula*  
 Ruder *te-bung* (Holz des Kanus)  
 rufen *sa*

## S.

sagen *to*  
 Salz (europäisches) *nālīma*  
 Salz (Baja-) *tong*  
 Salzpflanze (im Sumpf wachsend) *leso*  
 Sandale *nara*  
 Säugling *bobing*  
 Schaf *sam* (*wuisam*, *'kosam*)  
 Schaufel (aus Eisen) *wala*  
 Schaufel (für Kassada) *bako*  
 schicken *si*  
 schießen *tua*  
 Schild *ngeli*, *ngeri* (Rinde vom Baum  
*sipa*)  
 Schildgriff *bag e ngeli*  
 Schimpanse *oake*  
 schlafen *o*  
 Schlägel zum groben Zerkleinern der  
 Kassada *kongo*  
 Schlamm *mbodo* (wahrscheinl. aus dem  
 negerengl. *pottapotta*)  
 Schlange *go*  
 schlecht *de-na* (aus *dea na* = nicht  
 gut)  
 Schleifstein *dola*  
 Schmerz *njima*  
 Schmiedehammer (aus Stein) *dono*  
 schneiden *gon*  
 schnell *bele-bele*, *bere-bere*

Schnur, Bindfaden *pel*  
 Schröpfkopf *nlung*  
 schwach *ngaina* (= nicht stark)  
 schwarz, schwarzblau *tua*  
 Schwarzer *tu'wi*  
 Schwein (wildes) *ngoea*  
 Schwester *ja, jang*  
 Schwiegermutter (des Mannes) *furmo*  
 Schwiegermutter (der Frau) *mbe furmo*  
 sehen *djo, so*  
 sehr *dang* (dem Eigenschaftswort  
 nachstehend)  
 Sesam *sundu*  
 Sieb (für Kassadamehl) *kada*  
 Sklave *bara*  
 sofort, sogleich *sisin*  
 Sonne *soe*  
 Speer *se*  
 Spiel (bestimmte Spiele) *dare, tila*  
 sprechen *to*  
 Stachelschwein *ngumbo*  
 Stahl (zum Feuerschlagen) *bolo*  
 Stamm, Stange (auch bearbeitet) *te*  
 Stampfer zum Mörser *dé-du*  
 stark *ngaia*  
 stehlen *djumo*  
 Stein zum Glätten der Tontöpfe  
*ngungul*  
 Steinhammer *dono*  
 sterben *fea*  
 Stern, Sterne (allgemein) *bedjunge*  
 Stern (Abendstern) *tule*  
 Stuhl, Stühlchen *solo, soro*  
 Sumpf *mbodo* (siehe Bemerk. bei  
 Schlamm)  
 Süßkartoffel *ndewewe, dánkali*  
 Syphilis *andjüngele*

## T.

Tabak *ndaraga*  
 Tabakspfeife *lofe, kudu*  
 Tag *soe* (eigentl. Sonne) aber: 3 Tage  
*dje tar*  
 Täschchen mit Feuerzeug *tara saura*  
 tatauieren *dafu*  
 Teller (aus Kürbisschale) *bira*  
 Teller (aus Holz) *li-bang*  
 Teller (geflochten) *kada*  
 Termiten *dule*  
 Tier *sadi* (eigentl. = Fleisch)  
*wui'sadi* männl. Tier  
*'ko sadi* weibl. Tier  
 Tierfalle (mit herabfallendem Speer)  
*kembo*  
 Tonschale (kleine) *dasa*  
 Tontopf *nlonga* (Jaunde?)  
 Topf (Kochtopf) *gbana*  
 töten *gbea*  
 tot *fe*

Trinkkalebasse (mit Henkel) *mondjo.*  
 Trockenzeit *bea-woe*  
 Trommel *biú*  
 Trommel, kleine *be-bim*  
 trinken *nú*  
 Tuch (aus Rinde) *tul*  
 Tuberkulose (Lungenkrankheit) *koe*  
 tun *ba, de*  
 Türe *no*, fast stets: *no-tua* (Haustüre)

## U.

Urwald *kombo*

## V.

Vater *mbafa*  
 Verpflegung *njongemó*  
 verrückt *jeda, jera* du bist verrückt  
*mene jeda wui*  
 viele *na doa*  
 Vogel *nóe*  
 vorher *sonsi*

## W.

Wald *kombo*  
 Wand (des Hauses) *gigin*  
 Wand im Innern des Hauses  
 aus Lehm *babur*  
 aus Flechtwerk *dogu*  
 Waschen, sich waschen *djoe*  
 Wasser *li*  
 Weg *liwar, liuar*  
 Weib *buko*  
 Weibchen (beim Tier) *koa*  
 weiß *mbua* (Europäer *mbui* = *mbu' wui*)  
 weit *njea*  
 Wildfalle (mit herabfallendem Speer)  
*kembo*  
 Wildkatze (Genette) *gbalong*  
 Wildschwein *ngoea*  
 Wolken *bua* (vielleicht = blau?)  
 Wolkenhimmel *bu'soe*  
 wollen *ko, kon, nguē*  
 Wollzwirn *dáragi*

## Z.

Zahn *ini*  
 Zauber (für Jagd im Grasland)  
*njina-bele*  
 Zauberpfahl *njena*  
 Zaun *ndogo*  
 Ziege *mbodi*  
 zubereiten *de*  
 Zuckerrohr *ngoga*  
 Zunder (für Feuerzeug) *ndukun*  
 Zwergantilope *mban*  
 Zwirn (aus Baumwolle) *dáragi*  
 Zwischenwand im Haus  
 aus Lehm *babur*  
 aus Flechtwerk *dogu*

## Der dahurische Karren.

Von

Walther Stötzner, Dresden.

Es ist nicht die Absicht dieses knappen Textes zu den hier wiedergegebenen Photos, eine gewiß wünschenswerte Betrachtung anzustellen über die mutmaßliche Zeit der Entstehung dieser Karrenbauart und über die wahrscheinlichen Vorbilder, welche die Dahuren<sup>1)</sup> bei anderen Völkern sahen und benützten, als sie ihre ersten Karren dieser Art konstruierten, sondern es soll nur die derzeitige Form dieser für viele Teile der Nordmandschurei typischen Wagenbauart, festgestellt und bekanntgegeben werden. Der kurze bebilderte Aufsatz soll also nichts weiter sein als neues Vergleichsmaterial und ein Beitrag zur Kenntnis des Kulturbesitzes fremder Völker.

### Geographische Verbreitung.

Jedem, der den fernen Osten kennt, müssen beim Verlassen der Eisenbahn auf der Station Tsitsihar und im Straßenbild dieser Hauptstadt der allernördlichsten Provinz Chinas sofort die vielen leicht gebauten und eigenartigen Karren auffallen, die weiter südlich in dieser Form nirgends wo anders mehr anzutreffen sind. Wer mit der Bahn reist, wird sie nur hier und in der weiteren Umgegend dieser Hauptstation zu sehen bekommen, so daß er sie sofort als örtlich typisch und charakteristisch erkennen muß (Abb. 1). In den Sommern 1927 und 1928 besuchte ich nun nicht nur die weitere Umgebung von der Hauptstadt der Hei-lung-Kiang-Provinz, in der mir diese Karren auf allen Wegen begegneten, sondern ich reiste auch wiederholt zwischen Tsitsihar und Mergen (jetzt Nun-kiang-hsien) auf verschiedenen Wegen hin und her, sowie am Ganho, der bald unterhalb Mergen von Westen in den Nonni ula<sup>2)</sup> mündet. Außerdem lebte ich eine Zeitlang nördlich von Mergen im Gebiete des Nonnistromes und einiger seiner linksseitigen Nebenflüsse, und von hier aus reiste ich schließlich auch bis Sachalian und Aigun am Amurstrom und dann wieder nach Mergen zurück. Ich hatte dadurch die beste Gelegenheit, selbst kennen zu lernen, wo überall in diesen Gebieten der Karren verbreitet ist.

Dabei bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß er es nördlich von Tsitsihar allüberall im Stromgebiet des Nonni und seiner beiderseitigen Nebenflüsse ist, sofern nicht wegloses und bewaldetes Bergland seine Verwendung ausschließen.

Es ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß er in den Ebenen südlich von Tsitsihar noch weit am Nonni hinunter, allgemein in allen Dörfern benützt wird, nur bin ich in dieser Richtung nicht sehr weit über Fuljardi hinausgekommen.

Außerdem ist noch festzustellen, ob der dahurische Karren nicht auch im Lande Barga vorkommt, wo zum Teil dieselben Völkerschaften leben, die den Karren nördlich und südlich von Tsitsihar ständig im Nonni-ula-gebiet benutzen.

Dagegen konnte ich ihn weder in Ta-hei-ho (Sachalian) noch in Aigun, also in unmittelbarer Nähe des Amurstroms finden. Ich habe dort im ganzen

<sup>1)</sup> Ich schreibe Dahuren und nicht wie in den meisten Veröffentlichungen Dauren, weil sie sich selbst Da-huri, mit der Betonung auf dem a, nennen und weil sie auch von den benachbarten Mandschu und Solonen genau so genannt werden. Auch die stimmliche Wiedergabe der chinesischen Schreibweise dieses Volkes trennt deutlich die Silben und läßt das h am Anfang der zweiten klar vernehmen. Sie lautet Ta-hu-êrh.

<sup>2)</sup> ula ist mandschurisch und bedeutet Strom.



nur zwei Stück gesehen: mit dem einen war aus der Gegend von Mergen am Nonni die Post gekommen und mit dem anderen — mein Freund Melzer und ich. Seine geographische Verbreitung scheint also wirklich nur auf das Nonnistromgebiet und möglicherweise nur noch auf einige Teile von Barga beschränkt zu sein.

### Ethnographische Verbreitung.

Um den Nonni und seine Nebenflüsse ist er dafür allüberall im Gebrauch. Nicht nur die Dahuren bauen ihn in ihren zahlreichen Dörfern selbst, sondern ausnahmslos ebenso auch alle ihre Nachbarn, die zu verschiedenen Zeiten in diesem Koloniallande sich niederließen und ihre Dörfer oder Zeltlager errichteten. Er wird also hergestellt und benutzt von den Dahuren, den Mandschu, den Solonen, (die sich selbst übrigens Orotsche nennen) von den chinesischen Söldnern, die schon 1633 unter General Kung-Yu-tê aus der Schantungprovinz in die Mandschurei kamen und sich später hier ansiedeln durften, ferner von den Mongolen, die auch zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gegenden hierher verschlagen wurden und heute in der Hei-lung-kiang-Provinz sesshafte Ackerbauern sind, von den Tschahar, die früher einmal aus der Kalgangegend kamen, von den Yünnanchinesen des alten Volkshelden Wu-San-kuei (gestorben 1678), die einst als Relaisleute in die Nordmandschurei transferiert worden sind, dann von den Mohammedanern, den Nachkömmlingen der alten Uiguren, die jetzt Huihui oder Huimin genannt werden, und schließlich hauptsächlich auch noch von den chinesischen Kolonisten, die z. T. schon vor Jahrhunderten als Staatsfarmer angesiedelt wurden, aber in der letzten Zeit geradezu in Form einer Völkerwanderung herbeiströmen, denn alljährlich bauen sich jetzt mehrere Hunderttausende von ihnen in den sogenannten drei östlichen Provinzen an.

Und alle diese verschiedenen Völker, die neben der chinesischen auch noch immer ihre eignen Sprachen sprechen, und deren Dörfer in besonders buntem Gemisch über die Ebenen im Nonnistromgebiet verstreut liegen, gebrauchen gleichmäßig denselben Karren. Die sehr viel schwerer und anders konstruierte chinesische Lastkarrenform, an deren klobigen Rädern besonders viele Eisenteile verwendet sind, kommt im gleichen Gebiet zwar auch vor, aber sie ist sehr viel seltener und wird in der Hauptsache auch nur für besonders schwere Lasten benutzt, die der landesübliche Karren nicht zu tragen vermag.

### Name:

Dieser letztere wird überall der dahurische genannt, also z. B. von den Chinesen Ta-hu-êrh ti ch'ê und von den Solonen Dahur targa (targa = Wagen).

### Verwendung:

Seine Verwendung ist so vielseitig, wie die eines Wagens nur sein kann. Auf ihm wird alles Ackergerät mit dem Saatgut aufs Feld gebracht, aber auch die Ernte an Gemüsen, Knollen und Halmfrüchten wieder eingefahren. Grünfutter, Heu, Brennholz, Möbel werden mit ihm geholt und Verkaufsgetreide wird mit ihm fortgeschafft. Man holt auf ihm die Braut ein und bringt mit ihm die eingesargten Leichen weg. Bei den Solonen sah ich einen Toten so lange im Freien auf ihm aufgebahrt, bis ein Sarg beschafft worden war. Männer, Frauen und Kinder reisen wochenlang auf ihm über Land oder fahren zu Märkte und wandernde Händler bringen ihre Waren mit ihm von Dorf zu Dorf. (Abb. 2.) Verbrecher werden auf ihm zur Hinrichtung gefahren und Kranke zum Arzt. Marschierende Truppen requirieren diese Karren in den Dörfern zur Unterstützung ihres unzureichenden Trains und zahlreiche Postsäcke mit Briefen und Paketen werden auf ihnen



Abb. 1. Typischer dahurischer Karren in Mergen. Das Rad vorn hat auf der unteren Hälfte eine neue Felge bekommen<sup>1)</sup>.



Abb. 2. Dahurischer Karren eines wandernden chinesischen Händlers. Zum Schutze seiner Person und seiner Waren vor Sonne und Regen hat er ihn mit großen Birkenrindenstücken überdacht.

<sup>1)</sup> Sämtliche Photos sind vom Verfasser aufgenommen worden.



Abb. 3. Karren rastender chinesischer Holzfäller, die stets Ersatzräder für die folgenden Monate mitnehmen. Auf der Stange zwischen beiden ist die Haut eines unterwegs krepiereten Pferdes zum Trocknen aufgehängt.



Abb. 4. Die Baumstämme auseinandergeklärter Flöße werden unter einen Karren gebunden und aus dem Fluße herausgefahren.



Abb. 5. Innerhalb eines aus Weidenzweigen zusammengeflochtenen Hofzaunes im Solonenweiler Haritun stehen rechts zwei luftdurchlassende Stapel von fast 200 Stück Radspeichen aus Eichenholz, und in der Mitte liegen ungefähr 25 halbrundgebogene Radfelgenstücke. Es sind Karrenersatzteile nur für eigenen Gebrauch.



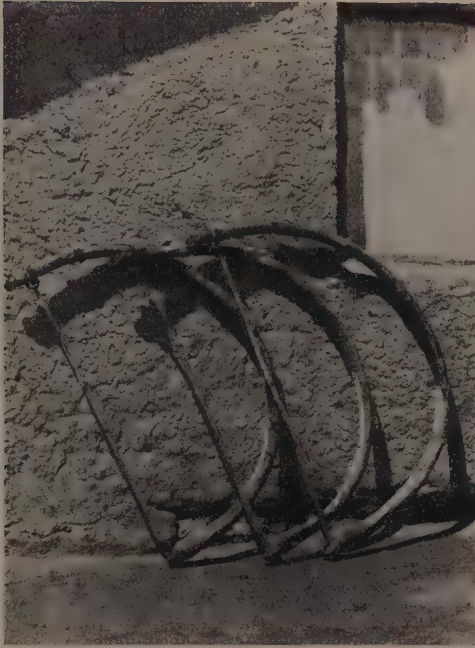


Abb. 6. Drei Stücke halbrundgebogenen Jungbirkenholzes, die durch Birkenschößlinge während des Trocknens dauernd in dieser Form gehalten werden. Diese drei genügen zur Befelgung eines Karrenrades.



Abb. 7. Mit Klopffholz und Stemmeisen wird am Stoß der Felge eine Nute herausgeschlagen, wobei das hochgeschwungene Felgenholz mit dem Gesäß festgehalten wird.

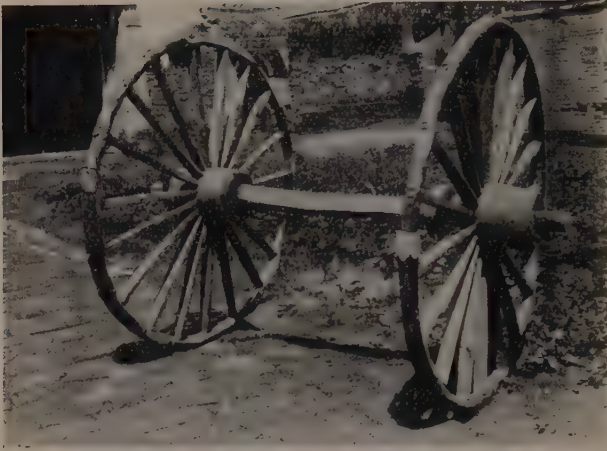


Abb. 8. Räderpaar, fertig zum Aufsetzen des Obergestells. Das Holz der neuen Felgen läßt erkennen, daß es kaum bearbeitet ist, und daß die Speichen durchgezapft werden.



Abb. 9. Der Stoß der Felgenstücke und die Speichenzapfen sind äußerst knapp und fest eingefügt und zusammengekeilt.



Abb. 10. Die stets 19 oder 21 Speichen sind peinlich genau in die Nabe eingearbeitet und sitzen außerordentlich fest. Als Verbindungsglied zwischen Oberteil und Rädergestell sitzt innen vor jeder Nabe ein roh gearbeiteter Bock.



Abb. 11. Alte abgefahrene Räder, die zu zerbrechen drohen, werden unterwegs durch einfache Konstruktionen mit Holzstücken und Strick noch für weite Strecken gebrauchsfähig erhalten.



von der ostchinesischen Eisenbahn in wochenlanger Fahrt bis hinüber an den Amurstrom transportiert. Auch die chinesischen Holzfäller, die P'i-mu-ti jên, die ebensolange am Ganflusse hinauf unterwegs sind, ehe sie die Urwälder am Ching-gan genannten Gebirgsabfall erreichen, benutzen ihn und nehmen dorthin stets wenigstens ein Paar Ersatzräder mit, da sie auf ihm dann auch monatelang die gefällten Stämme von der Schlagstelle weg bis zum Flusse schaffen müssen, wo aus diesen Flöße gebildet werden (Abb. 3.) Aber wenn die Flöße weiter unten am Nonni, z. B. in Mergen oder Tsitsihar wieder auseinander gelöst werden, dient abermals der dahurische Karren dazu, die Stämme weiterzubringen. Sie werden in diesem Falle unter der Achse und den besonders langen Gabeldeichseln angehängt (Abb. 4.)

Und bei vielen Gelegenheiten wird zeitweilig auch nur sein leicht abzunehmendes Obergestell benützt. Es dient dann, wenn es wie auf der Abb. 2 mit Astbögen besteckt und mit Birkenrindenplatten überdacht ist, als trockene, windgeschützte Schlafstelle. Neben dem Lagerfeuer der Hirten in der Steppe sieht man oft die ringedgedeckten Obergestelle an der Erde stehen. Sie sind behaglich warm und weich mit trockenem Grase halbvoll gestopft und dahinter wartet das Räderpaar an der leeren Achse, bis zur Weiterfahrt der Oberbau wieder daraufgesetzt wird. Auch die P'i-mu-ti jên machen das so. Wenn sie ihre Flöße endlich fertig haben, werden Räderpaar und überdachtes Obergestell getrennt daraufgesetzt und in letzteren schlafen sie auf der Talfahrt nicht schlechter wie in einem Zelt.

#### Herstellung:

Es gibt natürlich in den Städten und größeren Marktflecken seines Verbreitungsgebietes auch Wagenbauer, meistens Chinesen, die dahurische Karren zum Verkauf auf Vorrat anfertigen, und diese handeln gewöhnlich gleichzeitig auch mit gebrauchten Karren, die sie hierfür gut durchrepariert haben, aber in den weitaus allermeisten Fällen wird bei all den verschiedenen vorerwähnten Völkern im Gebiete des Nonni ula der Karren auf jedem Hofe selbst gebaut, und zwar jetzt immer unter Verwendung von chinesischem Handwerkszeug.

Da es aber in diesem Steppengebiete keine Wälder mit hierzu geeignetem Stellmacherholz gibt, muß solches zur späteren Selbstbearbeitung und zum Zusammenbau rechtzeitig eingehandelt werden. Rechtzeitig heißt in diesem Falle womöglich jahrelang vor der Verarbeitung. Auf den meisten Höfen gibt es einen großen Vorrat vor allem von Felgen und Radspeichen, damit diese Teile, die am häufigsten erneuerungsbedürftig sind, unbedingt völlig ausgetrocknet zur Verwendung kommen können (Abb. 5.) Die unförmig dicken Radnaben, die niemals mit einem eisernen Reifen umspannt sind (Abb. 1, 8 und 10), müssen zwar beim Einbau ebenfalls gänzlich trocken sein, da sie sonst im Gebrauch beim Wechsel von Regen und Sonnenschein unfehlbar aufreißen würden, aber sie sind längst nicht so oft erneuerungsbedürftig und deshalb auch weniger häufig vorrätig auf den Höfen.

Als Radfelgen, über die auch beim fertigen Karren niemals ein eiserner Radreifen aufgezogen wird, mit denen man also stets „nackt“ fährt, dienen junge, unterarmdicke Birkenstämmchen oder Birkenäste, die gleich im Walde unmittelbar nach dem Zurechthacken in die erwünschte Form gebracht werden. Es gibt in den einsamen Wäldern der Mandschurei eine stattliche Anzahl verschiedener Freibeuter dieser herrenlosen Wildnis; Jäger, Sammler von Pilzen, Trapper, Arzneiwurzelgräber, Goldwäscher und andere ähnliche Leute. Zu diesen gehören auch einzelne Angehörige aller

oben genannten Völker, die in die fernen Forsten reisen, um zum Weiterverkauf geeignetes Holz für die Karrenfelgen zu holen.

Wenn sie ein passendes, ungefähr 1,80 m langes Stück Jungbirke herausgehackt haben, wird es am unteren dicken Ende von zwei Seiten keilförmig angeschrägt und hier daumendick durchlocht (Skizze a). Das obere Ende des zukünftigen Felgenstücks wird aber nur schräg abgehackt und daneben eingekerbt. Dann steckt man einen von seinen Ästchen befreiten dünnen Birken- oder Weidenschößling, der aber zunehmend mehr als daumendick sein muß, durch das Loch am unteren keilförmigen Ende, biegt das Felgenholz, das vorher noch auf der zukünftigen Innenseite ein wenig dünngehackt und vielfach oberflächlich eingekerbt worden war, möglichst zu einem Halbkreis zusammen, und nun wird das dünne Ende des Birken- oder Weidenschößlings um die Kerbe des herangebogenen oberen Felgenholzes geschlungen (Skizze b). Das Ganze hat jetzt die Form eines stark gespannten Schießbogens, und so wird es auch in die Dörfer gebracht, wo es jahrelang unverändert zum Trocknen aufgestellt oder hingelegt wird (Abb. 6.)

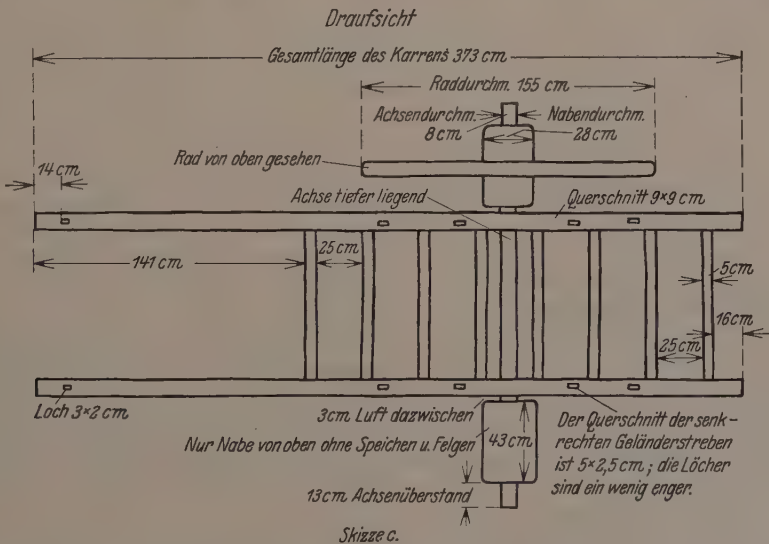


Skizze a.



Skizze b.

Wenn schließlich so ein Felgenholz endlich auf die stets 19 oder 21 Speichen eines Rades aufgekeilt werden soll, behält es auch nach Abnahme der „Bogenschnur“ seine stark gekrümmte Form fast unverändert bei (Abb. 7). Dadurch wird natürlich dieses Aufpassen ganz wesentlich erleichtert, und gleichzeitig ist auch das Wiederlösen von den Speichenköpfen weniger zu befürchten. Allerdings ganz vermeiden läßt sich letzteres

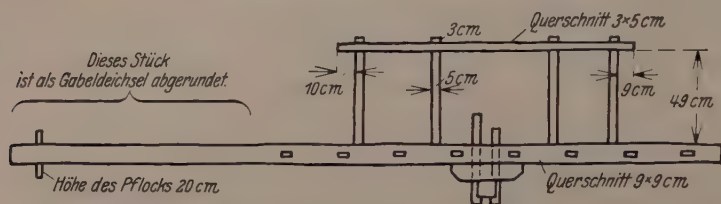


nie. Nach sehr langem Gebrauch lockert sich das in allen seinen Teilen geradezu unwahrscheinlich fest zusammengekeilte Radgefüge schließlich doch einmal, und dann ist es nicht nur der zähe Steppensumpf, der die Felgen geradezu von den Speichen herunterzieht, sondern diese bekommen, wenn sie häufig naß werden, auch noch von sich aus die Neigung, sich wieder zu strecken.

Die Gesamtfelge eines Rades besteht gewöhnlich aus drei ungefähr gleichlangen Stücken, die roh und sogar oft noch mit ihrer Rinde bedeckt

aufgeschlagen werden (Abb. 8). Zu allererst wird mit Klopffholz und chinesischem Stemmeisen der Stoß an das Felgenstück gearbeitet, wobei der Stellmachernde das unhandlich hochgeschwungene Holz zweckmäßig praktisch mit der Kerbe seines Gesäßes in der gewünschten Lage hält (Abb. 7). Erst dann werden die rechteckigen Löcher für die Speichenköpfe durchgeschlagen. Stoß und Speichenlöcher sind trotz des groben Werkzeuges immer sehr genau und ein wenig eng gearbeitet. Es bedarf unendlich

*Seitenansicht des Karrens ohne Rad und Nabe.*



*Die Achse ist vom Außenrand des Karrenaufsatzes nach außen abgerundet und hat dann einen Durchmesser von nur noch 8 cm.*

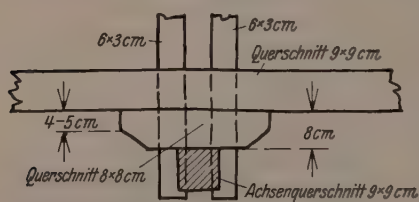
*Maßstab 1:40, d. h. 0,25 cm = 10 cm.*

*Skizze d.*

vieler kräftiger Schläge mit Klopffholz und Axtrücken, ehe alles völlig ineinandergefügt ist, aber eine jede Verbindung sitzt dann auch bewundernswert eng und fest (Abb. 9).

Obwohl die Bearbeitung des Holzes bei sämtlichen Teilen des Karrens einen durchaus oberflächlichen, ja sogar rohen Eindruck macht, so sind doch im Gegensatz hierzu alle Verzapfungen und Verbindungen ausnahmslos denkbar genau gearbeitet und sie halten dadurch ganz ungewöhnlich fest zusammen. Am erstaunlichsten gewissenhaft sind die meist 21 Speichen in die Nabe eingefügt (Abb. 10). Das Photo zeigt auch einen der zwei roh

gearbeiteten Böcke, die auf der Achse aufsitzen und den Oberbau auf dieser festhalten.



*So sitzt mittels Bock der Oberteil auf der Achse fest.*

*Skizze e.*

bei Bruch und anderen Schäden, die unterwegs an ihrem Fahrzeuge entstehen, sofort mit den allereinfachsten Mitteln, meist nur mit ein paar Aststücken und Strick, durch eine schnell erfundene zweckmäßige Konstruktion (für den Fremden, der mit ihnen reist, erfreulich geschickt) zu helfen wissen (Abb. 11).

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der dahurische Karren ganz und gar aus Holz ohne jede Verwendung von Eisennägeln zusammengebaut wird, aber ein jeder dieser Karren hat doch im Innern seiner dicken Radnaben ausnahmslos in jedem Falle eine röhrenförmige eiserne Einlage, die der Abnutzung des schwer zu beschaffenen Nabenholzes vorbeugen soll.



## Die deutschen Kolonien Neudorf und Gnadenberg bei Suchum (Südwest Kaukasus).

Von

B. Adler, (Moskau).

Für die Rassenforschung hat das Studium von isolierten Stämmen, kleinen Resten größerer Völker, die gesondert vom eigenen Stamme dahingleben, das größte Interesse. Die Isolierung kann natürlich sowohl von der Natur bedingt werden (Berge, Sümpfe, große Wasserflächen, dichte Wälder usw.) als auch vom Menschen selbst und dessen Geschick abhängen (ethnische, religiöse, anthropologische, soziale, geschichtliche usw. Isolierung). Diese beiden Faktoren spielten und spielen teils auch jetzt noch eine bedeutende Rolle bei dem Herausbilden des anthropologischen und ethnischen Typus. Um diese wichtige und interessante Frage gründlich zu beantworten, fehlt noch Material. Es muß gesammelt werden. Zu finden ist es unter den kleinen Stämmen in Gebirgsgegenden, auf den weit verstreuten Inseln Ozeaniens, im tropischen Busch von Afrika und im Urwald Brasiliens, in der Eiswüste der Polarregionen usw. Nicht weniger belehrend ist das Studium der verschiedenen kleinen Kolonien, die isoliert unter einem großen, ihnen ganz fremdem Volke leben. Rußland und Amerika bieten in dieser Hinsicht das reichste Beobachtungsmaterial. Die neubesetzten, weiten, fast menschenleeren Gebiete Rußlands zogen seit der Zeit Katharinas der Großen aus Westeuropa Scharen von energischen, arbeitslustigen Leuten an. Deutsche, Tschechen, Holländer, Franzosen, Bulgaren, Serben, Italiener, usw. verließen ihre Heimat und gründeten hier Kolonien. Besonders groß war der Zuzug der Deutschen, während die anderen Völker bei weitem weniger in Erscheinung traten. Die deutschen Kolonien Rußlands bestanden nicht allein aus Deutschen (Deutschländern, wie die Kolonisten Reichsdeutsche nennen) sondern zu ihnen gesellten sich außerdem Österreicher und Schweizer. Auch die holländischen Menoniten verloren allmählich ihr holländisches Gepräge und wurden „deutsch“.

Über die deutschen Kolonien Rußlands hat sich im Laufe der 150 Jahre ihres Bestehens eine große Literatur angehäuft. Die Mehrzahl der Arbeiten behandelt die Wolgadeutschen. Weniger Arbeiten sind über die anderen Teile der U.S.S.R. in dieser Hinsicht vorhanden. Vor kurzem ist eine lesenswerte Schrift über die sibirischen Kolonien von Dr. Helmut Anger im Ost-Europa Verlag erschienen. Doch geben zumeist alle diese Werke nur einen allgemeinen Überblick. Wir finden aber, daß gerade beim Studium der Isolierungsfrage ein anderer Weg gewählt werden muß. Um hierbei zu wirklich gesicherten Resultaten zu kommen, muß eine Kolonie oder ein größerer Komplex gleicher oder ähnlicher Kolonien der Reihe nach erforscht und allseitig studiert werden. Nur das auf solche Art gewonnene Material kann für die Lösung der Frage über die Isolierung verwendet werden.

Vor 25 Jahren brachten wir im „Globus“ unsere Arbeit über die Kolonie Rybensdorf im Gouvernement Woronesch, Kreis Ostrogoschsk, S.O. Rußland<sup>1)</sup> zum Abdruck. Wir hatten hier die sog. ethnisch-kulturelle Isolierung im Auge. Obschon die geographischen Verhältnisse der geschilderten Kolonie keineswegs (weit und breit zugängliche Ebene der Steppe) der Isolierung günstig waren, erhielt sich daselbst die deutsche Eigenart (Religion, Sprache, kulturelle und physische Eigenschaften,

<sup>1)</sup> B. Adler, Die deutsche Kolonie Rybensdorf im Gov. Woronesch, Globus, Bd. LXXXVII. N. 2. 1905 und russ. im Russkij Antropolog. Žurnal. 1904.

usw.) in fast reinem Zustande im Laufe von über 150 Jahren. Zufällige Mischehen bildeten die größte Ausnahme. Allerdings war das vor etwa 30 Jahren der Fall. Jetzt, bei dem bedeutend regeren Verkehr in Rußland, der allgemeinen Wehrpflicht, der Schule, den wirtschaftlichen Verhältnissen, dem Kriege und besonders der Revolution mit dem Bürgerkriege sind die Umstände natürlich anders geworden, und die Isolierung in dem ethnischen und anthropologischen Sinne ist kaum mehr vorhanden.

Ein anderes Beispiel wählten wir für unsere Frage, indem wir die zwei Schwesterkolonien Gnadenberg und Neudorf bei Suchum in Abchasien, im Sommer 1927 studierten. Wir erhielten von der 1. Moskauer Staatsuniversität und von dem Biologischen Timirjasew-Institut in Moskau den Auftrag, die Bevölkerung des interessanten Abchasiens in anthropologischer, und in medizinisch-sanitärer Hinsicht zu untersuchen. An der Arbeit nahmen unter unserer Leitung drei Ärzte (die Herren Uspensky, Uskoff und Ryschhoff) und vier Medizin-Studenten (Malinowsky, Laptschinsky, Rudermann und Tarubaroff) teil. Während der zwei Monate unseres Aufenthaltes untersuchten wir sowohl die autochthone Bevölkerung der Abchasier und Mingrelen, als auch die interessante Negerkolonie und endlich die erwähnten zwei deutschen Kolonien.

Die Behörden der kleinen Republik Abchasien kamen uns in jeder Hinsicht entgegen, und stellten uns auch einige Mittel zur Verfügung. Wir sprechen ihnen hier unseren besten Dank aus. Unser vorliegender kleiner Beitrag soll nun zeigen, wie der Nordländer, der Deutsche — in der subtropischen Natur Westkasiens heimisch geworden ist. Den anthropologischen Teil unserer Arbeit bringen wir demnächst in einem besonderen Artikel. Hier sollen die kulturellen Momente beleuchtet werden.

Die Kolonien sind 1884 gegründet worden. Leider sind die Kirchenbücher, wie auch die Kaufakte während der Revolution von den Behörden beschlagnahmt worden und spurlos verschwunden, so daß wir nähere schriftliche Unterlagen über die ersten Jahre des Bestehens der Kolonien nicht besitzen. Zum Glück leben noch viele Kolonisten, die den ersten Grundstein der Kolonien mit gelegt haben. Besonders viel Angaben erhielten wir von dem energischen Julius Besinger (aus Riga), dem wir hier unseren Dank aussprechen. Der Entstehung der Kolonien gingen zwei Versuche, sich hier anzusiedeln voran. Nämlich Ende der 70. Jahre wandte sich die Königin von Württemberg an die Kaiserin von Rußland mit der Bitte, auswanderungslustigen Württembergern, in ihrem Reiche, Land zu geben. Es kamen in die Gegend von Suchum mehrere Familien, die die Gegend Abschakwa (abchasische Vorstadt) 4 km von Suchum in einem Talkessel zwischen hohen Bergen zum Wohnort wählten. Die Neuankömmlinge waren mittellos und die Verhältnisse, die sie hier antrafen, waren ihnen sehr ungünstig. Diejenigen, die am Leben blieben verließen die Gegend bald wieder. Die größte Verheerung unter ihnen richtete die Malaria an, sie raffte auf einmal 14 Menschen weg. Die Leute waren so erschöpft, daß sie die Leichen nicht mehr tragen konnten, sondern den Toten Stricke an die Füße banden und sie so in die Gruft zogen. Noch jetzt kann man auf einem Kolonistengehöft das Massengrab sehen. Einige Jahre später kamen zwei Kolonisten — ein Deutscher (Bender) aus Australien, der dort seine Farm verkauft hatte, und ein Reichsdeutscher hinzu. Beide blieben hier nicht lange. Zu ihnen gesellten sich allmählich Landsleute aus den verschiedensten deutschen Staaten, ferner solche aus Galizien, Österreich, dem Baltikum, von der Wolga, aus Bessarabien und Russisch-Polen.

Es waren im ganzen 27 Hofbesitzer. Ein Teil kam ohne Frauen. Der obengenannte Julius Besinger schilderte uns in lebhaften Farben, wie die



Kolonisten ihre ersten Versuche, hier festen Fuß zu fassen, machten. Er selbst kam aus Riga, blieb in Rostow am Don stecken, dann bekam er über Jeisk und die deutsche Kolonie Helenenthal bei Tiflis Nachricht, daß bei Suchum eine Deutsche Kolonie im Entstehen sei.

Ganz mittellos gingen er und sein Bruder dahin. Da es zu dieser Zeit noch keine Fahrwege gab, war die Reise sehr beschwerlich, zumal das Gepäck, welches zu beiden Seiten eines Maultieres festgemacht war, ständig gehalten werden mußte. Die Wegverhältnisse bei Suchum sind auch jetzt noch sehr primitiv. Die deutsche Siedlung lag von Suchum 4 Werst entfernt. Der Ort, in dem sie nun endlich angekommen waren, lag in gerader Linie 2 km vom Schwarzen Meere entfernt. Die Berge waren dicht mit Eichen, Kastanien, Erlen, Mimosen, wilden Pfirsichen, Pflaumen, Samschitbeständen usw. bedeckt. Sämtliche Bäume waren mit undurchdringlichen, stacheligen Brombeeren und Clematis *v. alba* umrankt. Den Unterwald bildete ein Dickicht von baumartigen Farnen, die jede junge Baum- und Grasvegetation erstickten. Die Kolonisten hatten kein Vieh und keine Geräte. Mit großer Mühe schlugen sie dünne, harte Baumstämme ab und bauten aus ihnen ein zeltartiges Gestell, das sie mit Leinentuch bedeckten. Einige Schritte entfernt heulten die Schakale, die Wildschweine trotteten in Scharen in der nächsten Nähe umher. Ab und zu stattete ihnen auch der Bär seinen Besuch ab. Sie schliefen mit geladenem Gewehr unter dem Kopfkissen. Um ihre Zelte rodeten sie ein großes Feld, das sie mit Mais bepflanzten. Das Bewachen der Felder machte ihnen viel Sorge. In der Nacht kamen fortwährend Wildschweine, die die Saat vernichteten. Auch das Vieh der Mingrelrier aus der Nachbarschaft, das keinen Stall und keinen Zaun kannte, kam auf die Felder und verheerte sie. Die Ernte war trotzdem sehr groß, — die Stauden waren fast fünf Meter hoch, und jede von ihnen trug mehrere Kolben. Doch die Preise für den Mais waren zu gering, und mit der Zeit säte der Kolonist Mais nur noch für den eigenen Bedarf und nicht zum Verkauf. Er versuchte auch Weizen und Gerste anzubauen, doch das feuchte Klima mit ca. 1250 cm Niederschlägen pro Jahr war nicht dazu angetan. Inzwischen rodeten die Kolonisten den Wald weiter aus und legten ihre ersten Gärten an. In den Wäldern wuchsen kleine, bittere rötlich gefärbte Pfirsiche, auch Pflaumen und wilde Birnen. Viele Stellen des Waldes waren früher Gärten der Abchasier, die nach dem russisch-türkischen Krieg (1878) nach der Türkei ausgewandert waren. Diese schönen Gärten verwilderten mit der Zeit. Als die Kolonisten diese Gegend im Besitz genommen hatten, veredelten sie die Pfirsiche wieder. Augenblicklich bringen beide Kolonien die besten Früchte nach Suchum zum Markt. Weiter pflanzten sie kleine abchasische Äpfel, mehrere Sorten Birnen, Nußbäume, Feigen, Maulbeerbäume, Kirschen, Pflaumen u. a. m.; auch Zitronen und Mandarinen, die an der Küste des Schwarzen Meeres gut gedeihen, wurden hier angebaut; sie wuchsen auch gut, doch nach einem rauen Winter in einer Höhe von 500 m erfroren die zarten Pflanzen. Die erste Zeit war Gartenbau Hauptbeschäftigung. Dazu gesellte sich auch Weinbau. Zu diesem Zwecke ließen sie verschiedene gute Sorten aus der Krim kommen, da die bei ihnen wachsende Rebe Isabella, eine an hohen Erlen sich bis zur Krone hinauf rankende Art, einen schlechten Tafelwein lieferte. Doch die Sorten aus der Krim erkrankten am Rost, da das Klima allzu feucht war, und die Beeren platzten und fielen herunter. Die erste Zeit kelterten die Kolonisten nur einen säuerlichen Wein, der wenig von dem abchasischen zu unterscheiden war. Doch mit der Zeit lernten sie aus ihren Reben vier gute Sorten Wein zu bereiten: trockenen Rotwein, Portwein, süßen Weißwein und Rotwein. Einige Wirtschaften gaben bis zu 800 Eimer. Den größten Teil davon



tranken die Kolonisten selbst, nur ein geringer Rest wurde verkauft. Getrunken wird sehr viel, und ich hörte, daß der große Vorrat kaum bis Weihnachten reicht. Alt und Jung trinkt Wein, da man das rohe Wasser aus Furcht vor Malaria nicht trinkt. Aus den Überbleibsel und verdorbenen Früchten brauen die Kolonisten wohlriechenden Branntwein. Seidenzucht wurde ebenfalls versucht, doch für diese mühsame Arbeit fehlte es ihnen an Zeit. Bienenzucht konnte ebenfalls gut gedeihen, doch da die Ansiedler in der letzten Zeit sich fast ausschließlich dem Anbau von Tabak widmeten, sammeln die Bienen den Honig zumeist aus dessen bitteren Blüten. Der Honig ist daher auch bitter. Er wird nicht verkauft und nur im Haushalt verbraucht. Der Tabak von Suchum und Umgegend, dessen Anbau vor ca. 40 Jahren auch von seiten der Kolonisten begonnen wurde, ist ein begehrter Exportartikel, und große Ladungen davon werden nach Ägypten verfrachtet, wo er verarbeitet und dann als „ägyptischer“ verkauft wird. Es werden zwei Sorten angebaut, der sog. „Samsun“ und der „Trapezund“. Sie selbst rauchen nur wenig. Wenn sie es tun, nur Zigaretten entweder eingeführte oder aus eigenem Tabak selbst hergestellte. Pfeifen sind nicht üblich. Mit der Zeit wurde der Gartenbau immer mehr vom Tabak verdrängt. Der Anbau des Tabaks ist aber sehr mühsam. Der Boden — grüner Lehm mit großen Steinen gemengt, ist hart, und schwer zu lockern. Außerdem wird er in Kürze vom Tabak ausgesaugt und verlangt Kalisalzdüngung. Zum Lockern des Bodens nehmen die Kolonisten Kalk, doch zum Kauf desselben fehlen ihnen jetzt die Mittel. Viehmist ist ebenfalls wenig da, da der Viehbestand der Leute nur gering ist und es auch das ganze Jahr auf der Weide bleibt und den Stall wenig kennt. Der Tabakbau bedroht die Kolonisten, gleich ihren Nachbarn, die Griechen, Armenier, Abchasier und Mingrelen mit einer vollständigen Sterilisierung des Bodens. Ihre Nachbarn in der Umgebung von Suchum, besonders die Griechen und Armenier, beuten den Boden im Laufe von 10 Jahren gänzlich aus und siedeln dann auf eine neue Stelle um. Dasselbe kann auch den Kolonisten drohen — trotzdem setzen sie diese extensive und schädliche Form der Bodennutzung immer fort. Der Wald, der früher bis zu den Gipfeln der Berge reichte, ist jetzt fast abgeholzt. Der Kampf mit Farnen und Schlingpflanzen bleibt die ewige Sorge der Bauern, und ein Feld, das nur ein Jahr ruht, wird sofort von einem Farndickicht bedeckt. Bekämpft wird diese Plage durch abbrennen und ausroden. Nicht weniger Kummer bereitet ihnen der schwere steinige Boden. Der Pflug, den früher ein träger Büffel zog, später durch das Pferd ersetzt, bearbeitet nur dürrt den Acker. Nach jedem Regen (und Regen sind hier gewöhnlich) wird der Boden wieder zementhart. Die Steine darin werden mit den Händen herausgeholt, und diese schwere Arbeit besorgen die Kinder. Der Angabe der Kolonisten nach, soll das dazu beitragen, daß die Kinder, welche diese Arbeit von den zartesten Kinderjahren an beginnen, schwach sind und der Schulbesuch sehr unregelmäßig ist. An Vieh wurde zuerst eine Kuh angeschafft. Mit der Zeit wuchs der Viehbestand, und jetzt besitzt fast jede Wirtschaft vier Kühe, mehrere Kälber, zwei Pferde, einige Schafe und Schweine. Die Milch wird frühmorgens in der Stadt verkauft. Die Kolonisten und Kolonistinnen (die letzteren im männlichen Sattel) reiten in die Stadt, und an den Seiten des Pferdes hängen die Blechgefäße mit Milch. Sie und ihre Nachbarn, Esthen aus der Kolonie Ober- und Unter-Lindau, sind die einzigen Milchlieferanten für die Stadt, da die Eingeborenen keine Milchwirtschaft kennen. Das Vieh wurde von ihnen in Rußland und vor allem in der Krim gekauft. Die beliebteste Farbe des Viehes ist braun.

Die Hungerjahre von 1920—21 und der Bürgerkrieg haben den Viehbestand wenig beeinflusst, nur in der letzten Zeit als die Kolonisten

gezwungen wurden, zur „Kollektivwirtschaft“ überzugehen, zogen viele vor, das Vieh zu schlachten um es nicht in die „Kolehosi“ (Kollektivwirtschaft) abzugeben. Im Vergleich zu den Esthen steht die Milchwirtschaft der Deutschen auf einer niedrigen Stufe. Dieses erklärt sich dadurch daß die Esthen mehr und besseres Land haben.

Ursprünglich waren die Kolonisten fast ausschließlich Handwerker. Wie ihre geschilderten Beschäftigungen beweisen, sind sie jedoch gegenwärtig gute Ackerbauern geworden. Die Haupterwerbszweige sind Tabakbau und Milchwirtschaft. Bienenzucht, Acker- und Gemüsebau spielen eine untergeordnetere Rolle.

Ihre Hauptenergie richteten die Ansiedler auf das Erhalten ihres Landbesitzes. In der ersten Zeit hatte jede Wirtschaft 10 Dessjatinen. Da die Bearbeitung des schweren Bodens Anfangs ihre Kräfte überstieg, verpachteten sie das überflüssige Land an Armenier, in der Hoffnung, gut bearbeiteten Boden zurück zu bekommen. Außerdem nahmen sie Lohnarbeiter, meistens Russen, Ukrainer und landlose Deutsche an. Im Leben der Kolonien sind zwei kritische Momente zu erwähnen. Der erste fällt in die letzten Jahre der Zarenregierung. Nach einem speziellen Gesetz, das während des Weltkrieges erlassen wurde, sollten alle deutschen Kolonisten aus dem europäischen Rußland und dem Kaukasus nach Sibirien ausgewiesen werden. Das Gesetz wurde auch teilweise durchgeführt. Sogar noch während der zeitweiligen Regierung von Kerenski blieb es in Kraft, doch verhinderte der Mangel an Zeit, die Durchführung. Erst während der Sowjetregierung wurde es aufgehoben, und wir sehen, daß als erste die Wolgadeutschen (1918) die Autonomie erhielten. Die zweite große Schwierigkeit entstand durch den Versuch, ihnen auf unrechtmäßige Weise 90 Dessjatinen wegzunehmen. Doch hatten die Kolonisten selbst nicht mehr Land genug. Das an die Armenier verpachtete Land mußte diesen endgültig überlassen werden, da das neue Gesetz bestimmte, daß das Grundstück dem Pächter als Eigentum verbliebe, falls ein Garten darauf angelegt worden wäre. Auf diese geplante Maßnahme hin schickten die Kolonisten Gewährsmänner aus, um neues Land im Gouvernement, Stawropol (N. Kaukasus) zu suchen. Als die Delegierten zurückkehrten, wurden sie von dem Präsidenten der Abchasischen Republik empfangen, dem sie ihren Auswanderungsplan vorlegten. Da das Verlassen der Kolonie die Milchversorgung der Stadt bedrohte, beruhigte der Präsident die Leute und versprach, ihnen das Land zu lassen. Zur Zeit sind ihre Wirtschaften 6 Dessjatinen groß. Der dritte Punkt, wo der Kolonie als solcher eine neue Form der Wirtschaft bevorstand, ist die inzwischen eingeführte Kollektivisierung. Wie diese von den Kolonisten aufgenommen wurde, wissen wir nicht.

In der ersten Zeit der Ansiedlung war die Gegend fast menschenleer. Nur hier und da standen vereinzelte Hütten der Mingrelier und Abchasen. Später jedoch wurden auch zwei esthnische Kolonien gegründet. Diese versperrten den Kolonisten die Möglichkeit, sich nach NO. auszubreiten. Im folgenden wurden die Anhöhen von Russen besiedelt und endlich ließen sich in den deutschen Dörfern auch mehrere armenische Familien nieder. Das Verhältnis zu den Nachbarn ist ein friedliches, abgesehen von den Mißverständnissen wegen des Viehes, das die Felder der Kolonisten schädigte und den Pachtzwistigkeiten mit den Armeniern. Auch das Einvernehmen zwischen den Gnadenbergern und den Neudorfern kann ein gutes genannt werden, wenn auch in Schulfragen, bei Ratswahlen und kirchlichen Angelegenheiten ein gewisser Antagonismus zu beobachten ist. Die Erkenntnis einer gemeinsamen Stammesangehörigkeit wiegt aber auch hier immer vor. Sie fühlen sich als Deutsche, bewahren ihre Sprache



und behaupten ihre Religion. Sprachlich sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Die einen, die Balten, die Städter aus Rußland und Deutschland, sprechen Hochdeutsch; die weniger Gebildeten aus den Wolgakolonien und die Landsleute aus Westdeutschland sprechen ihren schwäbischen Dialekt. In die Sprache sind auch mit der Zeit russische und armenische Worte gekommen. Doch ist sie immer noch ziemlich rein und gut verständlich, was bei vielen Wolgakolonisten nicht mehr zutrifft. Russisch sprechen alle Kolonisten, nur die alten Frauen verstehen es mangelhaft. Viele Kinder sprechen auch armenisch. Die Armenier ihrerseits haben deutsch gelernt. In religiöser Hinsicht waren die Kolonisten evangelisch, nur zwei Familien waren katholisch, die später gleichfalls evangelisch wurden. Die Mischehen, die mit der Zeit vorkamen, veränderten den religiösen Bestand der Kolonien wenig. Die Deutschen vermieden den Umgang mit den Andersgläubigen. Nur ein deutsches Mädchen heiratete einen Mingrelier, und das Kind wurde griechisch-orthodox getauft. Die Ehen (3) mit Russinnen gaben eine lutherische Nachkommenschaft. So ist in der Familie Hart die Mutter eine Russin vom Kuban. Sie spricht wohl kein Deutsch, versteht aber alles und besucht jeden Sonntag das evangelische Bethaus. Die Kinder aus dieser Ehe sind echte deutsche Kolonistenkinder. Eine andere Familie, Smirnoff, hatte einen russischen Großvater, aber seine Enkel sind ebenfalls typische deutsche Kolonisten geworden. Nur anthropologisch ist ein Unterschied zwischen diesen und den rein-deutschen Siedlern zu bemerken. Für ihr Bethaus und ihre Schule stehen die Bewohner sehr energisch ein. Nach der neuen Verordnung dürfen Kirche und Schule nicht in demselben Haus untergebracht sein. Dieses machte den Kolonisten viel Kopfzerbrechen. In den letzten Jahren erschienen aus der Stadt baptistische und evangelistische Prediger, die das Ende der Welt, das Herannahen des Tausendjährigen Reiches verkündeten und die Leute aufforderten, evangelistisch zu werden. Sechzehn Kolonisten traten der neuen Lehre bei. Dieses schuf einen tiefen Spalt in den Familien, da einige Mitglieder derselben evangelistisch wurden, während der andere Teil lutherisch blieb. Die neue Gemeinde verlangte einen Anteil an dem Bethaus, was auch bei den Bauern viel böses Blut machte. Die Neubekehrten verbringen einen großen Teil ihrer Zeit im Gebet und in religiösen Versammlungen. Solche Lebensart hält sie von der früheren energischen Arbeit in ihrer Wirtschaft ab, was zu einer Vernachlässigung des Haushaltes führt. Sie sind apathisch geworden und sagen, daß es sich nicht lohne zu arbeiten, da das Weltende nahe wäre. Im allgemeinen ist das religiöse Empfinden stark gesunken.

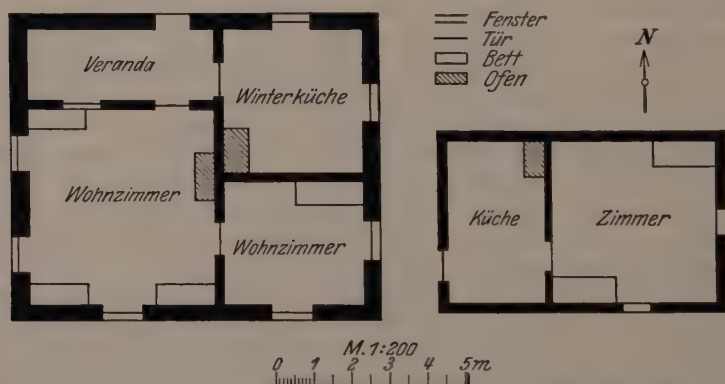
In politischer Hinsicht ist der Kolonist sehr konservativ, während die ethnischen Kolonien bereits Kommunisten und einen kommunistischen Jugendverband aufweisen, haben die deutschen Kolonien außer ein paar Vertretern des kommunistischen Jugendverbandes keine Parteimitglieder. Mehrere Familien bekommen aus Moskau die „Deutsche Arbeiterzeitung“, doch hat diese auf ihre Gesinnung keinen wesentlichen Einfluß. Für die ältere Generation bleibt die Bibel noch immer das verbreitetste Buch, das gewöhnlich den Ehrenplatz neben den deutschen Klassikern auf dem Regal einnimmt. Zum Lesen haben die Kolonisten übrigens zu wenig Zeit. Wenngleich Schulzwang existiert, besuchen die Kinder die Schule unregelmäßig, weil sie im Felde mitarbeiten müssen (50%). Sie haben deshalb eine mangelhafte Bildung, lesen, schreiben und rechnen schlecht und wissen fast gar nichts von Geschichte und Geographie. Die Schule ist ein einstöckiges Haus. In demselben Gebäude wurde auch der Gottesdienst jeden Sonntag regelmäßig abgehalten. Unterricht erteilen zwei Lehrerinnen, die eine wird vom Narkompros (Kommissariat für Volksaufklärung) bezahlt



(42 Rubel monatlich), die andere bekommt von der Kolonie 300 Rubel jährlich und auch Lebensmittel. In dem zu kirchlichen Zwecken benutzten Raum steht ein Katheder, ein Tisch, der als Altar dient, ein Harmonium und mehrere grobe Holzbänke. Der Gottesdienst wird gut besucht, da aber niemand zu spielen versteht, wird nur gesungen, und der Chor von einem jungen Kolonisten dirigiert. Geleitet wird der Gottesdienst ebenfalls von einem jungen Kolonisten aus Cherson, der seinen Lebensunterhalt als Lohnarbeiter verdient. Für seine Tätigkeit als Geistlicher bekommt er von der Gemeinde 15 Rubel monatlich. Ein- oder zweimal im Jahre kommt der Pastor aus Tiflis. Der Zusammenhang mit der früheren Heimat — Deutschland — ist längst verschwunden. Viele jüngere Leute wissen gar nichts von Deutschland, während die Älteren von ihrem Ursprungsland viel gehört und das größte Interesse dafür haben. Einige waren während des Krieges in Westpreußen. Andere lernten Deutschland während der Gefangenschaft kennen. Daß diese isolierten Menschen keine zutreffende Vorstellung von der Außenwelt haben, ist verständlich, und zeigt sich unter anderem auch darin, daß ein Kolonist mich fragte, ob ich in Deutschland gewesen wäre und dort vielleicht den „Willy aus der Kolonie“ getroffen hätte. Mit Reichsdeutschen trafen sie zum ersten Male zusammen, als in Abchasien deutsche Gefangene interniert wurden. Die deutschen Soldaten kamen aus Suchum in die Kolonie, um ein Glas Wein zu trinken. Trotzdem es für die Leute nicht ungefährlich war, freuten sie sich, wenn sie den Gefangenen etwas Angenehmes erweisen konnten. Nachdem die Feldgrauen in die Heimat zurückgekehrt waren, schrieben die den Kolonisten Dankbriefe. Später, während der deutschen Besetzung im Kaukasus, haben die Kolonisten keine Deutschen gesehen. Das nationale Gefühl äußert sich auch im Verhältnis zu den deutschen Lohnarbeitern, die mit zur Familie gerechnet werden.

Schon bei der Gründung der Kolonie gab es Reiche und Arme. Die Lohnarbeiter bilden keinen besonderen Stand und sind nicht organisiert. Sie betrachten ihre Arbeit nur als vorübergehend. In den schweren Jahren der Hungersnot an der Wolga, in der bewegten Kriegs- und Revolutionszeit, blieben in der Kolonie mehrere Deutsche aus verschiedenen Gegenden Rußlands sitzen. Alle Kolonisten verstehen das Tischler- und Schusterhandwerk. In der letzten Zeit hat sich hier so manches Gewerbe herausgebildet, doch sonst unterscheiden sich die Handwerker nicht von den übrigen deutschen Landarbeitern. Nur körperlich ist der Handwerker schwächer und verbraucht mehr Alkohol als die ausschließlich in der Landwirtschaft tätige Bevölkerungsgruppe. Nach der Revolution haben die Reichen ihre Guthaben bei der Bank verloren. Dieses führte zu einer gewissen Gleichstellung aller Kolonisten. Der Unterschied zwischen den Häusern der Armen und Reichen ist auch jetzt noch äußerlich, sowie in der Inneneinrichtung sofort erkennbar. Gewöhnlich sind die Häuser aus Holz gebaut, mit Lehm und Kalk beworfen und weiß mit Kreide angestrichen. Sie machen im üppigen Grün einen höchst freundlichen Eindruck. Die größeren Häuser haben drei bis vier Zimmer, die kleineren zwei oder ein Zimmer (siehe den Plan). Alle sind auf die Erde gebaut, nicht wie die Häuser der Abchasier, die auf zwei bis drei hohen Pfählen errichtet werden. Vor dem Hause ist eine schmale Veranda gelegen, auf der verschiedener Hausrat liegt, und wo die Familie die Mahlzeiten einnimmt. In größeren Wirtschaften steht etwas abseits eine besondere Küche. In letzter Zeit baut man auch Steinhäuser und solche aus Zementhohlziegeln. Oft sieht man einen kleinen Vorgarten, in den man die, für das mittlere Rußland gewöhnlichen Blumen sieht, wie z. B. Levkojen, Löwenzahn, Tuberosen usw. Im Garten wachsen alle Bäume und Sträucher, die man sonst in

Abchasien findet, außer der Dattelpalme, die die raue Höhe nicht verträgt. Hier finden wir Bananen, Zypressen, Chamaerops, Lorbeeren, Magnolien usw. Auf dem großen Hofe stehen gewöhnlich einzelne schattige Bäume. Der Viehstall ist oft dicht an das Wohnhaus angebaut. Kornspeicher und Vorratskammern auf Pfählen sind aus Reisern geflochten und heißen „Kukurusnik“ (russ. Mais — Kukurusa). Unter den letztgenannten Bauten stehen große Wagen, die sog. Moshary, Ackergeräte und ein großer ausgehöhlter Kastanienbaum, in den man Wein preßt. Hier hängen auch unzählige Körbe, worin man Pfirsiche in die Stadt bringt. In der Mitte des Hofes ist ein Brunnen gegraben, in dessen Mündung ein zementiertes oder aus gebranntem Ton gemachtes Rohr eingelassen ist. Gnadenberg hat weniger Quellwasser, Neudorf dagegen mehrere Quellen. Die kleinen Flüsse Bessedka und Kilassuri sind zum Baden nicht geeignet, weshalb die Jugend zu diesem Zwecke ans Meer geht. Badehäuser haben die Kolonisten nicht, sie baden im Winter zu Hause. Sie machen einen sehr reinlichen Eindruck. Die innere Einrichtung des Hauses ist sehr freundlich. Die Decke ist aus Holz, oft mit Bewurf, die Wände sind weiß getüncht,



Grundrisse zweier Häuser aus den deutschen Kolonien Neudorf. und Gnadenberg. Links Haus eines bemittelten Kolonisten, rechts Haus eines armen Kolonisten.

der Fußboden besteht aus weißen oder gelbgestrichenen Brettern. Von der Decke hängen meist getrocknete Blumensträuße herab. An den Wänden sind Photographien von Verwandten und Bekannten, Öldrucke, auch gestickte oder gezeichnete Bibelsprüche oder andere fromme Sprüche befestigt. Auf dem Regal findet man die Bibel und deutsche Bücher. Ferner sind Tische, Stühle, Kommoden usw. vorhanden. Die so charakteristischen Truhen erinnern an Deutschland und haben nichts gemeinsames mit den bei den Russen üblichen Truhen. Ebenfalls aus der alten deutschen Heimat haben die Kolonisten ihre Wiege übernommen. Die deutsche Form der Wiege fällt besonders auf, wenn man aus einer abchasischen Hütte kommt. Hier schläft das Kind in einem niedrigen Bettchen, an dem es fest angebunden wird. In letzter Zeit werden Holzbetten durch Eisenbetten ersetzt. Alle Betten sind nach deutscher Art mit schweren Federpfählen bedeckt. Erst neuerdings sind auch Bettdecken in Gebrauch gekommen, — ein Entlehnung von den Russen. Das Ehepaar schläft auf einem Bett. Die Witwen schlafen zusammen mit ihren Töchtern. Die Mehrzahl der Kinder hat ein eigenes Bett. Im Sommer schlafen die Jungen auf dem Heuboden oder im Kukurusnik. Oft schlafen sie auch während des warmen abchasischen Winters im Freien. Außer dem Wohnzimmer

aus: Kukurusnik  
die russische Bezeichnung



ist in jedem Hause eine „kalte Kammer“ vorhanden, wo wertvolle Gegenstände, Wein, und Branntwein aufbewahrt werden. In reicheren Häusern ist ein spezieller Dörröfen für Obst gebaut. Das ganze Gehöft ist umzäunt, entweder mit Brettern oder Draht, der in die Rinde der Bäume eingelassen ist und so durch die, infolge der Verletzungen entstandenen Narbenbildungen festgehalten wird. Oft ist auch um das Grundstück ein tiefer Graben gezogen. Dieser dient zur Trockenlegung des feuchten Boddens. Jetzt ist derselbe fast vollständig drainiert. Nur ab und zu findet man kleine Bestände von Schilf und Rohr. Für Enten und Gänse sind auf einigen Höfen seichte Pfuhle ausgegraben. Die Kolonisten behaupten, daß der Wasserreichtum der Gegend durch das Abholzen des Waldes in der letzten Zeit stark abgenommen hat. Diese Maßnahme hatte den Vorzug, daß die Malaria zusehends zurückging. Zuerst war die Mückenplage fürchterlich. Jetzt sind weniger Mücken da, doch hat der Malariaträger — der Anopheles — noch immer genügend Lebensmöglichkeiten. Unter den von unserer Expedition Gemessenen waren wenigstens 75% Malariakranke. Besonders stark wütet die Malaria im Herbst und Frühjahr. Die Kolonisten versichern, daß der Genuß von Pfirsichen und das Trinken von ungekochtem Wasser die Malaria hervorrufen. Besonders bedrohlich war die Epidemie in der Zeit von 1922—23, als man kein Chinin hatte. In der Nähe der Kolonien ist kein Krankenhaus, an Privatärzte wendet sich der Bauer ungern, da er jede Ausgabe scheut. Deswegen behandelt er die Malaria mit Hausmitteln oder gar nicht. Die Malaria bildet die hauptsächlichste Ursache zur Entartung und sogar zum Aussterben der Kolonisten. Das Vorhandensein einer großen Anzahl von schwindsüchtigen und anämischen Personen kann auf die hartnäckige Malaria zurückgeführt werden. Dies ist um so mehr zu bedauern, als der Kolonist das gesunde Meer und die kräftigende Gebirgsluft zur Verfügung hat.

Die Nahrung der Bevölkerung ist reichhaltig und gesund. Im Anfange aßen sie gekochten Maisbrei nach kaukasischer Art den sog. Mamlik, jetzt kaufen sie in der Stadt Weizenbrot oder backen grobes Weizenbrot zu Hause selbst. Auf die Frage, was für Speisen sie vorzögen, erhielten wir die Antwort, daß sie in erster Linie Fleisch- und Mehlspeisen, dann erst Gemüse gern aßen. Milch trinken sie wenig und ungern. Die Kinder antworten gewöhnlich, daß sie Milch nicht mögen. Es ist doch aber wohl anzunehmen, daß die Milch nur verkauft wird und für die Familie nichts übrig bleibt, wenngleich wir während unseres Aufenthaltes in der Kolonie nur mit knapper Not Milch bekommen konnten. Der Speisezettel richtet sich nach der Jahreszeit, im Winter ißt man mehr Fleisch, in der warmen Jahreszeit mehr pflanzliche Kost. Angebaut werden Kohl, Rüben, Bohnen, Gurken, Salat, Radieschen, Kartoffeln, Tomaten, mehrere Kürbissorten usw.

Trotz der guten Ernährung sind die Kolonisten körperlich nicht kräftig. Außer der Malaria, der sehr schweren Arbeit, dem unmäßigen Wein- und Alkoholgenuß, kann auf die Entartung auch die hier verbreitete Inzucht gewirkt haben. Wir fanden unter 120 von uns Gemessenen nur 10 Familiennamen — alle waren verwandt. Als ich ihnen erzählt hatte, daß die Inzucht bei den Tieren zur Entartung führen kann, antworteten sie: „Die Ehe ist keine Lotterie, wir kennen unsere Mädels, die Fremden aber kennen wir nicht. Außerdem, wenn wir hier heiraten, wird unser Land nicht zersplittert und bleibt in denselben Händen. Und was sollen dann unsere Mädchen anfangen?“ Wie dem auch sei, der gegenwärtige Kolonist (2. und 3. Generation, die in der Kolonie geboren ist) ist nur von schwacher Statur. Besonders schwach sind die Kinder. Ihr Knochenbau ist zart und gebrechlich, viele zeigen stark vergrößerte Drüsen, das Zahnsystem ist kariös



die geschlechtliche Reife tritt spät ein. Wir fanden oft Jünglinge von 16 Jahren, die keinen Haarwuchs an den Geschlechtsteilen und unter den Achseln hatten, sogar mit 19 Jahren waren etliche da, die denselben Befund aufwiesen. Das Mädchen entwickelt sich früher. Das Klima scheint auf dieser Seite nicht gewirkt zu haben. Das Gegenteil sehen wir an den benachbarten Kaukasiern, die geschlechtlich sehr früh reif werden. Die Haut ist außerordentlich zart und weiß. Dies erklärt sich nicht allein durch die Rassenangehörigkeit, sondern durch die Gewohnheit, den Körper immer mit Kleidern zu bedecken. Selbst die Kinder tragen, sogar während der Arbeit festanliegende Kleider, die bis zum Halse hinauf zugeknöpft sind. Die Kolonisten haben genau dieselbe Tracht, wie die Städter. Die Männer tragen Mützen, helle Hemden, die in der Hose getragen werden, Schuhe, Sandalen und in einzelnen Fällen Holzpantinen. Die weichen kaukasischen und auch die russischen Schaftstiefeln sind hier selten. Die Kleidung der Frauen besteht aus Jacken, Röcken aus hellem Zeug und einem weißen Tuch für den Kopf. An Festtagen legen die jungen Mädchen seidene Schals um. Für die Kirche schmücken sie sich mit Blumen, auch in der Hand hält das Mädchen einen Strauß. Die Frauen tragen Ringe, Ohrringe, Spangen und sonstigen Schmuck, den sie in der Stadt kaufen.

Das geistige Leben eines Kolonisten ist sehr beschränkt. Zum Lesen hat er keine Zeit, darum verlernt er das wenige, was ihm in der Schule beigebracht wurde. Zeitungen bekommen nur wenige. Eine Bibliothek und einen Klub haben sie auch nicht. Als wir sie fragten, warum sie keinen Kaufladen hätten, antworteten sie uns, sie wollten nicht, daß sich die Jugend an das Saufen im Laden gewöhne. Trotzdem macht der Kolonist den intelligentesten Eindruck. Es sind alles energische, denkende Leute, die für kulturelles Leben Sinn haben, leider fehlt hier die äußere Triebfeder zur Entwicklung dieser Anlagen.

In unserer Arbeit über Anthropologie der Kolonisten werden wir ihren Typus ausführlich schildern. Hier möchten wir noch kurz das Folgende mitteilen. Die Kolonisten sind durchschnittlich 160—165 cm groß (unter den Gemessenen war nur ein Mann von 174 cm). Meistens sind es schmächtige Gestalten. Die Haut ist hell, bei Kindern milchweiß, die Blutgefäße treten deutlich hervor, das Haar ist dunkelblond oder blond, der Haarwuchs bedeutend. Glatzen waren eine Ausnahme. Die Gnadenberger rasieren das Gesicht glatt, die Neudörfer tragen dagegen einen Bart. Die Mehrzahl ist kurzköpfig (ca. 75%) die übrigen sind subdolichokephal. Das Gesicht ist schmal, oval. Die Augen sind hell; nur ein Mischling (die Mutter eine Deutsche, der Vater ein Mingrelie) hatte dunkle Augen. Da die Kolonisten aus den verschiedensten deutschen Gegenden stammen und daher in ihre neue Heimat verschiedene Körpereigenschaften mitgebracht haben, war es interessant festzustellen, wie sich aus einem derartigen Gemisch ein typischer Kolonist herausgebildet hat. Mit der Zeit entstand der mittlere Typus eines deutschen Kolonisten, wie wir ihn überall in Rußland, besonders an der Wolga antreffen.

In der vorliegenden kleinen Skizze waren wir bestrebt zu zeigen, wie die geographische Isolierung — die Kolonie liegt in einem schwer zugänglichen Kessel — die Eigenart dieses deutschen Häufleins erhalten hat. Die Ansiedler sind jetzt 350 Seelen stark (davon in Gnadenberg 163). Ob diese kleine deutsche Insel noch lange in den Wogen des fremden Meeres erhalten bleibt, ist eine große Frage — besonders jetzt, wo das individuelle Wirtschaften dem Anschein nach, hier sein endgültiges Ziel erreicht hat.

## Einige neue Stücke aus Gräbern der Chibchas.

Von

Generalmajor a. D. Schroeder.

Ein mehrmonatiger Aufenthalt in Columbien, bei dem in erster Linie die Departements Cundinamarca und Boyacá bereist wurden, bot mir Gelegenheit, eine Anzahl Gegenstände zu sammeln, die aus Gräberfunden jener Gegend stammen. Zwar stehen die genauen Fundorte nicht fest, doch kann es sich bei den Umständen des Erwerbs — bis auf einzelne Stücke — nur um Funde aus dem Gebiete um Bogotá und Tunja handeln, den alten Hauptorten der Chibchas.

Nachdem ich mich in der Staatsbücherei in Bogotá in der einschlägigen Literatur unterrichtet hatte, konnte ich das Material des Nationalmuseums — einschließlich der unter Sonderverschluß gehaltenen Kostbarkeiten — eingehend prüfen. Ferner fand ich in Privatbesitz, wenn auch nicht geschlossene Sammlungen, so doch schöne und wertvolle Stücke, so z. B. bei Herrn Dipl.-Ingenieur Kühl, bei Herrn Guillermo Kopp-Castillo (interessante Töpfereien) und bei Herrn Krauß, dem Inhaber der alteingesessenen Juwelierfirma gleichen Namens. Auch die Gattin des Deutschen Gesandten in Bogotá, Gräfin Podewils, die sich durch eine Sammlung der Chibcha-Legenden rühmlich bekannt gemacht hat, besitzt eine kleine Sammlung interessanter Gegenstände. Später hatte ich noch Gelegenheit, die reichhaltige Sammlung des Herrn Ignacio Borda in Duitama zu besichtigen; dieser ist einer der wenigen eingeborenen Privatsammler in der Provinz und hat seine zum Teil sehr interessanten Stücke fast ausschließlich durch eigene Ausgrabungen in der Gegend von Sogamoso zusammengebracht.

Die vorkolumbische Sammlung des Nationalmuseums in Bogotá ist räumlich in einem einzigen Zimmer zusammengedrängt. Sie enthält abgesehen von zwei Steinbildern von San Agustín hauptsächlich Funde aus dem Gebiete der Chibchas, darunter einige Schädel und Mumien. Besonders reichhaltig ist sie an Steinwerkzeugen und Figurentöpfereien, auch an Steinschnitzereien. Von den zahlreich vorhandenen Goldarbeiten stammt der größere Teil aus dem Quimbaya-Gebiet, doch ist hinreichendes Material vorhanden, um die charakteristische Darstellungsweise der Chibcha-Kunst zu studieren. Allerdings erschwert die Beschränktheit des Raumes die Übersicht erheblich, verhindert wohl auch die Erweiterung der Sammlung. Denn es würde sicherlich dem Museum ständig eine fast unbegrenzte Fülle an Funden zufließen können, wenn es gelingen würde, weitere Kreise der gebildeten Schichten in den entlegeneren Gegenden zur Sammeltätigkeit anzuregen. Bei dem tiefen Kulturstand des größten Teiles der eingeborenen Bevölkerung gehen natürlich die meisten Fundstücke unbeachtet verloren, während Goldfunde auch jetzt noch zum großen Teile eingeschmolzen werden. Noch finden sich ausgedehnte Gräberfelder, die nur oberflächlich auf der Suche nach Gold durchwühlt worden sind, und die unberührte Gräber und reiches Material enthalten. Auch in entlegenen Gebirgsgegenden und in altem, jetzt überwachsenem Kulturland sind noch Fundstätten zu erschließen. Denn es kommen im Lande aus Gelegenheitsfunden ständig goldene Tunjos zum Vorschein, die vom Handel aufgekauft und an die Reisenden verkauft werden, obwohl der Handel illegal ist.

Für die Goldschmiedekunst der Chibchas sind charakteristisch die flachen Goldfiguren (Tunjos), bei denen der Umriß im Tiegelguß hergestellt wird, während alle Einzelheiten wie Gesicht, Gliedmaßen, Waffen, Schmuck usw. durch aufgelötete entsprechend gebogene Drahtstücke dargestellt

werden. Augen und Mund sind bei dieser Technik durch flach zusammengedrückte Drahtellipsen wiedergegeben; und dieselbe Darstellungsweise der Gesichtszüge findet sich bei den Tonfiguren sowohl, wie auch bei den Steinschnitzereien in gleich bezeichnender Technik. Ein Vergleich der auf Tafel I wiedergegebenen Abbildungen ergibt dies in ganz deutlicher Weise.



Abb. 1a—1d. Spinnwirteln aus Tonschiefer. (Zeichnungen bei 1d fraglich?)

Von einigen kleineren Gegenständen, Spinnwirteln, Steinperlen usw., gebe ich nur die Abbildungen (1a—1h) wieder. Einige weitere Stücke scheinen mir eine Beschreibung im einzelnen zu verdienen.

1. Steinwerkzeug aus Tonschiefer, Größe 170/35/22 mm, von ungewöhnlicher, langgestreckter Form. Nach den Abnutzungsspuren an



Abb. 1e—1h. Spinnwirtel e aus Tonschiefer, f aus gebranntem Ton, g Halbperle, h Farbenreiber aus Tonschiefer.



der Spitze spreche ich es als Hacke an, die zur Bodenbearbeitung in den Pflanzungen Verwendung gefunden hat; Rille oder Befestigungsspuren sind nicht vorhanden. An dem Stück befinden sich auf der Unterseite einige nachträglich angebrachte Kritzeleien (Abb. 2a).



Abb. 2a. Kleine Hacke aus Tonschiefer.

2. Kleines Steinbeil ohne Rille aus gleichem Material, Größe 55/40/15 mm; das Stück ist an der Schneide abgenutzt; das kleine Werkzeug dürfte wohl nur im Hause gebraucht worden sein (Abb. 2b).

3. Mehrere Figurenköpfe aus Ton, (Abb. 3a—c). Sie zeigen die typische Darstellungsweise von Augen und Mund. Die zylindrische Kopfbedeckung (Krone!) der einen Figur kommt häufig vor. Eigenartig ist der helmartige Kopfschmuck der Figur 3c.

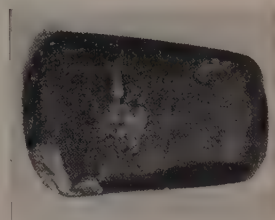


Abb. 2b. Kleines Steinbeil.

4. Flacher tönerner Löffel (Abb. 4), dessen Stiel von einer Figur gebildet wird; es ist dies ein eigenartiges Stück, wie ich es bisher weder in Sammlungen, noch in Abbildungen gesehen habe. Der bandelierartige Schmuck, nach anderen Funden wohl aufgereihete Knochenstücke (s. Restrepo Tafel XII), findet sich auch bei größeren Tonfiguren (Tirana S. 117) als Schmuck bei Häuptlingen.

5. Figur aus Ton, innen hohl, in Gestalt eines plump ausgeführten Vogels (Abb. 5); ein ganz ähnliches Stück findet sich im Völkerkunde-Museum in Berlin. Bei Restrepo sind auf Tafel XXXV ähnliche Figuren



Abb. 3a.

Figurenkopf aus braunem Ton.



Abb. 4.

Flacher tönerner Löffel.

in Vogelform als Musikinstrumente (Flöten) dargestellt. In einem von mir in der Staatsbücherei in Bogotá eingesehenem Werke war ein gleiches Stück abgebildet und als Handlämpchen bezeichnet. Letztere Deutung ist natürlich falsch. Größe 60/60/25 mm.

6. Anhänger aus grauschwarzem Tonschiefer in Nachbildung einer Muschel. Die natürlichen Versteinerungen der Miesmuschel (*mytilus*) findet

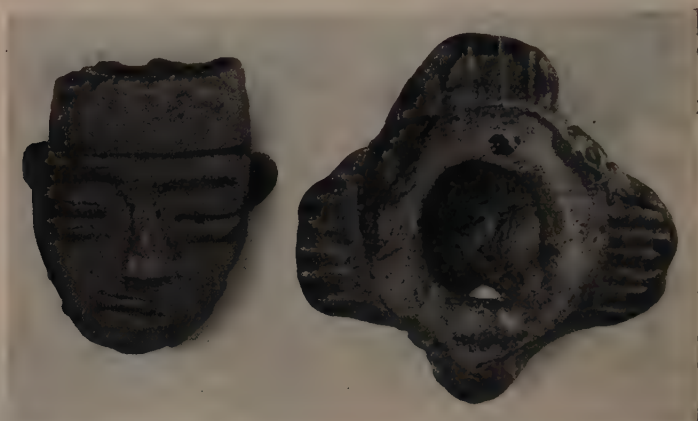


Abb. 3b

Figurenkopf aus grünem Ton.

Abb. 5.

Musikinstrument in Vogelform.

man besonders häufig in der Gegend von Leiva; sie werden oft als Grabbeigaben mitgegeben, wohl als Amulette. Hier ist die Nachbildung einer derartigen Versteinerung als Anhänger verwendet worden (Abb. 6). Größe: 25/10 mm.

7. Bruchstück einer Steinschnitzerei aus dunkelgrauem Tonschiefer (Abb. 7); es gleicht in Form und Größe einigen Stücken des Berliner Museums (s. a. Restrepo Tafel XLI). Es scheint, wie auch die Berliner Stücke, als Matrize

a



Abb. 6b.

Versteinerung der Miesmuschel  
und Nachbildung in Tonschiefer, als  
Anhänger getragen.

Abb. 3c.

Figurenkopf aus hellbraunem  
Ton.

für Punzarbeit verwendet worden und dabei wohl auch zersprungen zu sein. Das sehr interessante Stück zeigt Kopf und Brustteil einer weiblichen Figur reliefartig vorspringend an einer Schmalseite herausgearbeitet. Eine ganz ähnliche Figur zeigt ein bei Restrepo (Tafel XIII) abgebildeter Goldschmuck in gepunzter Arbeit. Augen- und Munddarstellung entsprechen typisch der Arbeit der Tonfiguren. Im Berliner Museum findet sich eine bis auf Einzelheiten übereinstimmende Wiedergabe einer weiblichen Figur auf einem Goldschmuck, ferner ein gepunztes Goldblättchen, das fast genau auf die hier beschriebene Matrize passen müßte.

Die der Frauenfigur gegenüberliegende Seite zeigt eine granatförmige Kartusche als Relief, die eine erhaltene Breitseite eine ellipsenförmige Sonnenzeichnung. Die obere Schmalfläche trägt die als Motiv auf den



Abb. 8.  
Bär- aus Kupferguß.

Abb. 7.  
Steinschnitzerei (Matrize) rechts  
weiblicher Kopf.

Felsbildern der Chibchas häufig wiederkehrende Doppelspirale; die entsprechende untere Fläche ist abgesprengt. Größe 60/50/15 mm.

8. Steinschnitzerei aus schwarzem Tonschiefer; Größe 35/30/15 mm. Das Stück zeigt eine in sich abgeschlossene Form der Verarbeitung; es scheint nicht als Matrize verwendet, sondern als Amulett getragen worden zu sein, worauf Schnurspuren hinweisen.

Der Stein zeigt den Frosch (im Chibchamythos die Seele des Menschen bedeutend), einen Kaiman, ferner einen Schlangenkopf. Dieser ist als Relief vorspringend gearbeitet, — genau wie bei einem Stücke des Berliner Museums — während der Leib sich um den Stein windet, dann verschwindet und als Schwanz an der entgegengesetzten Seite wieder hervortritt. Das letzte Bild ist zweifelhaft; man könnte es als bärtigen Kopf mit zylinderförmiger Krone deuten, wenn dem nicht die allgemeine Bartlosigkeit der Chibchas widerspräche. Es kann aber auch als Kopf eines Fisches (Wels?) gedeutet werden.

Ein ganz ähnlich geschlossenes Stück sah ich in der Sammlung von I. Borda; es trug, soviel ich mich entsinne, einen reliefartig herausgearbeiteten Falkenkopf.

9. Polier- oder Reibstein aus grauem Tonschiefer, Größe: 40/35/28 mm. Der Stein zeigt den Körper einer Schildkröte mit dem Kopf eines Affen. Derartige Steine, die meist groteske Tierfiguren zeigen, besitzt das Berliner Museum in größerer Zahl; auch Restrepo bringt auf Tafel XXXVIII Bilder.



10. Figur eines Bären, aus Kupfer hohl gegossen, Größe: 40/25/15 mm. Derartige in verlorener Form gegossene Stücke finden sich nicht häufig, da der Flachguß die ganz überwiegende Arbeitsmethode ist. Trotz der plumpen Arbeit wirkt das Stück doch lebendig (Abb. 8).

11. Tunjo (Flachfigur) aus Gold (Abb. 9). Die Figur, die die typische Goldschmiedetechnik der Chibchas — Flachguß mit aufgelöteten dünnen Drähten zur Darstellung der Einzelheiten — erkennen läßt, stellt eine Schlange mit Menschenkopf dar. Die Schlange spielt im Chibcha-Mythos eine große Rolle, da die Menschenmutter Bachúe sich in eine solche verwandelte, nachdem sie das Menschengeschlecht geschaffen und unterwiesen hatte. Infolgedessen zeigen Opfergaben vielfach die Schlangengestalt.



Abb. 9. Tunjos aus Gold (9) und Tombak (10).

12. Tunjo aus Tombak (Abb. 10). Die Figur stellt wohl den einäugigen Dämon Tomagata dar. Sie zeigt ebenfalls in der Darstellung der Gliedmaßen und von Augen, Nase und Mund die besondere Technik der Chibchas.

Wenn ich auch davon überzeugt bin, daß die von mir besprochenen Gegenstände (von mir zum größten Teile dem Museum für Völkerkunde in Dresden übergeben) weder einzigartig, noch besonders wertvoll sind, so geben sie doch ein charakteristisches Bild der Darstellungsweise der Chibchakunst. Und vielleicht habe ich doch dem Bilde, das wir uns von diesem alten Kulturvolke machen, einzelne neue Striche hinzufügen können.

Hauptzweck meiner Zeilen war es aber, wieder einmal die Aufmerksamkeit auf diesen Volksstamm zu lenken, der neben den so stark in den Vordergrund gerückten Kulturvölkern Perus und Mexikos sehr wohl allgemeines Interesse verdient. In Columbien gibt es noch viel wertvolles Material zu bergen: Besonders dringend erscheint mir die planmäßige Erforschung und Aufnahme der alten Felsbilder, die im Lande weit zerstreut liegen, und die dort, wo sie allgemein zugänglich sind (z. B. bei Facatativá und am Tequendama) mangels jeden staatlichen

Schutzes allmählich der Zerstörung verfallen.

#### Literatur:

- Vicente Restrepo: Los Chibchas antes de la conquista; Bogotá 1896.  
 Ernesto Restrepo-Tirado: Los Quimbayas; Bogotá 1912.  
 Miguel Tirana: La civilización chibcha; Bogotá 1922.  
 Simón: Noticias historiales.

## II. Kleine Mitteilungen.

### Über das Regenbittopfer.

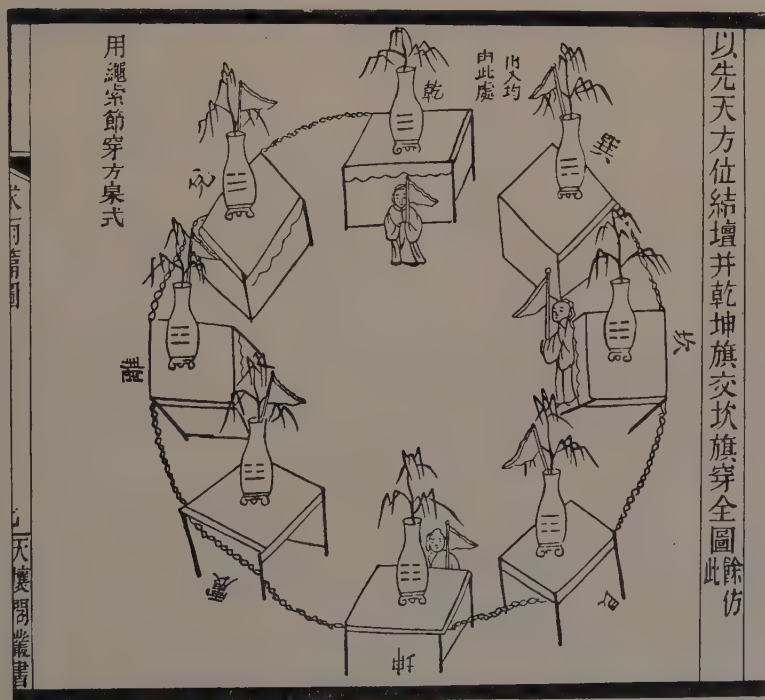
Auszug eines chinesischen Textes aus dem Sammelwerk T'ien-jang-ko-ts'ung-shu.

Von John Hefter, Charlottenburg.

Das beigegebene Bild zeigt ein chinesisches Regenbittopfer. Auf dem Bilde sieht man die amtierenden Priester, die in ihren Händen magische Flaggen halten. Auf den paarweise in Form der chinesischen 8,  $\wedge$ , angeordneten viereckigen 8 Tischen — das Quadrat symbolisierte die quadratisch gedachte Erde —, stehen 8 große Vasen, die mit Wasser gefüllt sind. In jeder Vase steckte ein Weidenzweig, wiederum 8 Zweige; während der Zeremonie wurde mit diesen Weidenzweigen Wasser versprengt.

Die Priester, taoistische und buddhistische, oder auch Konfuzianer, traten in den Opferring in bestimmter Folge ein und aus, ehrten die Gottheit durch K'o-t'ao, machten verschiedentlich Umgänge um den Ring und vollzogen mancherlei andere religiöse Gebräuche.

Ein anderer Teil der Priester rezitierte die Gebetstexte, in denen die Gottheit im Himmel um Regen angefleht wurde, zugleich verbrannte man Weihrauch vor ihr und stellte auf einem Opfertische Reis in einem Gefäße als Opfergabe auf.



Die Zeremonie, das laute Rezitieren des Bitttextes, usw., wurde begleitet von Glocken und Pauken, dazu wurden der hölzerne Fisch und die Klangsteine geschlagen.

Jede der Vasen auf der Zeichnung trägt eines der uralten acht magischen Symbole. So bedeutet das Zeichen  $\equiv$  auf der mittelsten Vase oben „Himmel“ und  $\equiv$  gerade gegenüber unten „die Erde“, usw.

Diese acht magischen Diagramme und ihre Kombinationen symbolisieren das gesamte Universum. Sie sind die Formeln des Universismus, der universistisch-

kosmischen Religion und Philosophie der Chinesen. Hier sei nur gesagt, daß durch sie u. a. auch die 5 Elemente (diese Zahl stand in China fest als Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde) ausgedrückt werden und die Himmelsrichtungen. Deshalb steht jede Vase, bzw. jeder Tisch, entsprechend der Himmelsrichtung und dem Element, die sich mit dem auf ihr befindlichen Diagramm verbinden, darum braucht man 8 Tische, in Achtanordnung, 8 Vasen, 8 Weidenzweige und 8 magische Flaggen.

Die Anordnung der Tische mit den Vasen war rund, weil der Himmel, der nach Ansicht der alten Chinesen rund war, dadurch noch besonders symbolisch ausgedrückt werden sollte. Der rundum geführte Absperrungsstrick macht die Rundheit weiter deutlich.

Die 8 magischen Flaggen, das Bild zeigt drei in den Händen von drei Priestern und fünf in den Vasen, hatten jede eine andere Farbe, die ihrem magischen Symbol entsprach, das überdies auf ihr geschrieben stand, und zwar entsprechend schwarz oder weiß.

Form und Größe der Flagge, die aus Tuch oder Papier bestand, war vorgeschrieben, ebenso die Länge und das Material (Bambus) der Flaggenstange.

Ein wichtiger Teil der Zeremonie bestand in dem durch die Priester ausgeführten Hineinstecken und Umwechseln der Flaggen in die Vasen. Das geschah nach einem bestimmten universistischen System, auf Grundlage der universistischen Bibel der Chinesen, dem J-ching, dem Buch der Wandlungen, und dadurch sollten die kosmischen Kräfte in bestimmte Beziehungen zueinander gebracht werden, mit dem Endzweck der Kombination „Regen“.

Hatte das Regenbittopfer Erfolg gehabt und der höchste Gott im Himmel die Dämonen der Dürre verjagt, und seine Drachengeister den erbetenen Regen gesendet, dann folgte bald darauf eine ähnliche Zeremonie wie die beschriebene, bei der nun Dankestexte für die Gottheit verlesen wurden.

Das Regenbittopfer an sich bezweckte also eine aktive Beeinflussung des Naturgeschehens. Man wollte durch die Zeremonie die in Unordnung geratene Natur wieder in geregelte Bahnen bringen, das harmonische Gleichgewicht der Naturkräfte wiederherstellen und die Götter durch Reinheit und Aufrichtigkeit des feierlichen Aktes rühren und zur Hilfe bewegen.

## **Bericht über den 24. Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Hamburg 7.—13. September 1930<sup>1)</sup>.**

Von K. Th. Preuß.

Die Spezialisierung innerhalb der Völkerkunde, wie sie durch die Veranstaltung des I. Internationalen Amerikanisten-Kongresses in Nancy 1875 ausgesprochen war, zeigt uns, daß schon in den ersten Zeiten der Gründung von ethnologischen Gesellschaften und Museen der ernste Geist eindringender Forschung lebendig war, obwohl das Aufkommen der Völkerkunde gerade auf der Möglichkeit beruhte, die primitive Menschheit als Ganzes zu begreifen. Dieser segensreichen Aufgabe der Amerikanistik, vor allem die Einzelforschung zu vertiefen, und einwandfreies Material zu sammeln, kann nun freilich die deutsche Forschung nicht mehr in dem Maße nachkommen, wie es zu Bastians Zeiten und besonders ungefähr in den letzten zwölf Jahren vor dem Kriege möglich war, wo z. B. das Berliner Museum einen hervorragenden Anteil an den Forschungen in Amerika hatte und nicht weniger als zehn große Expeditionen auf dem amerikanischen Gebiet allein aussenden konnte. Dem steht in der entsprechenden Zeit nach dem Kriege wenig mehr als etwa der zehnte Teil gegenüber. Auch ist der zurzeit in Deutschland herrschende Geist, der immer mehr auf Synthese und populäre Schaustellung drängt, der Fachwissenschaft nicht günstig, zumal die Amerikanistik nicht wie drüben zugleich Heimatkunde sein kann und daher doppelt um Duldung und Förderung zu ringen hat.

Um so mehr ist das Ansteigen der Vorträge seit den beiden früher in Deutschland abgehaltenen Kongressen 1888 in Berlin (41 Vorträge) und 1904 in Stuttgart (53) anzuerkennen, da sie sich in Hamburg auf etwa 69 beliefen, während der Anteil der Deutschen daran mit mehr als ein Drittel der Gesamtzahl sich gleich geblieben ist, obwohl dieses Mal manche deutsche Forscher infolge der Unausgeglichenheit der Verhältnisse dem Kongresse ferngeblieben waren. Merkwürdigerweise ist aber das allgemeine Interesse für solche Kongresse in Deutschland stets besonders rege, wenn wir z. B. die Besucherzahl des letzten Kongresses in New York 1928, wo von

<sup>1)</sup> Vortrag gehalten in der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft Oktober 1930.



150 Besuchern<sup>1)</sup> 130 Forscher fast 100 Vorträge bestritten, mit den 180 Teilnehmern in Hamburg vergleicht. Freilich, die deutsche Amerikanistik lebt, was Feldforschungen anbetrifft, fast nur noch gewissermaßen vom Kapital, und es ist demnach abgesehen von einigen kleineren Mitteilungen nur die Vorführung von Bewegungsbildern aus dem Indianerleben des nördlichen Mittelamerika von Franz Termer, Würzburg, zu nennen, der seine Beobachtungen auch in einer von den iberio-amerikanischen Instituten herausgegebenen Festschrift dem Kongreß vorlegte.

Ausgezeichnet vertreten waren die Vereinigten Staaten mit 19 Wissenschaftlern, auch Argentinien (4), Brasilien (1), Ecuador (1) und Venezuela (1) von den südamerikanischen Staaten nahmen wissenschaftlichen Anteil. Von europäischen Staaten sind zu nennen: Deutschland (85), Österreich (7), Großbritannien (9), Niederlande (5), Tschechei, Spanien, Dänemark (je 3), Schweiz, Italien, Belgien, Frankreich (je 2), Finnland, Polen, Norwegen (je 1), im ganzen also 92 Wissenschaftler aus Deutschland und Österreich und 68 aus der übrigen Welt. Leider war aus Rußland niemand erschienen, obwohl Bogoras und andere Vorträge angemeldet hatten. Der Anzahl der Teilnehmer entsprechend überwog natürlich die deutsche Sprache (42 Vorträge), abgestuft folgte englisch (19), französisch (5) und spanisch (2).

Es ist klar, daß die Generation des Berliner Kongresses längst einer anderen Platz gemacht hat. Bastian, Seler und kürzlich auch K. von den Steinen sind von uns gegangen, nur Frau Seler-Sachs, die auch in Hamburg zugegen war, hat die Zeitspanne übersprungen, ebenso der Maya-Forscher P. Schellhas, der zwar wissenschaftlich noch recht tätig ist, aber in Hamburg nicht anwesend sein konnte. Seit Stuttgart ist auch Ehrenreich dahin gegangen und endlich auch Koch-Grünberg. Den jüngst verstorbenen hervorragenden Amerikanisten K. von den Steinen und Leo Sternberg, Leningrad, wurden von Koppers, Wien bzw. Boas, New York, bei der Eröffnungssitzung ausführliche Würdigungen zuteil. Letzterer bezeichnete darin Sternberg mit Recht als einen etwas fortgeschrittenen Anhänger Bastians.

Die bekannten Fächer der Amerikanistik: Anthropologie, Ethnologie und Archäologie bzw. Urgeschichte, die meist in verschiedenen Parallelsektionen für die großen geographischen Gebiete gesondert zu zwei nebeneinander tagten, pflegen in dieser Gesamtwissenschaft nicht so isoliert dazustehen wie in Europa, und mindestens Archäologie und Ethnologie sind sehr enge aufeinander angewiesen. Die Fülle des Materials machte es auch notwendig, innerhalb der Ethnologie noch besondere Sektionen für Linguistik einerseits und Religion und Mythologie andererseits zu sondern. Sehr dankenswert, wenn sie auch nur mittelbar zu den engeren Aufgaben des Kongresses in Beziehung stehen, waren verschiedene Beiträge von Geographen und Historikern zur Landeskunde und zur Geschichte des neu entdeckten Kontinentes. Ich nenne davon z. B. O. Quelle, Die künstliche Bewässerung in Südamerika, ihre Verbreitung und ihre Folgen, aus denen man Schlüsse auf frühere Verhältnisse ziehen konnte. Auch die moderne Eingeborenfrage, die von der Amerikanistik in ihrer Entwicklung genau verfolgt werden muß, wenn der Kongreß auch nichts für die Eingeborenpolitik und ihre Anpassung an die Gegenwartskultur in den einzelnen Gebieten tun kann, wurde mit großer Sachkunde von Ernesto Quesada, dem Stifter der großen argentinischen Bibliothek an die Preussische Regierung, und von Carlos A. Zembrano, Hamburg, behandelt. Wie die mexikanische Regierung Wege zur Hebung der Indianer eingeschlagen habe, wurde als vorbildlich hervorgehoben, und G. V. Callegari, Mailand, zeigte an dem Beispiel einer Eingeborenschule in der Stadt Mexiko zur Ausbildung der Indianer für alle möglichen modernen Berufe sehr gut, wie es zu machen ist.

Infolge der Schwierigkeit, an allen Einzelproblemen in Europa mitzuarbeiten, hat ein europäischer Kongreß immer mehr die Neigung, allgemeinere Ausblicke zu geben, als ein solcher in Amerika. So behandelte der Anthropologe Otto Aichel, Kiel, den wichtigen Unterschied zwischen Mongolen- und Indianerfalte, ein Ausdruck und eine Unterscheidung, die ihm selbst zu danken sind. Erstere sei in Amerika nicht häufiger als etwa in Afrika. Bei der Mongolenfalte handelt es sich um eine Falte im Bereich des Oberlides, die Teile des wimperntragenden Lidrandes bedeckt. Die Indianerfalte dagegen ist eine Fortsetzung des wimperntragenden oberen Lidrandes selbst bis auf das Unterlid. Man muß daher folgern, daß die Indianer vor Ausbildung der Mongolenfalte in Asien die Beringsstraße überschritten haben, ein Beweis für höheres Alter des amerikanischen Menschen. Zu einem ähnlichen Ergebnis eines hohen Alters kam auch Bruno Oettinger auf Grund morphologischer Untersuchungen.

Ebenso klärend auf dem Gebiete der Archäologie war der Vortrag von Hugo Obermaier, Madrid, über die Verwertbarkeit der altweltlichen Paläolithypen für

<sup>1)</sup> Nach dem eben erschienenen offiziellen Bericht des Kongresses sind 205 Mitglieder als anwesend gezählt worden.

die prähistorische Chronologie auf amerikanischem Boden. Er kam darin zu einem entschiedenen „nein“, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie immer mit Neolithen gemischt seien. Die Paläolithypen müssen daher als unfertige Stücke oder als Abfälle betrachtet werden. So finden sich z. B. Moustérien-Typen in Miramar in Patagonien, während doch das Ganze rezentos Material darstellt. Doch sei in der Frage des Alters noch immer nicht das letzte Wort für die amerikanische Vorgeschichte gesprochen.

Die Beziehungen Amerikas zur alten Welt bildeten vielfach den Stoff der Erörterungen. Eine Ausstellung von Bildern altweltlicher Kulturparallelen, die Th. W. Danzel im Hamburger Völkermuseum, einem durch seine zweckmäßigen Einrichtungen ausgezeichnet für die Tagung geeigneten Gebäude, veranstaltet hatte, gab den Besuchern von vornherein den Auftakt für universelle Betrachtung: Sakrale Stufenbauten, Weltbilder und Höhlen, Sonnen- und Mondsymbole, Blitz- und Wetterdarstellungen und vieles andere spannten die Archäologie und Ethnologie auf beiden Seiten des Pazifischen Ozeans in den Dienst sinnfälliger Vergleichung, ohne daß irgendwelche Schlüsse gezogen wurden.

Anders von Richthofen, Hamburg, der in der Frage der archäologischen Beziehungen zwischen Amerika und Nordasien an Steinwerkzeugen und Scherben eine Verwandtschaft bis zur Oder und andererseits bis zum südlichen Nordamerika feststellen wollte. Ein ähnlich weitreichendes Thema hatte auch K. Absolon, Brünn, mit seinem Vergleich zwischen den Eskimo-Kulturen und dem Magdalénien.

Die enge Verbindung zwischen Archäologie und Ethnologie und weitreichende Gedanken kamen auch in den Untersuchungen von Birket-Smith, Kopenhagen, über die Stellung der Chipeway-Indianer in dem zirkumpolaren Kulturkreis zur Geltung. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß der Abstand der sog. Thule-Kultur, einer älteren Eskimokultur, von der der Eskimo größer ist als die Kultur der Eskimo von der der Chipeway. Es wird demnach eine alte Grundlage einer zirkumpolaren Kultur angenommen, die natürlich Beziehungen zu den Eskimo hat.

Sehr fruchtbar ist auch die Mythologie für die Aufdeckung alter Verwandtschaft mit Asien gewesen. Systematisch verfolgte W. Koppers, Wien, die Sage von der Verbindung zwischen einer Frau und einem Hunde, die nur auf das zirkumpazifische Amerika bis Mittelamerika und Asien beschränkt ist. Noch weiter wurde von Lehmann-Nitsche, La Plata, das Sternbild der Bärenjagd, unseres großen Bären oder Wagens, von der nordamerikanischen subpolaren Zone, wo eine Bären-, Elch- oder Rentierjagd darin gesehen wird, bis Griechenland verfolgt. Das altgriechische arktos bedeutet ursprünglich nur „glänzend“ vom indischen rac, ricscha, das später den wirklichen Namen für den indischen Bären verdrängte. Im Vor-griechischen muß aber das von rac abgeleitete Wort arktos das Sternbild als Wagen bezeichnet haben. Vgl. ricscha, Wagen, in Ostasien.

Damit kommen wir zu den Indianern selbst, deren Kultur einst und jetzt Karl Sapper in einem Gesamtbilde zusammenfaßte. Er wies u. a. mit Recht darauf hin, wie sehr die Europäer bei der Besiedelung überall von den Indianern lernen mußten. Was die neue Welt Europa an pflanzlichen Produkten geliefert hat, ist ja allgemein bekannt. Wie andererseits die Europäer als Gegengabe die Indianer durch Krankheiten teilweise ausgerottet haben, trägt zu dem Kulturbilde von damals und jetzt außerordentlich viel bei. Andererseits versuchte Sticker, Würzburg, die bisher maßgebende Vorstellung, daß die Syphilis von Amerika eingeschleppt sei, durch eine andere Deutung der in den damaligen europäischen Quellen aufgeführten Krankheitssymptome zu erschüttern.

Eine Andeutung der Spezialvorträge ist wegen ihrer Menge unmöglich. Es sei nur ein kleiner Ausschnitt aus den zurzeit besonders umworbenen Maya-Forschungen gegeben, denen auch die Amerikaner trotz ihrer sonstigen Beschränkung auf die Staaten und deren Grenzgebiete sich eifrig hingeben. Darüber wurden nicht weniger als neun Vorträge gehalten, und außerdem fand noch im Anschluß an die Erörterungen von Richard C. E. Long, Portarlington, Irland, über die Korrelation der Mayazeitrechnung mit der christlichen eine mehrstündige Aussprache statt, die den Rahmen der Sitzung einfach sprengte und daher in einem besonderen Raume fortgesetzt werden mußte. Das war kein Wunder, ist doch das Verhältnis der auf den Monumenten angegebenen Daten zu unserer Zeitrechnung ein grundlegendes Problem für die amerikanische Chronologie überhaupt, die sonst nicht über chronologisch feststehende Aufzeichnungen aus der Vorgeschichte vor der Entdeckung verfügt. Herbert J. Spinden, Brooklyn, Frans Blom und Hermann Beyer, New Orleans, und Ludendorff, Potsdam, beteiligten sich an dieser großen Debatte. Dadurch ergab sich eine einigermaßen klare Festlegung zweier Meinungen, die nur für einen Zeitraum von 256 Jahren, einer Periode von 13 katun, auseinandergingen. Ludendorff, der als Direktor des Astro-physikalischen Instituts in Potsdam sich seit kurzem mit besonderer Tatkraft auf die astronomischen Berechnungen der Mondfinsternisperioden gelegt hat und diese für die Zahlenperioden der Maya-Bilderschriften und Monumente nutzbar macht, unterstützte



entschieden die Ausführungen Spindens, während z. B. besonders Beyer, gestützt auf die Angaben der Chronik von Oxcutzab, den gegenteiligen Standpunkt vertrat.

Zweifelloos ist die chronologische und in ihrer Verbindung die astronomische und zahlen-theoretische Seite der Mayaforschung besonders wichtig und von jeher auch ins Auge gefaßt worden. Gerade solche Gelehrte, die nicht von Haus aus Ethnologen bzw. allseitige Kenner des betreffenden Volkstums gewesen sind, haben dabei — man denke nur an Förstemann — bahnbrechende Leistungen aufzuweisen. Indessen hat gegenwärtig Beyer, der nichts weiter als Fachmann für Mexiko und Maya mit allgemein ethnologischem Einschlag ist, auf Grund dieser Eigenschaften eine besondere Methode für die Erfassung sämtlicher figürlichen Bedeutungen der Maya-Hieroglyphen gefunden, die sich schließlich in einem Lexikon derselben auswirken soll. Von dieser gab er eine kleine Probe in der Darlegung des Vorkommens und der Veränderung der Hieroglyphe „Hand“.

Die Kultur der Maya als geographisches Problem, d. h. wie es möglich war, daß sie sich gerade im jetzt äußerst ungesunden, regenschweren Tiefland entfalten oder dort gar entstehen konnte, hat die Forscher auch früher bereits beschäftigt, und man hatte dabei besonders Verschiebung der Trockenheitszonen ins Auge gefaßt, die man in Anlehnung an die Dichtigkeit der Jahresringe der kalifornischen Mammutbäume feststellen wollte. Diese Frage behandelte Franz Termer, der zu dem Schluß kam, daß man die Entstehung der Mayakultur doch außerhalb des Gebiets des „alten Reiches“ annehmen müsse, da für die Frage ausschlaggebende Klimaschwankungen nicht festgestellt werden könnten. Ein Antrag, im Hinblick auf diese Forschung genaue Pläne aller Mayaruinen anzulegen, konnte dadurch erledigt werden, daß Frans Blom von der Tulane-Universität in New Orleans diese Aufgabe durch das bei ihnen vorliegende Material bereits ausgeführt erklärte.

Diese Universität hat es sich u. a. zur Aufgabe gemacht, Mexiko und das Mayagebiet systematisch zu erforschen und eine lückenlose Bibliothek und ein Archiv für diese Gebiete anzulegen. Als neueste Ergebnisse ihrer Tätigkeit konnte Blom die genauen Aufnahmen des sog. Nonnenklosters (casa de las monjas), in Uxmal in Lichtbildern vorführen, die er zu dem Zweck gemacht hat, um diesen großen Gebäudekomplex in ganzer Größe auf der Weltausstellung in Chicago 1933 nachzubilden. Bei dieser Gelegenheit wurden die Monumente mit Inschriften einer besonderen Betrachtung unterzogen.

Auch Dieseldorff, Coban, der sich mit der Erklärung der Monumente von Copan befaßte, Thomas Gann, Belize, und T. A. Joyce, London, mit Erläuterungen hervorragender Mayastücke und endlich Ellen S. Spinden nahmen weiter in der Mayaforschung das Wort. Letztere wies auf überraschende Ähnlichkeiten zwischen der Baukunst und Skulptur der Totonaken in Veracruz und andererseits verschiedener Mayaruinen, besonders in Yucatan (z. B. Labná) hin, die auf geschichtliche Verbindungen schließen lassen.

Eine besondere Überraschung für den Kongreß bildete die Faksimileausgabe des Madrider Maya-Codex Troano, die Obermaier vorlegte. Sie ist von der „Junta de Relaciones Cul urales“ des spanischen Staatsministeriums besonders durch das Interesse des Herzogs von Alba zustande gekommen, dem dafür auch der Dank des Kongresses ausgesprochen wurde. Eine ähnliche Ausgabe des zugehörigen Codex Cortesianus soll gelegentlich folgen.

Was die Archäologie von Mexiko und Peru betrifft, so war sie dieses Mal nur durch vereinzelte Vorträge vertreten. Besonders erwähnenswert sind hier Erland Nordenskiölds, Göteborg, Untersuchungen über das Gewichtssystem der peruanischen Indianer, die sich an verschiedene gefundene Beutel mit Steinen anknüpfen. Diese Arbeit zeigt wiederum, wie durch Geduld erfordernde geeignete Methoden auch in schwierigen Fällen noch immer ein Erfolg zu erzielen ist. Die dadurch gefundenen Gewichtsverhältnisse, die sich auf spanische onzas und castellanos zurückführen lassen, wurden demnach spanischen Einflüssen zugeschrieben. Andere Steine jedoch, die das Verhältnis 1:18 aufwiesen, das übrigens auch in den angeblich spanisch beeinflussten auftritt, wurde für indianisch gehalten, und für die Entstehung des Verhältnisses wurde auf die Möglichkeit hingewiesen, daß es von dem Abwiegen von 5–6 % Zinn für die Herstellung der Bronze herrühre (also 1:18), das die peruanischen Bronzen häufig aufweisen (vgl. Man XXX S. [215]).

Von Herm. Trimborn, Bonn, wurde der Rechtszustand der alten Chibcha-reiche auf dem Hochlande von Bogotá nach den freilich etwas spärlich vorhandenen Quellen zutreffend untersucht. Eine lebendige Erläuterung gewannen sie aber durch den Vergleich mit den zum Teil noch heute bestehenden Verhältnissen bei den heutigen Kágaba in der Sierra Nevada de Santa Marta, die von K. Th. Preuss auf seiner Forschungsreise nach Kolumbien festgestellt worden sind.

Es ist natürlich, daß es eine ganze Reihe von interessanten Vorträgen aus Nordamerika gab — es sei nur auf die exakten Forschungen von Robert H. Lowie,



Berkeley, über die merkwürdigen Verwandtschaftsbezeichnungen der Omaha und Crow und die von ihm aufgedeckten tatsächlichen Verhältnisse hingewiesen, die sie erklären, und ferner auf die linguistischen Beiträge einer Reihe jüngerer Forscher. In den völkerkundlichen südamerikanischen Vorträgen lebte wieder zu allgemeinem Entsetzen der sprachlose Mensch auf, den R. Wegner, Frankfurt, bei den von ihm besuchten Qurugúá in Bolivien entdeckt haben will. Als wertvoll erwähne ich z. B. die Ausführungen von P. Gusinde über den südamerikanischen Medizinnmann, den er weniger als Heilkünstler, denn als „Seelenarzt“, d. h. zur Beseitigung als übernatürlich empfundener Zustände gelten ließ, und die Ausführungen von Mordini, Barga, über seine Ausgrabungen in der Goajira und die präkolumbischen Kulturen des unteren Amazonas. Debenedetti, Buenos Aires, sprach über die Ergebnisse der 25 archäologischen Forschungsexpedition des Ethnographischen Museums von Buenos Aires. Leider ist inzwischen die Nachricht eingetroffen, daß dieser verdienstvolle Forscher auf der Rückreise plötzlich verchieden ist.

So kann man selbst nach diesen wenigen Andeutungen wohl den Eindruck haben, daß den Teilnehmern ein ganzer Blütenstrauß verschiedenartiger wissenschaftlicher Genüsse geboten wurde, der in der amerikanischen Forschung weiter duften und anregen wird. Selbst ein solcher scheinbar fernab führender Vortrag wie der von Pospíšil, Brünn, der durch Vorführung von Bewegungsbildern europäischer Schwerttänze für die Inangriffnahme von Aufnahmen indianischer Tänze eintrat, damit man auf diese Weise ein Archiv für das Studium der Tanzkunst habe — wird hoffentlich nicht auf dünnen Boden gefallen sein. Denn es wird jedem Forscher im Felde manchmal Kopfschmerzen verursacht haben, daß er nicht imstande war, die vorkommenden Tänze zu fixieren, um nachher in aller Ruhe feststellen zu können, ob z. B. als Grundlage irgendwelche Nachahmungen von Tieren und wirklichen Vorkommnissen zugrunde lägen. Die choreographische Seite braucht ihm dabei freilich weniger am Herzen gelegen haben.

Nicht unerwähnt darf schließlich auch die sichere Kongreßleitung in den Händen des Vorsitzenden Georg Thilenius bleiben, der es verstand, Behörden, Gesellschaften und Private zu bereitwilligem Mitwirken für das Gelingen des Kongresses zu vereinen.

Als nächsten Kongreßort einigte man sich auf La Plata.

### Ergänzungen zu Ida Lublinski:

„Entstehung und Weiterentwicklung des Altorientalischen Mythos“, Z. f. E., Jg. 1929, S. 278—304.

Durch eine schwere Erkrankung auf der Reise war ich gezwungen, mit hohem Fieber im Krankenhaus zu München die Korrektur meiner Arbeit zu lesen. Dadurch sind einige Satzfehler übersehen, die ich hier berichtigen möchte.

Es müßte immer sumerisch (statt summerisch) sowie Tiāmat und Jštar stehen.

S. 278 Zeile 4 ist *sich* zu streichen.

S. 279 soll immer Nineanna, Kanisurra, Ninhursag, belit ilani stehen. In der Anmerkung nicht the Herbert Wild, sondern Weld and Field Museum.

S. 280 muß es immer Nin-isinna, Ninkarrak heißen.

Statt 800 v. Chr. muß 600 v. Chr. stehen.

In der Anmerkung heißt der Name Genouillac.

S. 280 Tablettes statt Tablets.

S. 281 Babylonian, Assyrian Sorcery.

S. 282 Enlin statt Nlin.

S. 285 Tablettes, Papsukal, statt Papsural, und Babylonian und Assyrian.

S. 286 heißt es 2225 statt 1225.

S. 292 'ieros statt ceros.

S. 295 Anmerkung 1 fehlt 5. Jahrgang 1903, es heißt Bd. 2 statt 3.

S. 290 2600 statt 800, eine Berichtigung, die ich Herrn Professor Unger selbst verdanke.

S. 299 heißt es mubalitat mituti statt miti.

Ida Lublinski.

### III. Verhandlungen.

#### Sitzung vom 18. Januar 1930.

##### Vortrag:

Herr P. Germann: Land und Leute in Nord-Liberia. Bericht über eine Expedition in das nördliche Waldland Liberias in den Jahren 1928/29. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Dankschreiben für die Wahl zum Korrespondierenden Mitglieder sind eingegangen von den Herren Hermann Beyer und Y. P. Tsai.

(2) Neu aufgenommen sind die Herren F. C. Bursch (noch für das Jahr 1929) und Georg Endner.

(3) Die während der Sitzung vorgenommene Wahl der Ausschußmitglieder für 1930 ergab folgende Zusammensetzung des Ausschusses: die Herren Baumann, Götze, Hindenburg, Langerhans, Maaß, Mielke, Staudinger, Strauch, Unverzagt. Der Ausschuß wählte zu seinem Obmann wieder Herrn Staudinger.

(4) Herr Germann hielt den angekündigten Vortrag.

#### Sitzung vom 15. Februar 1930.

##### Vortrag:

Frh. von Eickstedt: Forschungen und Fahrten unter indischen Urvölkern. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Herr K. Th. Preuß ist zum Ehrenmitglied der Société des Américanistes in Paris gewählt worden.

(2) Neu aufgenommen sind die Herren Studienrat Busekist und Prof. Ludendorff und Frä. Adelheid Mäschel.

(3) Frh. von Eickstedt hielt den angekündigten Vortrag, zu dem auch die Gesellschaft für Erdkunde eingeladen worden war. An der Aussprache beteiligten sich die Herren Mielke, Fischer, Jastrow, Virchow, Moszkowski, Fräulein Hahn, die Herren Lessing, Stiebel, Frh. von Eickstedt.

#### Sitzung vom 15. März 1930.

##### Vortrag:

Herr von Merhart: Besiedelungsstörungen in den Alpen während der ersten Eisenezeit. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Für den 19. März ist eine Führung durch die Sonderausstellung von Krimtataren und Kolalappen durch Herrn H. Findeisen angesetzt.

(2) Neu aufgenommen sind Herr Dr. von Sydow, Frau Margarete von Kurowski, Frau Nadine Hauschild, Frau Dr. Elisabeth Schmitz, Frau Dr. med. Martha Kastel.

(3) Herr von Merhart hält den angekündigten Vortrag.

## Sitzung vom 12. April 1930.

## Vortrag:

Herr Erwin Baur: Hervorrufung neuer erblicher Eigenschaften durch physikalische und chemische Reize. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Neu aufgenommen Herr Paul Friedrich.

(2) Herr Baur hält den angekündigten Vortrag. An der Aussprache beteiligen sich Herr Hilzheimer, Fräulein Ida Hahn und Herr Baur.

## Sitzung vom 10. Mai 1930.

## Vortrag:

Herr Frobenius: Bericht über die von ihm geleiteten Untersuchungen in Südostafrika 1928—30. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Unsere Gesellschaft ist von schweren Verlusten betroffen worden. Ein seltsamer Zufall hat es gefügt, daß die beiden, deren Namen so rühmlich mit den Turfanfunden verknüpft sind, des einen als — neben Grünwedel — des Bergers dieser Kostbarkeiten und Überführers derselben in unser Museum; des anderen als des Entzifferers der Schriftzeichen der mitgebrachten Texte und Lesers der durch sie erhaltenen Sprachen, — daß sie fast an dem gleichen Tage verschieden sind. Am 24. April nahmen wir an der Leichenfeier für F. W. K. Müller, am 25. an der für Albert von le Coq teil. Der erstere war Mitglied seit 1902, von le Coq seit 1892. Außerdem starb der Geh. Rat Professor Ernst Küster, Mitglied seit 1908.

Küster nahm regen Anteil an unseren Verhandlungen, bis zunehmende Altersbeschwerden ihn zwingen — er hatte ein Alter von über 90 Jahren erreicht —, den Sitzungen fern zu bleiben. Im 4. Bande unserer Zeitschrift ist mitgeteilt (Verhandlungen S. 61), daß er schon als Schüler in der Nähe von Lebbin auf der Insel Wollin eine Anzahl von Scherben sammelte, und daß er späterhin Ausgrabungen gemacht hat.

Über F. W. K. Müller möge hier folgen, was Professor Lessing über ihn niedergeschrieben hat:

„Mit F. W. K. Müller ist einer der besten Köpfe der neueren Orientalistik dahingegangen, ein Mann, dessen Name aus der Geschichte der asiatischen Sprachen- und Kulturkunde so bald nicht verschwinden wird. Am 21. Januar 1863 zu Neudamm (Reg.-Bez. Frankfurt a. d. O.) geboren, hatte er das Glück, auf dem Französischen Gymnasium zu Berlin Lehrer zu finden, die es verstanden, seine reichen Gaben zu entwickeln und bei ihm die verschiedenartigsten Interessen zu wecken. Auf's trefflichste vorbereitet, bezog er 1883 die Universität Berlin, um Theologie und Orientalia zu betreiben, Studien, zu denen die Beschäftigung mit der Philosophie und der Geschichte hinzutrat. Ein Blick auf seinen Vorlesungsplan verrät einen universellen Geist, der bestrebt war, das Ganze im einzelnen zu erfassen und über dem einzelnen das Ganze nicht zu verlieren. Ihm kam es ebenso sehr darauf an, ein gründliches Fachwissen zu erwerben wie Bausteine für eine vertiefte, philosophisch-religiös gestützte Weltanschauung zu gewinnen. Zu dieser fand er bezeichnenderweise schließlich in Schopenhauer den Führer. 1887 trat er als Hilfsarbeiter in das Museum für Völkerkunde ein, das erst drei Jahre vorher unter dem unermüdlichen Bastian ein imposantes Heim, eben das inzwischen umgebaute heutige, gefunden hatte. Zwei Jahre später promovierte er in Leipzig mit einer das Syrische



behandelnden Schrift: „Die Chronologie des Simeon Sanqlawaja, nach den drei Berliner Handschriften dargestellt“ (Leipzig 1889). Im selben Jahr erschien in Zusammenarbeit mit Professor Jacob eine Abhandlung über arabische und andere orientalische Quellen zur Geschichte der Germanen im Mittelalter. Nach diesen vielversprechenden Ansätzen mochten Lehrer und Freunde hoffen, daß seine reichen Gaben der Semitistik zugute kommen würden, doch seine nächste Veröffentlichung: „Vokabularien der Pa-yim und Pa-poh-Sprachen aus dem „Hua-yi-yi-yü““ (T'oung-pao, Leiden, Bd. 3, 1892, S. 1—38) zeigt ihn nach dem fernen Osten entrückt, ein Gebiet, das ihn für die nächsten zehn Jahre fesseln sollte. Hier wurde er durch das reichliche im Museum zusammenströmende Material angeregt, sein Wissen immer mehr zu erweitern und zu vertiefen.

Seine oft nur kurzen Bemerkungen, Notizen, Ergänzungen und Besprechungen, in vielen Zeitschriften verstreut, befaßten sich zumeist mit batakischen, malaiischen, japanischen, siamesischen, javanischen, samoanischen und chinesischen Dingen. Überall verraten sie tiefe gründliche Sach- und Sprachkenntnis, Belesenheit und Sorgfalt. Hervorgehoben sei hier seine Übersetzung: „Ikkaku sennin, eine mittelalterliche japanische Oper (nebst einem Exkurs zur Einhornsage).“ Bastian-Festschrift, Berlin 1896.

Im ganzen gesehen waren diese Jahre jedoch die „schöpferische Pause“ für die wissenschaftlichen Großtaten, für die das Schicksal ihn aufgespart hatte. Im Jahr 1901 hatte er, der 1896 zum Direktorialassistenten ernannt worden war, China, Korea und Japan aus eigenem Augenschein kennenlernen können. Bald darauf aber sollte er in ein völlig anderes Fahrwasser geraten. 1903 kehrte Professor Grünwedel, der Direktor der indischen Abteilung, von seiner ersten Turfan-Expedition zurück mit reicher Ausbeute, die alte Rätsel löste und neue aufgab. Zu den merkwürdigsten Dingen, die er brachte, gehörten Handschriftenreste in einer „syrisch“ aussehenden Schrift mit Miniaturen, „die an Byzanz gemahnten“. Vergewisserten suchten führende Orientalisten sie zu entziffern; sie zu bestimmen und zu deuten war F. W. K. Müller vorbehalten. Er erkannte die Sprache als mittelpersisch, den Inhalt als manichäisch. Fünf Seiten einer 1904 der Preußischen Akademie der Wissenschaften vorgelegten Abhandlung brachten alles, was nötig war, um eine umfangreiche Literatur in mittelpersischer, soghdischer, uigurischer Sprache zu erschließen und eine bedeutende Erläuterungsliteratur in Deutschland und im Auslande hervorzurufen. F. W. K. Müller selbst nahm an dieser Entzifferungsarbeit den tätigsten Anteil, ja er blieb bis zuletzt ihr Bahnbrecher und Wegweiser.

Sehr bald erkannte die Preußische Akademie das große Genie dieses Forschers; sie machte ihn 1905 zu ihrem Mitglied. 1906 wurde er zum Direktor der Ostasiatischen Abteilung des Museums ernannt. In den nächsten Jahren fuhr er fort, aus allen eben genannten Sprachen Texte manichäischen, christlichen, buddhistischen Inhalts zu entziffern. Weite Ausblicke taten sich auf. Die fast verschollenen Manichäer mit ihren von Westeuropa bis Ostchina von Meer zu Meer spannenden Beziehungen, die einen Augustinus vorübergehend zu den ihrigen gezählt hatten, standen aus ihren Gräbern wieder auf und redeten in Wort und Bild zu uns. Sprachwissenschaft, Religionsgeschichte, allgemeine Kulturgeschichte wurden durch F. W. K. Müllers Pionierarbeit befruchtet. — Was längst zerbrochen und zerstreut schien, fügte sich wieder zu einem einheitlichen Ganzen. Ihm gelang es auch, den Namen der bis dahin unbekannten, dem europäischen Zweige des Indogermanischen so nahestehenden Sprache der Tocharer, jener europäisch-mittelalterlich sich tragenden Bewohner ostturkestanischer Randoasen festzustellen.

Plötzlich, im Jahre 1913, schien es, als sollte dieses wunderbar geschulte Gehirn für immer aufhören zu denken. Doch kaum von seiner schweren Krankheit genesen, schaffte er ruhig weiter, kehrte sogar mit seiner Arbeit: Ein syrisch-neupersisches Psalmenbruchstück aus Chinesisch-Turkestan, Sachau-Festschrift 1915, Altes mit Neuem verbindend, noch einmal zu dem Felde zurück, auf dem er die Kraft seiner jungen Jahre geübt hatte, riß sich schließlich vorübergehend von den seit mehr als zwei Jahrzehnten gepflegten turkestanischen Forschungen los und vertiefte sich in die phonetisch-sprachgeschichtlichen Studien des hervorragenden schwedischen Sinologen Karlgren, um aber doch bald zu den Arbeiten zurückzukehren, für die kein anderer wie er durch Vorbildung und Anlage geeignet war. Mit dem Erreichen der sogenannten Altersgrenze am 31. März 1928 schied der hochverdiente Mann aus dem Museumsdienst, den er so liebte, daß er alle Anerbietungen, auch die, die auf einen Lehrstuhl abzielten, abgelehnt hatte.

Bald darauf verschlimmerte sich ein altes Herzleiden und fesselte ihn ans Haus, ihn von den Stätten seiner Tätigkeit, dem Museum und der Akademie der Wissenschaften mit ihren Bücherschätzen, fernhaltend. Wir ahnten nicht, daß es für immer sein sollte. Am Karfreitag, den 18. April 1930, erlag dieser als Gelehrter, als Lehrer und als Mensch der höchsten Bewunderung, Achtung und Liebe werthe, reiche und dabei so schlichte Mann den Folgen eines Schlaganfalles.“

Zur Würdigung von le Coqs bediene ich mich einer Aufzeichnung, welche mir Herr E. Waldschmidt zur Verfügung gestellt hat:

„Am Ostermontag (21. April 1930) starb im Alter von 69 Jahren Prof. Dr. h. c. Albert von Le Coq, Direktor i. R. der früheren Indischen Abteilung des Museums für Völkerkunde. Mit ihm ist einer der im In- und Auslande bekanntesten Berliner Museumsleute dahingegangen, ein Forscher, der durch seine Expeditionen nach Ostturkistan (Turfan) und viele Publikationen den Namen der von ihm geleiteten Sammlungen weit hin berühmt gemacht hat.

Von Le Coqs Lebensweg ist nicht der übliche glatte eines Beamten. Am 8. September 1860 wurde er zu Berlin als Sproß eines alten Hugenottengeschlechts und als Großkaufmannssohns geboren. Er besuchte das Berliner Französische Gymnasium bis zur Obertertia und das Gymnasium zu Darmstadt bis zur Prima. Da er das Darmstädter Gymnasium wegen Teilnahme an einer verbotenen Verbindung verlassen mußte, brachte er seine Schulbildung nicht zum Abschluß. Von 1881—1887 ging er zur kaufmännischen Ausbildung nach London und Amerika. In Louisville widmete er sich dem medizinischen Studium, das er mit einem amerikanischen Diplom versehen beendete. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er in die Firma A. Le Coq, Darmstadt, als Teilhaber ein. 1900 verkaufte er das Geschäft, entsagte dem wenig geliebten Kaufmannsberuf und siedelte nach Berlin über.

Jetzt erst, mit 40 Jahren begann A. von Le Coqs wissenschaftliche Laufbahn. Lange hatte sie ihm als ersehntes Ziel vorgeschwebt. Sommer 1900 trat er als Volontär in die damalige Afrikanisch-Ozeanische Abteilung des Museums für Völkerkunde ein. Gleichzeitig nahm er das Studium des Arabischen, Türkischen und Persischen am Seminar für Orientalische Sprachen auf. 1901/1902 begleitete er von Luschan nach Zendschirli. Hier sammelte er kurdische Texte, die er 1903 herausgab. Herbst 1902 trat er dann in die Indische Abteilung über und machte sich nach Prof. Foys Tode an die Bearbeitung der türkisch-manichäischen Texte aus den Funden der ersten Turfan-Expedition. Januar 1904 vermittelte er den Ankauf der Leitnerschen Skulpturensammlung, dem das Museum für



Völkerkunde seinen Hauptschatz an indischer Plastik verdankt. Herbst 1904 wurde er vom Turfan-Comité mit der zweiten Expedition nach Ostturkistan betraut, auf der ihn der hervorragende technische Gehilfe aller Expeditionen, Herr Bartus, begleitete. Dezember 1905 traf Prof. Grünwedel in Turkistan ein. Von da ab rechnet man die dritte Expedition. A. von Le Coq arbeitete mit Grünwedel zusammen noch bis Juli 1906. Dann mußte er Turkistan wegen Erkrankung verlassen. Der Rückweg führte ihn über die schwierigen Karakorumpässe nach Indien. Januar 1907 traf er wieder in Berlin ein. Eine weitere Expedition nach Ostturkistan (die 4. und letzte der deutschen) unternahm von Le Coq von März 1913 bis März 1914. Die Kisten mit den Fundobjekten rollten kurz vor Beginn des Weltkrieges über die russisch-deutsche Grenze.

Über die Bedeutung und den Umfang der „Turfanfunde“ brauchen heute keine Worte mehr verloren zu werden. Das Museum für Völkerkunde legt mit seiner großen Ausstellung dafür Zeugnis ab. Der heutige monumentale Eindruck der Sammlungen aber kann mit Recht das Werk von Le Coqs genannt werden. Von Le Coq war es, der sich immer wieder mit ganzer Energie für seine Funde ins Zeug legte und allen Widerständen und finanziellen Schwierigkeiten zum Trotz seine Pläne durchzusetzen verstand. Als schönsten Lohn konnte er 1928 die Vollendung des letzten Teiles der Ausstellung im Übergang zum Museum für Völkerkunde Museum II erleben.

Die Durchführung der Expeditionen und die Aufstellung ihrer Ergebnisse erschöpften A. von Le Coqs Arbeitskraft nicht. Die Jahre 1907 bis 1930 waren für ihn, neben aller praktischen Tätigkeit, eine Zeit erstaunlicher wissenschaftlicher Produktivität. Auf der einen Seite sehen wir ihn als Turkologen dabei, die türkisch-manichäischen Texte aus den Turfansammlungen herauszugeben. In zahlreichen Sitzungsberichten und Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften sind seine Arbeiten niedergelegt. Erwähnt seien davon die *Manichaica I—III* (1911 bis 1922) und seine Ausgabe des manichäischen Laienbeichtspiegels nach englischen und deutschen Manuskripten (1910—1911). Auf der anderen Seite stehen seine Prachtpublikationen der archäologischen Ergebnisse: „Chotscho“ (Berlin 1913) und „die buddhistische Spätantike in Mittelasien“ (6 Bd. Berlin 1922—1928). Darum herum rankt sich eine stattliche Anzahl von Arbeiten zu Ethnologie und Archäologie Ostturkistans (darunter: *Volkskundliches aus Ostturkistan*, Berlin 1916; *Bilderatlas zur Kunst und Kulturgeschichte Mittelasiens*, Berlin 1925) und zwei populäre Reisewerke (1926 u. 1928). Viel Aufsehen erregte seine These von der Abhängigkeit der chinesischen Kunst von antiker Beeinflussung („Auf Hellas' Spuren in Ostturkistan“). Diese Abhängigkeit in seinen „Entwicklungsreihen“ zu demonstrieren wurde er nicht müde und hat eifrig dazu beigetragen, den Wahn einer isolierten Entwicklung der chinesischen Kunst zu zerstören.

Unter Aufopferung seiner Gesundheit und seines Vermögens hat von Le Coq den Staatlichen Museen gedient. Bis zur Rückkehr von seiner letzten Reise 1914 hat er ihnen nur als Volontär oder gering besoldeter wissenschaftlicher Hilfsarbeiter angehört. Am 1. April 1914 wurde er dann Direktorialassistent (Kustos). Neun Jahre später, am 26. April 1923 verlieh man ihm die Amtsbezeichnung Direktor und betraute ihn mit der Leitung der indischen Abteilung. Am 1. Oktober 1925 hatte er das pensionspflichtige Alter erreicht. Leider geriet er durch den eingetretenen Währungsverfall und eine infolge seines geringen Dienstalters niedrige Pension in finanzielle Schwierigkeiten. Darum arbeitete er im Werkvertrag weiter an der Aufstellung seiner Funde und unternahm nach ihrer Beendigung



eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse, die als Handbuch der Staatlichen Museen erscheinen soll. Das Manuskript vollendete er wenige Tage vor seinem letzten, zum Tode führenden Krankheitsanfall.“

Ich möchte diese Erinnerungen mit der Bemerkung abschließen, daß persönliche Begegnungen mit den beiden Genannten stets angenehm waren dank der Liebenswürdigkeit ihrer Umgangsformen. Insbesondere waren sie beide stets bereit auf Fragen, die ihre Arbeitsgebiete betrafen, eingehend Auskunft zu erteilen. Herrn Müller gegenüber vergaß man, einem wie umfassenden Geiste man gegenüberstand. Herr von Le Coq liebte es, seine Unterhaltung durch Humor und Witz zu würzen, ein Erbe aus der Heimat seiner Väter. Es soll hier auch nicht die Ritterlichkeit seines Wesens vergessen werden, von der er einen so schönen Beweis geliefert hat, indem er 1906 beim Rückmarsch über den Himalaja — selbst kaum genesen — wieder umkehrte, um seinem englischen Reisebegleiter Captain Sherer im 6000 m hohen Karakorum-Paß das Leben zu retten. Der englische Johanniterorden ehrte ihn dafür durch seine nie zuvor und nie seither verliehene in Gold geprägte Medaille „For Service in the Cause of Humanity“.

Tätigkeit von Le Coqs in der Gesellschaft.

Sitzung 25. April 1903: v. Le Coq legt zwei Gegenstände (Köcher und Steigbügel) zweifelhafter Herkunft vor und bespricht sie.

Sitzung 25. Mai 1907: v. Le Coq: Bericht über seine Reisen und Arbeiten in Chinesisch-Turkistan.

Sitzung 21. November 1914: Vortrag v. Le Coq: Verlauf der Reise und die Ausbeute der IV. Turfan-Expedition.

Sitzung 18. April 1925: Vortrag v. Le Coq über Kulturströmungen durch Mittelasien.

Sitzung 16. Oktober 1926: Vortrag v. Le Coq: Volkstypen aus Chinesisch-Turkistan.

(2) Die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene lädt zu einem Vortrages ihres Vorsitzenden Herrn Professor Eugen Fischer: „Erbänderung des Menschen“ am 22. Mai im Harnackhause ein.

(3) Seitens des Herrn Absolon ist eine Einladung an die Gesellschaft gerichtet worden, an der Eröffnung der internationalen Ausstellung „Anthropos“ teilzunehmen, welche am 1. Juni stattfinden wird, in Brno (Brünn). Dieser Einladung, welche nicht nur eine solche des Herrn Absolon, sondern auch eine solche des Regierungspräsidenten ist, sind zwei große Plakate beigegeben, aus welchen die Verteilung der Gegenstände auf die Ausstellungsräume anschaulich zu ersehen ist.

(4) Am 7. Mai hat eine Führung seitens des Herrn Frobenius durch seine Ausstellung südafrikanischer Felsbilderkopien im Lichthof des Völkerkundemuseums II stattgefunden.

(5) Herr Frobenius hält den angekündigten Vortrag.

## Außerordentliche Sitzung vom 31. Mai 1930.

### Vortrag:

Herr Professor Karsten aus Helsingfors: Forschungen unter den Jibaro-Indianern in Ecuador und Peru. Mit Lichtbildern.

Die Ergebnisse meiner dreijährigen Studien der Jibarokultur während der Reisen, die ich in den Jahren 1917—1919 und 1928—1929 im östlichen Ecuador und Peru machte, werden bald in einem größeren Werke veröffentlicht werden. In diesem Aufsätze gebe ich nur einige kurze Nachrichten über diese besonders als wilde Krieger und Kopfgänger bekannten Indianer.

Die Jibaros, die sich selbst *shuāra* nennen, bewohnen ein gewaltiges Gebiet im westlichen Amazonas, das etwa im Westen von den ecuatorialischen und peruanischen Anden, im Norden und Osten vom Rio Pastaza und im Süden vom großen Flusse Marañon begrenzt wird. Südlich vom Marañon gibt es jedoch einen Jibarostamm, die sogenannten Aguarunas, die mit den am Morona wohnenden Jibaros, den Huambizas, nahe verwandt sind. In allem kann die Anzahl der Jibaroindianer gegenwärtig auf wenigstens zehn- oder fünfzehntausend geschätzt werden. Allerdings ist es bekannt, daß die Jibaros früher viel zahlreicher waren. Durch Krankheiten und durch die fast beständigen Kriege, die sie in früheren Zeiten mit den Weißen führten und immer noch miteinander führen, haben sie sich jedoch stetig vermindert. Trotzdem bilden die Jibaros ohne Zweifel noch heute einen von den zahlreichsten und durch ihre eigenartige Kultur interessantesten der eingeborenen Stämme Südamerikas.

Sprachlich und anthropologisch bilden die Jibaroindianer eine eigene Gruppe, und auch in ihren Sitten und Anschauungen, wie in ihrem ganzen Charakter, unterscheiden sie sich von den übrigen Stämmen des westlichen Amazonas. Andererseits zeigt doch natürlich ihre Kultur die allgemeinen Züge der südamerikanischen Urwaldkultur. Die Jibaros leben nicht in Dorfgesellschaften oder anderen größeren Stammesgruppen, sondern in kleinen Familiengruppen, die hier und da im Urwalde zerstreute große kommunale Häuser bewohnen. Diese



Zwei Jibaro-Indianer in Alltags-tracht vor ihrem Hause

Häuser findet man niemals an den Ufern der größeren Flüsse, sondern im Innern des Landes, gewöhnlich auf einer Höhe in der Nöhes kleinen eine Baches, wovon man die Umgebung beherrschen kann. In dieser Weise sind die Jibaros nicht nur gegen die Weißen geschützt, die dann und wann die größeren Flüsse entlang fahren, sondern auch gegen andere Indianer, die sie mit größtem Mißtrauen betrachten.

Da eine eigentliche Stammesorganisation fehlt, gibt es auch unter den Jibaros keine Häuptlinge im eigentlichen



Jibaro-Indianerinnen mit Kind.

Sinne des Wortes. Jeder Hausvater herrscht prinzipiell „souverän“ über sein Hausvolk. Für jeden Krieg wird jedoch ein Häuptling besonders erwählt, der während des Krieges große Macht ausübt. Dieser Kriegshäuptling ist immer ein älterer Mann, der früher an Kriegsexpeditionen teilgenommen und wenigstens einen Feind getötet hat. Nur ein solcher



Mann besitzt die richtigen Häuptlingseigenschaften, die zu neuen Siegen über Feinde führen können, und er genießt seitens seiner Krieger unbeschränktes Vertrauen und unbedingten Gehorsam.

Die Häuser der Jibaroindianer sind mit besonderer Sorgfalt gebaut, da man immer darauf bedacht sein muß, sich gegen nächtliche Angriffe feindlicher Stämme zu schützen. Die Wände bestehen aus Pfählen von



Mit Bogen und Schild  
bewaffneter Jibarokrieger.

dem eisenharten Holze der Chonta-Palme, und die Türe, die aus ähnlichen Chontapfählen besteht, kann von innen mittels Querbalken geschlossen werden, so daß das gewaltsame Eindringen in das Haus seitens unwillkommener Gäste unmöglich gemacht wird. Einige Häuser sind, für kritische Zeiten, in wirkliche Festungen verwandelt. Ein solches befestigtes Jibarohaus hatte ich während meiner letzten Reise unter den Aguarunas am Marañon Gelegenheit zu sehen. Das große Wohnhaus nebst dazugehörigen kleineren Gebäuden war mit einer etwa zwei Meter hohen, dicken Chontamauer umgeben, die nach der Angabe der Indianer nicht einmal eine Gewehrkuugel durchdringen konnte. Die Aguarunas fürchteten zu dieser Zeit jeden Tag einen Angriff seitens der feindlichen Huambizaindianer am Morona. Früher war es außerdem unter den Jibaros Sitte, die Wohnhäuser mit besonderen, zwanzig bis dreißig Meter hohen Kriegstürmen zu versehen, von denen sie sich besser gegen die Feinde verteidigen konnten. Diese Kriegstürme, die *kumbinta* genannt wurden, sind heutzutage kaum

mehr im Brauch, und ich kenne sie nur theoretisch durch die Erzählungen der Indianer.

Das Innere eines Jibarohauses ist in zwei Abteilungen eingeteilt, von denen die innere, die *ekinturu*, von den Frauen bewohnt wird, während die Männer — vor allem die unverheirateten Männer — sich in der Vorhalle (*tangámasha*) aufhalten. Hier werden auch die Gäste empfangen. Jede Abteilung hat ihren besonderen Eingang, und ein Fremder muß sich in acht nehmen nicht durch die unrichtige Tür einzutreten.

Der wichtigste Gegenstand in der Abteilung der Frauen ist der inmitten des Raumes auf einem Dreifuß ruhende irdene Topf, der die Manioc-Substanz, *nihamanchi* enthält, aus der die Hausfrau für jeden in das Haus eintretenden Gast das Manioc-Bier bereitet. Dagegen der wichtigste von den



Zeremonielle Begrüßung.



in der Vorhalle befindlichen Gegenständen ist die große Signaltrommel, *tundui*, die man den „Telegraph“ der Indianer genannt hat. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß die große Trommel der Jibaroin Indianer, wie andere Instrumente dieser Art, vor allem eine religiöse Bedeutung hat. Sie wird freilich zum Signalisieren gebraucht, aber durch das Trommeln will man sich zunächst mit den Geistern in Verbindung setzen. Diese Geister sind die Seelen oder Geister der verstorbenen Vorfahren, die besonders als geschickte Zauberärzte verehrt werden, und die ihren Sitz in den Bergen und waldbedeckten Höhen haben. Wenn es im Innern des Berges dröhnt, sagen die Indianer, daß ihre verstorbenen Vorfahren ihre Riesentrommeln im Berge schlagen, und sie fangen selbst an, ihre Trommeln zu schlagen, um ihnen zu antworten. An gewissen großen Festen trommeln die Indianer, um die Geister herbeizurufen, sie einzuladen, an dem festlichen Gelage



Das Innere eines Jibarohauses.

teilzunehmen. Besonders bei drei Gelegenheiten wird getrommelt: 1. an den großen Chicha-Festen, wenn das aus den Früchten der Chontaruru-Palme (*Guilielma*) bereite Bier getrunken wird; 2. an den *Natema*-Festen, wenn das aus den Schlingen der giftigen Liane *Banisteria Caapi* bereite narkotische Getränk *natema* getrunken wird; 3. wenn das Haus von den Feinden überfallen wird, um die Nachbarn zu Hilfe zu rufen, oder wenn ein Todesfall im Hause stattgefunden hat. In jedem von diesen Fällen wird verschieden getrommelt. In den zwei ersten Fällen werden die Geister, im dritten menschliche Wesen herbeigerufen. Die Tatsache, daß dasselbe System des Signalisierens verwendet wird, wenn ein feindlicher Angriff auf das Haus gemacht wird und wenn jemand stirbt, beruht darauf, daß die Jibaros keinen natürlichen Tod kennen. Jeder Todesfall ist mit einem Morde gleichbedeutend, indem man von der Annahme ausgeht, daß irgend-ein böser Zauberarzt durch seine Zauberkünste den Tod des Verstorbenen herbeigeführt hat.

Das besondere Symbol der Zauberärzte ist die Riesenschlange, besonders die im Wasser lebende Anaconda (*Eunectes murinus*), die von den Jibaroin Indianer als „die Urmutter der Zauberei“ betrachtet wird. Sowohl im Leben wie nach ihrem Tode können die Zauberärzte, nach dem Glauben

der Indianer, sich in Riesenschlangen verwandeln. Damit steht in Zusammenhang, daß die große Trommel, mit der man die Geister herbeiruft, die Form einer Riesenschlange hat, daß die Griffe an beiden Enden resp. den Kopf und den Schwanz des Reptils vorstellen sollen, und daß sogar die auf der Trommel angebrachten Löcher eine schlangenähnliche Figur bilden.

Schlangenähnliche Figuren gehören auch sonst zu den gewöhnlichsten Mustern in der ornamentalen Kunst der Jibaroindianer, und sie scheinen immer eine rein magische Bedeutung zu haben. Solche Schlangenfiguren findet man z. B. auf den ornamentierten Töpfen, auf den Türen der Häuser und auf den heutzutage sehr seltenen ornamentierten Schilden, wo sie nebst Figuren von anderen Geistern vorkommen. Auf der Tür eines Jibarohauses fand ich einmal nicht nur die gewöhnlichen Geisterfiguren und Figuren von Schlangen, sondern auch Ornamente, die aus einem Punkte mit umgebenden konzentrischen Ringen bestanden. Die letzteren nannten



Das Innere eines Jibarohauses mit aufgehängten Bananen.

die Indianer *yusa*, ein Wort, mit dem sie den großen roten Ararapapagei bezeichnen. Später wurde es mir erklärt, daß die Figuren wirklich diesen Zaubervogel repräsentieren, aber nur einen Teil desselben, und zwar das Auge vorstellen, das bei diesem Vogel bekanntlich mit charakteristischen konzentrischen Ringen umgeben ist. Der Arara wird als die Inkarnation eines Geistes betrachtet, und sein Auge ist besonders mit zauberischer Kraft erfüllt. Die folgende Erklärung wurde mir gegeben: „Die Geister der Verstorbenen lieben es, die Häuser, wo sie im Leben wohnten, wieder zu besuchen, uns aber gefallen diese Besuche nicht, weil sie die hinterbliebenen Verwandten oft mit Krankheit und Tod heimsuchen. Da die Geister auf der Tür ihre eigenen Bilder sehen, bleiben sie stehen und können nicht in das Haus eintreten.“ Aus dieser Erklärung geht klar hervor, daß die auf der Türe angebrachten Figuren eine rein praktisch-zauberische abwehrende Bedeutung haben, und dasselbe läßt sich in der Tat von der ganzen ornamentalen Kunst dieser Indianer nachweisen.

Die häusliche Industrie der Indianer steht verhältnismäßig hoch, und dabei wird eine genaue Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern beobachtet. Das Spinnen, das Weben, das Korbflechten z. B. liegt den Männern ob. Wenn der Hausvater am Morgen früh aufgestanden ist, greift er ge-

wöhnlich seine Spindel, die an einem von den Hauptpfosten des Hauses hängt, und spinnst ein Weilchen, während er sein Tabakswasser kocht. In den meisten Häusern findet man auch einen primitiven Webstuhl, der von einem jungen Manne gehandhabt wird. Ein Mann webt nicht nur sein eigenes Hüftkleid (*itipi*), sondern auch den Anzug seiner Frau (*taráchi*), weil eine Frau unter keinen Umständen weben kann. Andererseits gehört z. B. der Ackerbau und die Töpferei ebenso strikte zu den Obliegenheiten der Frauen. Bei dem erstgenannten liegt jedoch die grobe Arbeit, das Umhauen der Bäume und das Wegschaffen der dünnen Stämme, den Männern ob, aber der eigentliche Ackerbau, vor allem das Säen und Pflanzen, kann mit Erfolg nur von den Frauen verrichtet werden. Der strengen Arbeitsteilung der Indianer liegen gewisse eigentümliche animistische Vorstellungen zugrunde. Der Mann muß spinnen und weben, weil die Baumwolle, aus der der Zwirn und das Zeug gemacht wird, ein „Mann“ ist, d. h. die Seele eines Mannes hat. Die Frauen müssen säen und pflanzen, weil die meisten Pflanzen „Frauen“ sind, d. h. Seelen von Frauen haben. Die Frau muß Tontöpfe machen, weil der Ton eine „Frau“ ist usw.

Das ganze soziale Leben der Jibaroindianer ist von religiösen und magischen Vorstellungen durchdrungen. Die fünf großen Feste dieser Indianer haben zum Teil einen sozialen, aber vor allem einen religiösen Charakter. Diese Feste sind:

1. Das große Siegesfest, *einsupani* oder *nambéra tsantsa*, das gefeiert wird, nachdem man den Kopf eines getöteten Feindes erobert hat.

2. „Das Tabaksfest der Frauen“, *noa tsangu*, das gefeiert wird, wenn ein junges Mädchen unter die erwachsenen Frauen aufgenommen und für den Ehestand vorbereitet wird.

3. „Das Fest des Tabakrauchens“, *kusúpani*, das zur Ehre der Knaben gefeiert wird, wenn diese unter die erwachsenen Männer aufgenommen werden.

4. „Das Fest der Kinder“, *uchiauka*, das zu Ehren der kleinen Kinder gefeiert wird, um ihnen Kraft und Widerstandsfähigkeit gegen böse Einflüsse zu geben und sie im allgemeinen für das Leben vorzubereiten.

5. „Das Fest der Hunde“, *yaurápani*, um einem jungen Hunde, der zum Jagdhund erzogen wird, Kraft und guten Spürsinn für die Jagd zu geben.

Es ist hier nicht möglich, diese Feste, in denen der Tabak und allerlei andere magische Medizinen eine Hauptrolle spielen, näher zu erklären. Über jedes von ihnen könnte eine ganze Abhandlung geschrieben werden, und über das große Siegesfest allein habe ich in der Tat schon ein Buch veröffentlicht. Diejenigen, die sich für diese Sachen interessieren, muß ich auf meine schon veröffentlichten Schriften über die Jibaros hinweisen. Eine vollständige Darstellung der Jibarakultur werde ich, wie schon gesagt, erst in meiner bald erscheinenden Monographie über diese Indianer



Teil eines befestigten Jibarohauses.  
Aguarunas am Maranon.



geben. Soviel muß jedoch hier erwähnt werden, daß die mannigfachen Zeremonien, die an den Festen stattfinden, und die Erklärungen dieser Zeremonien, die ich von den Indianern gekriegt habe, einen seltenen Einblick in die religiösen Anschauungen und die ganze Psychologie dieser „Wilden“ geben. So zeugen z. B. die Gebete und Hymnen, die am „Feste der Frauen“ an die Mutter Erde, Nungii, gerichtet werden, von einem recht hoch entwickelten religiösen Gefühl, während die an den Festen gesungenen vielen Lieder und Gesänge von einem ebenso tiefen und feinen poetischen Gefühl Zeugnis ablegen.

Was das größte Fest der Jibaros, das Siegesfest (*einsupani*) betrifft, so muß ich mich hier auf einige Anmerkungen beschränken. Dies Fest wird nur dann gefeiert, wenn ein Kopf erobert worden ist, und es hat einen religiösen Charakter insofern, als nach dem Glauben der Indianer dem Kopfe, und besonders dem Haare des getöteten Feindes eine geheimnisvolle Kraft innewohnt, die der Sieger, falls die Zeremonien beim Feste richtig bewerkstelligt werden, sich zunutze machen kann. Er wird in allen seinen Arbeiten und Vorhaben Glück und Erfolg haben, seine Äcker

werden gut wachsen und reichliche Ernte geben, seine Haustiere sich vermehren und gedeihen, er wird durch viele Frauen und Kinderreichtum gesegnet werden, er wird in seinen Kriegen neue Siege gewinnen und neue Köpfe erobern können usw. Alles dies beruht auf der der Trophäe innewohnenden Kraft, durch die sie in einen wirklichen Fetisch verwandelt ist.

Viele falsche Kopftrophäen, die für echte Jibarotrophäen ausgegeben worden sind, sind aus Ecuador gekommen und haben sogar in ethnographischen Museen Platz gefunden. In der Literatur findet man auch viele unrichtige Angaben sowohl über die Trophäen selbst, wie über die Siegesfeste der Indianer. Man hat z. B. gesagt, daß die Jibaros nicht nur von den Köpfen, sondern



Der Sieger ist mit seiner Trophäe zu Hause angelangt.

von dem ganzen Körper ihrer Feinde geschrumpfte Trophäen bereiten. Eine solche Trophäe befindet sich, wie mir mitgeteilt worden ist, in einem ethnographischen Museum in New York, und ich habe selbst davon Photographien gesehen. Es scheint mir wichtig, hervorzuheben, daß diese mumifizierten Körper von erschlagenen Feinden sämtlich Fälschungen sind und keinen ethnographischen Wert haben. Die Jibaros bereiten Trophäen nur von den Köpfen ihrer Feinde, und diese sind so eigenartig, daß sie für einen Sachkundigen leicht zu erkennen sind. Es ist auch behauptet worden, daß die Jibaros nicht nur die Köpfe ihrer Feinde, sondern auch die ihrer Freunde und Verwandten in dieser Weise „zur Erinnerung“ bereiten. Dies ist vollkommen falsch. Eine *tsantsa* von dem Kopfe eines Menschen zu bereiten, wird von den Indianern als der größte Schimpf, nicht nur gegen den Toten selbst, sondern auch gegen seine Familie und seinen ganzen Stamm angesehen. Dies erklärt auch, daß die Jibaros nur Feinde ganz fremder Stämme in dieser schimpflichen Weise behandeln. Der Jibaroindeaner kann einen eigenen Stammes-

verwandten wohl töten, wenn er glaubt, daß dieser irgendeine Person seiner Familie durch Zauber umgebracht hat, aber von seinem Kopfe bereitet er keine *tsantsa*, weil er ihn zur Blutverwandtschaft rechnet.

Ich will noch einige Worte über die Bestattungsgebräuche der Jibaro-indianer hinzufügen. Verschiedene Methoden werden in dieser Hinsicht beobachtet, je nachdem der Verstorbene eine Frau, ein Kind, oder ein Mann ist. Eine Frau oder ein Kind wird meistens in der Nähe des Wohnhauses, in vielen Fällen sogar im Hause selbst in gewöhnlicher Weise begraben, und die Hinterbliebenen fahren dann fort in demselben weiterzuleben. Urnenbestattung kommt in bezug auf verstorbene neugeborene Kinder vor. Das tote Kind wird in einen Topf gelegt, der mit einer irdenen Schale hermetisch verschlossen wird. Der Topf wird inmitten des Hauses auf einen Dreifuß gestellt, etwa in derselben Weise, wie der Chicha enthaltende Topf in der Frauenabteilung, und in dieser Weise eine längere Zeit aufbewahrt. Schließlich wird das Ganze in der Hütte selbst begraben.

Stirbt aber der Hausvater, wird ein besonderes Verfahren beobachtet. Da er im Leben der Herr des Hauses war, wird es als nötig erachtet, daß er auch nach seinem Tode darin weiterleben kann. Der Leichnam wird in einen Sarg, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm besteht, gelegt, der darauf oben auf ein Gerüst, eine Art Plattform, gestellt wird.



Eine Tsantsa.



Särge in einem verlassenen Jibaro-hause.

Daneben werden allerlei Speisen und sowie die Waffen Chicha, des Verstorbenen gelegt. Nach der Bestattung wird das Haus von den hinterbliebenen Verwandten verlassen, nachdem gewisse Zeremonien verrichtet worden sind, die den Zweck haben, die Verwandten gegen die Ansteckung, d. h. gegen den Krankheits- und Todesdämon zu schützen. Stirbt nachher irgendeiner von den Mitgliedern der Familie, wird er in derselben Weise bestattet, und sein Sarg neben den Sarg des Hausvaters gestellt. In diesem Falle wird das Haus in ein Familiengrabhaus verwandelt, das man eine längere Zeit stehen läßt. Wenn nach einigen Monaten, oder vielleicht Jahren, das Ganze verfault, werden die Knochen und andere Reste der Leichname in der Erde ohne weitere Zeremonien begraben.

Auch andere Bestattungsgebräuche kommen vor, z. B. daß man den verstorbenen Hausvater in sitzender Stellung inmitten des Hauses an einem von den Chontapfosten, die das Haus tragen, begräbt. Immer muß aber nachher das Haus von den Hinterbliebenen verlassen werden.

Auch die Trauerzeremonien sind zum Teil sehr eigenartig und interessant. Bei einigen Stämmen kommen z. B. gewisse zeremonielle Spiele vor, die den Zweck haben, die Lebenden gegen den Krankheits- und Todesgeist zu schützen. Unter den mit den Jibaros nahe verwandten Indianern von Canelos kommt ein Würfelspiel vor, wobei man das hinterlassene Eigentum des verstorbenen Hausvaters, vor allem seine Haustiere, unter den Hinterbliebenen verteilt.

Folgende Schriften, die ausschließlich oder zum Teil die Jibarokultur berühren, sind bis heute von mir veröffentlicht worden:

*Mitos de los Indios Jibaros del Oriente del Ecuador* (*Boletín de la Sociedad Ecuatoriana de Estudios Historicos Americanos*), 1919.

*Beiträge zur Sittengeschichte der südamerikanischen Indianer* (*Acta Academiae Aboensis. Humaniora*). 1920.

*Contributions to the Sociology of the Indian Tribes of Ecuador* (*Acta Academiae Aboensis*), 1920.

*The Religion of the Jibaro Indians of Eastern Ecuador* (*Boletín de la Academia Nacional de Historia. Quito, Ecuador*), 1922.

*Blood-Revenge, War, and Victory Feasts among the Jibaro Indians of Eastern Ecuador* (Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology. Bulletin 79). Washington 1923.

*The Civilization of the South American Indians* (London, Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd. New York, Alfred A. Knopf), 1926.

*Ceremonial Games of the South American Indians* (*Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum*. Otto Harrassowitz, Leipzig), 1930.

Meine in schwedischer Sprache geschriebenen populären Reisebeschreibungen, die wohl kaum einem deutschen Publikum verständlich sind, werden hier nicht erwähnt.

## Sitzung vom 21. Juni 1930.

### Vortrag:

Herr H. Schroller: Stein- und Kupferzeit Siebenbürgens. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Verstorben ist Herr Hofrat Sick in Hamburg, Mitglied seit 1913.

(2) Neu aufgenommen sind Fräulein Gertrud Dorka, Frau Ebert und Herr cand. phil. Herbert Jankuhn.

(3) Für den 25. ist ein Ausflug geplant nach Müncheberg zur Besichtigung des dortigen Kaiser-Wilhelms-Institutes für Züchtungsforschung und anschließend des Lebuser Museums für Heimatkunde.

(4) Herr Schroller hält den angekündigten Vortrag.

## Sitzung vom 19. Juli 1930.

### Vorträge:

Herr H. Beyer: Über den Aztekischen Kalenderstein. Mit Lichtbildern.

Herr E. P. Dieseldorff: Die Erklärung einzelner Stelen und Altäre von Copan. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Der in der vorigen Sitzung angekündigte Ausflug nach Müncheberg hat stattgefunden. Die Teilnehmer wurden zunächst in dem Institut für Züchtungsforschung durch Kaffee und belegte Brote erquickt und darauf durch die Gebäude und Felder des Institutes geführt, wobei durch die



liebenswürdigen und eingehenden Erläuterungen des Herrn Baur die Arten des Betriebes und die besonderen Ziele der Züchtungen von Getreidearten, Lupinen, Reben u. a. klar gemacht wurden. Darauf wanderte man nach Müncheberg und besuchte das Lebuser Museum für Heimatkunde, in welchem besonders die berühmte Runenlanzenspitze die Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Ausflug fand seinen Abschluß durch ein gemeinsames Abendessen in Müncheberg.

(2) Neu aufgenommen ist Herr stud. phil. und Hauptmann a. D. Max F. Fischinger.

(3) Herr Beyer hielt den angekündigten Vortrag. An der Aussprache beteiligten sich die Herren Preuß und Beyer.

(4) Herr Dieseldorff hielt den angekündigten Vortrag. Zur Aussprache nahm Herr Beyer das Wort.

## Außerordentliche Sitzung vom 4. Oktober 1930.

### Vorträge:

Herr Eugen Fischer und Herr Dominik Wölfel: Sind die alten Kanarier ausgestorben? Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Die beiden Vorträge sind unter den Abhandlungen (S. 258 und 282) veröffentlicht. An der Aussprache beteiligten sich Herr Staudinger, Frau Baumgärtel, die Herren Lehmann-Nitzsche, Wölfel, Fischer.

Herr Staudinger führt folgendes aus:

Nur ganz kurz will ich einige Bemerkungen zu den interessanten Ausführungen des Herrn Wölfel machen. Zunächst war ich über das Thema des Vortrages: „Ist die Urbevölkerung der Kanarischen Inseln ausgestorben“, etwas verwundert.

Derjenige, der sich mit der Geschichte und Bevölkerung der Kanaren eingehender befaßt hat, weiß, daß dies nicht der Fall ist, denn selbst die Autoren, bei welchen man beim flüchtigen Lesen ihrer Werke auf den Gedanken kommen könnte, daß die Ureinwohner ausgerottet und die Inseln nur von Spaniern und späteren Einwanderern neu bevölkert seien, führen an gewissen Stellen an, daß da und dort noch Reste der Guanchen leben, und selbst Berthelot erwähnt in seinem Standard-Werk über die Naturgeschichte der Kanarischen Inseln (Webb und Berthelot) verschiedene Orte und Gegenden, wo sich das Guanchenblut noch erhalten hätte. Wie viele Rassen auf den Kanarischen Inseln, den Inseln der Glückseligen der Alten, denen sie wohl bekannt waren, bei ihrer Wiederauffindung und Eroberung durch die Portugiesen und Spanier vorhanden waren, wissen wir nicht, aber eine Hauptbevölkerung, die wohl auf allen größeren Inseln verbreitet gewesen ist, waren die Guanchen. Bei diesen gab es wiederum zwei Hauptgruppen, eine dunkelhaarige und eine große blonde.

Gelegentlich der ersten bekannten Erforschungs- bzw. Erkundungsexpedition durch die Portugiesen<sup>1)</sup>, ungefähr in der Mitte des 14. Jahrhunderts, wurden 4—5 Guanchen 1341 nach Portugal gebracht. Der Chronist erwähnt, daß sie sehr groß und stark waren, lange blonde Haare fielen ihnen bis zu den Knien herab, auch seien sie „unbeschnitten“ gewesen! Die Beobachtungen dieser Expedition hat der „Florentiner“ niedergelegt, und der Italiener Bocaccio gab ein Journal der Reise heraus (Bibliothek zu Florenz).

<sup>1)</sup> Unter Alphons IV. von Portugal, die Flotte stand unter dem Befehl von Florentin Angiolina del Tegghia.

Anfang des 15. Jahrhunderts setzte dann die Eroberung der Inseln, die durch den Papst den Spaniern zugesprochen waren, unter den normannischen Grafen Bethencourt ein. Eine sehr große Literatur besteht nun schon über die Kanarischen Inseln und verschiedene Forscher haben bereits die spanischen Archive für ihre Veröffentlichungen ausgiebig benutzt. Aber die Spanier haben die Ureinwohner nicht ganz ausgerottet. In den Schluchten und Höhlen und auf den Bergen blieben immer noch Reste der alten Bevölkerung, die sich ja auch später, wie es Herr Wölfel aus Quellenstudien so genau nachgewiesen hat, mit den Eroberern vermischten.

Den angeblichen Riesenverlusten, welche die Guanchen in den Kämpfen mit den Spaniern gehabt haben sollen, muß man, was die Zahlen anbelangt, wie allen solchen Angaben, etwas skeptisch gegenüberstehen. Nun ist in den verschiedenen Werken über die Kanaren eine ganze Anzahl von Worten, die damals mit mehr oder weniger geübtem Ohr richtiger oder unrichtiger in den ersten Zeiten aufgezeichnet worden sind oder die sich noch erhalten hatten, aus der Sprache der Guanchen auf uns gekommen. In der Hauptsache sind es Eigennamen von Herrschern, Personen, Orten, Bergen, Flüssen, Tälern, Landschaften der Inseln, aber auch solche über Himmel, Erde und Götterglauben sowie über einige Tiere, Pflanzen und Gegenstände aus dem täglichen Leben der Insulaner.

Die aufgeschriebenen Wortschätze weisen nach der Ansicht verschiedener ernster Forscher auf einen ganz frühen Zusammenhang mit der alten nordafrikanischen Bevölkerung, nennen wir sie Berber, Vorberber oder Lybier hin. Wann die Besiedelung der Inseln stattgefunden hat oder wie einige meinen, die Trennung von Afrika (die nicht bewiesen ist und wodurch das Aufhören der Verbindung eintrat), wissen wir nicht. Abschließende Untersuchungen über den Zusammenhang der Sprachen zwischen den Guanchen und Berbern haben bei der Schwierigkeit derselben und der sehr geringen Zahl von Fachgelehrten auf diesem Gebiete noch nicht stattgefunden. Aber Übereinstimmungen sollen schon gefunden sein.

Wenn ich nun das blonde Element unter den Guanchen anführte, so muß noch erwähnt werden, daß auch in Nordafrika in alten Zeiten blonde Völker vorkamen, und zwar nicht etwa erst durch die Einwanderung germanischer Stämme, die auf die Dauer nicht allzuviel Einfluß auf den Typus der vorgefundenen Bewohner hinterlassen haben, zumal das blonde Element in warmen Gegenden leichter seine Eigenart namentlich bei der Haar- und Hautfärbung verliert, seit der Völkerwanderung, sondern schon im grauen Altertum. Blondhaarige, mit Penisfütteralen versehene „Lybier“ (also vielleicht ähnlich den blonden Enakssöhnen der Bibel) sind z. B. vom Westen gegen Ägypten vorgedrungen.

Indessen standen die Guanchen, was Waffen und Geräte, Kleidung anbelangt, auf einem sehr primitiven Standpunkt. Stöcke und Stangen von gehärtetem Holz als Lanzen, wenige Steinwerkzeuge und Gefäße, Knochenwerkzeuge, Perlen aus gebranntem Ton usw. nannten sie ihr eigen. Aber sie mumifizierten ihre Toten, namentlich die hohen, und setzten, ganz hohe in Fellen eingehüllt, in Höhlen bei. Andere wurden auch begraben. Sie hatten aber eine Art höhere Verfassung, und einige Schriftsteller erwähnen sogar Reste von Bauten und gaben Abbildungen davon.

Aber nun sind sogar Inschriften auf den Inseln gefunden worden. Von welchem Volke sie stammen, weiß man nicht. Die erste erwähnte von Fritsch, der sie auf Palma an der Höhle von Balmacho oder Valmaco entdeckte. Schon aus der Kopie derselben ersah ich, daß es sich in diesem Falle

nicht um eine Schrift, sondern um eigenartige, in den Fels eingemeißelte mäanderische Kreislinien handelt. Unlängst habe ich durch die liebenswürdige Vermittlung unseres deutschen Konsuls Herrn Ahlers in Ste Cruz zwei Photographien von dieser und einer ähnlichen Zeichnung von Garofio-Santa Domingo, Palma erhalten. Sie finden annähernd ein Analogon in ganz anderen Ländern. Indessen sind auch Inschriften mit Buchstabenzeichen auf Gran Canaria, Valmaco, Tenerifa, Ferro usw. gefunden, vielleicht läßt sich daraus etwas entziffern, was für die Herkunft der Bewohner der Inseln von großer Bedeutung wäre. Natürlich ist in der geschichtlichen Zeit eine große Veränderung der Bevölkerung vor sich gegangen. Die der afrikanischen Küste am nächsten gelegenen Inseln Lanzarote und Fuerteventura sind schon vor der spanischen Besitzergreifung und auch später noch von Arabern und Berbern heimgesucht und überschwemmt worden, wie überhaupt Seeräuber auch einige der anderen Inseln überfielen. Die spanische Eroberung verdrängt die oft nur spärliche Bevölkerung und brachte neue Siedler, aber die Spanier selbst, die sich dort niederließen, hatten der Abstammung nach auch sehr verschiedene Elemente in sich: Iberer, Römer, Berber, Araber, Goten und andere Germanen, Basken usw. Die Insel Gomera z. B., von deren Bevölkerung uns Herr E. Fischer einige interessante Typen von dort ausgehobenen Soldaten, die er auf Gran Canaria photographiert hatte, zeigte, soll stärker von Nordspaniern, Galiziern (Gallegos) besiedelt sein. Jedoch gerade auch auf Gomera hat sich das alte Guanchenblut noch verschiedentlich bis heute erhalten. Der Kanarienforscher v. Löher war überrascht von den vielen niedersächsischen Bauerngesichtern, die er auf den Inseln sah, die konnten ja von der „blonden“ Rasse der Urbevölkerung herrühren, aber man darf auch nicht außer acht lassen, daß auch noch um die Zeit der Eroberung herum und später blonde Elemente, d. h. Flamen resp. Holländer eingewandert sind wie auch einige negerische Elemente. Auf den Azoren findet man noch jetzt oder fand man bis vor kurzem noch den blonden Einschlag heraus. Auch mit den Balearen, namentlich Mallorca, standen die Kanarier in einem regen Wechselverkehr. Dort gibt es auch ein den kanarischen Hunden sehr ähnliches Tier, den sogenannten Pharaonenhund, aber die Balearen befanden sich im Altertum zeitweise unter nordafrikanischem, d. h. karthagischem Einfluß, Hanno soll dort sogar geboren sein. Näher kann ich bei der vorgerückten Zeit nicht auf Einzelheiten eingehen. Vielleicht bekommen wir später noch genauere Hinweise über die Herkunft der Guanchen.

## Sitzung vom 18. Oktober 1930.

### Vorträge:

Herr H. Weinert: *Sinanthropus pekinensis*. Die neuen Affenmenschenfunde aus China. Mit Lichtbildern.

Herr K. Th. Preuß: Bericht über den 24. internationalen Amerikanisten-Kongreß in Hamburg vom 7. bis 13. September.

Der Bericht des Herrn K. Th. Preuß ist unter den „Kleinen Mitteilungen“ dieses Bandes zum Abdruck gebracht worden.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Neu aufgenommen ist Herr Kustos Erich Mindt in Berlin.

(2) Am 11. Oktober hat eine Führung durch die Sonderausstellung „Kunst und Kultur Nordasiens“ im Lichthof des Museums für Völkerkunde durch Herrn Findeisen stattgefunden.



(3) Herr Weinert hielt den angekündigten Vortrag. An der Aussprache beteiligten sich die Herren Fischer, Werth, Hintze, Münzesheimer, Virchow, Weinert.

(4) Herr Preuß gab den angekündigten Bericht.

## Sitzung vom 15. November 1930.

### Vortrag:

Herr K. Hoffer-Reichenau: Die primitiven Neger im Stromgebiet des Weißen Nils mit besonderer Berücksichtigung ihres Wirtschaftslebens. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Verstorben Herr Stadtrat Maas, Mitglied seit 1883.

(2) Neu aufgenommen ist Herr Dr. phil. Karl Griewank in Berlin-Friedrichshagen.

(3) Von dem Mitgliede der Gesellschaft Herrn Hermann Baumann liegt ein Brief vor aus Mwene-Luanda, in welchem derselbe über die Ergebnisse der von ihm unternommenen Forschungsreise berichtet.

Mwene-Luanda, 31. VIII. 30.

Ich erlaube mir Ihnen, nachdem die ersten Monate meiner Afrikareise vorüber sind, einen kurzen Bericht über das bisher Geleistete einzuschicken. Nach anfänglich großen Schwierigkeiten mit meinen Zollangelegenheiten — die Empfehlungsbriefe des Auswärtigen Amtes sind trotz mehrfachen Erinnerns erst in diesem Monat eingetroffen — gestaltete sich die Expedition sehr ertragreich, so daß wir jetzt schon etwa 800 in überwiegender Mehrheit gute, alte Ethnografica besitzen, ca. 500 Photos usw. und eine, wenn auch noch kleine Textsammlung. Die Zeit nach unserem Eintreffen am 9. Mai in Lobito bis etwa 13. Juni war allerdings nicht sehr ertragreich, da ich gezwungen war, im Ovimbunduhochland auf der Farm einer mir bekannten Familie Station zu machen, um die Abwicklung meiner Zollgeschichte nahe der Küste abzuwarten. Erst nach meiner Rückreise am 13. Juni nach Lobito war die Zolldirektion so weit vom Konsulat Loanda unterrichtet, daß ich wenigstens provisorisch meine Ausrüstung aus dem Zoll erhielt. Auf der Farm Caála nahe Huambo unter den dortigen Mbundu war nicht mehr sehr viel zu machen. Die Europäisierung ist hier zu stark vorge-schritten. Immerhin konnten noch interessante Beobachtungen gemacht werden. Wir zogen am 15. Juli von Caála resp. Lobito ins Innere weiter. Mit der sehr komfortablen Lobito-Dilolo-Bahn fahren wir, d. h. Dr. Meinhard, mein Begleiter, der als Photograph der kleinen Expedition fungiert, unser Mbundukoch Andrino und ich nach der großen deutschen Musterfarm Coemba, etwas östlich des Cuanza, die im Kaluimbi- und Lutschazegebiet liegt. Wir genossen noch einmal reichen europäischen Komfort, blieben dort aber lediglich 8 Tage, da wir die versäumte Zeit so schnell als möglich einholen wollten, um an die Untersuchung des Tšokwe (Vatschivokve, Quioco) im Lundadistrikt heran zu kommen. Das ist ja die eigentliche Aufgabe, die mir von Prof. Dr. Schachtzabel gestellt ist, der die südlichsten Tšokwe, oder wie sie am Kuito heißen: Vatschivokve — besucht hat. Ich hatte mich schon vorher durch das internationale Afrikainstitut in London und durch die hilfreiche Vermittlung Prof. Westermanns mit der englischen Mission in Lunda in Verbindung gesetzt, so daß wir überall mit großer Herzlichkeit auf den Missionen im Tšokweland aufgenommen wurden. Zuerst ging es nach Bôma, einer Missionsstation nahe dem alten Moxiko, wo wir

Ausflüge zu den dortigen Tšokwedörfern am Luena und Simoje machten. Ein längerer Fußmarsch führte uns an den Kasai zur Station Luma, wo wir große Ernte halten konnten. Noch mehr allerdings in Biula — etwa 60 km östlich von Luma. Die Missionen hier haben nur direkt am Platze größeren Einfluß, die Bahn ist weit genug weg im Süden und der portugiesische Einfluß ist noch nicht sehr stark, wenn er auch zu geordneter Verwaltung genügt. Wir erwarben hier einen der berühmten jetzt sehr seltenen, reich beschnitzten, hohen Häuptlingsstühle und viele Masken- und Maskenanzüge, die sich in Biula und auf unserer jetzigen, großen Ostreise dauernd vermehrten, so daß wir jetzt etwa 50 Masken und Maskenanzüge besitzen. Alle in den Beschneidungsfeiern vertretenen Masken sind in der Sammlung vertreten, mit Ausnahme von 2 Typen, die wir aber auch noch zu erwerben hoffen.

Vor etwa 3 Wochen bin ich mit einer etwa 27 Mann starken Kolonne nach Osten gezogen um die ethnologischen und ethnographischen Verhältnisse in dem wissenschaftlich noch fast unbekannten Südost-Lunda, also im Kasaibogen, zu studieren. Wir zogen zuerst zum Kasai nach Südosten, wo die Fischfang treibenden Luena aus Süden vorgedrungen sind und schon das ganze Nordufer des Kasai vom Luzeji bis zur Ostgrenze besetzt haben. Die im Kasaibogen sitzenden Alunda sind immer mehr von diesen Luena und den aus Norden und Westen vorrückenden Tšokwe verdrängt worden, daß sie nur noch ein beschränktes Gebiet — etwa zwischen dem Posten Casaje, nordöstl. Biula und der Ostgrenze, zwischen dem Bogen des Rio Chihumbe und der Estrada Casaje-Makonda einnehmen. Das Tšokwevolk beherrscht heute mit seiner Kultur ganz Lunda, und ein großer Teil ehemaliger Lunda ist so stark tšokwisiert, daß nur die Sprache ihre Zugehörigkeit zu den Lunda des Muata-Jamvo, oder phonetisch richtig gesprochen des Mwatsiávue, verrät. Allerdings sind sich alle Lundahäuptlinge, z. B. Mwatsikwata, Mwatsimbundu und der Sohn des alten Zaubererkönigs Mwene-Luanda, des Zusammenhanges mit dem Mwatsiávue, der seinen Sitz in Kapanga, belgischer Congo, hat, bewußt. Wenn man genau hinsieht, ist auch in der Kultur noch viel Eigentümliches zu konstatieren, z. B. herrscht hier ausgesprochenes Vaterrecht, während sich die Tšokwe als ein Volk mit extremster Mutterrechtsgesellschaft darstellen. Die Tšokwereligion ist hochinteressant. Ich hoffe Ihnen aus einem Lager, wo ich mehr Muße zum Briefeschreiben habe, darüber etwas Vorläufiges berichten zu können. Vorläufig finde ich noch keine Muße dazu, da wir in letzter Zeit stets Märsche von 18 bis 27 km täglich durchführen. Was am Tage dann noch übrigbleibt, wenn die Beobachtungen niedergeschrieben, gesammelt, die Etiketten geschrieben, photographiert und Märchen aufgenommen sind, ist nicht viel. Meist macht eine große Müdigkeit allen Anwendungen Briefe zu schreiben, ein Ende. Wir hoffen in 10—12 Tagen mit der Lundareise zu Ende zu sein und uns in der Mission Peso für 8 Tage von dem ewigen Huhn mit Reis zu erholen. Dann geht es bald weiter zu einer großen Reise ins Minungoland, westlich des Tšikapa. Gesundheitlich geht es uns beiden sehr gut, obwohl wir auf dieser Reise im Tiefland sitzen und die Regenzeit hier schon begonnen hat. In der starken Regenzeit vom Dezember bis Mai ist ein Reisen im Lundadistrikt fast unmöglich. Diese Tatsache wird unserer Reise einen festen Termin zur Beendigung geben, da für eine Überwinterung die Mittel kaum ausreichen werden. Das Reisen hier ist ziemlich kostspielig, wie das ganze Land! Komfort ist hier ausgeschlossen.

### 3. IX. 1930. Vor Kapamba am Chihumbe-Loze.

Nachdem wir mit einigen Gewaltmärschen durch das Hungerland südlich M. Luanda bis in die Nähe von Peso gekommen sind, will ich mich

beeilen, diesen Brief durch einen Eilträger nach Biula zu bringen, damit er noch möglichst bald in Ihren Besitz kommt.

(4) Herr Hoffer-Reichenau hielt den angekündigten Vortrag.

## Sitzung vom 20. Dezember 1930.

### Vortrag:

Herr Viktor Lebzelter: Die Buschmann-Kultur Südwestafrikas und die prähistorischen Kulturen in Süd- und Südwestafrika. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Der Vorsitzende erstattete den

### Jahresbericht für 1930.

Die Zahl der immerwährenden Mitglieder ist unverändert geblieben, 16.

Von korrespondierenden Mitgliedern hat die Gesellschaft zwei durch Tod verloren: Prof. Dr. Edwin S. Morse, Direktor der Peabody Academy in Salem Mass. und Prof. Louis Bolk in Amsterdam. Die Zahl der korrespondierenden Mitglieder ist dadurch auf 94 zurückgegangen.

Von den ordentlichen Mitgliedern sind wie im Vorjahr 10 gestorben: Dr. Layer, Wildbad; Dr. Utzinger, Davos; Oberst a. D. Witt, Jena; Prof. F. W. K. Müller, Berlin-Zehlendorf; Prof. Dr. von Le Coq Dahlem; Geh. Medizinalrat Prof. Küster, Charlottenburg; Hofrat Dr. Sick, Hamburg; Geh. Rat. Prof. Dr. Ed. Meyer, Lichterfelde; Stadtrat a. D. Maas, Berlin; Prof. Dr. Weinitz, Berlin.

Ausgetreten sind 37 Mitglieder (im Vorjahre 20), gestrichen wurden 8 Mitglieder (im Vorjahre 15).

Der Verlust an ordentlichen Mitgliedern beträgt demnach 55 (im Vorjahre 45).

Neu aufgenommen wurden 20 Mitglieder (im Vorjahre 23), so daß die Zahl der ordentlichen Mitglieder sich um 35 verringert hat.

Nach fortlaufender Zählung beläuft sich die Gesamtzahl der Mitglieder auf 928.

Die Zahl der Sitzungen betrug 12, die der Vorträge 15. Von letzteren waren 9 ethnographischen Inhaltes.

Ein Ausflug wurde am 25. Juni nach Müncheberg gemacht, worüber in der Juli-Sitzung berichtet wurde.

Über die Bibliothek berichtet Herr Maas.

### Bibliotheksbbericht 1930.

Bücherbestand 1929. . . . .	14 866
hinzu . . . . .	89
	<hr/>
	14 955
Broschüren 1929 . . . . .	3 326
hinzu . . . . .	152
	<hr/>
	3 478
Gebunden:	
Zeitschriften . . . . .	41
Bücher . . . . .	73
Ges. Abhandlungen in 7 Sammelbänden	78
Verliehen . . . . .	505

In der Schädelammlung untersuchte Herr Arnold Deuber aus Basel 23 Celebes-Schädel.

(2) Herr Braun erstattete den Rechnungsbericht.



**Rechnungsbericht für das Jahr 1930.****Einnahmen:**

Bestand am 1. Dezember 1929. . . . .	RM.	269.65
Mitgliederbeiträge und Eintrittsgelder. .		13 897.29
Erlös aus Beständen an Zeitschriften. . .		541.20
Erlös aus Wertpapieren. . . . .		2 066.90
Zinsen aus Wertpapieren. . . . .		614.25
Bankzinsen. . . . .		800.20
Einnahmen aus der Prähist. Zeitschrift		
a) Museumsbeitrag. . . . .	RM.	3 000.—
b) aus Abonnements. . . . .		<u>1 161.35</u>
		4 161.35
Verschiedene Einnahmen. . . . .		150.45
Vermächtnis Wiese. . . . .		<u>1 055.24</u>
		<u><u>RM. 23 556.53</u></u>

**Ausgaben:**

Zeitschrift für Ethnologie		
Ausgaben. . . . .	9 355.39	
abzügl. frühere Rückstellungen. . . . .	<u>8 000.—</u>	
	1 355.39	
Rückstellungen für 1930. . . . .	<u>3 000.—</u>	4 355.39
Prähistorische Zeitschrift		
Ausgaben. . . . .	10 020.70	
abzügl. Rückstellung 1929. . . . .	<u>3 000.—</u>	
	7 020.70	
Rückstellung für 1930. . . . .	<u>3 000.—</u>	10 020.70
Bücher und Zeitschriften. . . . .		179.45
Porto. . . . .		1 606.82
Unkosten		
Miete. . . . .	900.—	
Bürobedarf und Personalvergütung. . .	<u>961.70</u>	1 861.70
Buchbinder. . . . .		378.25
Wertpapiere. . . . .		2 420.97
Verschiedene Ausgaben. . . . .		604.50
Bestand am 30. November 1930		
Bar. . . . .	136.44	
Postscheckkonto. . . . .	3.62	
Bankkonto. . . . .	<u>1 988.69</u>	2 128.75
		<u><u>RM. 23 556.53</u></u>

Die Rechnungen sind mit den Belegen verglichen, durch Stichproben geprüft und richtig befunden.

Berlin, den 10. Dezember 1930.

Langerhans.

Maaß.

**Wertpapierbestände.**

Auf die Anteilscheine der

GM. 13650.— 5% Berliner Pfandbriefamt Liqu. Goldpfandbriefe

erfolgte die 2. Teilausschüttung, deren Erlös in

RM. 962.50 Deutsche Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen angelegt wurde. Diese wurden auf die Anlagekonten entsprechend ihrem Bestande in Pfandbriefen verteilt.

## Aufstellung der Wertpapierbestände.

	5% „A“ Berl. Pfandbriefamt Liqu. Goldpfe. u. Anteilscheine GM.	Deutsche bisher RM.	Ablösungsanleihe mit Aus- lösungsscheinen Zugang RM.	jetzt RM.
1. Verfügbarer Bestand:	6 300.—	787.50	462.50	1250.—
2. Eiserner Bestand:	1 000.—	187.50	62.50	250.—
3. William Schönlanke- Stiftung:	3 000.—	—	212.50	212.50
4. Maaß-Stiftung:	1 700.—	—	112.50	112.50
5. Rudolf Virchow- Plaketten-Stiftung	1 650.—	387.50	112.50	500.—
6. Konto „General- katalog“	—	250.—	—	250.—
	<u>GM. 13 650.—</u>	<u>RM. 1 612.50</u>	<u>RM. 962.50</u>	<u>RM. 2 575.—</u>

Mit den Belegen geprüft und richtig befunden.  
Berlin, den 10. Dezember 1930.

Langerhans. Maaß.

(3) Wahl des Vorstandes. — Der Vorstand machte der Versammlung den Vorschlag, an Stelle des verstorbenen Herrn F. W. K. Müller Herrn K. Th. Preuß als Schriftführer zu wählen. Die Versammlung wählte mit dieser Abänderung auf Vorschlag des Herrn Staudinger durch Zuruf den gleichen Vorstand für das folgende Jahr. Derselbe wird also diese Zusammensetzung haben:

H. Virchow Vorsitzender.

Lessing }  
Schuchhardt } stellvertretende Vorsitzende.

P. Träger geschäftsführender Schriftführer.

Eugen Fischer }  
K. Th. Preuß } Schriftführer

Braun Schatzmeister.

(4) Verstorben ist der Landesgeologe i. R. Prof. Dr. J. Stoller, Mitglied seit 1911.

(5) Herr Lebzelter hielt den angekündigten Vortrag.

## IV. Literarische Besprechungen.

Theod. Wilh. Danzel: 1. Kultur und Religion des primitiven Menschen. Stuttgart 1924, Strecker & Schröder. 2. Magie und Geheimwissenschaft, ebd. 1924.

Danzel gehört zu den wenigen Gelehrten in Deutschland, die das Gebiet der vergleichenden Völkerkunde fachmännisch beherrschen. Seine besondere Stärke liegt dabei auf dem psychologischen Gebiet, in dem Verständnis der geistigen Kultur und besonders der Erscheinungen der Zauberei und der Deutungskunst. Darüber hinaus strebt er nach einer umfassenden Würdigung des Sinnes und Gehaltes der primitiven Kulturen. Er schließt sich dabei der heute nicht selten vertretenen Anschauung an, die in diesen Typen der menschlichen Kultur nicht einen bloßen Durchgangspunkt zu einer höheren Entwicklung erblickt, sondern vielmehr solche Formen der Kultur, die auf einen eigenen Wert Anspruch haben — ähnlich wie nach modernen Anschauungen das kindliche Dasein einen solchen eigenen Wert gegenüber dem des Erwachsenen besitzt. Und endlich ist er bemüht, die Ethnologie auch für die Würdigung unserer modernen Kultur fruchtbar zu machen, indem er dieser einen Spiegel vorhält, in dem sie ein Bild ihrer Schwächen erblicken kann.

Seine Gesamtaufassung von den niederen Kulturen im Gegensatz zu unserer modernen faßt Danzel zusammen in die Gegenüberstellung: homo divinus und homo faber. Der darin angedeutete Gegensatz ist in seinem erstgenannten Buche durch das ganze Gebiet der Kultur durchgeführt, von der Denkweise und Kunst, Sprache und Geselligkeit an über Medizin und Kalender, Magie und Religion bis zu den verschiedenen Kunstformen, der Wissenschaft und dem Recht. Die Gegenüberstellung ist natürlich im Sinne von zwei Idealtypen gemeint, deren Reinheit in Wirklichkeit eine viel mannigfaltigere, durch eine Fülle von Individualitäten und Abschattierungen ausgezeichnete Sachlage bedeutet. Hier seien als Probe die Ausführungen über die Magie kurz erwähnt. Magische Handlungen sind (wieder idealtypisch rein gedacht) keine sinnlosen, irrtümlichen oder geradezu betrügerischen Verhaltensweisen, sondern auch dieses Handeln entspricht Notwendigkeiten und befriedigt Bedürfnisse in gemäßer Weise. Durch den Vernichtungszauber z. B. stärkt der Mensch sein Selbstgefühl und befreit sich dadurch von Hemmungen und Lähmungen: die Magie wirkt also als ein Akt instinktiver Selbstregulierung des gestörten Gefühlslebens. Und die Wirksamkeit solcher Bräuche erklärt sich aus der bekannten „Suggestibilität“ der Primitiven.

Das an zweiter Stelle genannte Buch behandelt zunächst Magie, Glauben an Vorzeichen und Traumdeutung bei primitiven Völkern; sodann das klassifizierte Denken auf dieser Stufe, das Dürkheim uns erschlossen und Cassirer auf dem Wege einer vergleichenden Betrachtung gewürdigt hat. Eingehender werden sodann alle diese Gegenstände sowie der Götter- und Dämonenglaube und die auf magischer Grundlage erwachsenen „Wissensschaften“ bei einer Reihe von Halbkulturvölkern behandelt. Das Hauptinteresse liegt dabei auf der Deutungskunst, die in verschiedenen Formen hier überall entwickelt ist (Vogelflug, Eingeweide- und Traumdeutung usw.). Auch hier lehnt Danzel es ab, in ihnen Selbstbetrug, Betrugerei und Irrtum zu erblicken. Freilich steht diese „Deutungskunst“ in dem uns bereits bekannten typischen Gegensatz zu der „Wirklichkeitserkenntnis“ unserer Kultur. Aber auch hier will er dem einen Glied dieses Gegensatzes nicht jeglichen Wert zugunsten des anderen abgesprochen wissen. Wir erleben, meint er, gerade in unseren Tagen die Anfänge einer neuen Deutungskunst (S. 205). Unsere Wirklichkeitserkenntnis erfaßt nur einen gewissen Ausschnitt der ganzen Wirklichkeit (S. 205). „Andere Bewußtseinslagen haben andere Erkenntnismöglichkeiten“ (S. 206).

Anhangsweise sei hier noch auf die kurze jüngst erschienene Schrift des gleichen Verfassers hingewiesen: Gefüge und Fundamente der Kultur vom Standpunkt der Ethnologie. Hamburg 1930, Friederichsen, de Gruyter & Co. — Hier werden die Grundzüge einer Kulturosoziologie entwickelt, indem der Verfasser in erster Linie aus den primitiven Kulturen schöpft und auf sie Nutzenwendungen macht. Er betont dabei (was insbesondere für die Kriterien der Kulturverwandtschaft im Sinne der Kulturkreistheorie von Bedeutung ist) die innere Einheit jeder Kultur und die verhältnismäßige (innere) Selbständigkeit der geistigen Kultur gegenüber der materiellen (Wirtschaft und Technik) sowie das tiefer greifende Verwachsensein der ersteren mit dem Geist ihrer Bevölkerung.

Alfred Vierkandt.

Prof. Dr. Wilhelm Koppers, Mödling bei Wien: Familie. I. Ehe und Familie. (Sonderdruck aus dem „Handwörterbuch der Soziologie“, herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Vierkandt, Berlin Ferdinand Enke, Stuttgart, O. J., S. 112—122).

Fritz Flor: Staat der Naturvölker. (Staatslexikon, im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Sacher; Herder & Co., Freiburg i. Breisgau, Sp. 1833—1839.

#### I.

Herr Koppers, der neuerdings sein Augenmerk u. a. auch den nordost- und zentralasiatischen Völkern zuwendet, berichtet in der vorliegenden Arbeit zusammenfassend über ein wichtiges und grundlegendes Kapitel menschlicher Lebensordnung an einem wichtigen Orte. Ich habe jedoch den Eindruck, daß dem Verfasser seine Aufgabe nicht recht gelungen ist, daß er an Stelle einer wissenschaftlich-sachlichen Darstellung einen sentimentalisierenden, einseitig kulturkreistheoretischen Aufsatz lieferte, der kaum für ein wissenschaftliches Handbuch geschrieben zu sein scheint. Im folgenden sei es mir gestattet, mit Rücksicht auf den im Gange befindlichen Umwandlungsprozeß der Kulturkreistheorie Graebnerscher Richtung, der ja die alten Mödinger Führer zuzurechnen sind, ausführlicher auf die Koppersschen Ansichten einzugehen.



Gleich die ersten Sätze zeigen, daß der Verfasser in seinen Definitionen nicht glücklich ist, denn er sagt: „Als Familie, Einzelfamilie, gelten Mann und Frau, die in dauernder ehelicher Gemeinschaft miteinander leben, samt ihren Kindern. Die Ehe (Eheschließung) begründet die Familie (das Familienleben).“ Leider ist die Dauer der durch die Ehe begründeten Wirtschaftsgemeinschaft zwischen Mann und Frau bei den Naturvölkern noch nicht systematisch untersucht worden, aber Max Schmidt schrieb schon 1920 im „Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre“, Bd. I, S. 135: „Wir wissen, daß bei manchen Naturvölkern dieses wirtschaftliche Verhältnis bis zum Tode eines der Beteiligten erhalten bleibt. Von anderen Völkerstämmen wissen wir aber auch wiederum, daß es keineswegs für die ganze Lebensdauer ununterbrochen bewahrt bleibt.“ Das Moment der dauernden Gemeinschaft fällt also weg. Die Definition krankt weiter daran, daß nur von „Mann und Frau“ die Rede ist, während später vom Verfasser ausführlich auch Polygamie und Polyandrie (S. 118) behandelt werden. Ungeschickt mutet es auch an, wenn Verf. in der Definition für Familie von „ehelicher Gemeinschaft“ spricht, also einen Begriff gebraucht, der gar nicht definiert worden ist. Das ist besonders bedauerlich, als der Aufsatz den Untertitel „Ehe und Familie“ führt, also zunächst einmal gesagt werden müßte, was denn Ehe nun eigentlich ist, und der Aufsatz ja mit einem Abschnitt „Begriffliches“ eingeleitet wird. Der Satz: „Die Ehe (Eheschließung) begründet die Familie“ ist doch demzufolge nichtsagend, da er mit einer „Unbekannten“ als Hauptmoment operiert. Wir wollen uns deshalb zu Max Schmidt wenden, der im Jahre 1920–21 sein großes zweibändiges Werk „Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre“, Stuttgart, Enke, erscheinen ließ, im selben Verlag also, in dem Herr Koppers nunmehr seinen eigenen Aufsatz herausgab. Max Schmidt erklärt auf S. 153 des ersten Bandes seines angeführten Werkes: „Wenn wir uns die große Bedeutung, welche das privatwirtschaftliche Verkehrsleben notwendigerweise auch für das Verhältnis zwischen Mann und Frau mit sich bringen mußte, klarmachen wollen, so müssen wir zunächst hervorheben, daß das Institut der Ehe ebenso wie dasjenige des Eigentums eine speziell privatwirtschaftliche Erscheinung ist. Ebenso, wie es ohne privatwirtschaftlichen Verkehr kein Eigentum gibt, so gibt es auch ohne denselben keine Ehe, und ich halte es für ganz falsch, die gemeinwirtschaftlichen Erscheinungsformen, welche das Verhältnis zwischen Mann und Frau betreffen und auf der damit zusammenhängenden Blutsverwandtschaft beruhen, künstlich in die privatwirtschaftlichen Formen der Ehe hineinpresse zu wollen.“ Das grundlegende Problem also, wieweit die von dem Verfasser behandelten Stämme und Völker gemeinwirtschaftlich oder privatwirtschaftlich organisiert waren, existiert für ihn nicht. — Natürlich hat erst die „kulturhistorische Forschungsmethode“ den „wirklichen Verlauf der menschlichen Kultur- und Gesellschaftsentwicklung hervortreten lassen“ (S. 113f.).

Die folgenden Abschnitte behandeln: „Ehe und Familie in den Urkulturen“ (S. 114f.), „Ehe und Familie in den Primärkulturen“ (S. 115ff.), „Ehe und Familie in den Sekundärkulturen“ (S. 117ff.), „Die Exogamie. Ihre Ursache und Bedeutung“ (S. 119f.) und schließlich „Zusammenfassung. Familie und Gesellschaft (Staat). Folgerungen und Forderungen“ (S. 120f.). — Der Verfasser trägt dabei in kurzen Zügen die Grundlinien der kulturkreistheoretischen Konstruktionen vor, und gerade diese Zusammenfassung läßt erkennen, von welchen morschen Stützen das ganze Gebäude getragen wird. Es wird sowieso mit der weiteren Zunahme prähistorischer Kenntnis auch abgelegenster Erdgebiete zu Fall kommen, und schon jetzt müssen immer neue Differenzierungen sowie Angleichungen an die neuen Tatbestände des Wissens vorgenommen werden. Wir lehnen die unserer Meinung nach dem wirklichen Entwicklungsgang des menschlichen Kulturlebens nicht gerecht werdenden Konstruktionen von „Ur“kultur usw. ab, da die notwendige prähistorische Erforschung der Erde noch zu sehr in den Anfängen steht und uns noch manche Ueberraschung bescheren kann. Es kann meiner Meinung nach die Ethnologie nur diskreditieren, wenn sie in heute lebenden Völkern „Ur“stufen erkennen will. Ebensowenig überzeugend sind auch die drei „Primärkulturen“, das „totemistische höhere Jägertum“, der „mutterrechtliche Ackerbau“ und der „viehzüchterische Nomadismus“, die sich irgendwie aus „ethnologischer Urkultur“ parallel entwickelt haben sollen.

Es charakterisiert die „geschichtliche“ Betrachtungsweise des Verfassers, wenn er bei der Aufzählung des Vorkommens von Totemismus an sechster und letzter Stelle das Jungpaläolithikum des prähistorischen Südwesteuropa und Nordafrikas (Aurignacien, Capsien) nennt, also die doch kulturgeschichtlich älteste Schiebt an das Ende rückt. Die Zufälligkeit, mit der vorgeschichtliche Daten von dem Verfasser benutzt werden, zeigt sich hierin sehr deutlich, wozu noch außerdem kommt, daß wir nun wirklich nicht wissen, ob der Aurignac- und Capsienmensch der genannten Gebiete auch „Totemist“ war oder nicht.

Die Charakteristik des Wirtschafts- und Ehelebens der „höheren Jagd-Sammelstufe“ bietet ebenfalls Anlaß zu Kritik, da von einer „einseitigen Entfaltung der vom Manne geübten Jagd“ nicht gut geredet werden kann. Bei den Jenseßern der Steinigen Tunguska etwa, die ein ausgesprochenes Jägervolk sind, gehen auch Mädchen manchmal mit auf die Jagd, nämlich dann, wenn sie erwachsen genug sind, um das Gewehr handhaben zu können und keine kleinen Geschwister zu versorgen haben; und die Frauen, wenn sie nicht mehr von kleinen Kindern im Zelt gehalten werden, auch etwa eine Schwiegertochter da ist, die die Küche versehen kann. Weshalb die große Bedeutung der Jagd bei Völkern, die noch keine Viehzucht kennen oder sie vielleicht auch wieder verloren haben, als „einseitig“ gekennzeichnet wird, wird nicht recht verständlich, da die Jagd doch neben dem Fischfang besonders in den riesigen Nordgebieten unserer Erde den dort lebenden Menschen auch heute noch vielfach die einzige Existenzmöglichkeit bietet. — Der Begriff Prostitution scheint mir von Koppers unzulässig weit angewandt, wobei allerdings berücksichtigt werden muß, daß dieser Begriff auch von den ethnologisch eingestellten Sexualforschern nicht einheitlich bestimmt ist. Die Schwierigkeit, Prostitution eindeutig zu definieren, stellt z. B. Bernd Götz in das rechte Licht (Hirschfeld-Götz, Sexualgeschichte der Menschheit, Berlin 1929, S. 331ff.), der wegen dieser Schwierigkeiten überhaupt von einer Definition für Prostitution absieht.

In der „Mutterrechtskultur“ gewinnt die Frau ein wirtschaftliches Schwergewicht, dem der Mann zunächst nichts Entsprechendes gegenüberzustellen hat“ (S. 116). Durch diesen Satz und die später folgende Angabe, daß die Rolle des Mannes sowohl dem Besitze als auch den Kindern gegenüber vielfach vom Mutterbruder eingenommen werde, macht sich der Verf. zum Uebermittler der in der Literatur über diese Fragen leider vielfach herrschenden „noch größeren Konfusion“, die Max Schmidt auf S. 159f. im „Grundriß“, Bd. I, charakterisiert. Herr Koppers bringt leider wieder die Frage nach Mutter- und Vaterrecht mit der Frage des Matriarchats und Patriarchats in unmittelbare Verbindung. Ich verweise nur auf Max Schmidts meisterhafte Klarlegungen über diesen Punkt. Beispielfaß exakt sind auch in dieser Beziehung die Ausführungen H. Baumanns in seiner Studie über „Vaterrecht und Mutterrecht in Afrika“ (Z. f. Ethn., Jg. 1926, S. 63), der für diesen Erdteil feststellt, daß Mutterrecht dort mit Matriarchat nie zusammenfalle.

Aus den Primärkulturen entstehen dann nach Koppers' Darstellung durch Mischung die „Sekundärkulturen“, zu denen auch die alten amerikanischen Hochkulturen (Mexiko und Peru) gerechnet werden. — Auf die Polygamie ist Herr Koppers schlecht zu sprechen; sie „grassiert“, und gar das Hetärenwesen auf griechischem Boden hatte „erschreckende Formen“ angenommen. Wenn dann W. Schmidt zitiert wird, der den Eindruck erhalten hat, daß im östlichen Mittelmeer bei Semiten und Hamiten, auch bei Medern, Persern und Indern die Einehe auch der niederen Klassen nicht auf sittlichem (von mir gesperrt. D. Ref.) Empfinden beruhte, sondern nur (von mir gesperrt. D. Ref.) eine wirkliche Dürftigkeitsmonogamie war“, so fragt man sich doch einigermaßen verwundert, ob denn etwa die Herren Schmidt und Koppers an eine absolute Sittlichkeit glauben? Es wäre allerdings nett, diese einmal etwas näher vorgestellt zu bekommen. Was dann auf der folgenden Seite über die Umwandlungsprozesse der alten Hochkulturen gesagt wird, die untergegangen sein sollen, weil das „Heiligtum der Familie“ ruiniert worden wäre, ist doch Romantik, aber keine Wissenschaft. — Der Abschnitt auf S. 120 über die „Bedeutung der Exogamie für die Entwicklung des Menschen und seine Kultur“ enthält mystische Spekulationen. Wenn ein Ethnologe uns über „wahre Kultur“ belehren will, so ist das doch ein müßiges Unterfangen, da es keine „unwahre“ Kultur gibt.

Noch weniger können wir dem letzten Abschnitt der Arbeit zustimmen, worin von „Familie und Gesellschaft (Staat)“ gehandelt wird und schließlich Folgerungen sowie Forderungen vom Verf. aufgestellt werden. Warum ein so unklarer Satz von Wundt herangezogen wird, wie der, „daß nicht die Kultur die Monogamie erzeugte, sondern daß die Menschheit mit dieser ausgerüstet in jene eingetreten“ wäre, ist nicht recht ersichtlich. Wie es denn mit dem Geschlechtsleben und der Kinderaufzucht bei unseren nächsten Verwandten, den Schimpansen, bestellt ist, solche Fragen zu stellen vermeidet Herr Koppers allerdings. Aber auch monogames Leben der Schimpansen würde noch nichts beweisen, worauf Dr. G. Stahl hinweist (Die Urfamilie im Lichte der modernen Ethnologie, Welt und Wissen, XVI. Jg., Heft 12, März 1927, S. 313. Berlin, P. J. Oestergaard). Er zitiert Max Schmidts „Völkerkunde“, Berlin, Ullstein, 1924, S. 197, wonach auch innerhalb einer gemeinwirtschaftlichen Organisation das Sexualleben zwischen Mann und Frau in ganz ähnlicher Weise geregelt sein könne, wie bei der verkehrswirtschaftlichen Ehe „Der Geschlechtsverkehr kann auch hier sehr wohl der monogamen, polygamen oder auch der polyan-drischen Verteilung zwischen Männern und Frauen entsprechen, und auch hier



kann die Aufzucht der Kinder sehr wohl durch ein bestimmtes Elternpaar geschehen.“ Was dann „in höchst bemerkenswerter Weise“ von dem Verhältnis zwischen Familie und Staat bei den „ethnologischen Urvölkern“ ausgeplaudert wird, ist vollkommen abwegig. Koppers schreibt: „Er [der Urstaat] wird dort allgemein repräsentiert von den älteren Männern der Gruppe (von mir gesperrt. D. Ref.), der vielfach, aber durchaus nicht immer, ein Häuptling vorsteht.“ Auf das Wesen des Staates wird mit keiner Silbe eingegangen, darauf nämlich, daß der Staat eine gemeinwirtschaftliche Organisationsform ist, ebenso wie die Familie auch. Der Verf. sagt dann: „Da so die neue Völkerkunde unzweifelhaft zeigt, daß Familie vor Staat geht (von mir gesperrt. D. Ref.), so folgt (von mir gesperrt. D. Ref.) daraus mit zwingender Notwendigkeit, daß die Familie die primären Rechte (von mir gesperrt. D. Ref.) hat. Gewiß ein in seinen Konsequenzen höchst bedeutungsvoller und folgenschwerer Satz.“

Der Verf. operiert hier mit Begriffen, die doch nicht so ohne weiteres in Beziehung zueinander gesetzt werden können. Die Formulierung „die Familie geht vor den Staat“ ist unmöglich. Die Familie, von der Koppers hier spricht, ist die unterste Wirtschaftsgemeinschaft. Was soll das heißen: „sie geht vor“? Der Staat ist die die oberste Wirtschafts- resp. Rechtsgemeinschaft bildende auf territorialer Grundlage beruhende Wirtschaftsgemeinschaft (Max Schmidt, a. a. O., Bd. I, S. 170). Die unterste Wirtschaftsgemeinschaft geht der obersten Wirtschaftsgemeinschaft vor? Der Staat ist doch der Familie übergeordnet, oder umgekehrt gesagt, mit dem Worte Staat bezeichnen wir doch gerade die der Familie und sonstigen anderen Gemeinschaften übergeordnete oberste Gemeinschaft. — Aus dem Satz, daß Familie vor Staat gehe, „folgt“ (?) mit zwingender Notwendigkeit, daß die Familie „die primären Rechte“ (?) hätte? Mir ist die zwingende Notwendigkeit zu dieser Folgerung wenig plausibel, und die „primären Rechte“ sind nun schon gar ein ganz besonderes Akrobatenkunststück. — Recht ist die Summe aller Verkehrsregeln innerhalb der Wirtschaftsgemeinschaft (Max Schmidt, a. a. O., I, S. 143), und die Familie (oder ihr Vorstand) als Wirtschaftssubjekt, das dem Staat untergeordnet ist, kann immer nur unter der Voraussetzung des *ius publicum* nach den Regeln des *ius privatim* handeln, da erst durch das *ius publicum* „dem Einzelmenschen oder bestimmten Gesamtheiten innerhalb der Gemeinwirtschaft die freie Verfügungsgewalt über einen gewissen Teil der Arbeitskräfte und der Sachgüter zuerkannt und gewährleistet wird“ (Max Schmidt, a. a. O., Bd. I, S. 144).

Das Christentum hätte in unserer abendländischen Kultur die Einehe zur Geltung gebracht und dieser Kultur damit (von mir gesperrt. D. Ref.) vor allem eine innere Ueberlegenheit über alle anderen Hochkulturen der Erde gesichert (S. 120). Auf S. 118 heißt es aber schon, daß bei den alten Germanen, Griechen und Italikern die Einehe vorherrschte. Daß Renaissance und Reformation weite Kreise dem Einfluß der (römisch-katholischen!) Kirche entzogen, wird von Herrn Koppers sehr bedauert, denn „ein langsames aber sicheres Abbröckeln und Zurückgleiten in die Formen des Heidentums (von mir gesperrt. D. Ref.) war die traurige Folge“. — Hier hat der Verf. wahrlich den rechten Ton für einen Familientraktat gefunden. Wäre es aber nicht besser, er publizierte Aufsätze dieser Art im Mödlinger „St. Michaels-Kalender“, nicht aber im „Handwörterbuch für Soziologie“?

Anfechtbar ist auch schließlich ein Satz, wie der folgende: „Der tiefste Stand wurde in der Gegenwart von der Bolschewikenherrschaft in Rußland erreicht, wo die einfache Willenerklärung eines Teiles jede geschlossene Ehe wieder löst.“ Das eigenartige Staatsgebilde der U. S. S. R., das ja sonst konsequent den privatwirtschaftlich-individualistischen Fortschritt der letzten Jahrtausende unserer Geschichte möglichst rasch wieder auszutilgen bestrebt ist, also das Weltzentrum der sozialen Reaktion darstellt, dieser Staat ist in diesem einen Punkte wirklich fortschrittlich gewesen, im Sinne des in unserem Kulturbereich zur hauptsächlichsten Entfaltung gekommenen privatwirtschaftlich-individualistischen Prinzips, das dem einzelnen die uns gewohnte und gesetzlich garantierte freie Entscheidung für seine Handlungen in weitestem Ausmaße gestattet, im Gegensatz zu den gemeinwirtschaftlich organisierten Wirtschaftsgemeinschaften, bei denen der Wirtschaftsprozess diktatorisch von oben her geregelt wird.

Die Forderungen nach besseren wirtschaftlichen Vorbedingungen zum Eingehen und Führen einer Ehe, mit denen der Verfasser seine Ausführungen schließt, können sämtlich von uns unterschrieben werden.

## II.

Im gleichen Sinne, wie Koppers Ehe und Familie behandelte, schildert F. Flor den Staat der Naturvölker. Er dispniert ebenso wie Koppers, geht von den „Grundkulturen“ der Kulturkreistheorie aus und behandelt dann unter der Bezeichnung „Tiefkulturen“ die „primären Hirtenkulturen“, die „mutter-



rechtliche Pflanzenkultur“ und die „totemistischen Jäger“, woran er sog. „Mittelkulturen“ anschließt. Der Verf. gibt eine Definition vom Staat und will darunter alle jene sozialen Organisationsformen verstanden wissen, die bereits über die Einzelfamilie hinausgreifen. Der Abriß hätte gewonnen, wenn der Verf. sich die Ausführungen Max Schmidts über die Staatsgemeinschaft zueigen gemacht hätte, die dieser auf S. 165–170 in Bd. I seines „Grundrisses der ethnologischen Volkswirtschaftslehre“ niedergelegt hat.

In den „Grundkulturen“ soll jede Art von Standesunterschieden, auch die Sklaverei fehlen. Diese Annahme widerlegt der Verf. jedoch selbst einige Zeilen vorher, wo er von den Andamanesen schreibt, daß die Familienverbände hier zu einem größeren Verband zusammenträten, „mit einem Oberhäuptling an der Spitze, der besonderer Ehren teilhaftig wird und sich nicht an den täglichen Arbeiten zu beteiligen hat.“ Die Formel von einem „*primus inter pares*“ ist bei so weitgehender Absonderung des Oberhäuptlings gewiß nicht aufrecht zu erhalten.

Wir können unsere Mödliner Kollegen nur immer wieder bitten, sie möchten sich doch im Kampf um Erkenntnis die scharfe Waffe nicht entgehen lassen, die uns Max Schmidt in seinen für die völkerrkundliche Systematik einfach grundlegenden Werken gegeben hat! Die Kulturkreistheorie als solche ist doch damit nicht beseitigt und auch nicht in Gefahr, denn ihr Umwandlungsprozeß und ihre schließliche Ersetzung durch eine der Wahrheit näherkommende Darstellung der Kulturgeschichte, ist von ganz anderen Faktoren abhängig. Hier handelt es sich darum, dem nachgerade kaum noch zu überbietenden Wirrwarr in den soziologischen Begriffen unserer Wissenschaft ein Ende zu machen, was doch auch der Kulturkreistheorie nur den größten Nutzen bringen würde.

Hans Findeisen, Berlin.

### Röck, Fr., Die kulturhistorische Bedeutung von Ortungsreihen und Ortungsbildern. — *Anthropos* 25, S. 255–302 (1930).

Die vorliegende Arbeit R.'s verfolgt die Linien weiter, die sich der Verf. in seinen früheren Arbeiten gezogen hatte. Wir treffen in den verschiedensten Teilen der Welt das Verfahren, eine Reihe von Farben, Göttern oder Dämonen u. a. in Beziehung zu setzen zu den Himmelrichtungen. Meist wird dann eine Reihe von vier Farben zu den vier Richtungen in Beziehung gesetzt. Nachdem auf die auf asiatischem Gebiet auftretenden Reihen schon mehrfach aufmerksam gemacht war, untersucht der Verf. als erster vergleichend das gesamte alt- und neuweltliche Material dieser Art, soweit es uns vorliegt. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß zu einem Vergleich das Material zuerst in eine vergleichbare Form gebracht werden müsse. Will man zwei Reihen vergleichen, so muß zuerst die Reihenfolge innerhalb beider Reihen die gleiche sein. Die Reihenfolge aber, in der die Richtungen aufgezählt werden, ist astronomisch bedingt. So unterscheidet R. Sonnenortung (Richtungnahme auf den Sonnenlauf; O-S-W-N) und Mondortung (Richtungnahme auf den Mondlauf; W-S-O-N). Er weist ferner darauf hin, daß diese Reihen kontinuierlich (etwa O-S-W-N) oder aber paarweise (O-W, S-N) laufen können ohne Unterschied in der Bedeutung. Bei einer eigenen Untersuchung an chinesischen Reihen hatte sich diese Gleichheit beider Formen ebenfalls gezeigt. Für chinesische Verhältnisse, wo sich etwa 15 verschiedene Ortungen nachweisen lassen, die sich natürlich alle wieder unter die beiden Gruppen Mond- und Sonnenortung verteilen lassen, erweist es sich als notwendig, die Art der Ortungsnahme noch etwas weiter zu differenzieren. Sonnenortung kann vorgenommen werden durch Stellung mit dem Gesicht nach Osten (zum Ausgangspunkt der Bewegung) oder aber mit dem Gesicht nach Süden (so daß man den größtmöglichen Teil der Bahn übersehen kann), ebenso Mondortung mit dem Gesicht nach West oder nach Süd. Da in unserem europäischen Kulturkreis aber eine Ortungsnahme mit dem Gesicht nach Nord üblich ist, erweist es sich, daß wohl noch eine 3. Ortung möglich ist, die unserem anisolaren Kalendersystem entspricht.

So ist z. B. (S. 290) eine 4. Tierreihe in der Vision Ezechiels der chinesischen Quadrantentierreihe in der gleichen R.'schen Ortungsfolge gegenübergestellt. Durch die Beigabe der Beziehungen rechts-links bei der Ezechielreihe zeigt sich, daß hier eine Richtungsnahme mit dem Gesicht nach Nord vorliegen muß; in der chinesischen ist dagegen immer eine Richtungsnahme mit dem Gesicht nach Süd vorauszusetzen. Infolgedessen können beide Reihen nicht als gleiche Ortungsreihen angesehen werden.

R. bringt nun nach den theoretischen Ausführungen alle zu vergleichenden Reihen auf die gleiche Ortungsfolge. Dieser Gedanke ist an sich durchaus richtig. Er nimmt demzufolge an, daß eine Sonnenortungs-Gleichung blau-Ost, rot-Süd, weiß-West, schwarz-Nord bei Umstellung auf Mondortung die Form blau-West, rot-Süd, weiß-Ost schwarz-Nord annähme. In dieser Art bringt er Farben- und Tier-

gleichungen Asiens und Amerikas auf die gleiche Ortungsfolge und kann nun in der Tat mitunter frappierende Ähnlichkeiten oder Gleichheiten zeigen. So kann er in seinen Ergebnissen (S. 302) sagen, daß die Zuordnung der einzelnen Farben und Gestalten der Ortungsreihen zu den Himmelsrichtungen und zu bestimmten Fristen des Monats- oder des Jahreskreises durchaus gesetzmäßig erfolgt; daß man geradezu von Gesetzen sprechen kann, nach denen sich der Kulturwandel bei Übertragung bestimmter Ausdrucksformen der Geisteskultur vollzogen hat, und kann dann kulturhistorische Gesetze der Ortung aufstellen.

Für die Vergleiche wurden von asiatischer Seite meist die chinesischen Reihen zum Ausgangspunkt gemacht. In der Tat hat sich hier dieses System in Zusammenhang mit dem kosmischen System und der Elementenlehre am weitesten ausgebildet. Als Quellen wurde de Groot (Universismus, Berlin 1918) und anscheinend auch Forke (Gedankenwelt des chinesischen Kulturkreises, München 1927) herangezogen. Beide haben dem Charakter ihrer Aufgabe nach diesen Komplex nur nebenbei behandelt und sind auf die Fragen der Ortung nicht näher eingegangen. Es lassen sich an dem überaus zahlreichen chinesischen Material sowohl Mond- wie Sonnenortung belegen. Jedoch zeigt sich im Gegensatz zu den Annahmen R.'s, daß die Beziehung von Farben wie von Tieren immer fest bleibt: eine Umstellung der Farbenbeigesellung, daß etwa blau-Ost in blau-West oder auch in blau-Nord (S. 267) umgestellt werden, ist nirgends belegbar. Die Farbenfolge kann wechseln, die Farbenbeordnung bleibt jedoch ganz fest: also auch in Mondortung bleibt blau-Ost, nur daß die ganze Reihe jetzt nicht mehr mit blau-Ost, sondern mit weiß-West beginnt. Eine Untersuchung sämtlicher anderen Gleichungen — es gibt über 50 mit zahlreichen Varianten (Baum-, Haustier-, Opfertier-, Moral-, Organ- u. a. -Reihen) — ergibt dasselbe Resultat (für Belege kann auf eine etwa 1932 erscheinende Arbeit des Ref. über kosmologische Spekulationen der Han-Zeit verwiesen werden). Für China erweist sich demnach das von dem Verf. angewandte Verfahren als unzulässig. Umstellungen, wie er sie vorgenommen hat, dürfen nicht vorgenommen werden, da sie sich trotz Vorhandenseins eines kaum übersehbaren Materials nicht belegen lassen. Es ist eine andere Frage, ob etwa die amerikanischen Ortungen diese Umstellung zulassen, die sich bei dem geringen Material schwer sicher entscheiden lassen wird.

Auch die verschiedenen Stellungen der Sternbilder entsprechend der jeweiligen Jahreszeit (S. 279) sind in China nicht beachtet, und demnach gab es nie die Unterscheidung zwischen Frühlings- und Sommerstellung; genau wie bei den Farbenreihen ist dieses nicht zulässig (unzulässig also Tab. auf S. 291). Richtung und Farbe sind fest verbunden, sie können nur immer zusammen verändert werden. Damit werden die Ergebnisse, zu denen der Verfasser gelangt ist, sehr fragwürdig, und man muß doch vielleicht, solange keine anderen direkten Beweise für Entlehnung vorliegen, wieder wenigstens vorläufig auf den Elementargedanken zurückgreifen (S. 276!).

Ferner, während in der Orientalistik bei der Frage nach der Möglichkeit derartiger Entlehnungen (z. B. Iran-China; vgl. die Arbeiten von L. de Saussure) immer sofort die Frage nach dem historischen (absoluten) Alter gestellt wird, wird sehr häufig in der Ethnologie jede Rücksichtnahme auf das historische Alter abgelehnt (S. 292; aber auch bei vielen anderen ethnologischen Untersuchungen!) und tatf. dessen mit reinem relativen, „ethnologischen Alter“ gearbeitet. Es erscheint seltsam, wenn ein Phänomen, welches etwa um Beginn der Zeitrechnung in China lebendig ist, mit einem ähnlichen Phänomen in Amerika verglichen wird, welches ein Forscher um 1900 dort festgestellt hat, wenn mit diesem Vergleich auch nur etwas mehr bezweckt wird, als die bloße Tatsachenfeststellung einer Analogie. Bei der immer stärkeren Zusammenarbeit der Ethnologie mit der Prähistorie sollte doch auch die Ethnologie dem wahren historischen Alter größere Aufmerksamkeit widmen. Bei Entscheidung der Frage, ob in einem Falle Entlehnung vorliegt oder nicht, ist es unbedingt erforderlich, die beiden Vergleichsobjekte auf die gleiche historische Zeitbasis zu bringen, um sie überhaupt in Beziehung setzen zu können. Ein Objekt des Jahres 1000 v. Chr. ist mit einem Objekt des Jahres 1000 n. Chr. nicht zu vergleichen; man kann nur sagen, daß etwa eine Analogie vorläge, weiter nichts, man kann die Frage, ob zwischen beiden die Beziehung einer Entlehnung vorliege, noch gar nicht stellen. Angenommen z. B., es habe eine Beeinflussung der amerikanischen Ortungsreihen von Ostasien aus stattgefunden, so muß diese von China aus etwa um die Wende der Zeitrechnung stattgehabt haben, da nur da diese Ideen große Verbreitung und Wirkung hatten, während sie später durch buddhistische und andere ähnliche Ideen weitgehend überlagert wurden und an Bedeutung verloren. Mit diesen sind aber die amerikanischen Reihen garnicht vergleichbar, da für uns der Entwicklungsgang, den diese Reihen seit Beginn der Zeitrechnung bis 1900 genommen haben, bei Fehlen von Zeitdokumenten auch nicht einmal annähernd rekonstruierbar ist. Mag der Entwicklungsgang, je primitiver ein Volk ist, desto langsamer



gehen, vorhanden ist er jedenfalls und somit muß er mit in Rechnung gestellt werden.

Zu einzelnen Fragen seien nur kurze Bemerkungen gestattet. Es ist durchaus bedenklich, die chinesischen fünfgliedrigen Reihen immer auf vier Glieder zu verkürzen. Treten gelegentlich in Texten viergliedrige Reihen auf, so erwiesen sie sich immerals Verkürzung, also als sekundär. Eine ursprüngliche Priorität von Vier-Reihen ist zwar nicht ausgeschlossen, aber soweit die Texte zurückreichen (mindestens bis 700 v. Chr.) nicht nachweisbar. Eine Gleichsetzung von Hund — Tiger (S. 295), ist nicht belegbar. Gelegentlich tritt auch der Hund als Tier des Westens, wie der Tiger, auf, jedoch nur in einer Sonderform einer Reihe von fünf Haustieren, wohingegen der Tiger zur Reihe der fünf Quadrantentiere gehört. Die Reihe der Quadrantentiere (S. 285) war wahrscheinlich von jeher auf den Jahreskreis bezogen, wie die Namen der Tiere wahrscheinlich machen (vgl. bei Schlegel: *Uranographie chinoise* I, 49—72). Es ist nicht angängig, in der chinesischen Farbenreihe das schwarz des Nordens durch gelb zu ersetzen (S. 264/5), weil gelb-Nord ein Teil einer (sehr viel späteren) buddhistischen Farbenreihe ist, die nichts mit der chinesischen Fünffarbenreihe zu tun hat und durchaus selbständig ist und immer geblieben ist. Bei der Quadrantentierreihe, wenn sie zu Vergleichszwecken herangezogen wird (S. 274), darf nicht in den Norden der schwarze Krieger gesetzt werden, da dieser nur eine Ersatzsetzung für die Schildkröte ist, die aus bestimmten Gründen nicht gern gesetzt wurde. Zudem sind die chinesischen Quadrantentiere in keiner Weise als Verwandlungsformen gedacht worden (S. 276), wie China auch der Gedanke der Wiedergeburt fremd, erst buddhistisch ist. Ihre Darstellung auf Särgen erklärt sich aus Gründen der kosmologischen Spekulation: der Sarg und das Grab sind Darstellungen des Weltganzen (vgl. die Schilderung in Shih chi 6, 13a).

W. Eberhard, Berlin.

Labouret, Henri et Rivet, Paul, *Le Royaume d'Arda et son évangélisation au XVII<sup>e</sup> siècle*. Paris 1929. Institut d'Ethnologie 62 S. Text 20 Tafeln.

Das kleine, glänzend ausgestattete Buch behandelt wirklich einen „merkwürdigen Irrtum“ (une curieuse méprise), wie auf der ersten Textseite zu lesen ist.

In der Bibliothek San Isidron Madrid befindet sich ein schönes Werkchen über die Ardasprache aus dem Jahre 1658. Dieses war, um es kurz zu erwähnen, im Jahre 1858 von einem Hermann Ludewig aufgestöbert worden, und die Sprache wurde von ihm als gleich mit einem indianischen Idiom vom oberen Amazonas bezeichnet und Arda als zwischen dem oberen Nanay, der sich in den Amazonasstrom ergießt, ein wenig über der Einmündung des Napo liegend, usw. bezeichnet, Ludewig, Hermann, *The literature of the american aboriginal languages* London 1858. Aber der große Amerikanist P. Rivet hatte den „Mißgriff entdeckt und ihn auf dem 21. Amerikanischen Kongreß, 2. Abt. Göteborg 1924 unter: *Langue arda* on une plaisante méprise“ zur Sprache gebracht.

Das kleine vorliegende Buch der beiden Autoren behandelt nun den Fall ausführlicher.

Es bringt Nachrichten über die Bekehrung des Königs von Arda und des Königreich Arda und Allada sowie sprachliche Abhandlungen. Die seinerzeit aufgenommenen Worte in der „Doctrina Christiana“ sind dem modernen Ge und dem französischen gegenübergestellt, ebenso ist der damalige spanische Kirchentext in den Gebeten usw. in der Eingeborensprache wiedergegeben. Schöne Lichtdrucktafeln zeigen den Abdruck des Arda-Katechismus (es steht ausdrücklich Arda, nicht Ardra) in spanischer und der Landessprache. Man findet ein Porträt des Königs von Arder von 1670 sowie des schwarzen Gesandten am Hofe Ludwig XIV., den Abdruck einer Karte aus dem Werke von B. Norris 1790 sowie das Blatt Quidah der neuen französischen Aufnahme, dann noch ein altes Bild aus dem Marchais und neun Photographien eines Tempels aus der Umgegend von Porto Novo. Der afrikaerfahrene Leser weiß nun schon, wo Arder = Arda ungefähr liegt.

Herrn Ludewig war also ein großes Versehen zugestoßen, aber auch bei uns war das Reich Arder früher wenig bekannt. Da hatte man in einem süddeutschen Stadtmuseum einige merkwürdige Ethnologika gefunden. Eine Halskette amerikanischen Ursprunges, angeblich von den Kariben und kleine, an Benin erinnernde Elfenbeinstücke, also aus Westafrika. Wo liegt Arder, frug ein längst verschiedener, hochbedeutender Ethnologe schriftlich bei mir an, ich kann es nirgends erfahren! Sofort schrieb ich ihm näheres darüber, denn ich kannte es aus dem alten Dapper, es lag im Kulturkreis Benin ungefähr im Togo-gebiet und Nachbarschaft. Nun ist im Dapper die Lage von Arder genau be-



schrieben. Zuerst kommt: der Seestrand vom Flusse Volta bis nach Arder, dann folgt das Kapitel, das Königreich Arder, wo die Grenzen ziemlich sicher angegeben werden. Es nimmt seinen Anfang von vier Meilen unter, oder von der Ostseite von Popau, das ist wohl Klein-Popo und endigt bei Ague. Es folgt eine längere Beschreibung von Arder und heißt dann wieder: 16 Meilen von Klein-Arder fällt der Rio de Lagos (portugiesischer Name) in die See. Es wird dann noch die Lage von Kuramo genannt und dann das Königreich Ulkami oder Ulkuma als „mächtige Gegend“, die zwischen dem Reichen Arder und Benin liegt, angeführt. Über Ulkami bekommen wir nichts zu erfahren. Gleich hier soll für weniger in die Geographie Westafrikas Eingeweihte bemerkt werden, daß von der alten Stadt Benin eine Binnenwasserverbindung bis Porto - Novo-Lagos, ja gewissermaßen bis zur Togokolonie ging. Ich selbst konnte 1885 feststellen, daß Beninleute mit ihren Kanus bis zum Artidschere Kriek kamen, von wo aus eine Wasserverbindung nach Lagos besteht. Man sieht also aus der eben genannten Grenzbezeichnung, daß ein Teil des Königreich Arder im Eweland und innerhalb unserer Kolonie Togo gelegen hatte. Auch Bosmann schreibt über Arder, aber es soll hier nicht näher darauf eingegangen werden. Die Autoren des vorliegenden kleinen Werkchens kommen nun schließlich zum Resultat, daß Groß-Arder identisch mit dem heutigen Allada und Klein-Arder mit Godomy sei, also ganz im heutigen Dahomee gelegen hätten, Burton nennt aber das heutige Porto-Novo als identisch mit Klein-Arder, während Delafosse die beiden Städte mit Porto-Novo und Kotonu identifiziert. Was ist nun richtig? Folgendes sei kurz erwähnt. Dapper bringt gerade über Arder ziemlich genaue Lagebezeichnungen, ebenso wie Dappers Angaben für so manche Gegend von Afrika sich als recht zuverlässig erwiesen haben; natürlich ist in einem Sammelwerk, dessen Quellen heute drei bis beinahe fünf Jahrhunderte zurückliegen auch manches phantastisch. Über Guinea ist vielfach Peter von Maree sein Gewährsmann. Nach der Karte im Dapper, die allerdings natürlich nicht auf der Höhe ist, aber das kann man von der Norrisschen auch nicht sagen, liegt das eine Arder nicht zu fern von der Küste, vielleicht an der Lagune. Labouret und Rivet zitieren ebenfalls Dapper und führen die Grenzbeschreibung wörtlich an, aber, was natürlich selbstverständlich für sie ist, nach der neueren (1686) französischen Ausgabe (Dapper erschien in flamländisch-holländisch, deutsch und französisch, und die französische Ausgabe, die mir weniger zu bringen scheint, als die deutsche, weicht in diesem Falle von der ersteren bezüglich der Grenzen etwas ab.)

Wie groß die damalige angegebene holländische Meile gewesen ist, habe ich bei der Niederschrift dieser Zeilen nicht genau bei der Hand. Die alte französische Lieue wird sich wohl nicht viel geändert haben, aber die verschiedenen Angaben in beiden Auflagen bringen schon Schwierigkeiten bei der Beurteilung der Lage der Städte. Dazu kommt noch, daß in Afrika durch Krieg oder andere einschneidende Ursachen Ortschaften öfters verlegt wurden. Snelgrave berichtet z. B. von einer Invasion der Dahomeer im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. Wir wissen auch nicht, wie weit die Yoruba, die vom Innern kommend, die Idschu an der Küste verdrängten, damals bis zur Lagos Lagune gekommen waren. Kurz, genau vermögen wir nicht festzustellen, wo die beiden Arder gelegen haben, aber jedenfalls, daß das Land Arder zum Teil mit in der zurzeit unter französischem Mandat stehenden Togokolonie, also auch im Ewelande an der Küste und dem benachbarten Gebiete, der jetzigen Kolonie Dahomee sich befand, daß es von der Küste auch nach dem Innern ging, darauf läßt schon die Stelle im Dapper: nord-nord-ost schließen. Doch genug davon; aber etwas anderes fällt auf. Dapper berichtet in der Ausgabe von 1671 mit keinem Worte von einem „christlichen Königreich“, wie z. B. an anderer Stelle von San Salvador am Kongo, im Gegenteil, er spricht von dem „Fetischdienst“ in Arder (wie übrigens auch Labouret und Rivet), und in der Tat ist gerade die Gegend eine Hochburg des Fetischdienstes bis zur neueren Zeit gewesen, man denke nur an den Yawe oder Yewe, bzw. den Wodudienst (vodú = Yewe, wie es auch in dem ausgezeichneten Ewewörterbuch von D. Westermann steht), der noch in Haiti von den dortigen „Christen“ ausgeübt wird.

Es bestehen nun zwei Möglichkeiten des Nichterwähns des christlichen Königtums in Arder, entweder die Gewährsmänner von Dapper, darunter vielleicht Maree (Marais) haben darüber nichts geschrieben, weil die Bekehrung erst später, als ihr Bericht vorlag, (1658) stattfand oder die Spuren der Bekehrung waren bald verwischt, bzw. war der König nur allein zur christlichen Kirche übergetreten. Pierre d'Avity schreibt in seinem großen, aber wenig genaue Einzelheiten bringenden Buch über Afrika (Paris 1643), daß durch die Portugiesen an einigen Stellen doch der christliche Glauben Eingang gefunden hatte, aber Arder kennt er nicht recht. Also das Schweigen Dappers über diesen wichtigen Punkt ist nicht recht zu erklären. Dann aber noch eine Frage für die Linguisten bzw. Historiker. Was haben die Arderleute für eine Sprache gehabt, die sie damals schon vernachlässigten? Dapper schreibt ausdrücklich: Ihre

Muttersprache, oder eigene Landessprache achten sie wenig, darum reden sie dieselbe selten, sondern meistens die Alkomische, welche alda vor eine edlere Sprache gehalten wird. Das wäre also die des Reiches, welches sich nach Dapper zwischen Arder und Benin befand (ob von Yorubastämmen, Dahomeeleuten oder von einem anderen Negervolk bewohnt?) Nun, in Afrika wechselten Sprachen häufiger, die Aufgabe der eigenen Sprache eines Volkes ist nicht etwas gar zu Seltenes. Aber wir haben ausgezeichnete Forscher für westafrikanische Sprachen, vielleicht läßt sich noch etwas herausfinden.

Das vorliegende Buch ist aber nicht nur des „Mißverständnisses“ wegen interessant, sondern es muß auch als eine sehr tüchtige und gute Arbeit in geschichtlicher Beziehung angesehen werden, auch wenn die Lage von Groß- und Klein-Arder vielleicht eine etwas andere gewesen ist. P. Staudinger.

Bernatzik, H. A., Zwischen Weißem Nil und Belgisch Kongo.  
Wien, L. W. Seidel & Sohn, 1929. 138 gr. 4<sup>o</sup> (oder Atlasformat?)  
204 Bilder auf 140 Lichtdrucktafeln und 1 Übersichtskarte.

Ein schönes großes, geradezu üppig ausgestattetes Buch, sowohl was die Stärke und Güte des Papiere und Druckes, als auch die Fülle der Lichtdrucktafeln ausgezeichneter photographischer Aufnahmen anbelangt. Es ist mit Unterstützung der Wiener Akademie der Wissenschaften herausgegeben, aber dem Verfasser müssen sehr große Mittel zur Verfügung gestanden haben, ebenso zu seiner Reise als auch zur Bearbeitung derselben in dem vorliegenden Werke.

Bernatzik hatte schon einmal eine Jagdexpedition nach dem blauen Nil geführt, und bereits damals faßte er den Entschluß, noch eine Expedition zu unternehmen, um in Photo und Film Völker und Tiere festzuhalten, namentlich von den letzteren die selten vorkommenden Arten. Diesen Plan brachte er zur Ausführung und brach, ausgezeichnet ausgerüstet, im Januar 1927 auf. Reiche Mittel, ein eigenes Boot und ein eigenes Auto standen ihm zur Verfügung, und wenn er auch nicht alle die seltenen Tiere beobachten und erlegen konnte, die er gern zur Strecke bringen wollte und nicht so weit kam, wie er beabsichtigte, so hat er doch ein ungemein reiches Lichtbildmaterial mitgebracht. Einen gewissen Brederich Machulka aus Prag nahm er als Führer der Expedition, während ihm das Photographieren, Filmen, Segeln, Autofahren, Jagen und Aufzeichnen der Beobachtungen oblag. Und in den Bildern liegt auch der Hauptwert des Mitgebrachten, die Aufnahmen sind glänzend und bringen vieles Neue, ganz vorzüglich sind die Wiedergaben in einem selten großen Format, aber beinahe noch schärfer, um es zu bemerken, kommen z. B. einige anthropologisch-ethnologische Bilder in dem etwas kleinerem Maßstabe des Aushängebogens heraus. Gern hätte man auch von einigen Völkern Photographien vom anthropologischen Standpunkt aus, also Vorder- und Seitenansicht, gesehen, denn wenn auch im allgemeinen die besuchten Völker schon zum großen Teil bekannt sind, so bieten sie doch in ihren Unterabteilungen vieles Neue und es fehlen uns noch vielfach gute Bilder, eine Lücke, die Bernatzik nun zum guten Teil ausgefüllen konnte. Der von ihm verfaßte Text geht bis Seite 97. Es kommen dann folgende Anhänge: 1. Zur Rassenkunde einiger Völker am oberen Nil, von Otto Reche, Leipzig, S. 99–123. Es ist ja natürlich nicht möglich, aus dem vorliegenden Material ohne exakte Beobachtungen an Ort und Stelle über die Bevölkerung Genaueres zu schreiben, sondern wie R. selbst sagt, sollen seine Ausführungen nur einen gewissen Begleittext bilden, der aber gerade für die Photographien von Wert ist; dann folgt 2. von Bernhard Struck, Dresden, etwas über die Systematik der nilotischen Völker und ihrer Abteilungen und schließlich die sehr nett sich lesenden zoologischen Bemerkungen über die von H. A. Bernatzik beobachtenden Tiere und über die Ausbildung der afrikanischen Großtierfauna im allgemeinen von H. Antonius, Wien-Schönbrunn. Etwas verwundert ist allerdings der Schreiber dieser Zeilen, daß der im ganzen tropischen Afrika vorkommende Schattenvogel (*Scopus umbretta* Gm.) noch von keinem der Nachfolger Schillings, außer Bernatzik, wie Antonius schreibt, in seiner Heimat auf die Platte gebracht wurde, denn in Westafrika, schon im Urwaldgebiet an der Küste, ist er doch recht häufig. Leider ist der Klaffschnabel in seiner Eigentümlichkeit weder auf dem Bild 197 als auch 201 genau zu sehen.

Aber sonst hebt gerade Antonius die Aufnahmen seltener Tiere durch Bernatzik schön hervor, wie auch seine vergleichenden Erwähnungen recht bemerkenswert und wichtig sind.

Was nun den von Bernatzik selbst geschriebenen Text anbelangt, so bringt er eine gute Schilderung seiner Reise ohne abenteuerliche Zusätze, wie man sie öfter gerade bei solchen Werken findet. Er hat mancherlei recht Interessantes und Wichtiges bei Menschen und Tier beobachtet und photographisch wiedergegeben. Bei den Djur erwähnt er Penisfutterale von gegerbtem Leder und zwei verschiedenen



artige Formen des Begräbnisses. So werden die im Kampfe gegen Menschen oder Tiere gefallenen Männer in der Hockerstellung, die auf ihrem Lager gestorbenen aber liegend, wie die Kinder, begraben; das ist ethnologisch interessant. Einen kleinen Irrtum bringt er mit der Erwähnung, daß die Djur ihre Pfeile mit Curare vergiften. So heißt das südamerikanische Pfeilgift, die Afrikaner haben andere Gifte; auch über den Kongostaat und die Ladoaffäre ist er nicht so ganz richtig unterrichtet. Er hat interessante photographische Beobachtungen bei den Schmieden gemacht, die auch Messing und Kupferguß ausüben, aber nicht Eisen in Stangenform gießen können, wie er irrthümlich schreibt. Doch das sei nur der Genauigkeit wegen erwähnt und betreffen diese Einwendungen ja nur Kleinigkeiten.

Von Bernatzik können wir bei einer neuen Reise noch so manches erwarten, namentlich, wenn er sich vorher noch etwas mehr über die zu durchziehenden Gegenden unterrichtet.

Das vorliegende Werk ist eine schöne Bereicherung unserer Afrikaliteratur. Bibliotheken und Leute, die es können, sollten es sich kaufen, und zwar nicht nur Gelehrte und Forscher, sondern auch Jäger und Freunde an ausländischen Bildern, die ihm das Innere Afrikas vor Augen führen. P. Staudinger.

„Der Weltkreis“. Mitteilungen der Vereinigung für Völkerkunde und verwandte Wissenschaften, Berlin. Herausgegeben und verlegt im Auftrage der Vereinigung von Hans Findeisen, Berlin NW 40, Döberitzer Str. 1. Jahrg. 1929/30, Nr. 1—12; Jahrg. 1931, Nr. 1—4. Bd. I, geh. 7,— M., geb. 10,— M.; Bd. II im Abonnement 4,50 M. mit Zustellung.

Der Gedanke des Herausgebers dieser Zeitschrift, den Kreis der Teilnehmer des Universitätsseminars von Professor Max Schmidt, der nach der Uebersiedlung des Gelehrten nach Südamerika sich auflöste, in erweiterter Form wieder zu vereinigen, wurde am 2. April 1929 verwirklicht. Die an diesem Tage einberufene Gründungsversammlung erwies sich rein äußerlich schon als ein voller Erfolg. Der Plan, neben den Berufswissenschaftlern auch privatim ethnologisch interessierte Persönlichkeiten zur praktischen Mitarbeit heranzuziehen, hatte seine Berechtigung glänzend bestätigt, denn schon drei Monate nach dem Bestehen der neugegründeten „Vereinigung für Völkerkunde und verwandte Wissenschaften“ war der Teilnehmerkreis der wissenschaftlichen Vortragsabende so groß geworden, daß der Versuch gewagt werden konnte, ein eigenes Publikationsorgan (wenn auch vorläufig erst im Schablonendruckverfahren) zu schaffen. Dieser Versuch ist, wenn wir den vorliegenden ersten Jahrgang betrachten, ebenfalls als völlig geglückt zu bezeichnen.

Gemäß der universalistischen Einstellung der neuen völkerkundlich orientierten Gemeinschaft finden wir neben allgemein interessierenden Nachrichten über Forschungsreisen, bibliographischen Notizen über bekannte Gelehrte, Buchbesprechungen, Sitzungsberichten usw. zahlreiche Arbeiten über die verschiedensten Gebiete in dem ersten Jahrgang der Zeitschrift „Der Weltkreis“ vereint. Im ersten Heft berichtet Nata Findeisen „Von Sitten und Gebräuchen eines aussterbenden sibirischen Polarkolkes. (Erlebnisse bei den Jenissej-Ostjaken).“ W. Gentimur beschreibt in seiner auch aus seinen Vorträgen bekannten dichterisch schwungvollen Art „Erdeni Tschonong-Wangs Begräbnis“. — Im zweiten Heft hat Ernst Krammann „Völkerkundliche Erinnerungen eines alten Berliners“, sehr interessante Einzelheiten aus vergangener Zeit, beschrieben, die uns um so plastischer im Gedächtnis bleiben, als dieser langjährige Museumsfreund aus eigener Erfahrung spricht und viele Dinge gesehen und gehört hat, die den Jüngeren unter den Berliner Ethnologen manche museale Interna nahe bringen. — Vom dritten Heft ab erscheint die Zeitschrift in Doppelnummern. Aus dem vielseitigen Inhalt sei hier angegeben: Bruno Zimmermann, „Aus der Lüneburger Heide“; W. A. Unkrig, „Fünf Erzählungen aus einem burjatischen Lesebuch“; Günther Stahl, „Die neuentdeckten Kuruguaindianer Ostboliviens“; Hans Findeisen und W. Gentimur, „Leningrader Skizzen“; Hans Findeisen, „Berliner Weihnachtsmarkt“ (Heft 3/4); — Günther Stahl, „Deutsche Forschungsreisen in Südamerika“; A. Haas, „Der Wind in der Pommerschen Volksüberlieferung“; Hans Findeisen, „Eine Episode aus den Volksmärchen der Deutschen“ des Musäus in den „Erzählungen aus der Ritter- und Geisterwelt“, Regensburg 1792“. Derselbe, „Kinderleben im sibirischen Polargebiet“ (Heft 5/6); — Hans Findeisen, „Der älteste Mensch in Nordasien und seine Kultur. Nach den Ausgrabungsergebnissen Auerbachs und Sosnowskijs vom Jahre 1923 auf dem Afontowberg bei Krasnojarsk“ (mit 4 Tafeln mit Strichzeichnungen), (Heft 7/8); — E. Zorn, „Bukarester Volksleben“ (mit zwei phot. Abb.); Hans Findeisen, „Krieg und Kriegswesen in Nordostasien“; Rudolf Wegner, „Spukgeschichten und Aberglaube auf See“; Günther Stahl,



„Ethnologie und Tagespresse“, (Heft 9/10); — W. Imiela-Gentimur, „Aus meinen Reisen in der äußeren Mongolei“ usw. (Heft 11/12). Ein Namen- und Sachregister beschließt den ersten Jahrgang.

Der eine Fülle interessanten ethnologischen Materials enthaltende 188 Seiten starke Band zeugt von der lebendigen Tätigkeit, welche die Vereinigung für Völkerkunde im ersten Jahre ihres Bestehens entfaltet hat. Die bald nach dem Erscheinen der Zeitschrift von anderen wohlwollenden Stellen in Fachzeitschriften sowie in der großen Tagespresse geäußerten ermunternden Wünsche für eine weitere gute Entwicklung sind zum Teil bereits in Erfüllung gegangen. Die Abonnentenzahl der Zeitschrift hat dank der Leitung ihres Herausgebers, Dr. Hans Findeisen, so zugenommen, daß die Möglichkeit gegeben war, trotz der finanziellen Mehrbelastung, zum Buchdruckverfahren überzugehen. Der zweite Jahrgang (1931)<sup>1)</sup>, von welchem bisher zwei Nummern (Heft 1/2 und 3/4) erschienen sind, zeigt am deutlichsten den Fortschritt, den die Berliner Gesellschaft zu verzeichnen hat. Außerlich aufs beste ausgestattet und inhaltlich noch um vieles vermehrt (Separataustausch, Besprechung völkercundlicher Filme usw.) erfüllt die Zeitschrift alle Bedingungen, um von einem immer größeren Publikum gelesen zu werden. Der vielseitige, allgemeinverständliche aber doch den Boden der Wissenschaft nie verlassende Inhalt der bisher erschienenen Nummern hat neben der aufopfernden uneigennütigen Tätigkeit des Herausgebers zu dem bisherigen Erfolg geführt. Wenn für die Zukunft so weiter gearbeitet wird, und alle Vorbedingungen sind dafür gegeben, dann wird dieser Erfolg auch ein bleibender sein, und noch weitere Kreise als bisher werden dem Unternehmen ihre Teilnahme schenken. Den zweiten Jahrgang sowie die hoffentlich noch recht zahlreich folgenden weiteren begleiten unsere besten Wünsche.

Aus dem Inhalt der Hefte 1–4 (1931): Günther Stahl, „Vorkolumbische Entdeckungen Amerikas“. Ida Lublinski, „Ursprung und Wandlung der Einehe“. Bruno Adler, „Neue Wege ethnographischer Sammelarbeit in Rußland“. Hans Plischke, „Gefälschte Reisebeschreibungen“. W. A. Unkrig, „Kultus und Kultgebräuche des heutigen Judentums“. E. Heinrich Snethlage, „Ein figürliches Ikatgewebe aus Peru“. N. K. Auerbach, „Zur Frage nach dem Material der sibirischen Steingeräte“. J. Schneider, „Schneeschuhe aus der Steinzeit“.

Günther Stahl, Berlin.

Dr. Hans Findeisen. Reisen und Forschungen in Nordsibirien. Skizzen aus dem Lande der Jenissejostjaken. Berlin 1929. Im Selbstverlage des Verfassers, Berlin NW 40, Döberitzer Straße Nr. 1. 47 SS. in 8. Preis geheftet RM. 1,50, gebunden RM. 2,50.

Die vorliegende, zwar nicht umfang-, aber doch recht inhaltreiche Arbeit bildet neben einigen, in Zeitschriften und Tagesblättern veröffentlichten Aufsätzen über einschlägige Themata den ersten zusammenfassenden Bericht über eine zu völkercundlichen Zwecken in den Jahren 1927/1928 unternommene Expedition, die auszuführen hauptsächlich die „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“ dem jungen Forscher die Möglichkeit gab. Als ihr greifbares Resultat liegen mehrere Sammlungen von Gegenständen der materiellen Kultur der Jenissejostjaken vor, die für die völkercundlichen Museen von Berlin, Dresden und Hamburg angelegt wurden. Zusammengefaßt wurden diese Kollektionen zu Beginn des vorigen Jahres im Lichthof des Berliner Museums für Völkerkunde weiteren Kreisen zugänglich gemacht, wobei Dr. Findeisen zu wiederholten Malen die Führung selbst übernommen hatte. Dieser Ausstellung waren auch Objekte angegliedert, die von den Tungusen, Dolganen und Jakuten stammten. Als ein wesentlicher Erfolg der Bemühungen Dr. Findeisens und seiner Frau, die ihn bei allen Arbeiten, oft unter den schwierigsten Verhältnissen eifrigst unterstützte, verdient hervorgehoben zu werden, daß es ihnen

<sup>1)</sup> Der neue Titel der Zeitschrift lautet: „Der Weltkreis, Zeitschrift für Völkerkunde, Kulturgeschichte und Volkskunde. Unter Mitwirkung hervorragender Vertreter der Völkerkunde, Kulturgeschichte, Volkskunde und ihrer Nachbarwissenschaften herausgegeben von Dr. Hans Findeisen.“ Ihre Mitarbeit haben außer den schon Genannten u. a. zugesagt: Dr. Gösta Berg-Stockholm, Dr. F. Boehm-Berlin, Prof. Dr. E. Boerschmann-Berlin, Geh. Rat Prof. Dr. J. Bolte-Berlin, Geh. Rat G. Cleinow-Berlin, Dr. William Cohn-Berlin, Prof. Dr. Th. W. Danzel-Hamburg, Prof. Dr. E. Erkes-Leipzig, Dr. B. Götz-Berlin, Prof. Dr. A. Haas-Stettin, John Heffer-Berlin, Dr. A. Hermann-Berlin, Prof. Dr. M. Heydrich-Dresden, Dr. J. Koepp-Berlin, Prof. Dr. A. Krämer-Stuttgart, Prof. Dr. W. Krickeberg-Berlin, Prof. Dr. O. Kümmel, Berlin, Dr. W. Lentz-Berlin, Dr. H. Mötelfindt-Leipzig, Dr. H. Nevermann-Dresden, Prof. Dr. K. Th. Preuß-Berlin, M. Schneider-Berlin, Prof. Dr. Stöner-Berlin, Dr. G. Teßmann-Berlin, Dr. E. Waldschmidt-Berlin.

gelang, zusammenhängende Mythen- und Liedertexte des Volkes ihrer Forschungen aufzunehmen, ein Material, das nach endgültiger Überarbeitung auch geeignet sein dürfte, durch entsprechende Vergleiche dem Jenissejostjakischen die bis heute noch immer nicht geklärte Stelle unter den sibirischen Sprachen anzuweisen. Es sind diese Niederschriften um so dankenswerter, als es sich ja um einen aussterbenden Volksstamm handelt. Daneben fügte es ein glücklicher Zufall, daß der Forscher aus kompetenten Munde, von einem Burjaten, auch Aufzeichnungen über den Schamanismus bei diesem Volke machen konnte. Ein flüchtiger Einblick in dieses zu einem großen Teil burjatisch in Umschriftung wiedergegebene Material läßt uns vermuten, daß die Texte nach ihrer Herausgabe, Übersetzung und Bearbeitung eine recht wertvolle Ergänzung zu der aus dem Russischen ins Deutsche übertragenen Abhandlung von Garma Sandschejew unter dem Titel „Weltanschauung und Schamanismus der Alaren-Burjaten“ (im „Anthropos“, XXII-XXIII, 1927/1928) bilden werden.

Die in acht Kapitel gegliederte Schrift, die ihrer Form nach stellenweise den Charakter eines Tagebuches unter Schilderung mancher humorvoller Zwischenfälle und mit grellen Schlaglichtern auf das gegenseitige Verhältnis zwischen den Eingeborenen und den Russen, welche die ersteren nach Möglichkeit übervorteilen, trägt, setzt in dem Abschnitt „Sommerleben bei den Jenissejostjaken“ mit einer Schilderung des landschaftlichen Milieus ein, das wir in der Nähe der Mündung der Steinigen Tunguska in den Jenissej zu suchen haben. Gleich die ersten Tage bringen unsere Reisenden mit den J.-Ostjaken in Berührung. Von großem Wert dürfte für sie in dieser Periode auch die Begleitung durch einen eingeborenen Studenten gewesen sein. Leider lassen die ersten Bekanntschaften keinen guten Eindruck in bezug auf den Charakter und die Gepflogenheiten der Eingeborenen zurück — sie sind alle ohne Ausnahme dem Alkoholgenuß ergeben, was sich in recht unangenehmen Folgeerscheinungen bemerkbar macht. Für Schnaps zahlen sie horrende Preise und wenn auch die ganze Wirtschaft dabei zugrunde geht. Dann aber haben sie auch von den Russen gelernt, die sog. *Samogónka* herzustellen, d. h. aus den verschiedensten gärungsfähigen Stoffen, hauptsächlich aber aus Brot, mit den primitivsten Methoden ein Geßöff zu destillieren, das denn auch von entsprechender Qualität und ob des starken Gehalts an Fuselöl von verheerender Wirkung ist. Trotz des zeitweise heillosen Wirrwars lassen die Umstände doch eine Reihe völkerkundlicher Beobachtungen zu, wie z. B. Fischereimethoden, die Fütterung der Hunde, für die in jedem „Tschum“ eine besondere Suppe gekocht wird, der man bei einem reichlichen Fang auch Störblut zusetzt. Hier konnte auch allerhand Kinderspielzeug und das prächtig geratene Modell eines Zeltes erworben werden.

Das dritte Kapitel führt uns dann in die Märchenwelt der Jenissejostjaken, ein bei uns Westeuropäern noch ganz und gar unbekanntes Gebiet. Ist doch selbst in Rußland bisher erst ein einziges Märchen dieses Völkchens veröffentlicht worden! Nur einem Moment rein persönlicher Art ist es zuzuschreiben, daß es im September gelang, Märchen niederzuschreiben, zu einer Zeit — da es verboten ist, sie zu erzählen. Dieses Tabu bezieht sich auf den ganzen Sommer und wird respektiert, da die Jenissejer, falls sie es übertreten, zur Strafe dafür von ihren Schamanen „geangelt“ werden. „Märchen dürfen erst erzählt werden, wenn die kleinen Bäche zuzufrieren beginnen“. Dreien von den acht unter so schwierigen Umständen mit größter Gefahr für den Erzähler gesammelten Märchen liegt ein Tiermotiv zu Grunde, drei andere, unter denen wiederum zwei russisch beeinflusst sind, berichten von Helden (*Bathyr* = dem mongolischen *baghat*ur), je eins von einem Vielfraß und von einer Schamanin.

Im vierten Kapitel wird uns die „Reise zu den Herbstplätzen der Jenissejostjaken an der Steinigen Tunguska“ geschildert. Hier erfahren wir mancherlei über die Bedeutung der Jagd auf Eichhörnchen, deren Ertrag den wesentlichsten Faktor in der Lebenshaltung nicht nur der Eingeborenen, sondern auch der Russen spielt. Ebenso sind hier einige Bemerkungen über den Skorbut und eine ansteckende ruhrartige Krankheit eingestreut. Die vom völkerkundlichen Standpunkt interessantesten Mitteilungen enthält der folgende Abschnitt über „Jagd und Fischfang“. Danach sind die Ergebnisse der Jagd bestimmend für den relativen Wohlstand der Bevölkerung. Neben den Eichhörnchen kommt noch der Zobel vor. Damit ist bei einem guten Eichhörnchen- oder Zobeljahr die Möglichkeit nicht nur zu gutem Auskommen, sondern auch zum Zurücklegen von Ersparnissen gegeben, doch wissen die Jenissejostjaken mit dem Gelde nicht umzugehen und vergeuden es in maßlosen Trinkgelagen, durch die sie nicht nur ihre sauer erworbenen Mittel verlieren, sondern auch noch durch Kreditaufnahme a conto der Jagderträge des nächsten Jahres in Schulden geraten. Der erste, etwa drei Wochen andauernde Jagdgang beginnt gegen Ende November, die Hauptsaison von drei Monaten fällt in den eigentlichen Winter, der nach örtlichen Begriffen erst mit dem Januar anfängt, während bereits im Dezember bis zu 50 Grad Celsius zu registrieren waren! Die Frauen bringen auf Hundeschlitten Brot in die Reviere nach. Neben Auer-



hähnen und Haselhühnern sind Bär, Elch, wildes Ren, Fuchs, Hermelin, Wiesel und alle möglichen Entenarten die sonstige Jagdbeute. Dabei wurden selbst bis noch vor einem Jahrzehnt Pfeil und Bogen beim Erlegen der wilden Renntiere und Elche gebraucht, wie denn auch noch die Kinder bis auf den heutigen Tag im Gebrauch dieser primitiven Waffe unterwiesen werden. Für die Jagd der Elche kommen je nach der Jahreszeit die drei Methoden der Fanggrube, der Hetze und des Erlegens vom Boot aus in Betracht. Die Zobel werden in eigenen Netzen gefangen und dann erwürgt, damit das kostbare Fell, für welches 200 und mehr Rubel gezahlt werden, nicht beschädigt werde.

Selbstverständlich knüpfen sich an die Jagd, wie nicht anders zu erwarten, eine Reihe religiöser Vorstellungen und Gebräuche. Ees, der Himmelsgott, ist auf den Ausgang von Einfluß. Er gibt seine Gunst oder Ungunst durch Omina, die der Jenissejer aus dem Verhalten des Feuers im „Tschum“, seiner Hütte, heraushört oder erschaut, zu erkennen. Wie bei so vielen Nordostasiaten, ist auch bei den Jenissejostjaken der „Bär kein gewöhnliches Tier, sondern seine Seele ist die eines verstorbenen Menschen“. Die Beschaffenheit gewisser Organe des erlegten Tieres gestatten einen Rückschluß auf ein Verwandtschafts- oder Totemverhältnis zu einem verstorbenen Stammesgenossen. Im übrigen sei hinsichtlich der Ideen- gleichung „Bär = (Seele = ) Mensch“ auf unsere Ausführungen in der Besprechung von Arsenjew, „In der Wildnis Ostsibiriens“, Bd. II, im „Anthropos“ Jahrg. 1925 S. 807/808. hingewiesen. Dem Bären geht man auf Treibjagden zu Leibe. Hunden darf kein Bärenblut gegeben werden, „da man bestimmt keinen Bären mehr finden wird“ [in Wirklichkeit — um nicht ihre „Nase“ zu verderben]. Dagegen trinkt ein im Kampfe verwundeter Jäger am nächsten Morgen Bärenblut.

Ein minder wichtiges Lebenselement bildet der Fischfang (cf. auch in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1928, Heft 1/2: Findeisen, Die Fischerei im Leben der „alt-sibirischen“ Völkerstämme, pag. 1 des Sonderdrucks, Note 2.). Auch kommt sie immer mehr in Verfall. Die Schuld daran trägt der Umstand, daß sich infolge der Einführung des staatlichen Handelsmonopols kein Absatz aus dem Fang mehr bietet. Ja, selbst für die leichte Arbeit des Netzeauslegens wollen sich die Jenissejostjaken den Russen nicht mehr verdingen, trotzdem das ersteren freie Fischlieferung garantieren würde. Im Sommer kommt die Methode des Selbstfanges mit zahlreichen Angelhaken an Borkeschwimmern, deren Schnüre verankert sind, zur Anwendung; im Herbst gebraucht man Schleppnetze für kleinere Fische, für größere den Speer zu nächtlichem Fang bei Birkenrindenackeln. Im Winter wird mit der Angel unter Eis gearbeitet. Hin und wieder werden in der warmen Jahreszeit kleinere Bäche mithilfe zweier verflochtener Pfahlreihen abgesperrt, deren Konstruktion ein Entweichen der Beute unmöglich macht.

Wie so häufig, gestaltete sich auch auf dieser Forschungsreise das Eindringen in die „Göttermythen und historischen Überlieferungen der J.-Ostjaken“, von denen das sechste Kapitel ein trotzdem reiches Material vermittelt, zu einem schwierigen Unternehmen, dessen Resultate teilweise durch Stiftung von Alkohol erkaufte werden mußten. In der Götterwelt sind auch hier, wie anderswo, die irdischen, real begründeten Vorstellungen vom Leben auf das Dasein in den Himmelsregionen übertragen worden. Einige Gestalten dieses Pantheons, wie der Schmied Alba, sind zu Steinen geworden, die noch heute gezeigt werden. Es gibt eine obere, eine irdische und eine Unterwelt. In der ersten lebt Ees, das höchste Wesen, jetzt das Äquivalent für den christlichen Gott. Die Unterweltgöttin heißt Hosédenbaom, bei der alle abgeschiedenen Seelen (ulwej) erscheinen müssen. Mit Blutschuld beladene Seelen dagegen bleiben auf der Erde, wie auch die Tiere, die natürlich gleichfalls beseelt gedacht werden, auch die Fische, für die Anutschin das in Abrede gestellt hatte. Hosédenbaom nährt sich von Menschenfleisch. Sie ist darum sehr gefürchtet. Diese, ihre Leidenschaft hat u. a. ein ernsthaftes Intermezzo mit dem berühmten Schamanen Doch zur Folge, der die Göttin zu töten beschließt, was ihm aber dank der Unzuverlässigkeit seiner Stammesgenossen nicht gelingt. Ihm wird ein Opfer von hundert Renntieren zur Sühne für seinen Frevel auferlegt, doch erhält er die Erlaubnis, mit der Hälfte des Volkes in den Himmel zu ziehen, wo sich nun dieser Ueiler der J.-Ostjaken häuslich niederläßt, um aber schon nach kurzer Zeit durch ein furchtbares Unwetter vernichtet zu werden, wobei jedoch das Abschlußbrett des Schlittens von Doch's Weib als Sternbild am Firmament blieb. Nur einer der Söhne des Schamanen vermochte sich zu retten und kam als goldgefüllte Eiderente wieder auf die Erde. Sie wurde von den dort weilenden Jenissejern getötet, was diese jeedoch mit ihrem Leben bezahlen mußten. Nur eine Familie wurde verschont, deren Wohlstand durch das Gold im Leibe der Eiderente sichergestellt wurde. — Diesem Mythos folgt eine Erzählung über die Kämpfe mit den Juraken, die geschichtlichen Hintergrund hat.

Im nächsten Kapitel bringt uns Dr. Findeisen „zwei russisch-sibirische Volksmärchen vom Jenissej“, von denen uns aber das erste, „Wanjuschka der Dummkopf befreit eine Stadt von einem menschenfressenden Verstorbenen“ schama-



nistischen Einschlag oder doch zum mindesten Berührungspunkte zu haben scheint. Das Vorkommen der Lärchenbäume, die durch Schnüre verbunden sind, und das Moment des Menschenfressens (man vergleiche damit das über Hosedenbaum Mitgeteilte!) geben uns zu dieser Vermutung Anlaß. Dem zweiten Märchen „Der Balalaikspieler und die Rusalka“, liegt eine Liebesgeschichte mit entsprechenden Folgen zu Grunde, die mit ihrem tragischen Ausgang nicht einer gewissen dramatischen Poesie entbehrt.

Der Schlußabschnitt berichtet über „Winterarbeiten (d. h. ethnographische des Verfassers) an der Steinigen Tunguska“ und enthält die Schilderung eines gefahrvollen Reisezwischenfalles, sowie Notizen über Objekte aus dem materiellen Kulturbesitz der russischen Bevölkerung des in Rede stehenden Gebiets.

Die sibirische Völkerkunde ist, abgesehen von einigen älteren Arbeiten, ein von den deutschen Gelehrten leider wenig gepflegtes Gebiet. Und gerade hier gilt es, so schnell, wie möglich zu retten, was noch zu retten ist, umso mehr, als alles nivellierende Momente, die hier unausgesprochen bleiben sollen, bald das vom Erdboden zu tilgen drohen, was der Völkerkunde wertvoll ist. Möge es darum dem Verfasser der vorliegenden Schrift, dessen bisherige Arbeiten zu den besten Hoffnungen berechtigen, baldigst vergönnt sein, uns die Resultate von seinen und seiner Gemahlin Forschungen in ausführlicherer Gestaltung vorzulegen und das bisher Geleistete ihm und anderen der Ansporn zu weiterem Schürfen in diesen, uns noch so wenig bekannten Gebieten werden!

W. A. Unkrig.

Paul Leser: I. Rheinische Pflüge, *Ethnologica*, Band III, Leipzig 1927. II. Geschichte der Pflugforschung, Inaugural-Dissertation der Universität Bonn, Münster i. W. 1929. III. Westöstliche Landwirtschaft, Festschrift für P. W. Schmidt, „Anthropos“-Administration St. Gabriel-Mödling bei Wien, 1928.

Vor mir liegen drei Arbeiten aus den letzten Jahren des kenntnis- und dankenreichen und besonnenen jungen Ethnologen Paul Leser, der auch ins unseren Kreisen schon durch den „Pflug von Dabergotz“, 1925, Heft 1 und 2 gut eingeführt ist. Eine Besprechung der beiden ersten Schriften hat noch nicht stattgefunden, die dritte ist 1929, S. 168 von H. Baumann eben gestreift. Ich bespreche die drei Leserschen Arbeiten nicht in der Reihenfolge ihres Erscheinens, sondern in der Reihenfolge des äußeren Aufbaus: 1. ein besonderes Pflugproblem, aus einem engeren Teil der deutschen Heimat, 2. die Geschichte der Pflugforschung und III. sehr weitgreifende landwirtschaftliche Parallelen zwischen der alten Welt und Ostasien.

### I. Rheinische Pflüge.

Leser geht aus von dem links des Rheins weitverbreiteten alten und auch modernisierten Kölner Wessel oder Bonner Hunsflug. Name unerklärt. Konstruktion: ein griessäulenloser Wendepflug mit gekrümmtem, neuerdings auch geradem Pflugbaum oder Grindel, dreieckiger, ruderförmiger Schar, Sech und versetzbarem Streichbrett, mit der Pflugsohle verbundener, schrägliegender und sie fortsetzender, einfacher Sterz und einem Rädervordergestell, wie auch bei dem althergebrachten Pflug auf der rechten Rheinseite und sonst in Innerdeutschland.

Leser bringt dann die örtlichen und zeitlichen Abweichungen der einzelnen Pflugteile und des ganzen Pflugs. Ferner die örtliche Verbreitung. Er vergleicht dann den heutigen Kölner Wessel oder Bonner Hunsflug mit antiken römischen Modellen im Mainzer Museum. Er weist so die Kontinuität dieses alten Pfluges mit dem heute noch im Rheinland gebräuchlichen nach. Leser beanstandet die von mir (Pflug und Pflügen, 1904, S. 92/93) geäußerte Ansicht, daß die Gestalt der Modelle darauf hindeuten scheine, daß das Streichbrett wechselseitig angebracht gewesen sei, indem der Bildner des Modells dieses Verhältnis nur hätte so darstellen können, daß er das Streichbrett beiderseits darstellte. Das Unrichtige dieser Annahme sei durch ein drittes Modell, das mir damals noch unbekannt gewesen war, bestätigt worden. Ich erkenne das an. Danach waren aber diese durch die Modelle wiedergegebenen Pflüge Spezial (Häufel-)Pflüge. Damit würde auch das Fehlen des Sechs stimmen, das ich auf Zufall beim Modell zurückgeführt hatte. Offenbar ist demnach der Bau dieser Pflüge typisch, ihre besondere Ausgestaltung aber der jeweiligen Verwendung angepaßt worden.

Viele heute noch auf der linken aber auch auf der rechten Rheinseite gebrauchten Pflüge schließen sich dem Kölner Wessel oder Bonner Hunsflug engstens an.

Ein anderer Typus schließt sich dagegen an die auf der rechten Rheinseite und in Innerdeutschland gebrauchten sog. vierseitigen Pflüge (mit vierseitigem Pflugkörper) an, an die sog. Spitzpflüge.

Daneben ist aber im Rheinland auch noch eine dritte Art von Pflügen im Gebrauch, aber nicht nur im Rheinland, sondern auch weiter im Osten, der ein sehr einfacher Haken mit Sterz ist und „Hoch“ heißt, und zum Ritzen des Landes, besonders bei dem ein- und mehrmaligen Fruchtbau in den Schälwaldungen gebraucht wird.

Neben diesen drei alten Pflugformen gibt es natürlich heutzutage auch viele moderne Fabrikpflüge in den Rheinlanden, die für den Ethnologen nicht in Betracht kommen.

Anhangsweise behandelt Leser noch die landwirtschaftlichen Sommerschlitten zum Transport von Geräten usw. und vergleicht weit abliegende Formen, so aus China. Mit dieser sicher berechtigten Betrachtungsweise arbeitet Leser schon der in der 3. Schrift weiter ausgeführten Vergleichung landwirtschaftlicher Geräte aus weit entfernten Gebieten vom Standpunkt des Ethnologen vor. Eine bei der ungeheuren Ausdehnung der Landwirtschaft in Europa, Asien und Nordafrika und ihrem hohen Alter sehr berechtigte fruchtbare Betrachtungsweise. Schon hier tritt Leser für eine enger zusammenhängende altweltliche hohe Ackerkultur, die er „altweltliche Hochkultur“ nennt, ein.

## II. Geschichte der Pflugforschung.

Es handelt sich bei Leser in dieser Schrift nicht um technische Untersuchungen, etwa über den zweckmäßigsten Bau des Pflugs, sondern das Ziel ist die Erforschung der Geschichte des Pflugs oder vielmehr der Pflugforschung. Wenn Leser ihr auch einen einleitenden Abschnitt, 1. Vorbemerkungen über die Teile und Arbeitsweise des Pflugs voranschickt, so geschieht das nur zur Vermeidung von Unklarheiten und Verwechslungen, sowie für das Verständnis derjenigen Leser, die nicht über landwirtschaftliche Kenntnisse verfügen. Zugrunde gelegt werden nicht die heute gebräuchlichsten (d. h. modernisierten Fabrik-) Formen, sondern nur die für Geschichte des Pflugs wichtigen. Wir haben es daher hier in einer ethnologischen Zeitschrift nur mit dem 2. Teil, der Geschichte der Pflugforschung im obigen Sinn zu tun.

Berch 1795 benutzt die Form der landwirtschaftlichen Geräte, insbesondere der Pflüge, zur Aufhellung der Geschichte. Er beschränkt sich auf die schwedischen Pflüge, von denen er vier anscheinend zuverlässige Abbildungen gibt.

Mongez 1815 hat gegenüber dem kurzen Aufsatz von Berch eine größere Bedeutung. Mongez neigt stark zu einer Art Entwicklungslehre: so scheint er eine mehrfache, voneinander unabhängige Entstehung des Pflugs anzunehmen, die er sich als eine Entwicklung aus hackenähnlichen Geräten vorstellt. Doch sucht er auch die Verbreitung der Pflugarten festzustellen. Es ist ihm um die Verständlichmachung der alten Schriftsteller zu tun. Seine Ausbeute ist gering. Die Abbildungen sind unzuverlässig, er ist in bezug auf recht zweifelhafte Zeichnungen kritisch sorglos.

Ginzrot 1817 nimmt an, der Pflug sei durch eine Vergrößerung der Hacke entstanden. In den Abbildungen verfährt er wenig sorgfältig und schöpft auch aus recht trüben Quellen.

Schultze 1820 gibt nur eine Beschreibung des römischen Pflugs.

Lasteyre 1821/23 macht den ersten großen Versuch, die Entstehungsgeschichte des Pflugs durch den Entwicklungsgedanken zu erklären.

K. H. Rau 1845 ist nach Leser kritiklos und in seinen Abbildungen vielfach ungenau, doch ist die Absicht eine Geschichte des Pflugs zu schreiben zu loben.

L. Rau 1861 (Zochen) ist brauchbar. L. Rau 1881 ist unbrauchbar wegen der Unkritik.

Fürstenberg 1866 ist eine verdienstvolle Vorarbeit.

Tylor 1881 bringt wenig Förderndes.

Braungart hat 1881, 1897, 1912 und 1914 über die Geschichte des Pflugs geschrieben. Nach Leser darf und muß man sich vor allem an das Werk von 1912 halten. In der Wertschätzung der beschreibenden Teile des Werks von Braungart befindet sich Leser, wie er sagt, in Übereinstimmung mit Behlen. Bei Braungart spielt der Glaube an voneinander unabhängige Entwicklungen von Gleichheiten oder an den Zufall eine Rolle, aber nicht der Entwicklungsgedanke. Braungart ist unkritisch, hat niemals Quellenkritik getrieben. Viele seiner Abbildungen sind falsch, und obendrein bringt er neue Fehler hinein.

E. Hahns (Schriften s. bei Leser S. 31/3) großes Verdienst ist es, nach Leser, daß er dort Fragen entdeckte, wo von früheren und späteren her alles klar und einfach erschien. Hahn hat sich aber nicht in erster Linie mit dem Pflug beschäftigt.

Chevaliers (Schriften s. bei Leser S. 33/4) Arbeit muß die beste Leistung auf dem Gebiet der Pflugforschung genannt werden. Sie bringt reichhaltigen Stoff aus allen Gebieten der Pflugforschung. Jedoch ist seine Aufstellung rein von Entwicklungsgedanken beherrscht, von dem er selbst erkennt, daß er keinerlei Anspruch



auf geschichtliche Geltung haben könne. Der Wert von Chevalier liegt also in der Stoffsammlung.

Peisker 1897 ist es nicht um die Geschichte des Pflugs zu tun, sondern um die Aufhellung der Vorgeschichte Böhmens. Er übt zwar Quellenkritik, ist aber kühn in seiner Interpretation und hat Unklarheiten in der Begriffsbildung, gelegentlich Ungenauigkeiten und merkwürdige Widersprüche. Die Grundlage seiner Kombination ist methodisch unsicher.

Sophus Müller 1902. Seine Untersuchungen beruhen fast ausschließlich auf quellenkritisch sorgfältig gesicherten Unterlagen. Dennoch scheinen seine Schlüsse nicht völlig gesichert. So vernachlässigt er die ostasiatischen Verhältnisse. Auch berücksichtigt er nicht genügend die Verbreitung der Formen. Schließlich erscheint der beigebrachte Stoff nicht ausreichend, um die Frage nach der Entstehung und der ältesten Form des Pflugs zu beantworten.

Behlen 1904 befaßt sich nicht allgemein mit der Geschichte des Pflugs, sondern mit dem römischen und germanischen Pflug. Er bespricht Form, Teile und Arbeitsweise des römischen Pfluges, vorgeschichtliche Pflugbilder und Pflugteile, die Hochackerfrage und Spuren des Pflugs im Gelände. Behlens Arbeit ist — ich schreibe es der Vollständigkeit wegen — aus Leser, aber mit Schamerröten hin — zu dem wenigen Erfreulichen zu zählen, das die Pflugforschung hervorgebracht hat, vor allem wegen der sorgfältigen Benutzung der römischen Schriftsteller. Allerdings vermißt Leser an manchen Stellen eine eingehendere Kritik, an anderen hält er methodische Gesichtspunkte für verfehlt. Auch ist der Abschnitt über die Hochäcker überholt.

Rhamm 1908 behandelt aus der Geschichte der Pflüge nur einen Ausschnitt, Tirol, Kärnten, Steiermark. Die Unterlagen sind von ihm großenteils selbst beschafft und quellenkritisch gut gesichtet. Doch führt er auch zweifelhafte Quellen auf. Methode gut. Formkriterium ebenso ausgebildet, wie Quantitätskriterium. Jedoch verwickelte und nicht eingehaltene Namengebung, Aufbauschung örtlicher Verhältnisse.

Loewenthal 1914 polemisiert gegen Hahn. Er fragt, wie Hahn, weniger danach, wie der Pflug wirklich entstanden ist, als wie man sich seine Entstehung denken könne.

Niederle 1917 behandelt nur einen kleinen Ausschnitt aus der Geschichte des Pflugs.

Schinzinger 1917/18 hat keine wissenschaftliche Bedeutung. Die Abbildungen, meist nach Modellen, sind zum größten Teil falsch.

Nopcza 1919 hat schwerwiegende methodische Mängel. Bei ihm fehlt jede Quellenkritik. Dadurch wird der Stoff unbrauchbar und damit den Folgerungen die Grundlage entzogen.

Wichtige Arbeiten können dem Verfasser, sagt er am Schlusse, entgangen sein. Das ist, gerade bei dem vorliegenden Stoff, der vielfach so verzettelt ist, kein Grund zu einem Verdammungsurteil.

Die Untersuchung des Pflugs, sagt Leser weiter, müsse sich auf eine gesicherte Unterlage stützen. Von den Quellen seien die in den Museen gesammelten Pflüge und die Pflüge aus unserer Zeit und Heimat an erster Stelle heranzuziehen. Diese gäben uns, im Gegensatz zu Abbildungen, den ganzen Pflug. Bei den Gesichtspunkten der Kritik sei die Graebnersche Methode der Ethnologie zu verwenden. Erst auf einen beschreibenden und sichtenden Teil könne der Versuch der Geschichte des Pflugs folgen. Uns fehlte z. Z. eine lückenlose Aufeinanderfolge der Pflugformen. Auch fiel ein nicht unbeträchtlicher Teil der Geschichte des Pflugs vor den Beginn der geschichtlichen Zeitrechnung. Das zwingt dazu nach kulturgeschichtlicher Methode vorzugehen.

Wie man sieht liegt hier noch eine gewaltige Aufgabe vor, zu deren Inangriffnahme wir den jungen Gelehrten und Forscher, aber auch die Wissenschaft vom Pflug beglückwünschen.

### III. Westöstliche Landwirtschaft.

Eine allein schon durch das beigebrachte Material, 300 Literaturnachweise und 94 Abbildungen (z. T. schwer zugänglich), einen klaren Stil und die knappgedrängten Ausführungen und inhaltreichen Schlüsse wichtiges Werk. „Kulturbeziehungen zwischen Europa, dem vorderen Orient und dem fernen Osten, aufgezeigt an landwirtschaftlichen Geräten und Arbeitsvorgängen“ ist der Untertitel der Schrift.

Leser teilt den Stoff ein in:

Einleitung. I. Vom Mittelmeer nach Ostasien. II. Östliche Einflüsse aus dem 18. Jahrhundert. III. Alte nordeuropäische-asiatische Beziehungen. IV. Einheitlichkeit der Hochkultur und V. Ergebnisse und Bedenken.

Einleitung. „Die Bodenbaugeräte, die in Asien, Europa und Nordafrika benutzt werden, gleichen sich oft derartig, daß es nur wenige gibt, deren Verbreitung



man umschreiben und deren Geschichte man behandeln kann, ohne dieses ganze Gebiet in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen.“ Beziehungen, zunächst scheinbar wahllos, bei näherem Zusehen sich aber doch in mehrere große Gruppen ordnend. Hier werden einige von Ost und West zusammengestellt. (III. und IV. bringen freilich auch einige europäische Nord-Südbeziehungen, wie es die Natur der Sache ergibt.)

### I. Vom Mittelmeer nach Ostasien.

Auffallend ist in Vorderasien, im Zweistromland, in Vorderindien und in Ostasien der ausgedehnte Gebrauch der Sämaschinen, die in Europa erst vor sehr kurzem aufgekomen sind. Behandelt wird weiter das Verbreitungsgebiet der Strauchegge, der Dreschwalze und des Dreschwagens, für welche Geräte eine Wanderung von Ost nach dem Mittelmeergebiet angenommen wird. Das Dreschbrett ist wesentlich auf das Mittelmeergebiet beschränkt, Eggbretter verbreiten sich über das Mittelmeergebiet bis nach Südostasien, desgleichen einbalkige Eggen mit Zähnen. (Dabei ist jedoch zu bemerken, daß das Abb. 25 angezogene Pflanzholz äußerlich ähnelt, dem Gebrauch und Alter nach aber wohl nicht hierher gehört.) Ackerwalzen haben ähnliche Verbreitung, aber auch in Nordeuropa.

Die ruderförmige Pflugschar ist im Mittelmeergebiet, aber auch in Südostasien verbreitet. Ebenso ein Versteifungsstück des dreiseitigen Pflugs, das, statt wie bei der Griessäule unter, über dem Pflugbaum liegt. Auch der gekrümmte Pflugbaum, der Krümmel, hat dieselbe weite Verbreitung. Desgleichen ein hängendes Sieb zum Reinigen des Getreides. Desgleichen Bewässerungsmühlen, wobei allerdings Ägypten eine Sonderstellung einnimmt.

Leser nimmt an, daß diese Verbreitung von Geräten von Ost nach West auf geschichtliche Zusammenhänge zurückgeht, daß die Geräte aus dem Westen stammen und nach Osten gewandert sind. Die Indogermanen scheiden dabei aber aus, weil die Geräte einerseits weit nach Osten reichen, und andererseits sie sich nicht bei allen Indogermanen finden.

### II. Östliche Einflüsse im 18. Jahrhundert.

Es ist das eines der interessantesten und durch die neuen Aufschlüsse bei Leser lehrreichsten Kapitel. Wenn wahr ist, was Leser darin vorträgt, so sind die darin nachgewiesenen Beziehungen geeignet, die Annahme einer europäischen Überlegenheit der Ackerkultur und damit eines großen Teils unserer Kultur schwer zu erschüttern. Das, was heute die hohe Stufe der nordeuropäischen Ackerkultur ausmacht, ist nach Leser meist ostasiatischer Import; zwar aus dem 18. Jahrhundert. Der Import ging vorzugsweise nach dem Nordwesten Europas und strahlte von da weiter nach dem Süden und Osten aus. Die eingewanderten Ackerkulturrungenschaften sind hauptsächlich: die Sämaschinen, das gewölbte Streichbrett des Pflugs, die Stachelwalze, die Handwalzen, die Handpflüge, die Fegemaschine zum Reinigen des Getreides, die Dreschmaschinen mit Göpelwerk, die Benutzung des Windes als Zugkraft, die Schwingpflüge und vor allem der Bruch mit der alteinheimischen Dreifelderwirtschaft und die Anwendung einer ausgiebigen Düngung. Leser weiß auch geschickt und einsichtig das moderne Sträuben gegen die Entlehnung so wichtiger Faktoren des modernen europäischen Ackerbaus überwinden zu machen. Gehen doch, nach ihm, auch andere europäische Kulturrungenschaften, wie der Regenschirm, die Nacherfindung des Porzellans, die Umwandlung der Sänten in Droschen, die Verwendung des Lacks, das Aufkommen der Papiertapete auf ostasiatische Anregungen zurück. Ostasiatische Einflüsse zeigen sich nach Leser ferner in der europäischen Kunst und im Kunsthandwerk, in der Keramik, in der Baukunst, der Malerei, Dichtung, Gartenanlage, Innenausstattung, Philosophie, im öffentlichen und geselligen Leben, ja im Gefühls- und Geschlechtsleben.

Die ostasiatischen Einflüsse und Anregungen aus dem 18. Jahrhundert lassen, was die Technik und Landwirtschaft betrifft, für die Hälfte von Europa einen tieferen Einschnitt als zu irgendeiner früheren Zeit erkennen, demgegenüber der meist stark überschätzte römische Einfluß wenig bedeutungsvoll gewesen sein soll. Die großen modernen Fortschritte, auf die sich die heutige Kultur Europas aufbaue, verdanken wir Ostasien.

### III. Alte nordeuropäisch-ostasiatische Beziehungen.

In erster Linie ist es der Dreschflegel, der von Nordeuropa bis China reicht und dann der sog. vierseitige Pflug im Gegensatz zu dem in Südeuropa einheimischen Krümpelpflug. Als besondere Abart: der Pflug mit dem vorne zur Erde herabgebogenen Pflugbaum oder Grindel, von Leser „Hängegrindel“ genannt. Ferner die Rahmensterze, oder statt ihrer der Strick. Ferner statt der doppelschneidigen Schar die einschneidige, das nur einseitig und fest angebrachte Streichbrett, das den Wendepflug zum Beetpflug macht, und das zum Schwingpflug überleitet. Ferner die

vier- oder dreieckige Rahmenegge, vielleicht auch die Anke, ein entweder durch Menschenkraft oder Wasserkraft betriebenes Hebelschlaggerät. Dreschflegel und vierseitiger Pflug stoßen von Norden nach Süden in Europa vor. Ihre Verbreitung darf den Germanen zugeschrieben werden. Die Verbreitung der gemeinsamen Geräte von Nordeuropa nach dem Osten oder umgekehrt führt indes nicht über den Beginn unserer geschichtlichen Zeitrechnung hinaus, während die Beziehungen des Abschnitts I schon Jahrtausende früher belegt sind. Während die Verbreitung der Geräte der Gruppe I aber einen deutlichen Kern im Mittelmeergebiet hat, hat die der nordeuropäischen der Gruppe III keinen solchen gemeinsamen Mittelpunkt. Der Zusammenhang mit den östlichen ist auch zerrissener, zusammenhangloser. Die Geräte der Gruppe III (um den Dreschflegel) scheinen Leser noch älter zu sein als die der Gruppe I. Der Entstehungsort der Geräte der Gruppe III ist demnach in tiefes Dunkel gehüllt. Keineswegs sind die Geräte der Gruppe III Mittelmeersprungs. „Die nördliche und südliche Gruppe sind im wesentlichen unabhängig voneinander, oder, um Namen zu nennen: die germanische Landwirtschaft ist, was ihren Gerätebesitz angeht, von der römischen kaum befruchtet worden. Die aufgezeigten Beziehungen weisen nach Osten, nicht nach Süden.“

#### IV. Einheitlichkeit der Hochkultur.

Leser hätte hier deutlicher gesagt: der altweltlichen Hochkultur. Dieser Abschnitt kann hier nicht im einzelnen behandelt werden. Es genüge, daß in der alten Welt, mit einem besonderen Kernpunkt in Ägypten, eine alte und selbständige hohe Kultur vorhanden ist. Diese alte Hochkultur ist der einheitliche Unterbau für alle weitere Entwicklung. Ob die Gruppen I und III, die diese einheitliche Hochkultur in zwei verschiedene Bezirke zerlegen, jünger oder älter sind, läßt Leser dahin gestellt sein. Mir erscheint darin ein Widerspruch gegen die Ausführungen zu III enthalten zu sein.

Wie man sieht, läßt die Studie von Leser noch reichlich Fragen offen. Ihr Verdienst ist aber, derartige Fragen erst ermöglicht zu haben, und zwar nicht planlos ins Phantastische hinein, sondern auf Grund eines reichlich zusammengetragenen und gesichteten Materials. Leser selbst verhehlt sich auch nicht die Bedenken. Denn in

V. Ergebnisse und Bedenken stellt er sehr interessante Betrachtungen an über das vorher Vorgebrachte. Gerade in dieser Selbstkritik liegt ein großer Vorzug der Leserschen Arbeit.

Zum Schluß weist Leser darauf hin, daß wir heute über die Verbreitung der meisten Erscheinungen noch ganz unzureichend unterrichtet sind. Ein Einzelner könne auch nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der Quellen kennen. Denn es handele sich ja um die gesamte geschichtliche, erd- und volkskundliche Literatur Europas, Asiens und Nordafrikas. Jede Lücke könne verhängnisvoll werden, und diese Bedenken untergraben das aufgeführte Gebäude in beängstigender Weise. Ja, wir müßten uns fragen, ob nicht alle hier aufgestellten Vermutungen bei dem heutigen Stand unseres Wissens als unerlaubte Voreiligkeiten zu bezeichnen wären. Nicht als Antworten, vielleicht aber als Fragen hätten Vermutungen, wie seine, wie Leser hofft, einige Berechtigung.

Freuen wir uns der hier aufgeworfenen Fragen!

In der Beurteilung der Leserschen Schrift gehe ich einig mit H. Baumann, der in seiner kurzen Erwähnung (bei der Besprechung der Schmidt-Festschrift, Z. f. Ethn. 1929, S. 168) ebenfalls das große Wissen und die beruhigende Selbstkritik Lesers auf seinem Spezialgebiet, der Pflugkultur, hervorhebt. Baumann hätte allerdings treffender statt Pflugkultur sagen sollen: Landwirtschaft und landwirtschaftliche Technik, wie ja gerade die vorliegende Schrift III erweist.

H. Behlen.

Herbert Kühn: Kunst und Kultur der Vorzeit Europas. Das Paläolithikum. Berlin und Leipzig 1929. 529 Seiten mit 169 Abbildungen im Text, 120 schwarzen und 6 bunten Tafeln und 8 Übersichtskarten.

Das Buch bringt wohl die erste größere zusammenfassende Darstellung der Kunst in der älteren Steinzeit. So wird es uns willkommen sein, gleichgültig ob wir immer mit dem Verfasser übereinstimmen oder nicht, zumal es nicht nur einen ausgezeichneten Ueberblick über die Literatur gibt, sondern auch durch die Fülle der als Beweise für seine Theorien vom Verf. sehr geschickt ausgewählten und trefflich reproduzierten Abbildungen den Kunststil der älteren Steinzeit gut vor Augen führt. Während man so bei Behandlung der Kunstwerke und auch der Werkzeuge eine vollkommene Beherrschung des Stoffes feststellt, ist der Verf., sobald er auf naturwissenschaftliche Fragen kommt, weniger sicher. Hierfür nur zwei Beispiele: Wenn S. 36 gesagt wird: „Sehr häufig erscheint sowohl in den Straten wie auch in der Kunst der Hirsch (*Cervus elaphus*), der Riesenhirsch (*Cervus megacerus*)



und der Damhirsch (*Cervus dama fossilis*)“, so ist dazu zu bemerken, daß die beiden letzteren in den Schichten äußerst selten sind, und einwandfreie Abbildungen von ihnen mir wenigstens überhaupt nicht bekannt sind. Auch Kühn bringt keine. Und wenn er S. 354 schreibt: „Das sichere Vorkommen des Steinbockes, des Elches, des Hemions bestimmt ganz einwandfrei das Alter“ (nämlich diluvial d. Ref.), so können mindestens die beiden zuerst genannten Tiere nicht als Kronzeugen dienen. Wann der Elch in Spanien ausgestorben ist, wissen wir nicht. In Frankreich kam er noch nach Christi Geburt vor. Und der Steinbock ist sicher erst in jüngster Zeit verdrängt worden. Mit diesen Worten soll natürlich das Alter der ostspanischen Kunst als diluvial nicht angezweifelt werden. Nur die angeführten zoologischen Beweise sind wenigstens nicht alle hierfür schlüssig.

Was nun den Inhalt des Werkes anbelangt, so gliedert er sich nach einem einleitenden Kapitel „Der Mensch und die Zeit“ in drei Hauptabschnitte: „Der franko-kantabrische Stil“, „Der ostspanische Stil“, „Der nordafrikanische Stil“. In jedem dieser Abschnitte werden behandelt die Geschichte der Entdeckung, das Wesen und die Entwicklung, außerdem im ersten die Entwicklungsstufen der franko-kantabrischen Kunst, die Geburt der Kunst, die Kunst des Aurignacien und des Magdalenien, das Ornament, die dekorative Kunst und die unbekannten Zeichen. Ein Schlußkapitel sucht dann aus den bekannt gewordenen kulturellen Dingen in die geistige Struktur des Menschen der Eiszeit einzudringen.

Die Kulturstufe des Paläolithikum, war die des höheren Sammlers und Jägers, der bereits Pfeil und Bogen besaß, dem aber Weben, Töpferei, Bodenbestellung und Haustiere unbekannt waren. Die Zuteilung der Kunstwerke erfolgt aus der Stratigraphie und aus Uebermalungen. Letztere zeigen, welche Bilder älter und jünger sind, erstere von den Wänden herabgestürzte Blöcke mit Darstellungen in bestimmten Schichten oder daß eine Höhle in späteren Zeiten nicht mehr zugänglich war oder schließlich Uebereinstimmung des Stiles zwischen Wandmalereien und in sicheren Schichten gefundenen Kleinkunstwerken. So läßt sich sicher eine Entwicklung der Kunst nachweisen, von der drei Stufen unterschieden werden: Kunst des Aurignacien, des frühen und mittleren Magdalenien (Höhepunkt des malerischen Stiles in Zeichnung, Malerei und Skulptur) und Bildkunst des späten Magdalenien. Hier wird ein neuer linearer Stil gebildet, nachdem die Kunst im Aurignacien mit einem linearen Stil begonnen hatte. Das Solutreen hatte wenig und keine eigenen Kunstwerke. Die altsteinzeitliche Kunst ist im Beginn des Aurignacien in Frankreich und Spanien entstanden, und zwar aus ganz einfachen Umrißzeichnungen, wie sie der Handumriß etwa in Castillo darstellt, einfach durch Umrandung der aufgelegten Hände. Dazu kamen Ritzungen mit den Fingernägeln und ganz primitive Tierzeichnungen. In Höhlen wie Gargas, La Pileta, Hornos de la Peña folgt das Alter ganz sicher aus der Stratigraphie. Das Kennzeichnende für die Kunst des Aurignacien ist „das Fehlen jeglicher Tiefe, ist die Einstufigkeit, das unbedingte Ruhen in der Ebene“. Die Umrißlinien sind tief und fest, es fehlt jegliche Raumwirkung durch Schattierung. Trotz aller Gleichartigkeit läßt sich aber doch eine Entwicklung beobachten. Wenn auch immer der Hauptwert auf die Umrißlinien gelegt ist, so gibt es im oberen Aurignacien doch schon Lockerungen und Versuche zu perspektivischen Darstellungen. Auch Plastiken (33) sind aus den Aurignacien bekannt. Auch bei ihnen ist alles auf Silhouettenwirkung abgestellt, so fehlen den Menschenfiguren alle Einzelheiten: Gesicht, Hände, Füße.

Im Gegensatz zum Aurignacien ist die Kunst des Magdalenien auf Tiefenwirkung eingestellt. Die im Aurignacien so wichtige Kontur wird hier aufgelöst, gebrochen, häufig ganz vernachlässigt. Die Körper gewinnen Rundung, Form. So ist das Magdalenien die erste große Kunstepoche: „Die malerische Form wurde erreicht in Magdalenien. Die Kunst dieser Epoche ist die erste Kunstgestaltung auf dieser Erde, die künstlerische Problematik, Aufgaben, Ziele kennt, die Schüler bildet, die Skizzen, Entwürfe, Vorlagen arbeitet, die als eine geschlossene große Kunstepoche der Menschheitsgeschichte erscheint.“ So wagt sie sich an schwierige Probleme wie komplizierte Körperwendungen oder Darstellungen direkt von vorn oder hinten. Sogar bis zur Perspektive ist man vorgeschritten, wenn es galt große Massen, wie etwa eine Pferdeherde bildkompositorisch zu verarbeiten. Überall aber zeigt sich der Wille aus der Fläche in die Körperlichkeit, das „Dreidimensionale“, zu kommen. Auch hier läßt sich im Laufe des Magdalenien eine Entwicklung verfolgen, um dann nach Erreichung eines Höhepunktes im mittleren Magdalenien wieder zu einer flächigen, linearen Kunst zurückzusinken, die „hart“, „gebunden“, „ohne Leben“ ist.

Wichtig ist der zum Schluß dieses Abschnittes geführte Nachweis vom Vorkommen eines echten Ornamentes in der Eiszeit, das nichts bedeuten will, das lediglich den Zweck hat, den Träger zu schmücken. Anders steht es mit jenen als Hütten, „tektiformen“ Zeichen u. ä. erklärten Figuren. Die Erklärung als Hütten weist Kühn mit einleuchtenden Gründen zurück und will in ihnen Fallen sehen, eine Ansicht, die er mit guten Gründen stützt.



In der ostspanischen Kunst haben wir den Ausdruck einer anderen Bevölkerung vor uns, die afrikanischen Ursprungs ist. Es ist die Capsienkultur. Das Fehlen jeder Darstellung von Ackerbau und Viehzucht, der „sensorische“ Stil und manches andere weist auch diese Kunst unzweifelhaft in das Paläolithikum. Die Unterschiede in der Kunst faßt K. in die Worte zusammen: „Die nördlichere Gruppe sucht die Farbe, sucht die Erscheinung des Hell und Dunkel zu gestalten, sucht das Licht, den Schatten, sucht die Verschmelzungen, die Abtönung der Farbigeit, das Verfließende des Lichtes und der Erscheinung. Die südlichere Gruppe hat nur selten die Probleme, sie liebt nicht viele Farben, ihre Bilder haben meist nur eine Farbe — Schattenbildern gleich, bei denen nur die Umrisse die wesenhaften Formen deuten.“ Kennzeichnend für die südliche Kunst ist die Vorliebe für lebhaft bewegte Darstellungen. Laufende, springende, schießende Menschen sind häufig auf den Felsmalereien, während bei der franko-kantabrischen Gruppe derartige Bewegungen selten dargestellt sind und Menschen fast ganz fehlen. Dazu kommt das Fehlen der Skulptur in der ostspanischen Kunst. Trotzdem stehen sich beide Kulturkreise nicht ganz fremd gegenüber. K. bringt verschiedene Beispiele für gegenseitige Berührung und Befruchtung. Besonders überzeugend ist z. B. ein Stab aus Valle, der einen Tierkopf in franko-kantabrischem Stil, daneben aber Menschendarstellungen im ostspanischen Stil bringt. Auch im ostspanischen Kulturkreis findet K. wie im franko-kantabrischen seine drei Stufen wieder, „eine erste lineare der ältesten Zeiten, eine zweite malerische der mittleren Epoche und eine dritte wieder lineare des jüngsten Capsien“. Die letztere führt dann ohne Lücke zum geometrischen Stil des Neolithikums über.

Bei der Besprechung der Geschichte und Entdeckung der nordafrikanischen Kunst kommt K. auch auf meine Zweifel betreffend das Alter gewisser nordafrikanischer von ihm als paläolithisch angesprochenen Bilder zu sprechen. Er sucht dabei die Möglichkeit des Ausgangs der Schafzucht in Nordafrika zu erweisen, ein meiner Ansicht nach ziemlich unfruchtbarer Versuch. Das Wichtigste ist aber sein Satz: „Die Kultwidder gehören dem Neolithikum an.“ Damit sagt K. aber jetzt nichts anderes, als was ich in meiner früheren Kontroverse mit ihm behauptet hatte, daß nämlich der Kultwidder nicht paläolithisch sein kann. Da jetzt K. auch die Ziege für nicht paläolithisch erklärt, so stehen wir hinsichtlich des Alters einer Anzahl nordafrikanischer Tierbilder jetzt auf dem gleichen Standpunkt. Kühn hatte aber diese Bilder unbedenklich früher auch für paläolithisch erklärt. Sie scheinen sich also stilistisch nicht von den von ihm für paläolithisch gehaltenen zu unterscheiden. Wenigstens gibt er auch jetzt keinerlei stilistische Gründe an, warum er sie nun auf einmal für neolithisch hält. Und dafür, daß es solche stilkritische Merkmale nicht gibt, scheint mir auch zu sprechen, daß auch jetzt wieder K. ein unzweifelhaftes Haustier, nämlich das Rind auf Tafel 119 von Wadi Abu Agay in Oberägypten, aus stilistischen Gründen und weil er darin nicht das Haustier erkennt, ohne Bedenken ins Paläolithikum setzt. Es handelt sich aber offenbar um ein Hausrind, das kaum älter als Altes Reich sein dürfte, wahrscheinlich aber sogar erst in das mittlere gehört. Von den Beweisen, die K. für das paläolithische Alter der Bilder anführt, ist keiner absolut stichhaltig. Die verschiedenen Patinierungen und auch Uebermalungen geben zwar ein verschiedenes Alter an, aber wie groß der Altersunterschied ist, kann daraus nicht abgelesen werden. Er kann einige 100 aber ebensogut auch einige 1000 Jahre betragen, vielleicht auch nur Jahrzehnte. Ueber den Stil habe ich schon gesprochen. Was das Aussterben der nordafrikanischen Säugetiere anbelangt, so wird niemand leugnen, daß am Ende des Paläolithikums auch in Nordafrika eine Klimaänderung eintrat, die viele der dort einheimischen Tiere zum Aussterben brachte. Wie lange sich aber andere dort noch hielten, wissen wir nicht. Tatsache ist auf jeden Fall, daß alle auf den Felsbildern dargestellten Tiere noch zur Römerzeit in Nordafrika nachweisbar sind, mit Ausnahme des Altbüffels. Wann dieser ausgestorben ist, wissen wir nicht. Und K. könnte niemand an der Schlußfolgerung hindern, daß der Altbüffel noch im Alluvium in Nordafrika gelebt habe, weil er auf den Felsbildern dargestellt ist. Erst wenn durch andere Nachweise sichergestellt ist, daß der Altbüffel das Paläolithikum nicht überlebte, könnte er als Beweis herangezogen werden. Was schließlich die „inhaltliche Form der Bilder, die auf Jägervölker hinweist“, anbelangt, so muß nachdrücklichst betont werden, daß K. unzweifelhafte Haustiere für paläolithisch erklärt hat und bisher nicht nachgewiesen hat, wodurch sich diese stilistisch von jenen unterscheiden. Es bleibt also der Schluß bestehen, daß die nordafrikanischen Felsbilder verschiedenen Alters sind, manche mögen paläolithisch sein, andere sind es sicher nicht, eine absolut sichere Trennung ist aber zurzeit nicht in allen Fällen möglich. Das scheint auch aus K's Ausführungen über das Wesen und Entwicklung der nordafrikanischen Kunst hervorzugehen. Auch hier glaubt K. eine Dreiteilung der Bilder des sensorischen Stiles erkennen zu können, die ganz der Dreiteilung der franko-kantabrischen und der ostspanischen Kunst entspricht. Doch findet er Darstellungen die ganz aus der afrikanischen Kunst heraus-

fallen und die er glaubt nur durch Einflüsse von Norden erklären zu können. Aus der Lektüre dieses Abschnittes bekommt man den Eindruck als soll das Ganze zugunsten gewisser Ansichten in ein Schema gepreßt werden, das dafür nicht paßt. Ich muß also schließen, daß über die nordafrikanischen Felsbilder das letzte Wort noch lange nicht gesprochen ist.

Der Sinn der paläolithischen Kunst wird einmal in magischen Anschauungen gesucht. Darauf weisen die Darstellungen von Pfeilen in vielen Tierkörpern hin, ferner, daß sich die Darstellungen immer an denselben Plätzen, die oft ungünstig liegen (tief im Inneren von Höhlen) befinden, während benachbarte scheinbar gleichartige oder günstigere frei sind, so daß man den Eindruck von Kultstätten bekommt. Auch der Nachweis maskierter Menschen mit Tiermaske auf den Darstellungen spricht für magische Bedeutung. Allerdings sind gegen Ende schon animistische Gedanken nachweisbar. Frei von magischen Gedanken ist das Kunstgewerbe der Eiszeit. Seine Entstehung ruht ganz im Ästhetischen.

Hilzheimer.

Heinrich Schütz, Der sterbende Gletscher, Vergehen und Werden zu Ende der Eiszeit. E. Haberland Leipzig. (Ohne Jahreszahl) 203 Seiten mit 14 Illustrationen von Walter Dittrich, Schutzumschlag und Einband von Rudolf Schreiter. Preis broschiert M. 8,—, in Ganzleinen gebunden M. 10,—.

Der Verfasser will das Ende der Eiszeit und den Beginn des Alluviums in allgemeiner verständlicher, leicht faßlicher Form schildern. Er läßt zu diesem Zweck ein einzelnes Mammut, einen Bullen, überleben und beschreibt nun dessen Erlebnisse bis zu seinem Tod. Das Mammut begegnet da einer ganzen Anzahl Tieren, teils den letzten überlebenden Individuen aus der Eiszeit, teils den ersten neuen Ankömmlingen der Jetztzeit wie Elch, Riesenhirsch, Edelhirsch, Renntier, Bär, Vielfraß, Fischotter, Wolf, Fuchs, Eisfuchs, Wisent, Ur, Uhu, Adler, Lämmergeier und zuletzt dem Menschen. Es ist nun zuzugeben, daß dem Verfasser eine Anzahl recht hübscher, packender und auch naturwahrer Schilderungen gelungen sind. Aber es kommen doch auch einzelne recht bedenkliche Stellen vor, wie z. B. das Reißen eines gesunden, kräftigen Hirsches durch eine Wildkatze oder das Düngen der Felder bei den Neolithikern oder das Anfertigen von künstlerisch geschnitzten, lebenswahren Tierfiguren von ihnen. Hierbei mag die Anführung des Renntieres neben dem Hunde als ältestes Haustier mit Rücksicht auf eine gewisse neuere Schule nicht kritisiert werden.

Das Schlimmste aber scheint mir gerade in einem Buch, wo das Mammut die Hauptrolle spielt, die völlig verkehrte Darstellung der Stoßzähne zu sein, die nicht nur auf der Umschlagzeichnung, sondern auch auf den drei Abbildungen im Buche selbst völlig falsch dargestellt sind. Seit Auffindung des Beresowka-Mammutes, also seit reichlich 25 Jahren, wissen wir, daß die Stoßzähne spiralförmig gedreht waren und sich mit den Spitzen medialwärts wandten, und das ist bestätigt worden durch eine große Anzahl anderer Funde, wie die von Borna und Steinheim. Da dürfte die veraltete und längst als falsch erkannte Darstellung mit im Bogen aufwärts nach den Schultern und gar mit den Spitzen nach auswärts gerade in diesem Buche nicht mehr erscheinen. Auch daß der Verfasser das Mammut, ähnlich wie die afrikanischen Elefanten Baumäste und Rinde äsen läßt, dürfte zum mindesten Bedenken erregen.

Das Buch wendet sich seiner ganzen Tonart nach nicht an den Fachmann. Es ist wohl für die reifere Jugend und den interessierten Laien geschrieben. Da kann es aber trotz des unleugbaren Geschickes, mit dem es abgefaßt ist, eben wegen der Fehler nicht empfohlen werden, was eigentlich zu bedauern ist. Vielleicht wäre es dem Verfasser möglich, bei einer nochmaligen gründlichen Durcharbeitung die verschiedenen Fehler auszumerzen.

Hilzheimer.

K. H. Roth-Lutra, Beiträge zur Anthropologie der Pfalz. Mitteilungen des Pfälzischen Vereins für Naturkunde Pollichia. Neue Folge. Bd. III, S. 1—90.

K. H. Roth-Lutra, Stufengraduelle Abweichungstabellen von Körperbaumerkmalen rheinpfälzischer Mittelschüler. Zeitschrift für Konstitutionslehre. 15. Band. 1930, S. 518—543.

K. H. Roth-Lutra, Typengrenzen-Abweichungsdiagramme und Abweichungstabellen von 37 Rassenmerkmalen rheinpfälzischer Männer und Jünglinge. Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte. 93. Band. 1930, S. 484—542.



Die in der Überschrift angeführten Arbeiten stellen einen Teil der Ergebnisse dar, zu denen der Verfasser bei der Durcharbeitung umfangreicher Messungen, die er in der Pfalz zwischen August 1922 und Juni 1924 anstellte kam. Die erste Schrift, von der Sektion II der philosophischen Fakultät, München preisgekrönt, stellt die allgemeinen Ergebnisse dar. Die Maße, von Martin erlernt, werden genau beschrieben und definiert, Einzelheiten der praktischen Arbeit werden besprochen. Nach einem anregenden Kapitel über die geschichtliche und vorgeschichtliche Vergangenheit seines Heimatlandes geht der Verfasser zu einer eingehenden anthropologischen Analyse des Materials über, wobei zahlreiche Vergleichsgruppen herangezogen werden. Körper-, Kopfmaße und somatoskopische Merkmale werden nacheinander besprochen, und die landschaftliche Gliederung der Bevölkerung auseinandergesetzt. Drei „Gautypen“ werden unterschieden, die sich zwar untereinander ähnlich sehen, aber doch in einer Reihe von Merkmalen sich unterscheiden. Es sind dies die Bewohner der Rheinebene und der nordöstlichen Einbruchspforte, die Bewohner des Berg- und Hügellandes südlich der Eisenbahnlinie St. Ingbert—Kaiserslautern—Neustadt a. d. Hdt. und die Bewohner des Berg- und Hügellandes nördlich dieser Linie.

Sozialanthropologische Untersuchungen schließen sich an, auf Grund einer Gliederung des Materiales in Hand- und Geistesarbeiter. Jugendliche und Erwachsene werden getrennt behandelt.

Ein kurzer Abschnitt über Wachstumsstudien an Schülern höherer Lehranstalten schließt die Arbeit. Tabellen, die die biometrischen Konstanten enthalten, sind der Arbeit beigegeben. Anzahl der Individuen, Mittelwerte, mittlere Abweichung<sup>1)</sup> und Variationskoeffizient, sämtliche mit ihren mittleren Fehlern sowie die Variationsbreite der einzelnen Serien werden mitgeteilt. (Bemerkungen über einige Punkte des von Roth-Lutra mitgeteilten Materiales finden sich in einer Arbeit des Referenten, Anthr. Anz. VII, „Der Koeffizient der Rassenähnlichkeit usw.“, s. bes. S. 89 und S. 93—95).

Die weitere Durcharbeitung hat den Verfasser zunächst zu methodologischen Untersuchungen geführt, die er in einer Arbeit über das „Qualifikationsdiagramm“, deren Besprechung nicht Gegenstand dieses Referates ist, veröffentlicht hat. Die beiden Arbeiten, die uns hier vorliegen, geben Tabellen nach den Gesichtspunkten, zu denen der Verfasser dort gekommen war. Die „Stufengraduellen Abweichungstabellen“ stellen vereinfachte Verteilungstabellen dar, in denen die Klasseneinteilung in der Weise erfolgt ist, daß nach Berechnung der mittleren Abweichung als „reduzierte Variationsbreite“  $V_r = M \pm 3\sigma$  gesetzt wird. Dieser Bereich wird in 10 gleiche Teile eingeteilt und deren Klassenmittel als „Merkmalsprägungsstufen“ in zahlreichen Tabellen, die sich jeweils auf ein Merkmal beziehen, gegeben. Sie stellen die Erhebungen, die an rheinpfälzischen Mittelschülern gemacht worden sind, dar, und werden in Verbindung mit den anderen Veröffentlichungen eine weitergehende Analyse der Wachstumsvorgänge erlauben. Der Hauptwert dieser Tabellen beruht, worauf auch der Verf. hinweist, darauf, daß aus ihnen sich Maße für die „Schiefheit“ der Verteilungskurven errechnen lassen. Man kann aus den Tabellen die dritten und vierten Momenter der Verteilungskurven berechnen und daraus die Größen  $\beta_1$  und  $\beta_2$ <sup>2)</sup>. Um nun zu beurteilen, ob es sich bei einer gegebenen Verteilung tatsächlich um wesentliche Abweichungen von der durch das Gaußsche Fehlergesetz bestimmten Verteilung handelt, ist es nötig, die (mittleren oder wahrscheinlichen) Fehler von  $\beta_1$  und  $\beta_2$  (oder anderen Größen) zu bestimmen. Dazu bedarf es aber der Kenntnis der Anzahl der Beobachtungen, aus denen die Serie besteht. Das steht leider noch aus. Es ist zu hoffen, daß der Verfasser sie in einer weiteren Veröffentlichung geben wird. Die „Typengrenzenabweichungsdiagramme“ mit den Tabellen stellen im wesentlichen eine Weiterführung der Mollisonischen Abweichungsdiagramme dar. Roth-Lutra erkennt ganz richtig, daß diese Diagramme gar keine Diagramme sind, und bezeichnet sie daher auch — wie er angibt, im Anschluß an Huth — mit „Abweichungszickzack“. Das Wesentliche der Methodik erscheint dem Referenten, daß jedes Merkmal mit dem ihm zukommenden Maßstab, nämlich seiner mittleren Abweichung, gemessen wird.

Roth stellt sich des weiteren auch hier wiederum die Aufgabe, vereinfachte Tabellen zu geben. Die wichtigste Frage für ihn ist, wie die Gruppeneinteilung

<sup>1)</sup> Das ist der bei Mathematikern, Physikern und Astronomen übliche Ausdruck für die „quadratische Abweichung“ oder „Standardabweichung“  $\sigma$ , er sollte endlich Eingang in die anthropologische Literatur finden!

<sup>2)</sup> Wir benutzen die in der englischen Literatur allgemein üblichen Bezeichnungen, zur Erklärung vgl. z. B. Tables for Biometricians and Statisticians, edited by Karl Pearson, 1930 Part I, S. LXff.



derartiger Tabellen vorgenommen werden soll. Er kommt zu folgenden Schlüssen: die „typischen Varianten“ liegen innerhalb eines Spielraumes von  $M \pm \frac{1}{2} \sigma$  beiderseits des Mittelwertes. Die „übermittelgroßen“ und „untermittelgroßen“ liegen jeweils in den Abschnitten  $M + \frac{1}{2} \sigma$  bis  $M + 1 \sigma$  und  $M - \frac{1}{2} \sigma$  bis  $M - 1 \sigma$ . Jenseits dieser Grenzen finden sich die Kleinen und Großen. Einzelheiten des Verhaltens verschiedener Merkmale werden besprochen, das wichtigste Ergebnis wird am Anfang der Studie mitgeteilt: „Der Prozeß der sozialen Auslese verläuft Hand in Hand mit einer rassenbiologischen Differenzierung, die natürlich in Anschmiegun an die jeweiligen soziologischen Sondergegebenheiten zu verschiedenen Ergebnissen führt.“

Wir entnehmen den besprochenen Arbeiten folgende Werte:

Merkmal	Geistesarbeiter	Handarbeiter
Kopflänge	19,1 cm	19,0 cm
Kopfbreite	15,9 „	15,8 „
Ohrhöhe des Kopfes	12,8 „	12,9 „
Produkt	3887,3 cm <sup>3</sup>	3872,6 cm <sup>3</sup>
Körperhöhe	169,3 cm	167,2 cm

J. Blakeman (Biometrika IV, 124—160, 05—06) hat Regressionsformeln zur Berechnung des Hirngewichtes aus dem Produkt P aus Länge, Breite und Ohrhöhe des Kopfes gegeben (S. 146, l. c.). Die hier in Betracht kommende lautet

$$w = 0,2519 P + 314,16$$

Es ist nicht ganz sicher, ob sich die Formel, die aus einem englischen Material errechnet ist, auf den pfälzer Typ anwenden läßt, aber wir werden sehen, daß das Argument, das hier vorgetragen werden soll, dadurch nicht berührt wird. Wir erhalten folgende Werte für das wahrscheinlichste Hirngewicht  $w$  für die

Körperhöhe  $s$  und für das Verhältnis  $\frac{w}{s}$  das, wie wohl kaum betont zu werden

braucht, nicht ein „Index“ im landläufigen Sinne ist, sondern eine benannte Zahl von der Dimension  $g \text{ cm}^{-1}$  ist:

	Hirngewicht ( $w$ )	Körperhöhe ( $s$ )	$\frac{w}{s}$ in $g \text{ cm}^{-1}$
Geistesarbeiter	1354,0 g	169,3 cm	8,00
Handarbeiter	1350,3	167,2	8,08

Mit anderen Worten, Handarbeiter haben etwas schwerere Gehirne im Verhältnis zur Körpergröße als Geistesarbeiter, wenn diese auch absolut etwas schwerere Gehirne zu haben scheinen. Dies überraschende Ergebnis mag darauf beruhen, daß die Zahlen nur bis zu 3 Stellen mitgeteilt sind, würde aber bestehen bleiben, wenn eine andere Regressionsformel Anwendung fände. Wir wissen aber so wenig über den Zusammenhang zwischen Gehirngewicht und Begabung, daß weitere Aufklärung dringend erwünscht scheint.

Zu den hier besprochenen Fragen der Methodik erlaubt sich der Referent die folgende Anmerkung: Es will scheinen, als ob sich deutsche Forscher allzusehr an die Typenabweichungsdiagramme anklammern. Sie sind zunächst wohl dem Bedürfnis einer bidhaften Darstellung entsprungen, das bei den verwickelten Verhältnissen, zu denen eine Berücksichtigung zahlreicher Einzelmerkmale führt, verständlich ist, ja, in den Anfangsstadien der Forschung fast zur Notwendigkeit wird. Auf einen schwerwiegenden Mangel haben bereits Huth und Roth-Luthra den Finger gelegt: Der Linienzug, zu dem diese Diagramme führen, ist keine „Funktion“ im mathematischen Sinne des Wortes. Den wenigsten aber wird es gelingen, sich von den aus der Schulzeit übernommenen Vorstellungen der analytischen Geometrie gänzlich freizumachen und den Linienzug als das zu nehmen, was er ist, nämlich eine willkürliche Aneinanderreihung von Teilergebnissen.

Man kommt wohl nur weiter, wenn man sich von dem Suchen nach einfacher geometrischer Darstellung in zwei Dimensionen freimacht. Man kann sich aber wenigstens eines graphischen „Sprungbrettes“ bedienen, wenn man seinen Überlegungen folgenden Gedankengang zugrunde legt: Will man zwei verschiedene Serien  $S$  und  $S'$  in bezug auf zwei Merkmale miteinander vergleichen, so hat man als den Unterschied  $\delta_1$  der beiden Serien in bezug auf das erste Merkmal

$$\delta_1 = \frac{\Delta}{E_{\Delta}} = \frac{M_1 - M_1'}{\sqrt{\frac{\sigma_1^2}{n_1} + \frac{\sigma_1'^2}{n_1}}} \quad (1)$$

und in bezug auf das zweite

$$\delta_2 = \frac{\Delta}{E_{\Delta}} = \frac{M_2 - M_2'}{\sqrt{\frac{\sigma_2^2}{n_2} + \frac{\sigma_2'^2}{n_2'}}$$

wobei  $\Delta$  den Unterschied,  $E_{\Delta}$  dessen mittleren Fehler,  $M$  bzw.  $M'$  die Mittelwerte der Serie  $S$  bzw.  $S'$ ,  $\sigma$  und  $\sigma'$  die mittleren Abweichungen und  $n$  bzw.  $n'$  die Anzahl der Individuen, die der Serie  $S$  bzw.  $S'$  zugrunde liegen, bedeuten. Das läßt sich in ein Koordinatensystem eintragen. Wir wählen das so, daß wir als Koordinatenanfangspunkt den Punkt  $M_1, M_2 = 0$  nehmen und den Unterschied zwischen den Serien in bezug auf das Merkmal 1 auf der  $x$ -Achse, den in bezug auf das Merkmal 2 auf der  $y$ -Achse abtragen. Dann ist der mittlere Unterschied der beiden Rassen durch den Radius des Kreises, der von  $x$  und  $y$  gleich weit entfernt bleibt, bestimmt. Man fragt also nach dem Radius des Kreises, für dessen Größe  $Ox$  und  $Oy$  zwei Schätzungen darstellen. Er ist

$$r = \frac{|\delta_1| + |\delta_2|}{2}.$$

Hat man drei Merkmale, so wird man dreier Dimensionen bedürfen, um eine geometrische Dartellung zu erhalten. Der Radius der Kugel, die ähnliche Eigenschaften wie der eben besprochene Kreis haben soll, ist jetzt gegeben durch

$$r = \frac{|\delta_1| + |\delta_2| + |\delta_3|}{3}.$$

So kann man fortfahren und für jedes Merkmal eine neue Dimension einführen und sich so einen  $m$ -dimensionalen Raum mit euklidischer Metrik schaffen (dieser Hinweis ist vielleicht mit Rücksicht auf die gleichfalls mit mehr als drei Dimensionen arbeitende neuere Physik nicht unangebracht, die neuere Physik verwendet [und das ist eine ihrer größten Schwierigkeiten] nicht-euklidische Räume). Der Radius der Kugel, oder besser der Hypersphäre ist gegeben durch die Gleichung

$$r = \frac{1}{m} \sum |\delta|.$$

Erhebt man die Gleichung (1) ins Quadrat und setzt

$$\varrho_1 = \delta_1^2 = \frac{(m_1 - m_1')^2}{\frac{\sigma_1^2}{n_1} + \frac{\sigma_1'^2}{n_1'}}$$

so führen die auf diesen Ausdruck übertragenen Ableitungen zu dem Ausdruck

$$R = \frac{1}{m} \sum \varrho.$$

Das ist aber nichts als die letzte Vorstufe zu der den Pearson'schen Koeffizienten der Rassenähnlichkeit<sup>1)</sup> definierenden Gleichung

$$C \cdot R \cdot L = \frac{1}{m} \sum a \leftarrow 1, \quad (2)$$

zu der man dadurch gelangt, daß man die vereinfachende Annahme macht  $a = \sigma'$  und setzt

$$a_i = \frac{n_1 - n_1'}{n_1 + n_1'} \frac{(m_1 - m_1')^2}{\sigma_1^2} \quad i = 1, 2 \dots m \quad (3)$$

und ferner bedenkt, daß  $\varrho$  im Falle des Vergleichs zweier Proben derselben Population um 1 herum schwanken wird, oder wenigstens um einen nahe bei 1 gelegenen Wert. Der Vorteil einer derartigen Betrachtungsweise liegt einmal darin, daß von vornherein klar wird, daß man als Endresultat eine absolute Größe erhält, den Radius einer „Überkugel“, in dessen Bestimmung also negative wie positive Größen in gleicher Weise eingehen. Man kann sich am zwei- oder am dreidimensionalen Raum klar machen, was das Auftreten negativer Größen bedeutet: nichts weiter, als daß die Schätzung des Radius in einem anderen Quadranten oder Oktanten vorgenommen wird, anstatt in dem von  $+x, +y, +z$  begrenzten in dem von  $+x, +y, -z$  begrenzten. Daß man sich weiterhin auf diese Weise den Zugang zu einer eingehenderen Diskussion des wahrscheinlichsten Wertes und der mittleren Abweichung von  $R$  erleichtert, gehört kaum mehr hierher.

Gerhardt von Bonin, Chicago.

<sup>1)</sup> Biometrika, XVIII, S. 105—117, 1926.

## V. Eingänge für die Bibliothek.

- Alberuni: Alberuni's India, an account of the religion, philosophy, literature, geography, chronology, astronomy, customs, laws and astrology of India about A. D. 1030 an english edition, with notes and indices. By Prof. Dr. Edward C. Sachau. 2 vols. London: Kegan Paul, Trench, Trübner 1910. 8°.
- Almanach, Chinesisch Deutscher: Chinesisch deutscher Almanach für das Jahr 1930. Frankfurt am Main: China-Institut 1930. 84 S. 4°.
- Alvarez-Ossorio, Francisco: Enseña romana de bronce procedente Pollentia (Isla de Mallorca) . . . Madrid 1929: Tip. de Archivos 8 S. (4 Lam.) 4°.
- Alvarez-Ossorio, Francisco: Amuletos? conocidos como „osculatorios“ romano-cristianos, de bronce hallados en España. Madrid 1929: Tip. de Archivos. 15 S. (3 Lam.) 4°.
- Andree, Julius: Eine altsteinzeitliche Gravierung aus der Balver Höhle in Westfalen. Leipzig: Kabitzsch 1929. 4 Abbild. 8°. Aus: Mannus Bd. 22.
- Andree, Julius: Ueber die deutschen Benennungen eiszeitlicher Kulturstufen. Leipzig: Kabitzsch 1930. 8°. Aus: Nachrichtenbl. f. d. Vorzeit. Jhrg. 6, H. 1.
- Andree, Julius: Die ersten Anzeigen künstlerischer Betätigung des Eiszeitmenschen in Westfalen. (Münster i. W.): 1930. 4°. Aus: Mitteil. d. Landesmus. d. Prov. Westfalen u. d. Ver. f. Gesch. d. Altertumsd. Westfalens Bd. XV.
- Antoniewicz, Włodzimierz: Pol. Petites amphores énigmatiques, découvertes en Ukraine. Warszawa 1929: Nasza. 11 S. 8°. Aus: „Swiatowita“ t. 13
- Antoniewicz, Włodzimierz: Pol. La fondation et le rôle du Musée archéologique Erasme Majewski à Varsovie. Warszawa 1929: Nasza. 23 S. 8°. Aus: „Swiatowita“ t. 13.
- Antoniewicz, Włodzimierz: W sprawie inwentaryzacji i badan grodzisk na Ziemiach Polski. o. O. u. J. 8°. Aus: Odbitka z Przeglądu Hist.-Wojsk. T. 2, zesz. 2.
- Antoniewicz, Włodzimierz: Sprawy muzeum archeologicznego im. Er. Majewskiego 2. Warszawa 1929: „Nasza“ 7 S. 8°.
- Antoniewicz, Vladimir: Temps préhistoriques et protohistoriques du Palatinat de Vilna . . . o. O. 1930. 2°.
- Antoniewicz, Włodzimierz: Czasy przedhistoryczne i wczesnodziejowe Ziemi Wilenskiej. Wilno 1930: Lux 23 S. 2°. Aus: „Wilno i Ziemia Wilenska“.
- Antoniewicz, Włodzimierz: Vase de „terre sigillée“ découvert à Sadłowo, arrondt. de Rypin. o. O. u. J. 7 S. 1 tab. 8°. Aus: Księgi Pamiątkowej. . . Prof. Dr. Włodz. Demetrykiewicza.
- Antoniewicz, Włodzimierz: Posążki Kaukaskie w muzeum towarzystwa przyjaciół w Wilnie. Krakowie 1929: Związkowej. 7 S. 8°. Aus: Wiadomosci Numizmat. Archeol. Tom. 12 Roczn. 1928—1929.
- Antoniewiczowa, Jadwiga: Pol. Tombes à incinération entourées de pierres de Nowodwory, distr. de Varsovie. Warszawa 1929: „Nasza“ 56 S. 8°. Aus: Swiatowita“ t. 13.
- Baer, standhafter: Mein Volk, die Sioux von Häuptling Standhafter Bär, erberechtigt beim Oglalastamm der Sioux. (Stuttgart: Strecker u. Schröder VII, 229 S. 8 Taf. 8°.
- Benveniste, Emile: The persian religion according to the chief greek texts. Paris: Geuthner 1929. 119 S. 8°. (Univers. of Paris Ratanbai Katrak Lectures 1.)
- Berg, C. C.: Ranga Lawe Middeljavaansche historische Roman. Weltevreden: Albrecht 1930. 202 S. 8°. (Bibliotheca Javanica 1.)
- Bernatzik, Hugo Adolf: Gari-Gari der Ruf der afrikanischen Wildnis. Wien: Seidel (1930). 144 S. 160 Abbild. u. 1 Kte. 8°.
- Bernatzik, Hugo Adolf: Europas vergessenes Land. Wien: Seidel [1930]. 62 S. 105 Abbild. 8°.
- Biedermann, E.: Ueber die Veränderungen des Längenbreitenindex des Kopfes in der Zeit vom 14. bis 20. Lebensjahr. [Bern 1929: Büchler.] 2 S. 8°. Aus: Bull. d. Schweiz. Gesellsch. f. Anthrop. u. Ethnol. 1929—30.
- Bilderatlas zur Religionsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. D. Hans Haas, Lief. 16. Leipzig: Deichert 1930. Preuß., K. Th.; Mexikanische Religion.
- Böelsche, Urteil: Das Urteil führender Männer der Wissenschaft, Kunst und Literatur über Wilhelm Bölsche. Leipzig: Haberland [1930]. 4°.
- Boeters, Heinz: Prolanversuche an jungen männlichen Ratten. Leipzig: Thieme 1930. 8 S. 8°. Aus: Deutsch. med. Wochenschr. Nr. 33.
- Bondy-Horowitz, Emilie: Beiträge zur Anthropologie von Nordost-Neuguinea. Wien: Anthrop. Gesellsch. 1930. VIII, 202 S. 1 Kte, 10 Textabbild. 42 Kurv. u. 22 Taf. 4°. (Rudolf Pöchs Nachlaß m. Unterstütt. d. Akad. d. Wissensch. Ser. A. Phys. Anthrop.)



- Brandstetter, Renward: Die Kunst des Erzählens bei den Dayaken . . . o. O. 1930. 21 S. 8°.
- Bredt, Johann: Volkskörperforschung. Breslau: Hirt 1930. 54 S. 8°.
- Buchanan, Angus: Sahara durch Wüstensand und Sonnenglut. Stuttgart: Strecker u. Schröder (1930). 214 S. 24 Abbild. auf Taf. 1 Kte. 8°.
- Buerger, Willy: Johann Carl Fuhlrott der Entdecker des Neandertalmenschen. Wuppertal-Elberfeld: Martini & Grützien 1930. 39 S. 8°. Aus: Festsch. z. Jubelfeier d. Städt. Realgym. Elberfeld.
- Bulletin, Snellius Expeditie: 1. Bulletin van de Willebrord Snellius Expeditie . . . Weltevreden: Kolff [1930.] 4°. (Ind. Comité voor wetenschapp. onderzoek.)
- Casanova, Eduardo: Excursión arqueológica al Cerro Morado (Departamento de Iruya, Provincia de Salta). Buenos Aires 1930: Imp. Univers. 40 S. 8°. (Notes des Mus. ethnogr. Nr. 3).
- Catalogue, Descriptive: A descriptive catalogue of the Sanskrit manuscripts in the Tanjore Mahārāja Serfoji's Sarasvati Mahāl library Tanjore by P. P. S. Sastri. vol. 4—6. Srirangam 1929: Sri Vani Vilas. 8°. Vol. 4. Vedangas (continued). Kalpa—Śrauta. Vol. 5. Kalpa—Śrauta (concluded). Vol. 6. Kāvyaś.
- Caullery, Maurice, Guyénot, Emile et Rivet, Paul: L'évolution en biologie exposés. Discussions. Paris: La renaissance du livre 1929. XV, 83 S. 8°. (1. semaine internat. de synthèse 1. Fasc.)
- Chappellier, Albert: Le service de baguage du ministère de l'agriculture. Sceaux. Bry: 1929. 4°. Aus: Annal. des épiphyties année 15<sup>e</sup> Nos 1 et 2 jan. à avril.
- Chappellier, Albert: Le code des couleurs . . . (Versailles 1927.) Aus: 10. Congr. internat. de zool. sext. 10.
- Chi Li: The formation of the Chinese people an anthropological inquiry. Cambridge 1928: Harvard Univ. Press. 283 S. 4°.
- Ćwikliński, Ludovicus: Clementis Ianicii . . . carmina. Cracoviae (1930). Imp. Univ. Jagellon, LXIII, 324 S. 8°.
- Danzel, Theodor Wilhelm: Symbole, Dämonen und heilige Türme. Bildertafeln zur ethnologischen Religionskunde und Mythologie. Hamburg: Friedrichsen, de Gruyter 1930.
- Danzel, Theodor Wilhelm: Gefüge und Fundamente der Kultur vom Standpunkte der Ethnologie (Prolegomena). Hamburg: Friedrichsen, de Gruyter 1930. 48 S. 8°.
- Debenedetti, Salvador: Chulpas en las cavernas del Rio San Juan Mayo. Buenos Aires 1930: Imp. de la Universidad. 50 S. 1 lám, 1 cart. y 11 fig. el texto. 8°. Aus: Notas del Mus. ethnogr. Nr. 1.
- Debenedetti, Salvador: Las ruinas del Pucará Tilcara, Quebrada de Humahuaca (provincia de Jujuy). Buenos Aires 1930: Imp. de la Univers. 142 S. 26 lám., 2 cart. y 29 fig. en el texto. 4°.
- De la Croix, P. Magne: Los andares cuadrupedales y bipedales del hombre del mono. Buenos Aires 1929: Spinelli 12 S. 4°. Aus: La Semana Médica.<sup>o</sup> 48.
- Densmore, Frances: Papago Music. Washington 1929: Gov. Pr. Off. X, 229 S. 8°. (Smithson. Inst. Bur. of Amer. Ethnol. Bull. 90.)
- Descamps, Paul: État social des peuples sauvages chasseurs-pêcheurs-cueilleurs . . . préface de Paul Rivet . . . Paris: Payot. 1930. 228 S. 23 grav. 8°.
- Dumézil, Georges: Le problème des Centaures . . . Paris: Geuthner 1929. VIII, 275 S. 8°.
- Encyclopaedia, social Sciences: Encyclopaedia of the social sciences, editor-in-chief Edwin R. A. Seligman, associate editor Alvin Johnson Vol. 1. New-York: Macmillan 1930. 4°. Vol. 1 Aaronson-Allegiance.
- Engemann, Walter: Die Tagung der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ in Mainz. Leipzig: 1930. 2°. Aus: Leipziger Abendpost, Bunte Blätter Nr. 192 v. 19. Aug.
- Fahrenfort, J. J.: Wie der Urmonotheismus am Leben erhalten wird. Groningen Haag: Wolters 1930. 63 S. 8°.
- Feestbundel, Bataviaasch Genootschap: Feestbundel uitgegeven door het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen by gelegenheit van zyn 150jarig bestaan 1778—1928. Deel 1—2. Weltevreden: Kolff 1929. 4°.
- Feuereisen, Arnold: Die baltische vorgeschichtliche Forschung und Prof. Dr. Max Ebert. † Riga 1930: Häcker. 5 S. 8°. Aus: „Baltische Monatsschrift“ Jhrg. 61, H. 1.
- Findeisen, Hans: Der älteste Mensch in Nord-Asien und seine Kultur. Nach den Ausgrabungen Auerbachs und Sosnowskijs vom Jahre 1923 auf dem Afontow-Berg bei Krasnojarsk. Berlin: Findeisen 1929—30. 4°. Aus: Der Weltkreis, Bd. 1.

- Findeisen, Hans: Das mongolische Ständewesen. Mit einem Beitrag von W. A. Unkrig. Berlin 1929: Reichsdruckerei. 8°. Aus: Mitteil. d. Sem. für Orient. Sprachen Jhrg. 32, Abt. 1 Ostas. Stud.
- Findeisen, Hans: Ethnographische Reise nach Finnisch-Lappland, Sommer 1929. Berlin 1930. 4°. Aus: Forschungen u. Fortschritte Jhrg. 6, Nr. 17. 10. Juni.
- Findeisen, Hans: A. Sobolev, Juraki. Etnografitscheskij Otscherk. (Die Juraken. Ethnographische Skizze.) Sonderabdruck aus den „Zapiski po gidrografi“ (Schriften zur Hydrographie) herausgegeben von der Hydrographischen Hauptverwaltung . . . Leningrad 1925, Bd. 49, S. 89—111. Berlin: Findeisen 1929—1930. 4°. Aus: Der Weltkreis, Bd. 1.
- Findeisen, Hans: Viehzüchter- und Jägervölker am Baikalsee, im Flußgebiet der Bureja und im Amurlande . . . Berlin: Dietrich Reimer 1930. 29 S. 4°. Aus: Baessler Arch. Bd. 14, H. 1.
- Findeisen, Hans: Eine Episode aus den „Volksmärchen der Deutschen“ des Musäus in den „Erzählungen aus der Ritter- und Geisterwelt“, Regensburg 1792. Berlin: Findeisen 1929—1930. 4°. Aus: Der Weltkreis, Bd. 1.
- Findeisen, Hans: Reisen und ethnographische Arbeiten in Nordsibirien 1927—1928. Berlin: Grote 1930. 8°. Aus: Berliner Museen Jhrg. 51, H. 2.
- Findeisen, Hans: Die Kunstkreise Nordasiens. Berlin: Vereinigung f. Völkerkde. 1930. 16 S. 8°. (Schrift. d. Vereinigg. f. Völkerkde. . . H. 1.)
- Findeisen, Hans: Kinderleben im sibirischen Polargebiet. Berlin: Findeisen 1929—1930. 4°. Aus: Der Weltkreis, Bd. 1.
- Fischer, Eugen: Europäer-Polynesier-Kreuzung. [Stuttgart: Schweizerbart 1930]. Taf. 14 u. 15 u. 3 Tab. 8°. Aus: Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 28, H. 1.
- Fischer, Eugen: Aus der Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene. München: J. F. Lehmann 1930. 5 S. 8°. Aus: Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. Bd. 24.
- Fischer, Eugen: Erbschädigung beim Menschen. Berlin u. Bonn: Dümmler (1930). 27 S. 8°. Aus: Das kommende Geschlecht Bd. 5, H. 6.
- Fischer, Eugen: Versuch einer Genenanalyse des Menschen. Berlin: Borntraeger 1930. Aus: Zeitschr. f. indukt. Abstammungs- u. Vererbungslehre Bd. 54, H. 1—2.
- Fischer, Eugen: Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses für Varietätenforschung. Jena: Fischer 1929. 8°. Aus: Verhandl. der Anat. Gesellsch. Ergänzh. z. Anat. Anzeig. Bd. 67.
- Fischer, Eugen: Zur Frage der Zwillingsbildung beim Nagetier (Ein Fall von Duplicitas posterior). Berlin: Springer 1929. 4 Abbild. 8°. Aus: Wilhelm Roux' Arch. f. Entwicklungsmech. d. Organism. Bd. 118.
- Fischer, Max: Die Formung der menschlichen Nase in der Pubertät. Leipzig: Kabitzsch [1930]. 8°. Aus: Arch. f. Frauenkde. Bd. 16, H. 2.
- Fischer, Max: Zur Geschichte der deutschen Hilfsvereine für Geisteskranke seit 1870—71. Berlin-Dahlem [1930]. 8°. Aus d. Kais. Wilh. Inst. f. Anthropol., menschl. Erblehre u. Eugenik.
- Fischer, Max: Entwicklung und Stand der offenen Fürsorge für Geisteskranke . . . o. O. 1929. 4°. Aus: Arch. f. Soz. Hygiene u. Demographie Bd. 5, H. 1.
- Fischer, Max: Der Alkoholmißbrauch. Berlin u. Bonn: Dümmler o. J. 8°. Aus: Das kommende Geschlecht Bd. 4, H. 3.
- Flor, Fritz: Zur Frage des Rentiernomadismus. Wien: Anthropol. Gesellsch. 1930. 4°. Aus: Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. Bd. 60.
- Freudenberg, Wilhelm: Die ersten Primatenfunde von Bammmental bei Mauer a. d. Elsenz aus praeglacialen Neckarkiesen. o. O. 1929. 1 Abbild. i. T. u. Taf. 4 u. 5. 8°. Aus: Verhandl. d. Gesellsch. f. Phys. Anthropol.
- Freudenberg, Wilhelm: Ein Schimpansenbild aus dem Mittelalter. o. O. 1929. 1 Abbild. auf Taf. 10. 8°. Aus: Zeitschr. f. Säugetierkde. Bd. 4, H. 1.
- Freudenberg, Wilhelm: Zur Frage der Rechtshändigkeit des Menschen und der Gliedmaßensymmetrie der Primaten. o. O. 1929. 6 Abbild. hierzu Taf. 1. 8°. Aus: Zeitschr. f. Säugetierkde. Bd. 4, H. 1.
- Freudenberg, Wilhelm: Vorlage von Schädelfragmenten und Scapularest des Hemianthropus Osborni gen. et spec. nov. nebst anderen Primatenresten aus Bammmental a. d. Elsenz. Jena: Fischer 1929. 5 Abbild. i. T. u. 1 Taf. 8°. Aus: Verhandl. d. Anatom. Gesellsch. auf der 38. Vers. in Tübingen. Ergzheft z. Anatom. Anz. Bd. 67.
- Friederici, Georg: Vier Lehnwörter aus dem Tupí. (ajoupa, boucan, palétuvier, tiburón.) Jena u. Leipzig: Gronau 1930. 8°. Aus: Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. Bd. 54, H. 3. 4.
- Friederici, Georg: Erland Nordenskiöld, Modification in Indian Culture through Inventions and Loans. Comparative ethnographical studies, Nr. 8.



- Göteborg 1930. IV, 256 S. mit vielen Abbild. u. 10 Kart. im Text 18 s. 6 d. Berlin: Weidmann (1930). 8°. Aus: Göttingisch. gelehrt. Anzeig. Nr. 10.
- Friederici, Georg: S. Rudolf Steinmetz, Soziologie des Krieges. Zugleich zweite, vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage der Philosophie des Krieges. Leipzig 1929, Joh. Ambros. Barth. Gr. 8°, XII, 704 S. geb. 42 M.
- Friederici, Georg: L'Amérique Pré-Columbienne et la conquête européenne. Par Colonel Langlois. (Histoire du Monde, publiée sous la direction de M. E. Cavaignac, t. IX.) Paris, Boccard 1928. LIV u. 522 S. m. 14 Kart. u. Abbild. München 1930. 8°. Aus: Histor. Zeitschr. Bd. 141.
- Fritz, G.: Die Guanachen eine wiedergefundene Rasse. [Berlin] 1930. 4°. Aus: Deutsche Zeitg. Unterhalt.-Blatt.
- Fritz, G.: Zwischen Wüste und Urwald. Die Wirtschaft als Grundlage der Gesellschaft und Kultur. Berlin: 1930. gr. 2°. Aus: Deutsche Zeitung Nr. 276a v. 25. Nov. Unterhaltungsbl. Jhrg. 35.
- Fürst, Carl M.: Zur Anthropologie der prähistorischen Griechen in Argolis nebst Beschreibungen einiger älteren Schädel aus historischer Zeit. Lund: Gleerup, Leipzig: Harrassowitz (1930). 130 S. 53 Abbild. i. Text u. 1. Beilage crania argolica antiq., 40 Lichtdrucktaf. 4°.
- Gallop, Rodney: A book of the Basques. London: Macmillan 1930. XII, 294 S. 8°.
- Garrod, D. A. E.: The palaeolithic of Southern Kurdistan: Excavations in the caves of Zarzi and Hazar Merd. With notes by D. M. A. Bate and F. Turville-Petre. New Haven, Conn.: Amer. School of prehist. Research 1930. (Bull. of the Amer. School of prehist. Research Nr. 6 march.)
- Gelensis, Georgius: Le plus ancien dictionnaire Bantu. Bruxelles: Falk 1928. XXXV, 365 S. 8°. (Bibliothèque-Congo 27.)
- Gesamtführer, Jahrhundertfeier: Gesamtführer zur Jahrhundertfeier herausgegeben vom Generaldirektor. Berlin: Cassirer 1930. 334 S. 83 Abbild. u. 20 Grundrisse. 8°. (Staatl. Museen zu Berlin.)
- Goepfert, Christian: Ueber das Körperwachstum zürcherischer Volksschüler. Zürich: Füssli (1930). 8 Textfig. u. 18 Korrelationstab. 8°. Aus: Arch. d. Julius Klaus-Stiftg. Bd. 4, H. 3—4, 1929.
- Graf, Lucia: Ueber die Mediansagittalkurve von Schädeln aus Holländisch Neu-Guinea. [Bern 1929: Biehler.] 2 S. 8°. Aus: Bull. d. Schweiz. Gesellsch. f. Anthropol. u. Ethnol. 1929—30.
- Gummel, Hans: Führer durch die urgeschichtliche Lehrsammlung im Museum der Stadt Osnabrück: Selbstverlag des Magistrats 1930. 68 S. 58 Abbild. 8°. (Führer durch das Museum der Stadt Osnabrück H. 1.)
- Haddon, Kathleen: Artists in string . . . with a foreword by Prof. J. L. Meyres. London: Methuen 82 Diag. (1930.) 8°.
- Heffner, G.: Die Ethik des Urmenschen ein Weckruf für die Gegenwart. München: 1930. 16 S. 8°.
- Heimatsmuseum, naturkundliche: Das Naturkundliche Heimatsmuseum des Leipziger Lehrervereins 1906—1930. Leipzig: Verwaltungsaussch. des Museums [1930]. 111 S. 8°.
- Hesch, Michael: Anthropologie. Leipzig (1930): Radelli u. Hille. 4°. Aus: Jahresber. d. Literar. Zentralblatt Jhrg. 6, 1929.
- Holwerda, J. H.: Ascola. [Leiden: Brill] 1930. 4°. Aus: Oudheidkdge. Mededeel. N. R. 11.
- Holwerda, J. H.: Opgavingen van Dorestad. [Leiden: Brill] 1930. 4°. Aus: Oudheidkdge. Mededeel. N. R. 11.
- Honigsheim, Paul: Kulturkreislehre, prähistorisch-ethnologische Zusammenhänge und primitive Kunst. Leipzig: Klinkhart & Biermann 1929. 4°. 1. W. Schmidt und W. Koppers Gesellschaft u. Wirtschaft der Völker; in: der Mensch aller Zeiten . . . Bd. 3, Teil 1. 2. Festschrift, publication d'hommage offerte au P. W. Schmidt . . . (Aus: Ipek. Besprech. Bd. 3.)
- Imbelloni, J.: Un arma de Oceanía en el neuquén . . . Buenos Aires 1929: Coni 26 S. 4°. Aus: Humanidades tom. 20.
- Imbelloni, J.: La industria de la piedra en Monte Hermoso . . . Parana 1928: Coni. 4°. Aus: Anal. de la Facult. de Cienc. de la Educac. tom. 2.
- Imbelloni, J.: Clava-Insignia de Villavicencio . . . Paraná 1928: Coni. 4°. Aus: Anal. de la Facult. de Cienc. de la Educac. tom. 3.
- Imbelloni, J.: Intorno ai crani «incredibili» degli indiani Natchez. . . Roma 1928: Carroni. 8°. Aus: Atti del 22. Congr. internaz. degli Americanisti settemb. 1926.
- Imbelloni, J.: L'idioma Kichua nel sistema linguistico dell'Oceano Pacifico. Roma 1928: Carroni. 8°. Aus: Atti del 22. Congr. internaz. degli Americanisti settemb. 1926.



- Imbelloni, J.: Le relazioni di parentela dei popoli Andini seguono il „sistema classificatore“ proprio degli Oceanici. Roma 1928; Carroni. 8°. Aus: Atti del. 22. Congr. internaz. degli Americanisti settemb. 1926.
- Jaspert, F. u. W.: Die Völkerstämme Mittel-Angolas. Frankfurt a. M.: Baer 1930. XV, 155 S. 12 Taf. 4°. (Veröffentl. a. d. Städt. Völkermus. 5.)
- Johannsen, W.: Elemente der exakten Erblichkeitslehre mit Grundzügen der biologischen Variationsstatistik. 2. deutsche Neubearb. u. sehr erweitert. Ausgabe. . . Jena: Fischer 1913. XI, 723 S. 33 Abbild. i. Text. 4°.
- Judd, Neil Merton: The excavation and repair of Betatakin. Washington, D. C.: Smithsonian Inst. U. S. Nat. Mus. vol. 77 S. pl. 1—46. 8°. Aus: Proceed. of the U. S. Nat. Mus. 77, Art. 5.
- Karutz, Richard: Ueber einen buddhistischen Altaraufsatz. Eine Museumsführung. Lübeck 1930: Rahtgens. 23 S. 8°.
- Karutz, Richard: Zum Problem des farbigen Menschen. Stuttgart: [1930]. 8°. Aus: „Die Drei“ Jhrg. 10, H. 2.
- Katalog, Reichsmuseum, Ethnographisches: Katalog des ethnographischen Reichsmuseums Bd. 21, Molukken 1. Leiden: Brill 1930. 4°. 1. Joynboll, H. H.: Sula-Inseln, Buru, Ambon und Ceram 1. Teil.
- Katalog, Japan-Druckwerke: Katalog der in deutschen Bibliotheken und einigen außerdeutschen Büchereien Europas vorhandenen Japan betreffenden Druckwerke aus den Jahren 1542—1853. Bearbeitet vom Japaninstitut. Berlin: Japaninstitut 1929, 217 S. 4°.
- Koppers, Wilhelm: Tungusen und Miao. Ein Beitrag zur Frage der Komplexität der alchinesischen Kultur. Wien: Anthropol. Gesellsch. 1930. 3 Abbild. i. Text. 4°. Aus: Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. Bd. 60.
- Koppers, Wilhelm: Das Problem der Entstehung der Tierzucht. Wien (1929: Holzhausen. 8°. Aus: Vorträge d. Ver. z. Verbr. naturwissenschaftl. Kennt. Jhrg. 69.
- Koppers, Wilhelm: La famille chez les peuples primitifs. — La famille dans les civilisations primaires et secondaires. Juvisy, Seine-et Oise, France 1929 bis 1930. 54 S. 8°. Aus: Les Documents de la vie intellectuelle, déc. 1929 et janvier 1930.
- Kugler, Erica: Ueber die menschliche Kopfform in den ersten Lebenstagen. [Bern 1929: Buehler.] 8°. Aus: Bull. d. Schweiz. Gesellsch. f. Anthropol. u. Ethnol. 1929—30.
- Kraemer, Augustin: Zusammenfassung der Lokalisation der Claes-Pietersz-Bucht Neu-Mecklenburg (New-Ireland). Zürich: Aschmann & Scheller 1930. 8°. Aus: Mitteil. d. Geogr.-Ethnogr. Gesellsch. Bd. 30 (1929—30.)
- Kraemer, Augustin: Die Markesaner und ihre Kunst. Gotha: Justus Perthes 1930. 4°. Aus: Petermanns geog. Mittl. H. 7—8.
- Kraemer, Augustin: Noch einmal: Literaturabkürzungen. [Gotha: Justus Perthes] 1930. 4°. Aus: Petermanns Mitteil. H. 1—2.
- Labouret, Henri et Rivet, Paul: Le royaume d'Arda et son évangélisation au 17<sup>e</sup> siècle. Paris: Institut d'Ethnologie 1929. 62 S. [20 pl.] 4°. (Travaux et Mém. de l'Institut d'Ethnologie. 7.)
- Landman, Jacob Henry: Primitive Law, evolution, and Sir Henry Sumner Maine. o. O. 1930. 8°. Aus: Michigan Law Review vol. 28, Nr. 4, February.
- Legros, Adrien: La héronnière de Clairmarais dans la forêt domaniale de Rioult. Clairmarais (P.-d.-C.). . . o. O. u. J. 3 S. 8°.
- Lehmann, F. Rudolf: Die polynesischen Tabusitten . . . Leipzig: Voigtländer 1930. VII, 334 S. 4°. (Veröffentl. d. Staatl.-sächs. Forschungsinst. f. Völkerkde. Bd. 10.)
- Leenhardt, Maurice: Notes d'ethnologie Néo-Calédonienne. Paris: Institut d'ethnologie 1930. VIII, 265 S. [36 Taf. 2 Kart.] (Travaux et mémor. de l'inst. d'ethnol. 8.)
- Lindblom, K. G.: String figures in Africa. Stockholm 1930: Lagerström 12 S. 8°. (Riksmus. Etnograf. avdel. smärre meddel. Nr. 9.)
- Lips, Julius: Einleitung in die vergleichende Völkerkunde. o. O. u. J. 47 S. 13 Texttaf. 8°.
- Ludendorff, H.: Ueber die Reduktion der Maya-Datierungen auf unsere Zeitrechnung. Berlin: Akad. d. Wissensch. de Gruyter in Komm. 1930. 16 S. 8°. Aus: Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. phys. math. Kl. 18.
- Ludendorff, H.: Ueber die Entstehung der Tzolkin-Periode im Kalender der Maya. Berlin: Akad. d. Wissenschaften in Komm. de Gruyter 1930. 23 S. 4°. (Aus: Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. phys.-math. Kl. 5.)
- Luquet, G. H.: L'art primitif. Paris: Doin 1930. 8°. (Encyclop. scient.)
- Maaß, Alfred: Astrologische Kalender der Balinesen. Weltevreden: Kolff 1929. 4°. Aus: Feestbundel B. G. v. K. en W. Deel 2.
- Mac Clintock, Walter: The tragedy of the Blackfoot. Los Angeles: Southwest Museum 1930. 53 S. (Southwest Mus. papers Nr. 3.)

- Maccurdy, George Grant: Recent progress in the field of old world prehistory. o. O. 1930. 8°. Aus: Proceed of the Amer. phil. Soc. Vol. 69 Nr. 4.
- Manker, Ernst: Bland Kristallbergens folk . . . förord av Professor Gerhard Lindblom. Stockholm: Bonnier 176 S. [144 Bild.] 8°.
- Markgraf, Friedrich: In Albaniens Bergen. Stuttgart: Strecker u. Schröder (1930). XIV, 244 S. 81 Abbild. auf Taf. u. i. Text. u. 1 Kte. 8°.
- Mathiassen, Therkel: Archaeological collections from The Western Eskimos. Copenhagen: Nordisk Forlag 1930. 98 S. 4°. Siehe: Report of the 5. Thule Exped. 1921—1924 vol. X, Nr. 1. Mathiassen, Therkel: Achaeological collections from the Western Eskimos.
- Meier, Joseph: Kritische Bemerkungen zu J. Winthuis' Buch „Das Zweigeschlechterwesen“. St. Gabriel-Mödling bei Wien 1930: Mechitaristen-Buchdruckerei. 4°. Aus: Anthropos Bd. 25.
- Meinhof, Carl: Der Koranadialekt des Hottentottischen. Berlin: Dietrich Reimer, Hamburg: Boysen 1930. 152 S. 8°. (Beihefte z. Zeitschr. f. Eingebor.-Sprach. H. 12).
- Muckermann, Hermann: Wesen d. Eugenik und Aufgaben d. Gegenwart. Berlin u. Bonn: Dümmler (1929). 48 S. 8°. Aus: Das kommende Geschlecht, Bd. 5, H. 1—2.
- Narath, Rudolf: Die Union von Südafrika und ihre Bevölkerung. Leipzig und Berlin: Teubner 1930. 260 S. 8°. (Geogr. Schriften H. 6.)
- Nederlandsch Indië: Nederlandsch Indië platen atlas met korten beschrijvende tekst uitgegeven door volkslectuur. Woord vooraf H. Colijn. Weltevreden 1926: Kolff. 176 S. gr. 2°.
- Niggli-Hürlimann, Bertha: Körpermessungen in Züricher Kindergärten. [Bern 1929: Büchler.] 8°. Aus: Bull. d. Schweiz. Gesellsch. f. Anthropol. u. Ethnol. 1929—30.
- Nippert, Olga: Zur Morphologie und Genese der Fossa temporalis mit besonderer Berücksichtigung der lateralen Orbitalwand. [Stuttgart: Schweizerbart o. J. 82 S. 24 Abbild.] 8°. Aus: Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 29, H. 1.
- Nippert, Olga: Zur Morphologie der lateralen Orbitalwand. [Bern 1929: Büchler.] 4 S. 8°. Aus: Bull. d. Schweiz. Gesellsch. f. Anthropol. u. Ethnol. 1929—30.
- Nordenskiöld, Erland: Picture-writings and other Documents by Nèle Charles Slater, Charlie Nelson and other Cuna indians published. Göteborg 1930: Elander 75 S. [8 pl.] Aus: Compar. ethnogr. stud. 7. part. 2.
- Nordenskiöld, Erland: Modifications in indian culture through inventions and loans. Göteborg 1930: Erlander. 256 S. 8°. (Comparat. ethnolog. studies 8.)
- Notes, queries, anthropology: Notes and queries on the anthropology. 5. edit by a committee of section H. London: The Royal anthrop. Institute 1929. XVI, 404 S. 8°.
- Nyëssen, D. J. H.: Somatical investigation of the Javanese 1929. [Bandoeng]: Anthrop. Laboratory of Java (1929). X, 119 S. 42 pl. 8°.
- O'Connell, James, F.: Elf Jahre in Australien und auf der Insel Ponape . . . aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hambruch. Berlin: Scherl 1929. 239 S. 43 Abbild. auf Tafn. 8°.
- Ojeda, Luis Thayer: La etiopia mitologica. Valparaiso 1930: Roma. 28 S. 4°.
- Padberg-Drenkpol: Dr. Ado Baessler „unter wilden Indianern“. Rio de Janeiro: Wendt 1930. gr. 2°. Aus: Deutsche Rio Zeitung Jhrg. 10. Nr. 2598 v. 21. Juni 1930.
- Peekel, Gerhard: Das Zweigeschlechterwesen. St. Gabriel-Mödling: Anthropos. 4°. Aus: Anthropos Bd. 24.
- Petersen, Th.: Det kongelige Norske videnskabers selskab Museet oldsaksamlingsens tilvekt 1928. Trondhjem 1929: Aktietrykkeriet 41 S. 13 fig. 8°.
- Programma, Congres, Java Institut: Programma van het [5.] congres gehouden van 27 tot en met 29 december 1929 in de Kapatihan Mangkoenagaran te Soerakarta, der gelegenheid van het tienjarig bestaan van het Java Instituut 1919—1929. o. O. (1929) 72 S. 4°.
- Preuß, Konrad Theodor: Der Unterbau des Dramas. Leipzig: Teubner 1930. 88 S. [42 Taf.] Aus: Vorträge 1927—1928 Biblioth. Warburg 7.
- Preuß, Konrad Theodor: Tod und Unsterblichkeit im Glauben der Naturvölker. Tübingen: Mohr 1930. 36 S. 8°. (Samml. gemeinverst. Vortr. u. Schrift. a. d. Geb. d. Theol. u. Religionsgeschichte 146.)
- Quiring, Heinrich: Die zeitlichen Beziehungen der Flußterrassen Europas und Nordafrikas zu den Menschheitskulturen. Stuttgart: Enke 1930. 34 S. 8°.
- Renz, Barbara: Der orientalische Schlangendrache ein Beitrag zum Verständnis der Schlange im biblischen Paradies. Augsburg: Haas & Grabherr 1930. V, 123 S. 8°.

- Roberts, Frank H. H.: Early Pueblo Ruins in the Piedra District Southwestern Colorado. Washington 1930. Gov. Print. Off. IX, 190 S. 8°. (Smithson. Inst. Bull. 96.)
- Röck, Fritz: Die Kulturhistorische Bedeutung von den Ortungsreihen und Ortungsbildern. St. Gabriel-Mödling bei Wien 1930: Mechitaristen-Buchdruckerei. 4°. Aus: *Anthropos* Bd. 25.
- Rohnhaar, J. H.: Trepanatie en moederrecht. Leiden: Brill 1930. 8°. Aus: *Tijdsch. v. h. Kon. Nederl. aardrijksk. Genootschap* Ser. 2 dl. 47, Afl. 6.
- Roth-Lutra, Karl H.: Stufengraduelle Abweichungstabellen von Körperbaumerkmalen rheinpfälzischer Mittelschüler. Berlin: Springer 1930. 8°. Aus: *Zeitschr. f. Konstitutionslehre* (2. Abb. d. *Zeitschr. f. ges. Anatomie.*) Bd. 15, H. 4.
- Roth-Lutra, Karl H.: Typengrenzen-Abweichungs-Diagramme und Abweichungs-Tabellen von 37 Rassenmerkmalen rheinpfälzischer Männer und Jünglinge. Berlin: Springer 1930. 16 Textabbild. 8°. Aus: *Zeitschr. f. Anat. u. Entwicklungsgesch.* (1. Abt. d. *Zeitschr. f. Anatomie.*) Bd. 93, H. 3—4.
- Roth-Lutra, Karl H.: Das Qualifikationsdiagramm und das Wahrscheinlichkeitsdiagramm. Stuttgart: Schweizerbart 1930. 8°. Aus: *Verhandl. d. Gesellschaft. f. Phys. Anthropol.* Tagung Tübingen 1929.
- Roth-Lutra, Karl H.: Martinische Abweichungstabellen von 22 wichtigen Körpermaßen und Körperproportionen von 2112 Schülern höherer Lehranstalten der Rheinpfalz. o. O. (1929). 4°. Aus: *Arch. f. Sozial. Hygiene u. Demograph.* Bd. 4, H. 6.
- Roth-Rösthof, Alfred von: Ba Menelik. Erlebnisse mit abessinischen Pflanzern, Jägern, Fürsten und Goldsuchern. Leipzig: Brockhaus 1930. 280 S. 51 Abbild. u. 1 Kte. 8°.
- Royen, Gerlach: Die nominalen Klassifikations-Systeme in den Sprachen der Erde . . . Mödling bei Wien: Anthropos 1929. XVI, 1030 S. 8°. (*Anthropos-Biblioth.* Bd. 4.)
- Schallmayer, Wilhelm: Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung. Preisgekrönte Studie über Volksentartung und Volkseugenik. 2. durchweg umgearb. u. vermehrte Aufl. Jena: Fischer 1910, XV, 463 S. 8°.
- Scheidt, Walter: Die Rassischen Verhältnisse in Nordeuropa nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung. Stuttgart: Schweizerbart 1930. 197 S. 12 Bildertaf. 47 Ktn. u. 25 Textbl. 8°. (Sonderausgabe a. d. *Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol.* Bd. 28.)
- Schlaginhaufen, Otto: Dr. med. Adolf Barth (1872—1930). Zürich: Füssli 1929. 1 Bildnis u. 1 Ahnentafel. 8°. Aus: *Archiv Jul. Klaus-Stiftg.* Bd. 4, H. 3—4.
- Schlaginhaufen, Otto: Das Skelett des Johannes Seluner. St. Gallen 1930: Zollikofer. 4 Textabbild. u. 6 Tafelfig. 8°. Aus: *Jahrbuch der St. Gall. Naturwissenschaft.* Bd. 65, 1929 u. 1930.
- Schlaginhaufen, Otto: Die anthropologische Untersuchung an den schweizerischen Stellungspflichtigen. 4. Bericht 1930. Bern 1930: Bächler, 7 S. 8°. Aus: *Bull. d. Schweiz. Gesellschaft. f. Anthropol. u. Ethnol.* 7. Jhrg. 1930—31.
- Schlaginhaufen, Otto: Zur Anthropologie der mikronesischen Inselgruppe Kapingamarangi (Greenwich-Inseln). Zürich: Füssli 1929, 27 Fig. i. Text u. 10 Taf. 8°. Aus: *Arch. d. Klaus-Stiftg.* Bd. 4, H. 3.
- Schlaginhaufen, Otto: Über Schädelreste aus dem verlandeten Seelein bei Faulensee. Bern 1929: Bächler 4 S. 8°. Aus: *Bull. d. Schweiz. Gesellschaft. f. Anthropol. u. Ethnol.* Jhrg. 6, 1929—30.
- Schlaginhaufen, Otto: Die anthropologische Untersuchung an den schweizerischen Stellungspflichtigen, 3. Bericht, 1929. Bern 1929: Bächler. 6 S. 2 Tafelfig. 8°. Aus: *Bull. d. Schweiz. Gesellschaft. f. Anthropol. u. Ethnol.* Jhrg. 6, 1929—30.
- Schmidt, E. W.: Die Schildtypen vom Kaiserin-Augusta-Fluß und eine Kritik der Deutung ihrer Gesichtsnormamente. Berlin: Dietrich Reimer 1929. 1 Abbild., 48 Fig., 1 Kte. u. 4 Taf. 4°. Aus: *Baessler-Archiv* Bd. 13, H. 3—4.
- Schmidt, Wilhelm: Handbuch der vergleichenden Religionsgeschichte Ursprung und Werden der Religion . . . Münster (Westfalen): Aschendorff 1930. XV, 296 S. 8°.
- Schuchhardt, Karl: Olshausen, Hermann Otto Wilhelm, Prähistoriker. [Prof. Dr.] Carl Schuchhardt. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 8°. Aus: *Deutsch. Biogr. Jahrbuch.*
- Schuller, Rudolf: Maya-K'icé Studien, 1. Der Name Lenca. Nebst einigen Bemerkungen über verschiedene geographische Ortsnamen von Honduras, Mittelamerika. Leiden: Brill 1930. 4°. Aus: *Internat. Arch. f. Ethnogr.* Bd. 30, H. 4—5.



- Schuller, Rudolf: Die Egertonkarte von Amerika und die ehemalige Verbreitung der Lenkaindianer in Honduras. Gotha: Justus Perthes 1929. 4<sup>o</sup>. Aus: Petermann' Mitteil. H. 11—12.
- Schuller, Rudolf: Materiales para el estudio de las lenguas aborígenes del sur de Colombia, Suramerica. — Breve contribucion a la Bibliografia del idioma K'ak' çiq' el dialecto Maya-K'icé de Guatemala — Beitrag zur Bibliographie der Sprache der Totonacaindianer. New York: Columbia University Press 1930. 4<sup>o</sup>. Aus: Internat. Jour. of Americ. Linguistics vol. 6, Nr. 1. March.
- Seilkopf, Karl: Die Ackerordnung (1554) und der Separationsprozeß (1775) für die Feldmark der Stadt Frankfurt a. d. Oder . . . Frankfurt a. d. Oder 1930: Beholtz 44 S. 8<sup>o</sup>. (Mitteil. d. hist. Ver. f. Heimatkde. H. 30.)
- Seligmann, C. G.: Races of Africa. London: Butterworth (1930) 256 S. 8<sup>o</sup>.
- Semper, Max: Rassen und Religionen im alten Vorderasien. Heidelberg: Winter 1930. X. 468 S. 1 Titelbild, 8 Textabbild. u. 8 Taf. 8<sup>o</sup>. (Kulturg. Bibl. 1. R. Ethnol. Bibl. 6.)
- Sergi, Sergio: Sulla funzione dei muscoli intercartilaginei nella meccanica della respirazione. Roma 1929: S. Anna. 8 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Arch. di Farmacol. speriment. e scienze aff. vol. 48.
- Sergi, Sergio: Die Entdeckung eines Schädels vom Neandertal-Typus in der Nähe von Rom. [Stuttgart: Schweizerbart (1929)]. 1. Textabbild. u. Taf. 13. 8<sup>o</sup>. Aus: Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 28, H. 1.
- Sergi, Sergio: Il primo canio del tipo di Neandertal scoperto in Italia nel suolo di Roma. o. O. (1930). 8<sup>o</sup>. Aus: Boll. Soc. Geol. ital. vol. 49, Fasc. 1.
- Sergi, Sergio: Il Sinanthropus di Chou Kou Tien. Roma: Sede della Soc. 1928. 8 S. 3 tav. 8<sup>o</sup>. Aus: Riv. di Anthropol. vol. 28.
- Sergi, Sergio, e Capritti, Vincenzo: Osservazioni sui rapporti di forma e dimensione tra le volte delle orbite ed il cranio cerebrale. Roma: Sede della Soc. 1928—1929. 21 S. 1. tav. 2 fig. i. testo. 8<sup>o</sup>. Aus: Riv. di Anthropol. vol. 28.
- Sergi, Sergio: Assidiatetero (dispositore degli assi aggiunto al pantogniostato craniosteofo). Roma: Seda della Soc. 1928—1929. 4 S. 1 fig. nel testo e 2 fig. in 1 tav. 8<sup>o</sup>. Aus: Riv. di anthropol. vol. 28.
- Slowik, Fritz: Zur anthropologischen Untersuchung der Clavicula. [Bern 1929: Böhler.] 2 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Bull. d. Schweiz. Gesellsch. f. Anthropol. u. Ethnol. 1929—30.
- Solf, Wilhelm: Erwin Baeltz ein deutscher Arzt im erwachenden Japan. Berlin: Deutsche Allg. Zeitung 1930. 8<sup>o</sup>. Aus: „Deutsche Allg. Ztg.“ v. 26. Nov. Jhrg. 69, Nr. 552.
- Spanaus, Günther: Volkskunde, Völkerkunde. Leipzig 1929. 4<sup>o</sup>. Aus: Jahrbuch. des Literar. Zentralblattes Jhrg. 6.
- Spearing, Herbert Green: The childhood of art or the ascent of man . . . 2. Edit. London: Benn (1930). 2 vols. 4<sup>o</sup>.
- Sprecher, Heinrich: Zur Untersuchungstechnik der Fibula. [Bern 1929: Böhler.] 3 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Bull. d. Schweiz. Gesellsch. f. Anthropol. u. Ethnol. 1929—30.
- Stahl, Günther: Die Völkerkunde in der Tagespresse. Wien 1930: Aus: „Völkerkunde“, H. 7—9. 8<sup>o</sup>.
- Stahl, Günther: Die neuentdeckten Kuruguaindianer Ostboliviens . . . Berlin: Findeisen 1929—30. 4<sup>o</sup>. Aus: Der Weltkreis, Bd. 1.
- Stahl, Günther: Deutsche Forschungsreisen in Südamerika. Berlin: Findeisen 1929—30. 8<sup>o</sup>. Aus: Der Weltkreis, Bd. 1.
- Stahl, Günther: Das Spiel bei den Indianern Südamerikas. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1925. 4 S. 3 Abbild. 8<sup>o</sup>. Aus: Welt u. Wissen Jhrg. 14, H. 40, Oktbr.
- Stahl, Günther: Die Entstehung des Geldes. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1926. 8<sup>o</sup>. Aus: Welt u. Wissen, Jhrg. 15, H. 29, Juli.
- Stahl, Günther: Die Totenbehandlung bei den Naturvölkern. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1925. 5 Abbild. 8<sup>o</sup>. Aus: Welt u. Wissen, Jhrg. 14, H. 28, Juli.
- Stahl, Günther: Primitive Geldsorten. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1926. 8<sup>o</sup>. Aus: Welt u. Wissen, Jhrg. 15, H. 42, Oktbr.
- Stahl, Günther: Das Rätsel der peruanischen Knotenschrift. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1927. 4 Abbild. 8<sup>o</sup>. Aus: Welt u. Wissen, Jhrg. 16, H. 22, Mai.
- Stahl, Günther: Die Urfamilie im Lichte der modernen Ethnologie. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1927. 8<sup>o</sup>. Aus: Welt u. Wissen, Jhrg. 16, H. 12, März.
- Stahl, Günther: Südamerika. Ein Gang durch die südamerikanische Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1927. 4 Abbild. 8<sup>o</sup>. Aus: Welt u. Wissen, Jhrg. 16, H. 38, Septbr.
- Stahl, Günther: Indianische Trinkgelage. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1928. 5 Abbild. 8<sup>o</sup>. Aus: Welt u. Wissen, Jhrg. 17, H. 4.

- Stahl, Günther: El Dorado. Szenen aus der Entdeckungsgeschichte Amerikas mit besonderer Berücksichtigung der Verdienste der deutschen Forschung an der Erschließung Brasiliens. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1928. 2 Ktn. 8°. Aus: Welt u. Wissen, Jhrg. 17, H. 24, Juni.
- Stahl, Günther: Der Fischfang bei den Naturvölkern. Berlin-Schöneberg: Oestergaard 1929. 9 Abbild. 8°. Aus: Welt u. Wissen, Jhrg. 18, H. 3, Jan.
- Stahl, Günther: Historisches vom Tabakrauchen. Düsseldorf 1930: 10 S. 8°. Aus: Tagungsbericht v. 26. April d. Handelsvert. f. Tabakerzeugnisse.
- Stahl, Günther: Ethnologie und Tagespresse. Eine weitere Kritik. Berlin: Findeisen 1929—30. 4°. Aus: „Der Weltkreis“ Bd. 1, Nr. 9—10.
- Stahl, Günther: Schmidt, Max, Kunst und Kultur von Peru. Berlin: Propyläen-Verlag 1929. 4°. 116 S. Text. 452 S. Abbild. 18 farb. Taf., 42 S. Katalog u. Register, 1 Kte. Berlin: Dietrich Reimer 1929. 4°. Aus: Baessler-Archiv Bd. 13, H. 3—4.
- Stahl, Günther: Dr. Emilie Snethlage †. Berlin: Scherl 1930. 2°. Aus: Berl. Lok.-Anzeiger Nr. 128, Beibl. 6.
- Stahl, Günther: Kunst und Kultur von Peru. Berlin: Berl. Börsen-Zeitung 1929. 2°. Aus: Kunst Welt Wissen Unterhaltungsbeil. d. Berl. Börs.-Ztg. Nr. 417.
- Stahl, Günther: Die neuentdeckten Kuruguaindianer Ostboliviens. Berlin: Findeisen 1929—30. 4°. Aus: Der Weltkreis Bd. 1.
- Stahl, Günther: Deutsche Forschungsreisen in Südamerika. Berlin: Findeisen 1929—30. 4°. Aus: Der Weltkreis Bd. 1.
- Statuten, Bataviaasch Genootschap: Statuten van het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen opgericht den 24sten April 1778 ... [Weltevreden] o. J.: Kollf. 12 S. 8°.
- Stoll, Otto: Das Vokabular der Sprache von Aguacatan Nr. 2 (Guatemala). Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Hans Wehrli, Zürich und Einführung von Dr. Franz Termer, Würzburg. Zürich: Beer 1928. 22 S. 8°. (Mitteil. d. Geogr.-Ethnogr. Gesellsch. Ergheft Nr. 1.)
- Suder, Hans: Vom Einbaum und Floß zum Schiff. Die primitiven Wasserfahrzeuge. Berlin: Mittler 1930. 143 S. 16 Taf. 1 Abbild. i. Text. 4°. (Veröffentl. d. Inst. f. Meereskde. N. F. B. hist. volkswirtsch. Reihe H. 7.)
- Swanton, John R.: Myths and tales of the Southeastern Indians. Washington 1929: Gov. Pr. Off. X, 275 S. 8°. (Smithson. Inst. Bur. of Amer. Ethnol. Bull. 88.)
- Sydow, Eckart von: Handbuch der afrikanischen Plastik. Berlin: Dietrich Reimer 1930. 8°. 1. Handbuch der westafrikanischen Plastik, 10 Bildtaf.
- Tanghe, Basiel: De Ngbandi geschiedkundige bijdragen. Bruxelles: Falk (1929). XVII, 245 S. 8°. (Congo Bibliothek 30.)
- Tanghe, Basiel: De Ngbandi naar het leven geschetzt. Bruxelles: Falk o. J. IV, 288 S. 8°. (Congo Bibliothek 29.)
- (Tanghe) Basiel van Brugge: De ziel van het Ngbandivolk. Bruxelles: Falk o. J. 144 S. 8°. (Congo-Bibliothek 28.)
- Tello, Julio C.: Antiguo Peru primera epoca. Lima 1929: Excelsior 183 S. 8°
- Termer, Franz: Reisen im nördlichen Mittelamerika. Berlin: Gesellsch. f. Erdkde. 1930. Taf. 15—16. 8°. Aus: Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkde. Nr. 7—8.
- Teßmann, Günther: Die Indianer Nordost-Perus grundlegende Forschungen für eine systematische Kulturkunde ... Hamburg: Friederichsen, de Gruyter 1930. XI, 856 S. 13 Buntdrucke, 95 Taf. 6 Abbild. i. Text 42 Kartogrammen u. 1 Kte. 4°.
- Thalbitzer, William: Légendes et chants Esquimaux du Groenland ouvrage traduit du danois par Hollatz-Bretagne. Paris: Leroux 1929. 188 S. 8°.
- Thayer Ojeda, Luis: Ensayo de cronologia mitológica. Valparaiso 1928: Roma 320 S. 8°.
- The Jesup North Pacific Expedition: Vol. XI, part 1 Oettking, Bruno: Craniology of the North Pacific coast. 1930.
- Thurnwald, Richard: Social systems of Africa. London: Internat. Inst. of afric. languages o. J. 8°. Aus: Africa vol. II Nr. 3—4.
- Thurnwald, Richard: Papuanisches und melanesisches Gebiet südlich des Äquators einschließlich Neuguinea ... o. O. n. J. 8°. Aus: „Das Eingeborenenrecht“.
- Trimborn, Hermann: Auffassung und Formen der Strafe auf den einzelnen Kulturstufen. Berlin u. Bonn: Dümmler 1931. 8°.
- Tulane University, Louisiana: Tribes and temples. A record of the expedition to Middle America 1925. New Orleans: The Tulane Univers. 1926. 2 vols. 4°.
- Tzenoff, Gantscho: Die Abstammung der Bulgaren und die Urheimat der Slaven ... Berlin u. Leipzig: de Gruyter 1930. 358 S. 4°.
- van der Bij, T. S.: Ontstaan en eerste Ontwikkeling van den Oorlog. Groningen, den Haag 1929, Wolters. Gr.-8°. X, 283 S. Geb. 5,90 holl. Guld. Berlin: Weidmann (1930). Aus: Göttingischen gelehrte. Anzeig. Nr. 7.

- Vekens, A.: La Langue des Makere, des Medje et des Mangbetu. Bruxelles: Falk 1928. 217 S. 8°. (Bibliothèque-Congo 25.)
- Verlagsverzeichnis, 1880—1930: Verlagsverzeichnis 1880—1930. Johann Ambrosius Barth, Curt Kabitzsch, Leopold Voß. Leipzig [1930]: XI, 564 S. 8°.
- Verschuer, O. von: Vom Umfang der erblichen Belastung im deutschen Volke. München: J. F. Lehmann 1930. 8°. Aus: Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. Bd. 24.
- Verschuer, Otmar von: Intellektuelle Entwicklung und Vererbung. Berlin: Springer [1930]. 11 Abbild. 8°. Aus: Vererbung und Erziehung.
- Verschuer, O. von: Erbpsychologische Untersuchungen an Zwillingen. [Berlin: Borntraeger] (1930). 3 Textfig. 8°. Aus: Zeitschr. f. indukt. Abstammungs- u. Vererbungslehre Bd. 54.
- Vignati, Milcíades Alejo: Restos del traje ceremonial de un „médico“ patagón. Buenos Aires 1930: Imp. de la Univers. 52 S. 6 lám., 3 cart. y 5 fig. 8°. Aus: Notas del Mus. etnogr. Nr. 4.
- Vignati, Milcíades Alejo: Instrumental óseo aborigen procedente de Cabo Blanco (gobernación de Santa Cruz). Buenos Aires 1930: Impr. de la Universidad 25 S. 8°. (Notas del Mus. etnogr. Nr. 2.)
- Vignati, Milcíades Alejo: Los cráneos trofeo de las sepulturas indígnas de la quebrada de Humahuaca (provincia de Jujuy). Buenos Aires 1930: Impr. de la Universidad. 165 S. 10 Lám. 3 cart. y 57 fig. en el texto. 8°.
- Wagner, Percy A.: Note on a relic of the phallus cult among the M'Kahtla. Cambridge 1921: Univers. Press. 8°. Aus: Annal. of the Transvaal Mus. vol. 7, part 4.
- Wegweiser, Türkei: Wegweiser für wissenschaftliche Reisen in der Türkei. Istanbul: Deutsch. Archäol. Inst. 1930. 71 S. 8°.
- Weinert, Hans: Menschen der Vorzeit, ein Überblick über die altsteinzeitlichen Menschenreste. Stuttgart: Enke 1930. V, 139 S. 61 Textabbild. 8°.
- Willfort, Fritz: Turkestanisches Tagebuch, 6 Jahre in Russisch-Zentralasien unter Mitarbeit von Hans Prager. Wien und Leipzig: Braumüller 1930. VIII, 327 S. 27 Abbild. u. 2 Ktn. 8°.
- Winthuis, Joseph: Die Wahrheit über das Zweigeschlechterwesen durch die Gegner bestätigt, noch fester begründet. Leipzig: Hirschfeld 1930. 100 S. 8°. (Beilage zur Zeitschr. f. Völkerpsychol. u. Soziolog. Jhrg. 6.)
- Wintzer, Herbert M.: Das Recht Altmexikos. Teil 1. Stuttgart: Encke [1930]. 8°. Teil 1: Privatrecht und Strafrecht. Aus: Zeitschr. f. vergleich. Rechtswissensch. Bd. 45.
- Woelfel, Dominik Josef: Bericht über eine Studienreise in die Archive Roms und Spaniens zur Aufhellung der Vor- und Frühgeschichte der Kanarischen Inseln. St. Gabriel-Mödling bei Wien 1930: Mechitharisten-Buchdruckerei. 4°. Aus: Anthropos. Bd. 25.
- Wuehrer, Karl: Romantik im Mittelalter. Baden-Wien-Leipzig . . . Rohrer 1930. 76 S. 8°. (Veröffentl. d. Sem. f. Wirtschafts- u. Kulturgesch. 6.)

## Inhaltsverzeichnis.

### Abhandlungen, Vorträge, Mitteilungen.

Adler, Bruno: Die deutschen Kolonien Neudorf und Gnadenberg bei Suchum (Südwest-Kaukasus) . . . . .	321
Baumann, H.: Reisebericht . . . . .	360
Berner, Ulrich: Rationales und Irrationales in der Wirtschaftsentwicklung primitiver Völker . . . . .	210
Braun: Rechnungsbericht . . . . .	362
Dieseldorff, E. P.: Kunst und Religion der Mayavölker II. Die Copaner Denkmäler . . . . .	1
Findeisen, Hans: Landkarten der Jenissejer . . . . .	215
Fischer, Eugen: Sind die alten Kanarier ausgestorben? . . . . .	258
Hartmann, H.: Die Sprache der Baja . . . . .	302
Heftner, John: Über das Regenbittopfer . . . . .	337
Karsten, R.: Forschungen unter den Jibaro-Indianern in Ecuador und Peru . . . . .	348
Knoche, W.: Binsenboote auf den Seen von Ecuador . . . . .	205
Krämer, Augustin: Der Urmonotheismus . . . . .	207



Ladyschenskij, A. M.: Zur Erforschung der Rechtsgewohnheiten der Bergvölker des Kaukasus . . . . .	227
Lessing, F.: F. W. K. Müller † . . . . .	344
Lublinski, Ida: Ergänzungen . . . . .	342
Maaß, A.: Bibliotheksbericht . . . . .	362
Preuß, K. Th.: Bericht über den 24. Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Hamburg 7.—13. September 1930 . . . . .	338
Schröder: Einige neue Stücke aus Gräbern der Chibchas . . . . .	331
Schroller, H.: Die Stein- und Kupferzeit Siebenbürgens . . . . .	248
Snehlage, E. H.: Unter nordostbrasilianischen Indianern . . . . .	111
Stahl, Günther: Zigarre; Wort und Sache . . . . .	45
Staudinger, P.: Ist die Urbevölkerung der Kanarischen Inseln ausgestorben . . . . .	357
Stötzner, W.: Der dahurische Karren . . . . .	311
Virchow, H.: Jahresbericht . . . . .	362
Waldschmidt, E.: A. v. Le Coq † . . . . .	346
Wölfel, D. J.: Sind die Ureinwohner der Kanaren ausgestorben? . . . . .	282
Zondervan, H.: Das Völkergemisch Sumatras . . . . .	244

### Titel von in der Zeitschrift nicht veröffentlichten Vorträgen.

Baur, Erwin: Hervorrufung neuer erblicher Eigenschaften durch physikalische und chemische Reize . . . . .	344
Beyer, H.: Über den aztekischen Kalenderstein . . . . .	356
Eickstedt, Frhr. v.: Forschungen und Fahrten unter indischen Urvölkern . . . . .	343
Findeisen, Hans: Krimtataren und Kolalappen . . . . .	343
— Kunst und Kultur Nordasiens . . . . .	359
Frobenius, L.: Bericht über Untersuchungen in Südostafrika 1928—30 . . . . .	344
Germann, P.: Land und Leute in Nord-Liberia . . . . .	343
Hoffer-Reichenau, K.: Die primitiven Neger im Stromgebiet des Weißen Nils mit besonderer Berücksichtigung ihres Wirtschaftslebens. . . . .	360
Lebzelter, V.: Die Buschmannkultur Südwestafrikas und die prähistorischen Kulturen in Süd- und Südwestafrika . . . . .	362
Merhart, G. v.: Besiedlungsströmungen in den Alpen während der ersten Eisenzeit . . . . .	343
Weinert, H.: Sinanthropos pekinensis. Die neuen Affenmenschenfunde aus China . . . . .	359

### Literarische Besprechungen.

Bernatzik, H. A.: Zwischen Weißem Nil und Belgisch-Kongo (Staudinger) . . . . .	373
Danzel, Th. W.: Kultur und Religion des primitiven Menschen (Vierkandt) . . . . .	364
— Magie und Geheimwissenschaft (Vierkandt) . . . . .	365
— Gefüge und Fundamente der Kultur vom Standpunkt der Ethnologie (Vierkandt) . . . . .	365
Findeisen, H.: Reisen und Forschungen in Nordsibirien. Skizzen aus dem Lande der Jenissejostjaken (Unkrig) . . . . .	375
Flor, F.: Staat der Naturvölker (Findeisen) . . . . .	368
Koppers, W.: Ehe und Familie (Findeisen) . . . . .	365
Kühn, H.: Kunst und Kultur der Vorzeit Europas (Hilzheimer) . . . . .	382
Labouret, H. et Rivet, P.: Le Royaume d'Arda et son évangélisation au XVII <sup>e</sup> siècle (Staudinger) . . . . .	371
Leser, P.: Westöstliche Landwirtschaft (Behlen) . . . . .	380
— Rheinische Pflüge (Behlen) . . . . .	387
— Geschichte der Pflugforschung (Behlen) . . . . .	379
Röck, Fr.: Die kulturhistorische Bedeutung von Ortungsreihen und Ortungsbildern (Eberhard) . . . . .	369
Roth-Lutra, K. H.: Beiträge zur Anthropologie der Pfalz (von Bonin) . . . . .	385
— Stufengraduelle Abweichungstabellen von Körperbaumerkmalen rheinpfälzischer Mittelschüler (v. Bonin) . . . . .	385
— Typengrenzen-Abweichungsdiagramme und Abweichungstabellen von 37 Rassenmerkmalen rheinpfälzischer Männer und Jünglinge (v. Bonin) . . . . .	385
Schütz, H.: Der sterbende Gletscher. Vergehen und Werden zu Ende der Eiszeit (Hilzheimer) . . . . .	385
„Weltkreis, Der“: Bd. I und Bd. II, Hefte 1—2 und 3—4 (Stahl) . . . . .	374

Eingänge für die Bibliothek . . . . .	389
---------------------------------------	-----

## Sachregister.

	Seite		Seite
Aasgeier in Mayadarstellung . . .	37	Clavigero . . . . .	57
Abendsternkult d. Maya . . . .	1, 12	Cockburn, J. . . . .	89
Absolon, K. . . . .	340	Columbien, neue archäologische	
Adler, B. F. . . . .	215, 220, 321	Funde aus . . . . .	331ff.
Affen bei den Maya . . . . .	31, 35	Comes, O. . . . .	83
Affenmensch in China . . . . .	359	Copan, Denkmäler von . . . .	1ff.
Aichel, Otto . . . . .	339	Corti, E. C. Conte . . . . .	96, 97
Alligator bei den Maya . . . . .	4, 20, 24	Cro-Magnonrasse . . . . .	258ff.
Amerikanistenkongreß, 24. Inter-		Cudell, R. . . . .	81
nationaler . . . . .	338ff., 359	Dahuren . . . . .	311
Ampere, J. J. . . . .	50	Dalrympe . . . . .	89
Animalismus . . . . .	209	Dämonen . . . . .	208
Animismus . . . . .	207	Danzel . . . . .	364
Anthropologie der Pfalz . . . . .	385ff.	Debenedetti . . . . .	342
Anučin, V. I. . . . .	215, 216	De Bry . . . . .	87
Arbeitsteilung bei den Maya . . .	21	Deniker . . . . .	262
Arda, afrikanisches Königreich . .	371	Deutsche Kolonien bei Suchum,	
Astronomische Grundzahlen der		untersucht von der Expedition	
Maya . . . . .	5f.	Prof. Adlers . . . . .	321ff.
Atheismus . . . . .	207	— Zusammensetzung der Expe-	
Atjeher auf Sumatra . . . . .	247	dition . . . . .	322
Aztekische Denkmäler . . . . .	10ff.	— Gründungsgeschichte . . . .	322
Baja, Sprache der . . . . .	302ff.	— Wirtschaftsentwicklung . . .	323
Baneroft . . . . .	96	— Aus Handwerkern werden	
Bandkeramik in Siebenbürgen . .	249	Ackerbauer . . . . .	325
Bastian . . . . .	339	— Besitzverhältnisse . . . . .	325
Bataker auf Sumatra . . . . .	247	— Verhalten zu Nachbarvölkern	325
Baur, E. . . . .	344	— Sprache . . . . .	325f.
Baumann, H. . . . .	360, 367	— konfessionelle Verhältnisse . .	326
Becker, Lothar . . . . .	75, 76, 80, 84	— politische Überzeugung . . . .	326
Beer, G. . . . .	210	— Bildungsstand . . . . .	326f.
Behlen, H. . . . .	378	— Soziale Differenzierung . . . .	327
Belize . . . . .	341	— Gewerbeentwicklung . . . . .	327
Berghaus, H. . . . .	56	— Hausbau . . . . .	327f.
Bernatzik, H. A. . . . .	373	— Hausgeräte . . . . .	328
Berner, U. . . . .	210	— Malaria . . . . .	329
Beuchat . . . . .	56	— Nahrung . . . . .	329
Beyer, H. . . . .	10, 340, 341, 356	— Körperlicher Zustand . . . . .	329f.
Bibliotheksbericht . . . . .	362	Deutschland, Anfänge der Zigar-	
Binsenboote in Ecuador . . . . .	205f.	renfabrikation . . . . .	93
Birket-Smith . . . . .	340	Dezimalsystem bei Mayas . . . .	3
Blom, F. . . . .	340, 341	Dieseldorff, E. P. . . . .	1ff., 52, 341, 356
Blumen im alten Mexiko . . . . .	59ff.	Dobritzhoffer . . . . .	89
Boas . . . . .	339	Drachendarstellungen der Maya .	34f.
Boban, E. . . . .	61	Düngung, Entstehung . . . . .	214
Boenicke, A. . . . .	87	Dunhill . . . . .	49, 50, 56, 75
Boian in Siebenbürgen . . . . .	251	Eberhard, W. . . . .	369
Bonin, G. v. . . . .	385	Ehe . . . . .	365
Brasilianer, Grenze ihres Sied-		Ehrenreich . . . . .	339
lungsgebietes . . . . .	113	Eickstedt, v. . . . .	343
— von Indianern gehaßt . . . .	114	Erösd in Siebenbürgen . . . . .	254
Brasseur de Bourbourg . . . . .	38	Eskimo, Karten der . . . . .	221
Braun . . . . .	362	Europa, Übernahme der Zigarre .	74ff.
Brockhaus-Lexikon . . . . .	91f.	— vorzeitliche Kunst und Kultur	382
Buschmannkultur . . . . .	362	Fairholt, F. W. . . . .	75
Callegari, G. V. . . . .	339	Familie . . . . .	365
Casas, B. de las . . . . .	71	Feodalismus bei kaukasischen	
Caso, A. . . . .	11	Bergvölkern . . . . .	239
Castillo, B. D. del . . . . .	57	Fermond, Ch. . . . .	64, 80, 82
Castrén . . . . .	224, 225, 226	Findeisen, H. . . . .	343, 359, 365, 374, 375
Charnay . . . . .	50	Fischer, E. . . . .	258, 282, 357
Chibcha-Gegenstände aus Gräbern	331ff.	Fledermaus auf Mayadarstellungen	23
China, Affenmenschenfunde in . .	359	Flor, F. . . . .	365
Chinesisches Regenbittopfer . . .	337	Flöte im alten Mexiko . . . . .	59
Christer, A. . . . .	227		

	Seite
<b>Förstemann</b> . . . . .	11, 341
<b>Frank, S.</b> . . . . .	80
<b>Frobenius</b> . . . . .	344
<b>Furchenstichkeramik</b> in Siebenbürgen . . . . .	256
<b>Fürstenmacht</b> , ihre Entwicklung bei den kaukasischen Bergvölkern . . . . .	237
<b>Gann, Th.</b> . . . . .	341
<b>Gaviões-Indianer</b> . . . . .	114
<b>Gebet</b> des Frühmenschen . . . . .	209
<b>Geheimwissen</b> der Maya . . . . .	3
<b>Geheimwissenschaft</b> . . . . .	364
<b>Geister</b> . . . . .	208
<b>Germann, P.</b> . . . . .	343
<b>Gessler, E. A.</b> . . . . .	75
<b>Gestirnkult</b> in Mittel- und Südamerika . . . . .	36
<b>Giljaken</b> , Karten der . . . . .	222
<b>Gnadenberg</b> , Deutsche Kolonie bei Suchum . . . . .	321
<b>Gomara</b> . . . . .	57, 87
<b>Goob</b> . . . . .	248
<b>Götter</b> der Maya . . . . .	12
<b>Götterarten</b> . . . . .	208
<b>Götterglaube</b> , seine Wandlungen . . . . .	209f
<b>Gottesbegriff</b> . . . . .	207f
<b>Gotthard, J. Chr.</b> . . . . .	90
<b>Guajajara</b>	
— Geschichte . . . . .	117
— Körper . . . . .	119
— Tracht . . . . .	11
— Körperschmuck . . . . .	119
— Haar- und Barttracht . . . . .	170
— Körperbemalung und Tätowierung . . . . .	120
— Körpervernunstaltung . . . . .	120
— Reinlichkeit . . . . .	120
— Siedlungen . . . . .	121
— Wohnungen . . . . .	122
— Innenausstattung . . . . .	123
— Hauswirtschaft . . . . .	123
— Genußmittel . . . . .	124
— Haustierhaltung . . . . .	124
— Jagd . . . . .	125
— Fischfang . . . . .	126
— Sammelwirtschaft . . . . .	126
— Bodenbau . . . . .	126
— Flechtereie . . . . .	127
— Spinnerei und Weberei . . . . .	127
— Herstellung von Seilen und Schnüren . . . . .	128
— Knüpftechnik u. Netzerei . . . . .	128
— Federarbeiten . . . . .	128
— Töpferei . . . . .	128
— Steinarbeiten . . . . .	128
— Holzarbeiten . . . . .	129
— Kalebassen usw. . . . .	129
— Verwendung von Bast . . . . .	129
— Färbetechnik . . . . .	129
— Stammesorganisation . . . . .	129
— Hordenorganisation . . . . .	129
— Familienorganisation . . . . .	129
— Geschlechtsleben . . . . .	130
— Heiratsgebräuche . . . . .	130
— Geburt . . . . .	130
— Erziehung . . . . .	130

<b>Guajajara Tod und Begräbnis</b> . . . . .	130
— Gesellschaftliche Umgangsformen . . . . .	131
— Arbeitsteilung . . . . .	131
— Verkehr . . . . .	131
— Handel usw. . . . .	132
— Sachenrecht . . . . .	132
— Erbrecht . . . . .	132
— Strafrecht . . . . .	132
— Musik . . . . .	132
— Tanz . . . . .	132
— Spiel . . . . .	133
— Kunstempfinden . . . . .	133
— Gottesglaube . . . . .	133
— Seelenglaube . . . . .	133
— Zauberglaube . . . . .	133
— Kannibalismus . . . . .	133
— Beschneidung . . . . .	133
— Menstruationsgebräuche . . . . .	133
— Heilkunde . . . . .	133
— Sprachliches . . . . .	134ff.
<b>Günther</b> . . . . .	262, 263
<b>Gusinde, P.</b> . . . . .	342
<b>Grimm</b> , Gebrüder . . . . .	67
<b>Hahn, Eduard</b> . . . . .	210ff.
<b>Hartmann, H.</b> . . . . .	302
<b>Hauer</b> . . . . .	207, 208
<b>Heffer, John</b> . . . . .	337
<b>Hellwald, F. v.</b> . . . . .	81, 94
<b>Herder</b> . . . . .	207
<b>Hermstädt</b> . . . . .	66
<b>Hirtennomadismus</b> . . . . .	212
<b>Hochgötter</b> . . . . .	208
<b>Hoffer-Reichenau, K.</b> . . . . .	360
<b>Hoffmann, E. T. A.</b> . . . . .	90
<b>Holden, E. S.</b> . . . . .	51
<b>Honigsheim</b> . . . . .	211
<b>Hooton, E. A.</b> . . . . .	259, 270, 272
<b>Humboldt, A. v.</b> . . . . .	56
<b>Indianer Nordamerikas</b> , Karten der . . . . .	222
— Nordostbrasilien . . . . .	111ff.
— Südamerikas, deren Tabakrauchrollen . . . . .	55, 67ff.
<b>Isolierung</b> , anthropologische und ethnische . . . . .	321
<b>Jagd</b> bei den Maya . . . . .	21
<b>Jahr</b> , tropisches der Maya . . . . .	5
<b>Jahresbericht</b> der Berliner Gesellschaft . . . . .	362
<b>Jakuten</b> , Karten der . . . . .	222
<b>Jenissejer</b> , Landkarten der . . . . .	215ff.
— Zeichenkunst . . . . .	224
— geographische Bezeichnungen . . . . .	224ff.
— Ethnographie . . . . .	375ff.
<b>Jenny</b> . . . . .	255
<b>Jibaro-Indianer</b> . . . . .	348ff.
— Wohnsitze . . . . .	349
— Zahl . . . . .	349
— Sprachliche Stellung . . . . .	349
— Anthropol. Stellung . . . . .	349
— Soziale Ordnung . . . . .	349f.
— Hausbau . . . . .	350
— Hausgeräte . . . . .	350f.
— Zauberei . . . . .	351
— Riesenschlange . . . . .	351f.
— Ornamente . . . . .	352
— Geister . . . . .	325



	Seite		Seite
<b>Jibaro-Indianer</b> , Hausindustrie . . . . .	352f.	<b>Krân-Stämme</b> , Sammelwirtschaft . . . . .	160
— Religiöse Feste . . . . .	353f.	— Bodenbau . . . . .	161
— Kopftrophäen . . . . .	354	— Flechtere . . . . .	162
— Bestattungsgebräuche . . . . .	355	— Spinnerei u. Weberei . . . . .	164
— Bibliographie . . . . .	356	— Herstellung von Seilen und Schnüren . . . . .	165
<b>Jochleson</b> , W. J. . . . .	221, 222	— Knüpftechnik und Netzerei . . . . .	165
<b>Joyce</b> , T. A. . . . .	341	— Federarbeiten . . . . .	165
<b>Jukagiren</b> , Karten der . . . . .	222	— Töpferei . . . . .	166
<b>Kalender</b> der Maya . . . . .	3f.	— Steinarbeiten . . . . .	166
<b>Kalenderstein</b> , aztekischer . . . . .	356	— Holzarbeiten . . . . .	166
<b>Kalym</b> , Entstehung des . . . . .	242	— Kalebassen usw. . . . .	166
<b>Kanarier</b> . . . . .	258ff., 282ff.	— Bastverarbeitung . . . . .	167
— Rassetypen . . . . .	260ff.	— Färbetechnik und Leime . . . . .	167
— Historische Quellen . . . . .	282ff.	— Stammesorganisation . . . . .	167
— Eroberungsgeschichte . . . . .	283ff.	— Hordenorganisation . . . . .	169
— soziale Differenzierung . . . . .	290	— Familienorganisation . . . . .	169
— von den räuberischen spanischen Eroberern betrogen . . . . .	292f.	— Geschlechtsleben und Heiratsgebräuche . . . . .	170
— Stellung auf Tenerife . . . . .	296	— Geburt . . . . .	172
— eingeborene Konquistadoren . . . . .	297	— Erziehung . . . . .	172
— der vier kleineren Inseln . . . . .	298	— Tod und Begräbnis . . . . .	173
— Vermischung mit Spaniern . . . . .	299ff.	— Gesellschaftl. Umgangsformen . . . . .	174
— Allgemeines . . . . .	357ff.	— Arbeitsteilung . . . . .	174
<b>Kant</b> , J. . . . .	90	— Verkehr . . . . .	175
<b>Karren</b> , dahurischer . . . . .	311ff.	— Handel usw. . . . .	177
— geographische Verbreitung . . . . .	311	— Sachenrecht . . . . .	177
— ethnographische Verbreitung . . . . .	312	— Erbrecht . . . . .	177
— Name . . . . .	312	— Strafrecht . . . . .	177
— Verwendung . . . . .	312	— Musik und Gesang . . . . .	177
— Herstellung . . . . .	318	— Tanz . . . . .	178
<b>Karsten</b> , R. . . . .	348	— Spiel . . . . .	181
<b>Kartographie</b> der Naturvölker . . . . .	223	— Kunstempfinden . . . . .	183
<b>Kaukasische Bergvölker</b> , ihr Recht . . . . .	231ff.	— Gottesglaube . . . . .	184
<b>Kausalitätsdrang</b> . . . . .	209	— Seelenglaube . . . . .	184
<b>Kaukasus</b> , deutsche Kolonien im . . . . .	321ff.	— Zauberglaube . . . . .	184
<b>Kekchi-Indianer</b> . . . . .	3, 12, 21, 32, 41	— Kannibalismus . . . . .	184
<b>Kern</b> , E. . . . .	259, 272	— Beschneidung . . . . .	185
<b>King</b> , H. . . . .	207	— Heilkunde . . . . .	185
<b>Klemm</b> , Gustav . . . . .	75	— Sprachliches . . . . .	186ff.
<b>Knoche</b> , W. . . . .	205f.	<b>Krickeberg</b> , W. . . . .	56, 86
<b>Koch-Grünberg</b> . . . . .	63, 71, 339	<b>Krimtataren</b> . . . . .	343
<b>Kolalappen</b> . . . . .	343	<b>Kroll</b> , H. . . . .	214
<b>Kongo</b> , Belgisch . . . . .	373	<b>Kühn</b> , H. . . . .	382
<b>Königtum</b> bei den kaukasischen Bergvölkern . . . . .	240	<b>Kultur</b> , Gefüge und Fundament . . . . .	365
<b>Koppers</b> . . . . .	339, 340, 365	<b>Kulturentlehnung</b> , Fragen der . . . . .	370
<b>Korjaken</b> , Karten der . . . . .	221	<b>Kulturvergleiche</b> . . . . .	223
<b>Kotzebue</b> . . . . .	88	<b>Kunst</b> der Mayavölker . . . . .	1ff.
<b>Krämer</b> , Augustin . . . . .	207	<b>Kunst</b> , nordasiatische . . . . .	359
<b>Krân-Stämme</b> Nordostbrasiens . . . . .		<b>Labat</b> , P. . . . .	77
— Geschichte u. Statistik . . . . .	139	<b>Labaret</b> , H. . . . .	371
— Körper . . . . .	143	<b>Ladyshenskij</b> , A. M. . . . .	227
— Tracht . . . . .	144	<b>Lamponger</b> auf Sumatra . . . . .	248
— Körperschmuck . . . . .	145	<b>Landkarten</b> der Jenissejer . . . . .	215ff.
— Haartracht . . . . .	148	— der Tschuktschen . . . . .	220f.
— Körperbemalung und Tätowierung . . . . .	149	— der Eskimo . . . . .	221
— Körpervereinbarung . . . . .	150	— der Korjaken . . . . .	221
— Reinlichkeit . . . . .	151	— der Jukagiren . . . . .	222
— Siedlungen . . . . .	152	— nordamerikanischer Indianer . . . . .	222
— Wohnungen . . . . .	153	— der Samojeden . . . . .	222
— Innenausstattung . . . . .	154	— der Jakuten . . . . .	222
— Hauswirtschaft . . . . .	156	— der Giljaken . . . . .	222
— Genußmittel . . . . .	157	<b>Landwirtschaft</b> , westöstliche . . . . .	380
— Haustierhaltung . . . . .	157	<b>Lang</b> , Andrew . . . . .	207
— Jagd . . . . .	157	<b>Lappen</b> . . . . .	343
— Fischfang . . . . .	160	<b>Lábló</b> , F. . . . .	248, 254, 255
		<b>Laufer</b> , B. . . . .	45f., 63, 79, 80
		<b>Lebzelter</b> , V. . . . .	362

	Seite		Seite
Le Coq, v. . . . .	346ff.	Pijnappel, Y. . . . .	82
Lehmann, W. . . . .	47, 50, 85	Pilug, Entstehung . . . . .	211ff.
Lehmann-Nitsche . . . . .	340	Pflüge, rheinische . . . . .	378
Leibniz . . . . .	207	Pflugforschung, Geschichte der . . . . .	378
Lentz . . . . .	263	Pflugkultur . . . . .	211ff.
Lery, Jean de . . . . .	68	Polydämonismus . . . . .	208, 209
Leser, P. . . . .	378	Polytheismus . . . . .	207, 208
Lessing . . . . .	207, 344	Pospišil, Prof. . . . .	342
Linsenkeramik in Siebenbürgen . . . . .	253	Praeanimismus . . . . .	207
Linton, R. . . . .	62, 63	Preuß, K. Th. 64, 209, 338, 341, . . . . .	359
Lobel, M. de . . . . .	74	Priesterhügel in Siebenbürgen . . . . .	254
Long, R. C. E. . . . .	340	Primitiver Mensch, seine Religion und Kultur . . . . .	364
Lowie, R. H. . . . .	341	Pumakopf in Mayadarstellung . . . . .	15
Lubbock . . . . .	207	Quesada, E. . . . .	339
Lublinski, Ida . . . . .	342	Quelle, O. . . . .	339
Ludendorff, H. . . . .	9, 340	Quiché-Indianer . . . . .	38
Maaß, A. . . . .	362	Ratzel, F. . . . .	45
Magie . . . . .	209, 364	Rau, Charls . . . . .	51
Maisbau der Maya . . . . .	7, 21	Rauchen bei den Azteken . . . . .	55, 56ff.
Maler (Mayaforscher) . . . . .	16, 17	— bei den Maya . . . . .	55
Malinovskij, J. A. . . . .	227	— bei den Lacandonindianern . . . . .	55
Marett, R. R. . . . .	207	— Entstehung . . . . .	95f.
Marr, N. L. . . . .	230	Raucherdarstellungen von Jalen- que . . . . .	54
Martian, J. . . . .	249	Rauchpfeife, Entstehung . . . . .	64
Marxismus und Rechtsforschung . . . . .	234	— der Sirionos . . . . .	68
— mißverständener . . . . .	235f.	— der Remkokamekran . . . . .	70
Mason, J. A. . . . .	63, 64, 71	— in Mittelamerika . . . . .	97
Maudslay, A. P. . . . .	1, 11, 12, 27, 35, 36	Rauchrollen, mittelamerikanische . . . . .	47ff.
Mayahandschriften . . . . .	53	— südamerikanische . . . . .	55, 67ff.
Mayasteindenkmäler . . . . .	53	— die ersten europäischen . . . . .	74ff.
Mayavölker . . . . .	1ff.	— Bezeichnungen . . . . .	77ff.
— als Verbreiter des Tabak- rauchens . . . . .	97	Rechenkunst der Maya . . . . .	7
Me. Guire . . . . .	48, 49, 50	Rechtsforschung in der U. S. S. R. . . . .	227f.
Menangkabauer auf Sumatra . . . . .	247	Regenbittopfer in China . . . . .	337
Merhart, G. v. . . . .	343	— der Maya . . . . .	7
Mexikanische, alt- Darstellungen von Tabakrauchrollen . . . . .	47—74	Regengötter der Maya . . . . .	52
Miller, W. F. . . . .	230	Rehfues . . . . .	57
Mond bei den Mayas . . . . .	12	Religion der Mayavölker . . . . .	1ff.
Mond-Supplementärserie bei den Maya . . . . .	5	Renntierzucht, Ursprung . . . . .	212
Monotheismus, Ur- . . . . .	207ff.	Revolution im alten Mayagebiet . . . . .	4f., 20
Mordini . . . . .	342	Richter, Elise . . . . .	78f., 81f.
Morgensternkult d. Maya . . . . .	1	Richthofen, v. . . . .	340
— der Azteken . . . . .	36	Riesenschlange nach Ansicht der Jibaros . . . . .	351f.
Morley, S. G. . . . .	1, 5, 34	Rivet, P. . . . .	371
Müller, F. W. K. . . . .	344ff.	Röck, Fr. . . . .	369
Nándorválya (Nadru Vale) . . . . .	249	Roorda van Eysinga, W. A. P. . . . .	82
Naturgeister . . . . .	208	Roska, M. . . . .	249
Neger im Stromgebiet des Weißen Nil . . . . .	360	Roth-Lutra, K. H. . . . .	385
Nemnich . . . . .	65, 81, 94	Sahagun, B. de . . . . .	36, 58, 61, 62, 87
Neudorf, deutsche Kolonie bei Su- chum . . . . .	321	Samojeden, Karten der . . . . .	222
Nil, Weißer . . . . .	360, 373	Sapper, K. . . . .	30, 340
Nimuendaju . . . . .	112	Saros, der bei den Mayas . . . . .	5, 39
Nordasien, Kunst und Kultur von . . . . .	359	Schaltung in Mayazeitrechnung . . . . .	19f.
Nordenskiöld, E. . . . .	63, 71, 341	Schelling . . . . .	207
Normannen . . . . .	284, 285	Schellhas, Paul . . . . .	21, 41, 48, 53, 339
Obermaier, H. . . . .	339, 341	Schenkenbergstufe in Sieben- bürgen . . . . .	257
Och, Joseph . . . . .	71, 88, 91	Schildkrötenkopf in Mayadar- stellung . . . . .	29
Oettking, B. . . . .	339	Schlange auf Mayadarstellungen 15, 16, 17, 22, 24, 27, 38f., 44 . . . . .	37
Opfer des Frühmenschen . . . . .	209	Schlangennadler in Mayadarstellung . . . . .	37
Ostrovskich, P. E. . . . .	220	Schleiermacher . . . . .	207
Palembanger auf Sumatra . . . . .	247	Schmidt, Hubert . . . . .	248, 250
Párvan, V. . . . .	249		
Paudler . . . . .	259, 263, 270f.		

	Seite		Seite
Schmidt, Max	56, 366, 367, 368, 369	Timbiraindianer	114
Schmidt, Pater W.	207	Tlaloe, Gott d. Maya	51, 55, 56
Schroeder, Generalmajor a. D.	331	Tordos	250f.
Schroller, H.	248, 356	Torma, Erl. v.	248
Schurtz, H.	385	Trimborn, H.	341
Seelenglaube	209	Tschuktschen, Landkarten der.	220f.
Seler, Eduard	1, 10, 15, 25, 37, 40, 49, 53f., 56, 339	Tukan (Pfefferfresser)	18, 26
Seler-Sachs, Frau	339	Tupiindianer	113
Siebenbürgen, Stein- und Kupferzeit	248ff.	Tylor, Edward	207
— Entwicklung der Vorgeschichtsforschung	248f.	Unkrig, W. A.	375
Smith, Birket	63	Urmonotheismus	207ff.
Snethlage, Emilie	112	Urubú-Indianer	113
Snethlage, E. H.	111ff.	Verneau, R.	258
Sonnenglaube	209	Vierkandt, A.	365
Sonnenkult d. Maya	11	Virchow, H.	267, 343, 344, 356, 359, 360, 362
— der Azteken	10f.	Virchow, R.	248
Sozialgeschichte der kaukasischen Bergvölker	233ff.	Volksvertretung bei kaukasischen Bergvölkern	241
Spanier	282ff.	Vorgeschichte Süd- und Südwestafrikas	362
Spengler	209	Voß, A.	248
Spinden, E. S.	341	Wagner, L. v.	76
Spinden, H. S.	1, 9, 14, 18, 23, 26, 34, 340	Waldschmidt, E.	346
Staat der Naturvölker	365	Wegner, R.	342
Stahl, G.	45ff., 367, 374	Weinert, H.	359
Ständeentwicklung im Kaukasus	236	„Weltkreis, Der“	374
Staudinger	357, 371, 373	Wietenberg-Keramik in Siebenbürgen	251
Steinen, K. v. d.	339	Wirtschaftsentwicklung primitiver Völker	210
Stephens, J. L.	88	Wölfel, D.	260, 271, 273, 282, 357
Sternberg, L.	224, 339	Wundt, W.	207
Sternbilder der Maya	35	Zahl 13 bei den Maya	6, 23
Sticker	340	Zahlensystem der Maya	3
Stoffel, Mathias	71	Zaragoza, Don J.	57
Stoll, O.	85	Zeichenkunst der Sibirier	223f.
Stötzner, W.	311	Zeiteinteilung der Maya	2ff.
Südwestafrikanische Buschmannkultur	362	Zembrano, C. A.	339
Sumatra, sein Völkergemisch	244ff.	Zigarre	45ff.
Tabak, Wort	47	— Ableitung des Wortes	77ff.
Tabak bei den Jibaro	353	— Einführung des Wortes in Europa	86ff.
Tabakopfer der Karayaindianer	52	— ihre Fabrikation in Deutschland	93ff.
Tabakpflanze, Ursprung	45f.	— unbekannt in Nordamerika	98
Teepie, J. E.	1, 5, 8, 9, 18, 19, 22, 37	Zigarrenfabrik, erstes Auftreten d. Wortes	91
Termer, Franz	339	Zigarette in Mexiko	62ff.
Tessmann	82	Zoudervan, H.	244
Teutsch, J.	248, 254	Zwanzigersystem bei Mayas	3
Theret	70, 77, 87		
Thilenius	209, 342		
Thomas, Cyrus	50		
Thompson, J. Eric	5		



# Tafeln.

Abb. 1. Der aztekische Kalenderstein trägt in der Mitte das Antlitz des Sonnengottes, als Symbol der augenblicklichen Weltepoche, nach Ablauf der vier bereits zugrunde gegangenen Zeitalter. Diese, Windsonne, Feuerregensonne, Wasserflutensonne und Jaguar- (Eklipsen) Sonne sind im zweiten Ring zum Zeichen Vier Olin umgebildet, dem Tage, an dem man befürchtete, daß dereinst das augenblickliche Zeitalter durch Erdbeben vernichtet werden würde. Der dritte Ring enthält die 20 Tage des aztekischen Kalenders, der vierte Ring läßt 40 Quincunxes erkennen, während 12 von den Sonnenjahreszwickeln bedeckt sind. Diese Quincunxreihe ist mit Adlerfedern geschmückt, welche auf Blutopfer hinweisen; dann folgt eine sporenförmige Verzierung, welche Blut darstellt. Um die Peripherie herum liegen zwei Feuerschlangen, von denen jede 52 Jahre repräsentiert. Oben ist der Tag 13 Acatl angegeben, der Beginn des gegenwärtigen Zeitalters.



Abb. 1.



Abb. 2. Piedra del teocalli, Mexiko. Die Rückwand der oberen Plattform des Miniaturtempels. Um das Sonnenbild stehen: links Uitzilopochtli mit der Kolibrihaube, der Kriegsgott der Azteken und Beschaffer von Kriegsgefangenen; als Fuß die Feuerschlange; Herrscher des Tages Eins Feuerstein. Rechts Tezcatlipoca, der Nacht- und Mondgott der Azteken, Bringer des Holzes bei der Erneuerung des Heiligen Feuers am Anfang des Kalenderringes; Herrscher des Tages Eins Tod. Die Tage Eins Feuerstein und Eins Tod sind auf den Seiten des Denkmals eingemeißelt und stehen 52 Tage voneinander ab. Aus dem Munde kommt das Zeichen *atl-tlachinolli*, Wasser und Feuer, die Hieroglyphe für Krieg. In den Händen ein Agaveblatt mit Obsidianmessern, welche zur Blutentziehung verwendet wurden. Es ist hierdurch die Forderung zur Beschaffung von Menschenopfern und von eigenen Blutopfern ausgedrückt. Über Tezcatlipoca das Zeichen des Ostens und der Seele des geopfert Gefangenen.



Abb. 2.

Abb. 3. Stele I. Copan. Bärtiger Morgensterngott, welcher außerdem noch als Herkulesfigur des Tempels 22. vorkommt. Die Daten 9, 12, 3, 14, 0, und 9, 13, 0, 0, 0, haben einen Abstand von zehn Venus MJ. Oben der tote Tag, über dem sich die Feuerfeder erhebt. Sie besteht aus Muschel, gekreuzten Stäben (Feuerwechsel) und der Feuerfeder. Dies bedeutet eine neue Feuer- oder Rechenperiode.

Auf dem Gürtel die neue Sonne. (Nachbildung im Britischen Museum.)





Abb. 3.

Abb. 4. Stele 8. Naranjo, im Petengebiet. Der Morgensterngott ist durch die Hieroglyphe der Venus über dem eigenartigen Ohr gekennzeichnet. Er trägt hier den langen Bart der Stelen B. und F, Copan. In der linken Hand den Sonnenfächer, an welchem oben ein Segment fehlt, ein Hinweis auf Sonnenfinsternisse. In der rechten Hand das Zepter der eckigen Feuerschlange. Er steht auf einem Gefangenen, den er überwunden hat. 9. 18. 10. 0. 0. (s. Abb. 5 a).



Abb. 4.



#### Die Nephritplatte des Museums zu Leiden.

Abb. 5 a. Vorderseite: Der Morgensterngott hält die doppelköpfige Schlange gegen die Brust, aus welcher links der Sonnengott, rechts ein junger Gott herauskommt. Er steht vor einem Gefangenen, was durch das Zusammenbinden von Händen und Haar kenntlich ist. Es ist der Sieg des Morgensterns über den Abendstern ausgedrückt. — Die Platte erinnert an Stele A. Copan, (Abb. 12) und Stele 8 Naranjo (Abb. 4).

Abb. 5 b. Rückseite. Nach der Einführungshieroglyphe folgt die Angabe des Tages 8. 14. 3. 1. 12. — 1 Eb; dann folgt als erste links die Hieroglyphe G. der Supplementär-Serie.

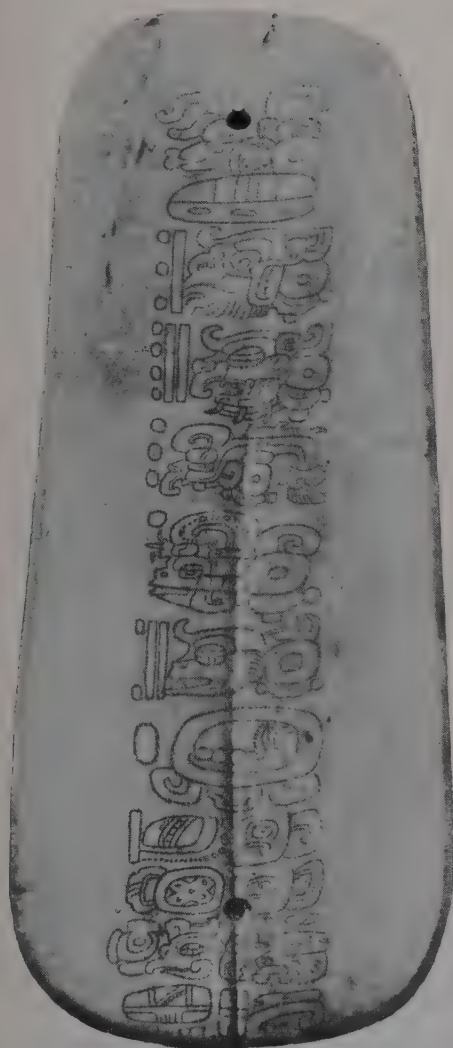


Abb. 5b.



Abb. 5a.

Abb. 6. Sonnenstele D. Copan. Maske des Sonnengottes. 9. 15. 5. 0. 0., welches Datum 48 Tage später liegt, als das des verheimlichten Feuertags 9. 15. 4. 15. 12. Dieses liegt 416 Jahre nach dem Datum der Leidener Platte. Die Stele steht auf der Nordseite der großen Plaza und beherrscht alle anderen. Vor ihr liegt der Altar D, Südseite. 9. 15. 0. 0. 0., welcher zwei Extraschalttage darstellt, die am genannten Datum fällig waren. | Die tot gezeichnete Sonne trägt die Sonnenhieroglyphe im Auge. In der Mitte der Knochen, welche an Stelle des Ohrs angebracht sind, kommen Federn (Augen oder Tage ) vor. Die Erklärung des Ornamentes auf der Stirn wird durch Vergleich der Augen des Sonnengottes auf Stele J (Abb. 17) verständlich. Altar D ist rechtwinklig; die Ecken befinden sich an Stelle der Nasen und Ohren.  
(Nachbildung im Völkerkundemuseum, Berlin.)





Abb. 6.

Abb. 7. Stele D. Copan. Rückseite. In Bilderschrift: Das oberste Datum links ist die Einführungshieroglyphe. 1 bedeutet 9 Baktun; 2— 15 Katun; 3— 5 Tun; 4— 0 Uinal; 5— 0 Kin; 6— der Tag 10 Ahau; 7— Glyph G; 8— der Monat 8 Chen. zusammen 9. 15. 5. 0. 0. — 10 Ahau 8 Chen.



Abb. 7.



Abb. 8. Altar vor Stele D. Copan. Nordseite. Altar der Schalttage 9. 15. 0. 0. 0. Hier sind durch die drei Doppelkreise die gewöhnlichen Schalttage ausgedrückt, welche um zwei Extraschalttage vermehrt werden, welche auf dem Zeichen Akbal (Nacht) liegen, zusammen mit Holzscheiten, welche das Verbrennen der Schalttage ankündigen. Fünf Schalttage sind in den Augen durch Scheiben ausgedrückt. Das Gesicht ist das des Mars, welcher im Tempel 22 auch fünf Scheiben im Auge hat, Diese Extraschaltung kehrte immer erst nach 120 Marsumläufen, fast ca. 256 Jahren, wieder. (Nachbildung im Völkerkundemuseum, Berlin.)

Abb. 9. Altar Q.; 9. 16. 12. 5. 17. — 6 Caban 10 Mol. Um den Altar herum sitzen fünfzehn Figuren mit Kienholzbündeln in der Hand um das neue Feuer zu erhalten, und eine (die zweite von links), welche das Feuerzepter in der linken Hand hält um das Feuer zu verteilen. Diese geflügelte Figur hat einen Ring um das Auge; die rechte Hand ist von einem Schild bedeckt, der den Kopf des Alligators zeigt, und somit das Ende der alten Schaltrechnung bedeutet. Die Figur ganz links mit dem Brustschild der Schalttage („Tau“) fordert ihr Recht, indem sie den Verteiler anstößt um während der Schalttage auch lebendig zu bleiben. 9. 15. 6. 16. 17. bis 9. 17. 5. 3. 4. (Nachbildung im Britischen Museum.)



Abb. 8.



Abb. 9.

Abb. 10. Altar R. 9. 15. 9. 13. 0. bis 9. 16. 12. 5. 17. Das erste Datum liegt drei Venusumläufe weniger vier Tage vom verheimlichten Feuertag 9. 15. 4. 15. 12. entfernt und bezeichnet somit die untere Konjunktion der Venus. Unter der Nase und auf den Backen liegen die fünf Kreise des Quincunx. Auf der Stirn liegen zehn oder zwölf Kreise, die jedoch so stark verwittert sind, daß die Prüfung des Originals keine sichere Zählung ergab. Die Kreise bedeuten die Unsichtbarkeit der Venus während der unteren Konjunktion. Diese wurde früher zu zehn Tagen gerechnet, wie auf den zwei im Ohr läppchen befindlichen Baumwollenkapseln ausgedrückt ist. Auf den Ohren liegen zwei Augen. Der Schädel bedeutet die untere Konjunktion und den Umlauf der Venus. Die zwei zusammengebundenen Tagesbündel links und rechts von den Ohren kommen als erste Hieroglyphe im Tempel 22 vor. (Original im Britischen Museum.)

Abb. 11. Altar vor Stele N. Der nach rechts gerichtete Kopf ist der des Marstieres, Cod. Dresd. S. 45. Er hat Federn (Tage) in den Augen, welche auf Abb. 6 auf den Knochen liegen; als Bart fließt Wasser auf die Tatzen. Auf dem Oberarm befinden sich drei Schalttage. Der linke Kopf ist wahrscheinlich der des Sonnengottes während der Schalttage. Das Stirnband ist ein Kennzeichen des Sonnengottes (s. Abb. 22).





Abb. 10.



Abb. 11.

Abb. 12. Stele A, die schönste von Copan. Abendstern oder Erde. Das erste Datum 9. 14. 8.0. 0. gibt die Lage des Hauptdatums 9. 15. 0. 0. 0. im tropischen Jahr an, an welchem das dritte Viertel von 13 Baktun endete. Ferner ist der Tag 9. 14. 19. 5. 0, angegeben, welcher darauf hinweist, daß 235 Mondumläufe gleich 19 tropische Jahre sind, und der zugleich 260 Tage vor dem Hauptdatum liegt, welche Zeit die Herrschaft des Abendsterns ausmacht.<sup>1</sup> Die unteren Partien haben durch Feuer gelitten. (Nachbildung im Britischen Museum.)



Abb. 12.



Abb. 13. Copan, Stele B. 9. 15. 0. 0. 0. Morgenstern. Nördliche Seitenansicht. Hier ist das System der Schaltung im tropischen Jahre ausgedrückt. An den Seiten befinden sich sechs Marsköpfe, oben zwei Vogelköpfe, welche den Tun darstellen. 13 Tun = sechs Marsumläufe. Abb. 16 zeigt die Rückseite, Abb. 18 die Vorderansicht. Zu Zeiten von Stephens stand hier ein Alligator-Altar. Die unteren Partien haben durch Feuer gelitten.



Abb. 13.

Abb. 14. Stele F. Copan, 9. 17. 12. 13. 0. Morgenstern. Stelen F und H gehören zusammen, wie B und A. Der Altar F besteht aus zwei Köpfen des Sonnengottes, über denen zwei Jaguare gelagert sind, in welchen ich den Mond vermute. Maudslay hat auf Pl. 115 das Gesicht mit Nase wiedergegeben.





Abb. 14.

Abb. 15. Stele H. Copan. 9. 17. 12. 0. 0. Abendstern oder Erde. Als Kopfschmuck der große Sonnenkopf, die Rückseite ist Abb. 27 reproduziert. Um diese Stele herum wurde an der Oberfläche reicher Jadeitschmuck gefunden, welchen die Priester als letztes niedergelegt haben, als sie Copan für immer verließen, woraus, wie sonst nirgends, der absolute Glaube an die Macht und Güte dieses Gottes hervorgeht. (Nachbildung im Britischen Museum.)





Abb. 15.



Abb. 16. Stele B. Copan. Rückseite. Die Vorderseite ist auf Abb. 13 und 18 wiedergegeben. Das stereotype Marsgesicht, nach welchem die Schaltungen im tropischen Jahre vorgenommen wurden. Bemerkenswert ist die Doppelnase, oder lange Nase, auf welcher oben eine Schnecke angebracht ist, wie bei den Schlangenköpfen und ferner die lange aus den Mundwinkeln hervorkommende, nach oben gerollte Zunge.



Abb. 16.

Abb. 17. Stele J. Copan. Das stereotype Sonnengesicht, kenntlich durch den Stufenzahn. An der Stirn und auf dem Zahn sind Blutstropfen und Adlerfedern angebracht. Die letzten Daten reichen von 9. 13. 10. 0. 0. bis 10. 0. 0. 0. 0.; ihre Differenz 6. 10. 0. 0. erfordert einen Extraschalttag. Stirnausschnitt und Zahn haben die Form des „Tau“ Auges, welches auf den Backen der zwei Schaltköpfe auf Stele A Quiriguá vorkommt und nunmehr als Schalttag im TJ erkannt ist. Die unteren Teile haben durch Feuer gelitten. Die Blutstropfen drücken die Forderung nach Blutopfern aus. (Nachbildung im Britischen Museum.)





Abb. 17.

Abb. 18. Stele B. Copan. Morgenstern. Vorderansicht. Diese Stele ist auch Abb. 13 und Abb. 16 wiedergegeben. Es ist hier das Schaltsystem ausgedrückt: 6 Mars = 13. 0. 0. erfordern 3 Schalttage, welche über dem Turban sichtbar sind. 120 Mars = 13. 0. 0. 0. erfordern 2 Extraschalttage, die auf dem Bart liegen, und bei 13. 0. 0. 0. 0. ist ein weiterer Extraschalttag fällig, welcher durch das Gesicht des Sonnengottes (ein Tag) zwischen den Knien sichtbar wird.



Abb. 18.



Abb. 19. Stele A. Quiriguá. Morgenstern. Sie bildet eine Parallele zu Stele B Copan. Hier werden die drei Schalttage sichtbar zwischen gekreuzten Knochen; sie kommen aus einem Blumenkelch heraus, wie beim Mars im Tempel 22. Auf diesem Ornament liegen oben zwei in Flammen endende Extraschalttage mit dem Tau-Zeichen auf den Backen. Die Daten 9. 1. 0. 0. 0., 9. 4. 5. 0. 0., 9. 17. 5. 0. 0. zeigen Differenzen von 3. 5. 0. 0. und 13. 0. 0. 0., welche auf die Schaltung hinweisen.



Abb. 19.

Abb. 20. Altar P. Quiriguá. Die große Schildkröte. 9. 18. 5. 0. 0. Nordseite. Venus als Abendstern oder Erde (s. Abb. 12) sitzt im Rachen der Zeit, welche hier 65 Tun ausmacht, die seit 9. 15. 0. 0. 0. verflossen sind. Die linke Hand wird von der Sonnenmaske bedeckt, die rechte hält die neue Zeit: den jungen Cuculcan verbunden mit einer Schlange, welche drei Federn (Tage) im Rachen hat. Über die ganze Oberseite dieses größten aller Altäre erstreckt sich das Monumentalgesicht des Mars, als Basis für die Schaltung, und weil hier 30 Mars MJ enden. In den mit Knochenausbuchtung versehenen Schilden, welche unten links und rechts von zwei verschieden gearteten Figuren fortgeschleppt werden, ist das linke mit Alligatorkopf geschmückt und daher die Schaltrechnung, in der der Schalttag nicht gezählt wird. (Nachbildung im Britischen Museum.)





Abb. 20.

Abb. 21. Altar P. Quiriguá. Die große Schildkröte 9. 18. 5. 0. 0. Südseite. Das Mittelbild hat mit Schaltung zu tun, s. Kopfschmuck von Abb. 19, und ist wahrscheinlich die Sonne während der Schalttage (s. auch Abb. 11). Auf dem rechtwinkligen Kopfschmuck liegen zwei gen Himmel sehende Marsköpfe; hinter ihnen lodern Flammen empor, auf denen sich mehrere Scheiben mit drei Schalttagen befinden. Die große Schildkröte stellt demnach die Schalttage selbst dar, welche in der Sonnenrechnung nicht mitgezählt werden und daher als stillliegend angesehen werden können. Demgemäß kann es sich nur um Schaltung der Sonnen- oder Merkurrechnung handeln. (Nachbildung im Britischen Museum.)



Abb. 21.



Abb. 22/23. Altar U. Copan. 9. 16. 12. 5. 17. Ende der auf Altar D. beginnenden Zeit. In den Augen erscheinen die Hieroglyphen Sonne und Ahau; am Stirnband des Sonnengottes liegen inmitten der Tagesbüschel zwei Augen (Enden); rechts sitzt in einem Schlangenrachen Mars, kenntlich an den drei Punkten, demgemäß müßte links der Morgenstern sitzen. Die Schuld an den nie wieder gut zu machenden Beschädigungen der Köpfe dürfte wohl den Anwohnern der zwei Gehöfte zuzuschreiben und bereits vor vielen Jahren geschehen sein. Die Hieroglyphen weisen auf die Umläufe von Mond, Sonne, Abendstern, Morgenstern, Mars, Jupiter und Merkur hin.



Abb. 22.



Abb. 23.

Abb. 24—26. Tempel 22. Copan. Haupttempel und zugleich der kunstvollste aller Mayatempel, stellt die durch den Doppeldrachen ausgedrückte Periode von 104 Jahren dar, dasselbe wie der aztekische Kalenderstein (Abb. 1). Auf dem Leib des Feuerdrachens befinden sich sieben Götter, welche Gestirne darstellen. Auf den Fußbiegungen liegt auf beiden Seiten das Zeichen der Venus. Der linke, westliche Drachenkopf hat Bezug auf den Abendstern, da aus dem Ohr die Venushieroglyphe heraussprießt. Der rechte, östliche Drachenkopf weist auf Sonne und das neue Feuer, die neue Zeitrechnung, hin. Der Tempel ist zusammen mit den Stelen A und B für die Zeit von 9. 14. 19. 5. 0. bis 9. 15. 0. 0. 0. errichtet worden. Die Götter, welche den Drachen halten, sind der Morgenstern, dessen Rücken das Gesicht des Mars bildet. Diese Verkettung zweier Götter kommt in gleicher Weise auf Stele B vor. Die zwei Affenschädel, welche als Sitz dienen, und die dazwischen liegenden verkleinerten Schädel stellen fünf Venusumläufe vor, die Grundzahl des Kalenders im Cod. Dresd. S. 24.



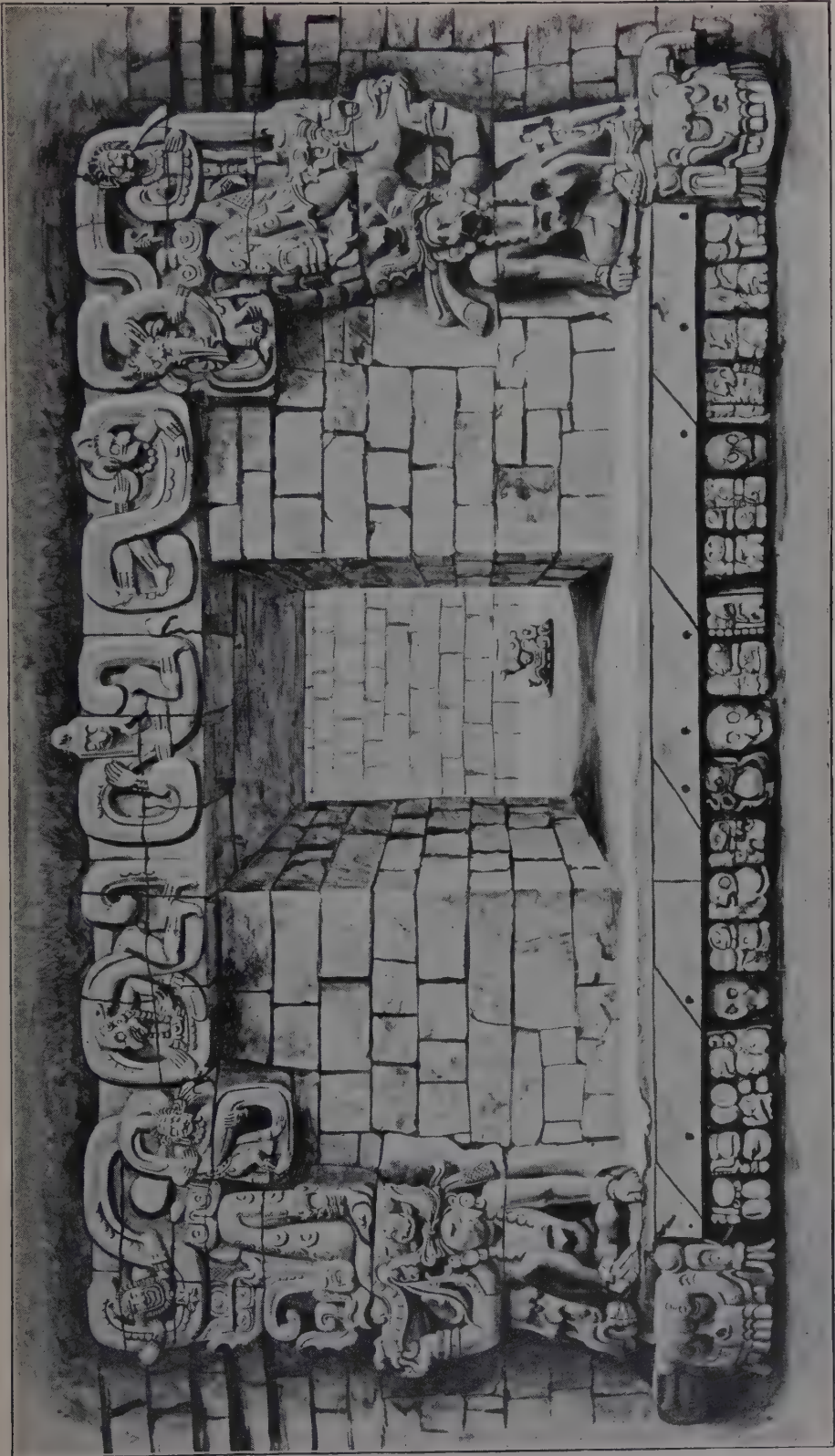


Abb. 24.



Abb. 25.





Abb. 26.



Abb. 27. Rückseite der Stele H. Copan, deren Vorderseite Abb. 15 zeigt. 9. 17. 12. 0. 0.  
Die Vorderseite stellt den Abendsterngott dar, die Rückseite die Sonne. Der große Kopf ohne Nase ist der Sonnenkopf, darüber befindet sich die Feuerfeder, und auf ihr steht die neue Sonne in Form eines Vogels. Vor Stele H liegt ein arg beschädigter Sonnenaltar. Die unteren Teile der Stele sind durch das alljährlich eintretende Abbrennen der Felder zerstört, wie dies auch auf den Stelen A, B, J usw. zu sehen ist. Im Hintergrund Stele B. (Nachbildung im Britischen Museum.)



Abb. 27.

